
Mitteilungen

des

Oberhessischen
Geschichtsvereins
Gießen

2008

Mitteilungen
des
Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen

Redaktion:
Manfred Blechschmidt, Michael Breitbach,
Eva-Marie Felschow, Susanne Gerschlauser
und Dagmar Klein

93. Band

Gießen 2008

Dieser Band wurde mit einem Zuschuss der
Universitätsstadt Gießen gedruckt.

Impressum

Herausgegeben vom Vorstand des Oberhessischen
Geschichtsvereins Gießen e.V.

Titelbild:

Wilhelm Gail: Begründer der Gail'schen Tonwerke
(Gail'sches Firmen- und Familienarchiv)

ISSN: 0342-1189

Druck und Bindearbeiten:

VDS-Verlagsdruckerei Schmidt, Neustadt a. d. Aisch

Inhalt

Erwin Knauß

Nachruf auf Herbert Keller 1

I. Beiträge

Hans-Joachim Weimann

Sechs Fragen zum Oberhessischen Museum und den Gail'schen Sammlungen 5

Eva-Marie Felschow / Manfred Blechschmidt

Ein Kuratorium für das Museum?

Eine Ergänzung zum Beitrag Weimann 29

Hans Reeh

Die Symbolik keltischer Münzen Ein Erklärungsversuch an drei Beispielen aus dem Einflussbereich des Dünsberg-Oppidums. Sowie ein Vergleich „Tanzendes Männlein“ mit „Vogelmännchen“ = Nauheimer Typ. 31

Hans Reeh

Zeitliche Einordnung und Deutung von Ortsnamen im Dünsbergland / Gleiberger Land. Sowie ein Versuch, einige Berg- und Ortsnamen neu zu deuten 61

Armin Becker

Lahnau-Waldgirmes und die Feldzüge des Germanicus 83

Friedrich Karl Azzola / Andreas Schmidt

Die spätmittelalterliche Grabplatte, die nachmittelalterlichen Grab-Kreuzsteine sowie ihre nachfolgenden barocken Denkmäler in Treis an der Lumda (Landkreis Gießen) und Sichertshausen (Landkreis Marburg-Biedenkopf) 91

Dagmar Klein

Übersetzung von lateinischen Grabschriften auf dem Alten Friedhof in Gießen - In memoriam Dr. Elisabeth Kredel 137

Karl Dienst

Akademische Theologie und die Identität einer Landeskirche Gießen - Frankfurt am Main - Mainz 169

Günter Dörfel

W. H. Theodor Meyer (1820? – ?). Erfolglos aber folgenreich -
aus dem Leben und Schaffen eines hessischen Gelehrten 199

Karl Heinrich Stamm

Karl Theodor Friedrich Stamm (1812-1902), Dr. med.
Das Lebensschicksal eines Darmstädters im hessischen Vormärz
Eine genealogisch-historische Studie 215

Jutta Failing

„Ihnen, liebe Mutter, bin ich zu ganz besonderem Dank ver-
pflichtet ...“ - Das Leben der Freifrau Emily von Fritsch, geb.
van der Hoop, und ihr Einsatz als freiwillige Hilfsschwester in
Gießen während des Ersten Weltkriegs 239

Peter Gruhne

Otto Eger: „herzensguter Mensch“, Mitläufer oder „Nazi“?
Zur Kontroverse um den Gießener Juristen 267

Sigrid Oehler-Klein

Die Medizinische Fakultät der Universität Gießen im National-
sozialismus: Institutionen und Personen - Umbrüche und Konti-
nuitäten 329

Herbert Keller

Nachtrag zum Beitrag: Die Jubiläumsmedaillen der Universität
Gießen 1707-2007, MOHG 92 (2007), S. 369-402 353

II. Beiträge von Nachwuchshistorikern

Christoph Geibel

Vorbemerkung 355

Jascha Braun

Ergasterium Disciplinarium“ - „Zucht durch Arbeit“ im Landes-
zuchthaus Marienschloss 357

Johanna Beil / Samantha Kröck / Sabine Kühn

Der Krieg ist aus - was tun? Die wirtschaftliche Demobilisierung
nach dem Ersten Weltkrieg in Gießen 379

Fiona Fritz Die im Dunkeln sieht man nicht - Konflikte um die Schulpflicht in Gießen um 1930	405
---	-----

III. Miscellen

Ludwig Brake Gail'sches Archiv	431
Hans-Joachim Weimann Der „Kindergarten“ im Gail'schen Park	436
Matthias Recke Antikensammlung	439
Volker Hess Eckardshausen	451
Manfred Blechschmidt Neubau der Brücke	455

IV. Rezensionen

Elisabeth in Marburg. Der Dienst am Kranken. Katalog zur Ausstellung des Universitätsmuseums für Kunst und Kulturgeschichte Marburg vom 24. März bis 25. November 2007; Marburg u. Kassel 2007 <i>Ulrike Enke</i>	457
Carsten Lind: „Arbeiter im Weinberg des Herrn“. Die evangelischen Pfarrer in der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt 1567-1730 (Quellen und Forschungen zur Hessischen Geschichte 150), Pfungstadt 2006 <i>Athina Lexutt</i>	458
Christopher Ernestus: Tagelöhner, Zunftmeister, Stadtschreiber. Städti- sches Leben im 16. und 17. Jahrhundert im Spiegel einer Marburger Bürgerfamilie (Marburger Stadtschriften zur Geschichte und Kultur 81). Rathaus-Verlag. Marburg 2005 <i>Hubert Kolling</i>	461
Thea Altaras: Synagogen und jüdische Rituelle Tauchbäder in Hessen - was geschah seit 1945?, Königstein/Ts. 2007 <i>Susanne Gerschlauer</i>	462

Hanno Müller, Friedrich Damrath, (Mitarb.): Juden in Steinbach, Steinbach 2008 <i>Susanne Gerschlauser</i>	464
Bruno W. Reimann: Avantgarden des Faschismus. Studentenschaft und schlagende Verbindungen an der Universität Gießen 1918-1937. Analyse. Frankfurt am Main u.a. 2007 <i>Florian Hoffmann</i>	466
V. Aus dem Vereinsleben (Dagmar Klein)	471
VI. Presseberichterstattung	475
VII. Autorinnen und Autoren	491

Nachruf

Herbert Keller, geb. 25.3.1927, gest. 9.10.2008

Durch einen tragischen Unglücksfall verstarb am 9. Oktober 2008 unser Vorstandsmitglied Herbert Keller im 82. Lebensjahr. Sein plötzlicher Tod hat seine Familie und alle seine Freunde und Bekannten in tiefe Trauer gestürzt, er hat auch in die Reihen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen eine schmerzliche Lücke gerissen.

Herbert Keller wurde am 25. März 1927 in Todtnau im Schwarzwald geboren, kam aber schon im ersten Lebensjahr nach Gießen, wo seine Mutter herstammte und sein Vater eine Bürsten- und Besenfabrikation betrieb. So darf er als echter Sohn seiner Heimatstadt gelten, der er ein Leben lang treu geblieben ist.

Nach dem Besuch der Pestalozzischule wechselte er zum Realgymnasium - damals in der Ludwigstraße -, ehe ihn der 2. Weltkrieg zum Abbruch zwang, den er als Flakhelfer und Soldat nach kurzzeitiger Gefangenschaft heil überstehen konnte. Unverzüglich holte er das Abitur nach und begann auf Wunsch seiner Eltern ein Studium der Wirtschaftswissenschaften in Frankfurt am Main, obwohl er eigentlich, wie er einmal erwähnte, liebend gern Geschichte studiert hätte. Als Dipl.-Kaufmann wurde er Mitinhaber der Firma seines Vaters, die er nach dessen Tod 1985 bis zum Jahre 1992 leitete. Der Betrieb befand sich bis zur Kriegszerstörung im Jahre 1944 an der Ecke Moltkestraße/Kaiserallee 27 (heute Grünberger Straße), wo jetzt ein Alten- und Pflegezentrum entsteht. Nach dem Krieg bauten Vater und Sohn die Fabrikation auf ihrem Gartengrundstück in der Steinkaute 2 neu auf, bis ihn der Ruhestand mit 65 Jahren zur Aufgabe veranlasste.

Seine historischen Interessen blieben aber trotz starker beruflicher Inanspruchnahme immer ein wichtiger Teil seines Lebensinhalts. Aus einer Liebhaberei, nämlich dem Sammeln von Münzen, wurde im Laufe der Zeit ein exzellenter Münzkenner, dessen Fachwissen in weiten Kreisen der Numismatik nicht nur Anerkennung fand, sondern sich auch in zahlreichen Abhandlungen niederschlug, von denen einige in unseren „Mitteilungen“ abgedruckt wurden. Anfang der 70er Jahre gehörte Herbert Keller zu den Mitgründern der Gießener Numismatischen Gesellschaft, als deren 2. Vorsitzender er über 21 Jahre lang fungierte und danach zum Ehrenvorsitzenden ernannt wurde.

Seine wissenschaftlichen Schwerpunkte galten den Münzen der verschiedenen hessischen Territorien, und es gehört dabei zu seinem bleibenden Verdienst, dass er das Leben und Werk des Gießener Münzmeisters Johann Adam Rebhun erforschte und nachweisen konnte, dass die Landgrafen von Hessen-Darmstadt um 1700 einige Jahre lang in Gießen Münzen prägen ließen. Auch zum 400. Geburtstag unserer Justus-Liebig-Universität leistete er nicht nur einen bedeutenden numismatischen Beitrag, der unter dem Titel „Die Jubiläumsmedaillen der Universität Gießen 1707/2007“ im 92. Jahresband abgedruckt ist. Er hat auch den Anstoß zur Herausgabe einer Medaille unserer alma mater aus Anlass ihres 400-jährigen Jubiläums gegeben und die Universität mit seinem sachkundigen Rat unterstützt. Es zählt zu den nur schwer erklärbaren Zusammenhängen, dass auch in diesem Band des OHG noch ein Nachtrag aus Kellers Feder zu dem erwähnten Aufsatz publiziert ist.

Ein anderer Bereich seines vielfältigen Lebens war seine engagierte Tätigkeit im Lions Club „Justus von Liebig Gießen“, dem er 1974 als Gründungsmitglied beitrug. Der Leitspruch der Lions-Bewegung „We Serve“ war ihm stets ein echtes Anliegen. Er hatte viele Ämter vom Sekretär bis zum Präsidenten inne, war Chairman der Region und nahm viele Aufgaben wahr, die seinen Einsatz und seine nimmermüde Hilfsbereitschaft erforderten.

Für uns in Gießen bleibt seine aktive Mitarbeit am traditionellen Oster Eiermarkt ebenso in lebhafter Erinnerung wie seine Mitarbeit im Club 68, den er in vorbildlicher Weise unterstützte. Die Lions Zentrale in OAK Brook/USA zeichnete ihn für seine Sozialarbeit mit dem höchsten Lionsorden, der „Melvin Jones Fellow-Medal“, aus. Als es im Vorstand des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen durch unerwartete Rücktritte und Ausfälle zu einem Engpass kam, ist es dem Unterzeichneten gelungen, Herbert Keller für eine Mitwirkung im Vorstand zu gewinnen, in den er im Jahre 2000 eintrat und für die Exkursionsangelegenheiten zuständig zeichnete. Seine Mitarbeit im Vorstand erwies sich sehr bald schon als besonderer Glücksfall, denn als neues Vorstandsmitglied konnte er sich durch seine ruhige ausgleichende und zugleich fröhliche Art, wie durch seine kompetenten Beiträge, Achtung und Anerkennung seiner Kolleginnen und Kollegen im Vorstand erwerben. Seine natürliche Heiterkeit und ein gesunder Humor wirkten immer positiv auf seine Umgebung.

Sein Organisationsgeschick gepaart mit Augenmaß und Übersicht half manche Schwierigkeit insbesondere für unser Exkursionsprogramm zu überwinden. „Teddy“, wie er seit der Schulzeit unter Freunden genannt wurde, strahlte Ruhe aus und blieb auch in schwierigen Situationen gelassen und souverän.

Für seine Familie - er hinterlässt seine Frau Hiltrud, zwei Töchter mit Familien und vier Enkelkinder- war er Mittelpunkt und Rückhalt, der zupackte, wo er gebraucht wurde. Besonders augenfällig wurde das in den letzten Jahren, als er in geradezu vorbildlicher und selbstloser Weise seine fast blinde Frau betreute und umsorgte. Mit ihr durfte er im Sommer noch einmal eine Türkeireise erleben.

Der Oberhessische Geschichtsverein Gießen trauert um einen liebenswerten und hilfsbreiten Menschen, dessen Andenken wir in Ehren halten wollen. Mit Feinfühligkeit und Feinsinnigkeit ist sein Wesen am treffendsten charakterisiert. Der Unterzeichnete verliert einen lieben Freund, dem er als Wohnnachbar seit frühester Jugend verbunden war und der die gemeinsamen Erinnerungen aus längst vergangenen Tagen schmerzlich vermissen wird.

Erwin Knauß



Herbert Keller (2. von rechts) bei der Vorstandsexkursion auf dem Hainfeld bei Kloster Arnsburg, August 2007

I. Beiträge

Sechs Fragen zum Oberhessischen Museum und den Gail'schen Sammlungen

Hans-Joachim Weimann

Im Jahre 2006 erschien eine Festschrift „125 Jahre Oberhessisches Museum / Altes Schloß 1980-2005“. Da der wichtigste Mäzen dieses Hauses nur knapp erwähnt wurde, sind alsbald die wichtigsten einschlägigen Ereignisse, Veröffentlichungen und Fakten zusammengestellt und in den Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins veröffentlicht worden: „Und Gail'sche Sammlungen!“¹ Weil die Museumsdirektion nicht reagierte, wuchs der Aufklärungswunsch. Weitere Forschungen zur Museumsgeschichte brachten überraschende Funde, die am 27.2.2008 im Alten Schloß vorgestellt wurden². Die folgende Kurzfassung des Vortrags beginnt mit einer verspäteten Buchbesprechung. Dann folgen Fragen, bei denen Entdeckungs- und Enthüllungsarbeit angezeigt sein mag. Indizien und Spuren werden aufgedeckt. Wertungen sollen nahe gelegt, nur ausnahmsweise verkündet werden.

Erste Frage – 25 = 125 ?

Die Gleichung geht auf ... denn die eigene Zeit soll fünffach gelten – durch die Kunst des Zauberns oder den Zauber der Kunst! Ein Vierteljahrhundert seit 1980, der Wiedereröffnung des Alten Schlosses, wiege $f \ddot{u} n f f a c h$, um der gesamten Geschichte gleich zu kommen. Man braucht einen „Fünffacher“, veranstaltet 5 Ausstellungen mit 25 Objekten durchschnittlich. 5 mal 25 sind dann auch 125. So werde aus Ausstellung, aus Raum, aus Bildern die Zeit! Die Festschrift ist ein sehr schönes schlechtes Buch³. Es hat 117 Seiten. Zu der ersten Zeile des Titels gehören 6 davon. Sie allein handeln von den 125 Jahren Museumsgeschichte. Auf 5 Seiten gibt es Vorworte und Allgemeines, auf

1 MOHG 91 (2006), S. 407-417.

2 Dem Herrn Museumsdirektor wurde eine persönliche Einladung zugesandt.

3 Friedhelm Häring: 125 Jahre Oberhessisches Museum Giessen – Altes Schloss 1980-2005, herausgegeben vom Oberhessischen Museum Gießen, 2006, im folgenden zitiert als „Häring 2006“.

19 Seiten eine Beschreibung der zum Museum gehörigen drei Häuser und ihrer Inhalte. 87 von 117 Seiten befassen sich mit den letzten 25 Jahren. Was auf dem Einband steht, ist nicht drin! Was drin ist, steht nicht drauf! Ein Literaturverzeichnis sucht man vergebens. Es handelt sich um Magie, weniger um Wissenschaft, um Kunstgenuß, weniger um Quellensuche, um Aglaia und Aphrosyne (Grazien des Glanzes und Frohsinns), nicht um Klio (Muse der Geschichte).

Es gibt eine verführerische Beschreibung des Restaurants. Vergeßlichkeit wirkt aber gegenüber dem Oberhessischen Geschichtsverein, dem Kunstverein und dem bedeutendsten Mäzen: Dem Geheimen Kommerzienrat Dr. h.c. Wilhelm Gail, Mitglied der Ersten Kammer der Stände auf Lebenszeit.

An einer Stelle wird er erwähnt: *1910 greift der Kommerzienrat Wilhelm Gail segensreich in die Geschicke des Museums ein. In dem 1537 errichteten Fachwerkbau des Neuen Schlosses wurde als Stiftung Wilhelm Gail im Erdgeschoß, aus den Beständen der Professoren Robert von Schlagintweit und Wilhelm Sievers, die rund 5000 Einzelstücke umfassende Völkerkundesammlung als Abteilung des Oberhessischen Museums eröffnet. Das Museum mit den Sammlungen im Alten und im Neuen Schloß wuchs zum bedeutendsten Museum der Provinz Oberhessen heran und übernahm die Funktion eines Landesmuseums. 1925 gingen die Gesamtbestände unter dem Namen Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen der Stadt Gießen vertragsgemäß in den Alleinbesitz der Stadt Gießen über.*⁴

In diesen 4 Sätzen gibt es 9 Fehler:

1. Die Aktivität von Wilhelm Gail beginnt früher. Bereits 1905 wird er deshalb Ehrenmitglied des Geschichtsvereins⁵.
2. Das Völkerkundemuseum wird im „Turmhaus“ eröffnet⁶.
3. Es ist zunächst ein selbständiges Museum, keine Abteilung.
4. Im Alten Schloß gibt es damals das „Museum des Oberhessischen Geschichtsvereins“ und die „Wilhelm Gail Stiftung“⁷, noch kein „Oberhessisches Museum“.
5. Der ausgestellte völkerkundliche Anfangsbestand liegt bei etwa 1000 Stücken⁸.

4 Häring 2006, S. 12 f.

5 Gießener Anzeiger am 16.8.1905

6 Gießener Anzeiger am 29.4.1910.

7 S. metallenes Hausschild im Untergeschoß des Alten Schlosses.

6. Die Expeditionsfunde des Professors Robert von Schlagintweit und seiner Brüder sind nicht nach Gießen gelangt bis auf einen in Steinsgarten untergegangenen privaten Rest und einen Büffelkopf, der noch heute den Rittersaal der Burg Gleiberg schmückt⁹.
7. Professor Sievers hat das Unternehmen zwar sehr verdienstvoll gefördert, eigene Sammlungsstücke aber nicht beigesteuert.
8. Es gab kein Heranwachsen zum bedeutendsten Museum der Provinz Oberhessen. Eine gleich- oder höherwertige Konkurrenz war nie in Sicht.
9. Die Stadt Gießen wird vertragsgemäß erst 1936 Eigentümerin des Gesamtbestandes.

Wohlwollend wird von einer kritischen Analyse der anderen Texte abgesehen. Wenn der Buchtitel auch auf die *Geschichte* des Museums weist, werden die Archivalien und die mehr als 120 Druckschriften, die Wichtiges darüber enthalten, kaum benutzt worden sein. Wer Freude an wohlklingendem Unsinn zu haben vermag, findet aber reiches Material, unter der Überschrift „Was ist ein Museum“ beispielsweise den Satz: *Sie bieten den Menschen von ihrer an Objekte gebundenen Substanz*¹⁰.

Eines der 125 Jahre der Museumsgeschichte ist 1907. Das Museum hat zum Jubiläumsjahr 2007 eine um 100 Jahre rückschauende Ausstellung „1907 ein Jahr in Giessen“ veranstaltet, dabei aber die Erinnerung an *sich selbst* vermieden. Schönes Material wäre verfügbar gewesen. 1907 erschien die erste bebilderte Beschreibung der Bestände im kurz zuvor eingerichteten Alten Schloß. Dies war auch die Zeit, in der Kommerzienrat Gail einen großen Teil der Stiche von Wille für die „Gail’schen Sammlungen“ erwarb. Einem Geschichtsmuseum mit Gedächtnisverlust hinsichtlich eigener Historie sei Besserung gewünscht.

Amnesie auch beim eigenen Museum!/? Sein Name ist „Oberhessisches Museum und Gail’sche Sammlungen“. Die Verkürzung mag im Sprachgebrauch hingehen. Bei dem aus Rechtsgründen gedruckten Impressum einer Druckschrift ist es eine ungewöhnliche Erscheinung¹¹.

Hinweise auf Sponsoren werden in drei Stilformen praktiziert:

8 Gießener Anzeiger am 29.4.1910.

9 Harald Uhlig: ... Die Gießener Geographen Robert von Schlagintweit und Wilhelm Sievers, in: Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft 34 (2965), S. 87 ff.

10 Häring 2006, S. 17.

11 Häring 2006, S. 124.

- die direkte (traditionell) – Die Schilder enthalten neben einer kurzen Beschreibung des Objekts eine Namensnennung der schenkenden oder leihenden Persönlichkeit.
- die umwegige (originell) – Auf einem zentral angebrachten Täfelchen findet sich ein Hinweis (z.B.: *Alle Gegenstände, deren Beschriftungsschilder in der rechten Ecke¹² ein „B“ tragen, sind Schenkung von Heinz Beer*). Dazu gehören handschriftlich eingetragene Buchstaben bei den Beschreibungen der einzelnen Objekte. Die derzeit verfügbaren Computer- und Drucktechniken machen daraus eine unmoderne Improvisation.
- die diskrete (skandalös) – Eine Nennung des Sponsors bzw. Eigentümers fehlt. Dies wird vor allem bei den Gail'schen Sammlungen und denen des Geschichts- und des Kunstvereins praktiziert.

Wilhelm Gail schrieb im Schenkungsangebot an den Oberbürgermeister Mecum am 19.3.1903 unter Nummer 3: *alle Stücke sollen die erforderliche Aufschrift erhalten¹³*.

Zweite Frage - Wo ist die völkerkundliche Sammlung?

Das von Wilhelm Gail gestiftete „Gießener städtische Museum für Völkerkunde“ wird am 1.5.1910 im Turmhaus mit rd. 1000 Ausstellungsstücken eröffnet. Eine dauernde Präsentation kommt bald im Neuen Schloß zustande. Geheimrat Gail erreicht durch einen mit einer großen Ostasienreise seines Sohnes verbundenen Auftrag und durch die Finanzierung von Expeditionen eine Vermehrung der Sammlungen. Für den 1939 vorhandenen Bestand nennt W.O. Heß eine Stückzahl um 5000¹⁴.

Die Katastrophe nach dem Kriegsende beschreibt er als „Götterdämmerung“: *Die Sammlungen im Neuen Schloß blieben vom Bombenterror aus der Luft und von Kriegsbränden verschont. Gegen sie wütete - um es gelinde auszudrücken - der menschliche Unverstand. Schon im Jahre 1933 hatte die SA Standarte das Obergeschoß als Diensträume in Benutzung genommen und das dort untergebrachte Sammlungsgut - darunter das in der damaligen Zeit vom Thema her hoch im Ansehen stehende Kriegsmuseum - kurzerhand auf die Straße*

12 ?

13 StdtAG XV L 116.

14 W. O. Heß: Museum in Gießen --- konkret, Gießener Fenster 9 (1969) Heft 1, S. 20.

gestellt. Die Kunstsammlung wurde damals vom Direktor des Kunstwissenschaftlichen Instituts der Universität, Prof. Dr. Christian Rauch, im Dachboden des Auditoriengebäudes untergebracht¹⁵.

Heß schreibt dann weiter: Nachdem also die SA Standarte in Gießen bis zum Jahre 1944 über Schrumpfköpfen, Mumien, Masken, Federmänteln, Speeren, Trommeln und Tomahawks amtsgewaltet hatte, pfiß als einziges Ergebnis der Bombenkatastrophe durch die geborstenen Glasfenster der Völkerkundesammlung der Wind. In den Tagen der „Götterdämmerung“ kampierten zurückflutende Ostarbeiter in der großen Halle und trieben Kurzweil mit den Ausstellungsstücken. Dann ergoß sich das „gesunde Volksempfinden“ der einst 98prozentigen Wähler des Debakels in die Räume der SA-Standarte und demolierte sinnlos ... die Museumsbestände. Schließlich war das Neue Schloß dann ein großes gastliches Haus, in dem bei den Besatzungstruppen das erste Ahnen des deutschen „Fräuleinwunders“ erwachte ... So schloß sich der Kreis. Niemand war mehr verantwortlich in diesem totalen Ausverkauf, bis sich ein amerikanischer Kulturoffizier erbarmte und die Sicherstellung der ramponierten Sammlungsbestände veranlaßt hat¹⁶.

Viel, aber nicht alles ging verloren. Der Museumsdirektor Krüger erwähnt 1961 *jene beachtliche Völkerkunde-Sammlung* und schreibt weiter: ... *Trotz ihrer schweren Nachkriegsverluste verdient das heute nur um so bedeutungsvollere Material eine baldmögliche würdige Wiederaufstellung¹⁷.*

Im Asterweg 9 kam es zu einer Wiederbelebung mit schließlichem Nirwana. Zur Neueröffnung der Völkerkundesammlung am 15. Juni 1978 hat der Museumsdirektor eine schöne Lobrede gehalten und einen weiteren Ausbau angekündigt. Es wurde von der Möglichkeit erweiterter künftiger Präsentation gesprochen, auch von Räumen nach dem Ausbau des Leibschen Hauses und des Alten Schlosses¹⁸. Daß damals in der Tageszeitung ein wertvoller Götze abgebildet wurde, hätte zu denken geben müssen: Nirwana!

Im 1982 herausgegebenen Museumsführer liest man: *Nach 1944 verlor die Völkerkunde durch Plünderung und unsachgemäße Lagerung zwei*

15 A.a.O., S. 20

16 A.a.O., S. 20.

17 Herbert Krüger: Das Neue Schloß in Gießen, in: Nachrichten der Gießener Hochschulgeseellschaft 30 (1961), S. 178.

18 Gießener Anzeiger am 16.6.1978.

Drittel ihrer Bestände. Nach Umzug in dieses Haus wurde die Sammlung außerordentlich engagiert und mühevoll von Ingenieur E. Finkernagel geordnet und behelfsmäßig aufgestellt. Ingenieur Finkernagel bewies dabei große Kenntnis der Ethnologie. Nur wenige Sammlungen in Hessen reichen an die Gießener Völkerkundesammlung heran, - die nächsten sind in Frankfurt und Marburg. Für die Universitätsstadt Gießen und das Umland besitzt die Sammlung eine beachtenswerte Bedeutung als zusätzliche historische, soziologische und kulturhistorische Informationsquelle. ... Seit zehn Jahren war diese Abteilung geschlossen und führte nach der Unterbringung in diesem Hause ein unbeachtetes Leben. ... Eine wissenschaftliche Aufarbeitung der Völkerkunde wird noch folgen müssen¹⁹. In der Ausstellungsbeschreibung wurden besonders wichtige Stücke der verschollenen Sammlung abgebildet und gewürdigt:

Ein Glanzstück ist ein Totempfahl der Tilngit- oder Tlingit-Indianer, Süd-Alaska, den Häring *bedeutungsvoll* nannte und deutete²⁰. Sehr wichtig war ihm damals auch die Keramik aus Peru, insbesondere ein Doppelkopf-Tongefäß²¹.

Zu einem Stuhl oder Thron aus dem Fulbe-Gebiet in Kamerun gibt es eine traurige Geschichte. Wilhelm Gail hatte dem Regierungsarzt Dr. Houy 1000 Mark zwecks Bereicherung der völkerkundlichen Sammlung anvertraut. Der Arzt wurde im Juni 1913 ermordet. Vorher hatte er im Fulbegebiet für das Gießener Museum eine geschlossene Kollektion erwerben können. Der Nachlaß wurde vom Reichs-Kolonialamt aufgeteilt, der dem Geheimrat Gail bzw. dem Gießener Museum zustehende Teil am 19.3.1914 nach Gießen abgesandt²².

Eine chinesische Mythenfigur, aus Theewurzel gefertigt, nannte Häring *bemerkenswert*, eine Ahnenfigur aus Nord-Guinea *besonders beachtenswert*. Eine melanesische Kopfbank empfand er als *schön*²³.

Der Lobpreisung von 1978/82 widerspricht die Verlustanzeige desselben Autors im Jahre 2006: *Von der Völkerkundesammlung ... war nach 1945 leider nicht mehr viel erhalten*²⁴. *Etwas ist faul im Staate*

19 Friedhelm Häring: Die Museen in Gießen, edition Gießen (Ferber) 1982, S. 97, 98, 101.

20 A.a.O., S. 100, Museumsführer von W. O. Heß um 1969.

21 A.a.O., S. 100.

22 A.a.O., S. 101,102, StAG XV L 116.

23 A.a.O., S. 98-102.

24 Häring 2006, S. 15.

Dänemark sagt Marcellus in der vierten Szene des Schauspiels „Hamlet“.

Dritte Frage - Wer hat gestiftet, Wer ging stiften?

Im Museumsvertrag von 1912/1913 werden die Sammlungsbestände im Alten Schloß mit 70.000 (Gold)Mark bewertet. Daran haben Kommerzienrat Gail 35.000 Mark, der Geschichtsverein 20.000 Mark, die Stadt 15.000 Mark Anteil. Für die Erweiterung von Areal und Gebäudebestand durch Erwerb der „Bavaria“ hat Wilhelm Gail weitere 50.000 Mark ausgegeben. Wenn man das Völkerkundemuseum und die späteren Bereicherungen der Sammlungen hinzunimmt, kommt man für die Museumsstiftungen des Geheimrats Gail auf weit mehr als 100.000 Goldmark²⁵. Der Wert der Dampfziegelei und Tonwerke wird damals mit 1.045.000 Mark bilanziert. Ein Facharbeiter der Firma Opel verdient im Jahre 1912 etwa 1500 Mark im Jahr. Nach heutiger Valuta mag es sich also bei den Gail'schen Museumsstiftungen um einen Gesamtwert von mehr als 2 Millionen € gehandelt haben.

Über das heute noch vorhandene Inventarverzeichnis der Gail'schen Sammlungen schreibt Heß: *Eine wichtige Quelle ist ... das in Leder gebundene und mit Goldschnitt versehene handschriftliche Inventar der Wilhelm Gail Stiftung, das 6766 Einzelnummern ausweist und Aufschluß darüber gibt, wie diese Privatsammlung zusammengetragen wurde. Die ersten 500 Inventarnummern sind nur dürftig erläutert, Fundorte nur spärlich angegeben. Im Februar 1900 setzen die Ausgrabungshinweise ein. Ein wichtiger Vorgang war im Jahre 1910 der Ankauf der Münzsammlung des Zahnarztes Dr. Koch. Vom Jahre 1911 an findet man die Kaufpreise einzelner Stücke. ... Häufig finden sich Ankaufspreise von Einzelstücken von einigen hundert Goldmark verzeichnet. Gail war der Initiator der Wille-Sammlung. Er erwarb Nachlässe, grub aus und kaufte auf den bekannten Auktionen seiner Zeit. Setzt man die Additionsmaschine an das Inventarverzeichnis an, so erkennt man, daß Gail noch im Jahre 1918, dem letzten Jahr der Goldwährung des Kaiserreichs, mehr als 30000 Mark in seine Stiftung investierte. Der Haushaltsplan der Universitätsstadt Gießen weist für*

25 H.-J. Weimann: Und Gail'sche Sammlungen!?, in: MOHG 91 (2006), S. 409-413.

1968 den Betrag von DM 500,- ... für den Ankauf von Museumsstücken aus²⁶

Die Gail'sche Keramik allein war so eindrucksvoll, daß Professor Josef Maria Olbrich 1908 vorschlug, das „Oberhessische Ausstellungshaus“ auf der Mathildenhöhe in Darmstadt mit geliehenem Porzellan aus den Gail'schen Sammlungen des Gießener Museums zu verschönern²⁷. Der Museumdirektor Krüger konnte die Keramikbestände des Museums noch vor dem Bombenschaden von 1944 im Kellergewölbe sichern.

Am 26.2.1925 schloß Prof. Dr. Kramer das Gail'sche Inventar- und Erwerbsverzeichnis ab mit der Eintragung: *Durch den am 25. Februar 1925 erfolgten Tod des Geheimrats Dr. h.c. Wilhelm Gail geht nunmehr das gesamte Inventar in Besitz der Stadt Gießen gemäß § 10 des Gesellschaftsvertrags vom 30.12.1912.* Dies galt selbstverständlich nur für die Gail'schen Sammlungen, nicht für die Erwerbungen des Geschichtsvereins, die erst am 1. Juli 1936 städtisches Eigentum wurden.

Verhängnisvoll für das Museum wurde Privatdozent Dr. Heinrich Richter als Direktor in den Jahren 1933 bis 1938. Er hatte von 1918 bis 1921 in Gießen Landwirtschaft, dann bis 1923 Geologie studiert. Im Februar 1923 erlebte der 28-Jährige das Abitur und die das Studium abschließende Promotion mit einer geologischen Dissertation²⁸. Bekannt wurde Richter durch altsteinzeitliche Funde bei Treis an der Lumda. Die von seinem Doktorvater Harrassowitz angeregten dortigen Grabungen in den Jahren 1925 und 1926 sind vor allem von Geheimrat Gail finanziert worden²⁹. Eine der Dissertation ähnliche Schrift wurde Grundlage eines 1930 abgeschlossenen Habilitationsverfahrens³⁰. Der Privatdozent Dr. Richter bewirtschaftete dann einen Gemüse- und Obstgarten³¹. Nach 1933 verlor die Universität einige Lehrstühle. Neue Fächer waren Vererbungslehre, Vor- und Frühgeschichte, später Runenforschung. Richter bekam einen seine *venia legendi* überschreitenden Lehrauftrag für „Deutsche Vorge-

26 W. O. Heß: Museum in Gießen --- konkret, Gießener Fenster 9 (1969) Heft 1, S. 16.

27 StdtAG XV L 116.

28 UAG PrA Phil 23.

29 Harrasowitz: Eine neu entdeckte Niederlassung des Steinzeitmenschen in Oberhessen, Sonderausgabe der Gießener Familienblätter vom 5.8.1924.

30 UAG Pra Phil 23.

31 Archiv der Römisch-Germanischen Kommission (im folgenden „RGK“) 1053 Richter / UAG Pra Phil 23.

schichte³². Ab Sommersemester 1935 kündigte er für freitagnachmittags eine ein- bis zweistündige Vorlesung, auch Übungen und Exkursionen an. Die von der Stadtkasse bezahlten Museumspflichten traten hinter anderen Aktivitäten zurück. Wenn Richter das Gießener Museum erwähnte, vergaß er den Namensbestandteil „Gail'sche Sammlungen“. Dankbar gegenüber seinem frühen Förderer war das nicht. Auch die 1903 begonnene Tradition regelmäßiger Berichte des Museumsdirektors in den Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins brach ab.

Im Sommer 1932 war Dr. Richter auf Antrag des Geschichtsvereins Büdingen auf dem *Glauberg* tätig geworden. Dort entstand ein *zweites* Museum, für das er verantwortlich war. Sein Assistent Hans Sczcech hat ihm 1934 in einem soeben errichteten kleinen Holzhaus *mit den bis dahin dort gemachten Funden sowie mit ergänzenden und deren Aussage unterstreichenden Leihgaben aus den Beständen des Gießener Museums eine Dauerausstellung* eingerichtet³³.

Am 16.10.1936 hat Richter in Westerland eine zweite Ehe begonnen, im Dezember zunächst seine Ehefrau und dann sich selbst mit der Adresse Brandplatz 2 (erster Stock) gemeldet. Dort gab es die schönen Räume der früheren Großherzoglichen Wohnung.

Der Archäologe Dr. Werner Jorns, der Hans Sczcech 1936 als Museumsassistent ablöste, bewirkte alsbald Irritationen, weil er den Direktor der Römisch-Germanischen Kommission über Fehlleistungen von Dr. Richter informierte. Es ging u.a. um das *Verschenken von Museumsstücken*³⁴. Den damaligen Beginn einer Feindschaft nannte Richter später die „Affäre Jorns“.

Das Verhältnis Richters zum Gauleiter und Statthalter begann zugeneigt³⁵. Zwischen der Gießener Universität und Jakob Sprenger gab es dagegen Verstimmungen. Markant ist eine Anfrage des Rektors Pfahler bei Richter, ob man die Universität Gießen bei der Gauleitung tatsächlich als „Reaktionskloake“ bezeichne³⁶. Mitgliedszahlungen für nationalsozialistische Organisationen hat Richter vermieden. Als 1937/38 die ehrenamtliche Museumsdirektion in eine hauptamtliche

32 UAG Pra Phil 23.

33 MOHG 65 (1980) S.136

34 RGK 721 Jorns P. 29/30.

35 Bericht vom 18.12.1947 in der Ortsakte Glauberg des Landesamts für Denkmalpflege.

36 Anfrage vom 21.3.1936 in UAG Pra Phil 23.

Stelle umgewandelt wurde, war seine Bewerbung aussichtslos. Die Förderung durch den Gauleiter beseitigte aber das gegen einen Professorentitel vorgebrachte Argument des Publikationsdefizits. 1939 wurde Richter dann Beamter als außerplanmäßiger Professor³⁷. Bei Kriegsende war er 50 Jahre alt. Richter betonte frühere Ferne gegenüber dem Nationalsozialismus und übernahm den Vorsitz in einer Spruchkammer³⁸. Eine Lehrtätigkeit ist ihm nicht mehr ermöglicht worden. Es gab nur einen befristeten Auftrag zur Fertigung einer Druckschrift über seine Grabungen am Glauberg³⁹. Zu einer Vollendung dieses Werks kam es nicht. Als beamteter, aber nicht beschäftigter außerplanmäßiger Professor bezog Richter Gehalt bis zur erzwungenen Pensionierung im Alter von 57 Jahren.

Heute weitgehend unbekannt sind die informationsreichen, gut geschriebenen Berichte zum Oberhessischen Museum und den Gail'schen Sammlungen von Kramer, Helmke, Krüger, Heß und Szczech. Heß allerdings hat sich nicht nur um das Schicksal der Stiftungen sehr eindrucksvoll bemüht. Er ist auch „stiften gegangen“. Was weiter noch im Laufe der Zeit „stiften gegangen“ ist, wäre eine interessante Frage. Wieviel verkauft, verschenkt, verloren, verschleppt, verdorben, versteckt und verschwiegen wurde, wäre der Klärung bedürftig. Ob Dr. Richter die Militärsammlung in einer Zeit besonderer Hochschätzung nach Kassel verkauft oder zur Aufbewahrung gegeben hat, dazu gibt es Aussagen unvereinbarer Art. Sein damaliger Assistent Szczech, der später vom Verkauf berichtet hat, war eine sehr kenntnisreiche, angesehene, und glaubwürdige Persönlichkeit⁴⁰.

Der Verkauf römischer Gläser nach Köln ab 1938 gehört zu den problematischen Ereignissen der Museumsgeschichte. Das Gail'sche Familienarchiv enthält Briefe zur Begutachtung und zum Erwerb in den Jahren 1890 und 1891⁴¹. Sie haben einst einen Glanzpunkt der „Römischen Abteilung“ gebildet.

37 UAG PrA Phil 23, 20.3.1937-4.10.1939.

38 UAG Pers-Abt. 1. Lieferung, Karton 31.

39 UAG Pers-Abt. 1. Lieferung, Karton 31.

40 MOHG 65 (1980), S. 124.

41 StdtAG Familienarchiv Gail 101 (Kopie-Buch 1) Blatt 780, 102 (Kopie-Buch 2) Blätter 292-294, 315, 324, 329, 362.

Kramer 1907: *Ein großer Schrank enthält eine sehenswerte Sammlung wunderbar schöner römischer Glasware*⁴². Helmke in seinem Museumsführer von 1932 zum Wandschrank im Römerzimmer: *Römische Gläser, Phiolen – Schalen – Flaschen – Kannen – Schüsseln – Becher*⁴³. Helmke in „Volk und Scholle“ 1932: *Besonders schön ist die Sammlung römischer Gläser*⁴⁴. Szczech 1980: *Im „Römischen“ fanden neben der reichlich vertretenen Keramik immer wieder die Gläser besondere Beachtung, besonders die der Kölner Manufaktur, die leider ... an das Wallraf-Richartz-Museum in Köln verkauft wurden, offenbar deshalb, weil man hierzulande ihren ideellen, aber auch exemplarischen Wert unterschätzte*⁴⁵.

Wenige Andeutungen seien zu den Verlusten durch Entwendung in der ersten Nachkriegszeit gewagt. Der Keller des Alten Schlosses war „Luftschutzraum“ gewesen. In Alarmzeiten hatten die Leute auf Kisten gesessen, in denen wertvolle Museumsstücke gesichert sein sollten. Manch einer mag neugierig gewesen sein. Das eigenmächtige Mitnehmen wurde damals „Sicherstellen“ genannt. Es gab den Rechtfertigungsversuch durch die Absicht zur Rückgabe in späteren ordentlichen Zeiten. Oft blieb es dabei.

Auf zwei Fälle soll eingegangen werden, die „Arnsburger Madonna“ und die Marmorbüste des Metrodor:

Eines der besten Stücke des Museums war die „Arnsburger Madonna“, eine sehr schöne Schnitzfigur des „weichen Stils“, eher 14tes als 15tes Jahrhundert, 117 cm hoch, mit Leinwand überzogenes Lindenholz⁴⁶. Sie wurde um 1917 für die Gailschen Sammlungen erworben, in den 1930er Jahren sorgfältig restauriert, rechtzeitig in einer Kiste verpackt und in den Keller des Alten Schlosses gebracht, ist dort in der ersten Nachkriegszeit verschwunden !

Zum 300-jährigen Jubiläum der Universität wollte Wilhelm Gail ein repräsentatives, lehrreiches Stück aus dem Altertum schenken. Professor Bruno Wilhelm Sauer vermittelte den Ankauf einer römischen

42 A.a.O., S. 141.

43 A.a.O., S. 19

44 Heft 7 und 8, S. 180.

45 MOHG 65 (1980), S. 123 und Akten zu einer Verkaufsreise des Museumsdirektors nach Köln in StAG N 3100 Nr. 1625.

46 MOHG 23 (1920), S. 73 / Hessische Heimat 1 (1937) Heft 2, S. 47 ff. / MOHG 65 (1980), S. 140

Nachbildung des griechischen Porträts eines Schülers von Epikur, des Philosophen Metrodor. Margarete Bieber hat dann 1931 diesen Marmorkopf der Öffentlichkeit vorgestellt⁴⁷. Zum Kriegsende wird er sich wie die Madonna im Keller des Alten Schlosses befunden haben. Die Büste verschwand, war dann im Besitz eines Friedberger Sammlers, der sie als Tauschobjekt an das Wetterau-Museum weitergab. Im Jahre 2002 kam es schließlich zur Identifizierung als das in Gießen verloren gegangene Stück. Das Porträt erhielt wieder seinen richtigen Namen. Zum Universitätsjubiläum hat das Wetterau-Museum den Metrodor nach Gießen ausgeliehen⁴⁸.

In der 2006 erschienenen Festschrift werden die seit 1980 veranstalteten Ausstellungen aneinander gereiht, von farbigen Wiedergaben der Plakate schön begleitet. Der korrekte vollständige Name des Museums wird gelegentlich verwendet: „Oberhessisches Museum und Gail’sche Sammlungen“, letztmalig im Jahre 1992. Häufiger ist „Oberhessisches Museum Gießen“ oder „Oberhessisches Museum“. Bei der Präsentation der Portrait-Stiche von Jean-George Wille im Jahre 1997 heißt es „Oberhessisches Museum / Altes Schloß Brandplatz 2 / 35390 Gießen / Telefon (0641) 306-2477“⁴⁹. Von der schönen, fast vollständigen hiesigen Sammlung der Wille-Stiche ist der größte Teil von Wilhelm Gail erworben oder finanziert worden. Seinem in der korrekten Bezeichnung des Museums enthaltenen Namen gab man aber auf dem Plakat keinen Raum. Solche Vergeßlichkeit könnte spätere Mäzene nachdenklich machen. Wenn mit dem Namen des bedeutendsten Förderers so umgegangen wird, was müssen dann die heutigen Mäzene befürchten?

Vergeblich ist die Suche in den drei Häusern nach einem Bildnis Wilhelm Gails und einer Würdigung seiner Verdienste. Auch für eine Erinnerung an die Gründung durch den Geschichtsverein könnte ein Plätzchen gefunden werden, ebenso ein Memento für die Sammlungserfolge des Kunstvereins. Bei der Antikensammlung der Universität, die gastlich aufgenommen wurde, ist so etwas möglich gemacht worden. Im Obergeschoß des Wallenfels’schen Hauses, wo die schönsten Stücke der Universitätssammlung eine Heimstatt gefunden haben, wird in schlichter, aber keineswegs unauffälliger Weise auf die Verdienste ihrer wichtigsten Förderer hingewiesen.

47 Arndt-Amelung, Serie XII (1931)

48 Katalog „Gönner, Geber und Gelehrte“, Gießen 2007, S. 80 f.

49 Häring 2006, S. 112.

Das Institut für Altertumswissenschaften hat seiner Mäzene auch gelegentlich des 400-Jahres-Jubiläums der Universität in sehr erfreulicher Weise gedacht. Es gab eine schöne Ausstellung und einen Katalog zum Thema „Gönner, Geber und Gelehrte“. Wilhelm Gail wurde angemessen gewürdigt⁵⁰. Er wurde auch bei der gleichsinnigen Aktivität der Universitätsbibliothek nicht vergessen. Hier ging es vor allem um die Rettung der volkskundlichen Bibliothek von Professor Adolf Strack⁵¹.

Vierte Frage - Was befindet sich bodennah in der Vitrine der Gail'schen Tonwerke?

Im Dachgeschoß des Leib'schen Hauses gibt es eine Abteilung „Tonindustrie“. Ein offensichtlich 1978 zur Eröffnung des Museums im Leib'sche Haus verfaßter Text hat die Überschrift „*Gail – ein Beitrag zur Wirtschaftsentwicklung Oberhessens*“. Nach fast 30 Jahren besteht Aktualisierungsbedarf. Dabei könnten auch die allzu zahlreichen Fehler bereinigt werden. Im unteren Teil eines Vitrinenschanks werden 4 Stücke Gail'scher Provenienz gezeigt:

- Zwei glasierte Keramikfiguren, erläutert als *Spanier und Spanierin, Keramikfiguren aus der Gail'schen Dampfziegelei und Tonwarenfabrik Giessen, um 1920*. Für die Werkbund-Ausstellung 1914 in Köln hatte der prominente Architekt Bruno Paul u.a. ein Weinrestaurant gestaltet. Als Schmuck des Innenhofs entwarf der Berliner Künstler Gustav Weidanz (geb. 1889) mehrere Keramikfiguren, auch das Spanierpaar. Für die auf Serienproduktion eingestellte Gail'sche Fabrik war die Umsetzung bei großem Zeitdruck und schlechter Organisation seitens ihrer Partner sehr schwierig⁵².
- Ein verkehrt aufgestelltes *Keramisches Fassaden-Schmuckelement, Wilhelm Gail'sche Tonwarenfabrik 1920*. Der von Albin Müller für die Ausstellung 1914 entworfene sehr schöne „Schwanentempel“ auf der Mathildenhöhe in Darmstadt wird von Säulen getragen, die mit solchen Keramikschaalen verkleidet wurden⁵³. Wegen des Schwunds im Ofen müssen diese Schalsteine exakt berechnet

50 A.a.O., S. 42-45, 80,81.

51 Bernd Bader: Mäzene, Künstler, Büchersammler, Gießen 2007, S. 156-160.

52 StdtAG 7/7 1139 (früher 1024).

53 H.-J. Weimann: CD Wilhelm Gail und die Mathildenhöhe, Biebertal 2004, Datei 06_Schwanentempel.

werden. Bei Fassadenschmuck gab es eine Konkurrenz zwischen Villeroy & Boch und der Firma Gail.

- Die nicht erläuterte Nachbildung einer Signaturplatte. Für die dritte Ausstellung der Künstlerkolonie Mathildenhöhe 1914 hat Albin Müller das sehr schöne „Lilienbecken“ geschaffen. Die Gail'sche Fabrik lieferte die Keramik des Beckenbodens und der Wände. Da ein großer Teil der quadratischen Bodenfliesen mehrfarbig war und die Farbwechsel von Platte zu Platte unterschiedlich, wurde die Herstellung sehr aufwendig. 1961/62 wurden Kriegsschäden beseitigt. Für die Fertigung neuer Fliesen hatte der Keramik-Ingenieur Fritz Pohl, Teilhaber der Gail'schen Tonwerke, Fachkräfte aus Hör-Grenzhausen engagiert⁵⁴. Mit großer Freude entdeckte man damals den 1914 eingefügten Signaturstein und fertigte Kopien für Werbezwecke⁵⁵.

Für eine Berichtigung, Verbesserung und Bebilderung der Erläuterungen gibt es also reichlich Material.

Die hier aufscheinenden Mängel sind im Leib'schen Haus keine Ausnahmen. Wegen der Gründungsgeschichte des Museums und des Informationsbedarfs der Einwohner, insbesondere der Schulkinder, wird man diesem Haus eine besondere Bedeutung geben müssen. Von der Direktion sei Interesse an der Didaktik der stadtgeschichtlichen Sammlungen erbeten.

Fünfte Frage - Wer hat den Kunstverein eingeschläfert ?

In seinem Beitrag „Zur Geschichte der Kunst“ gelegentlich des Stadtjubiläums 1997 schreibt Häring: *Durch einen Kunstverein gab es seit 1878 gute Traditionen in Gießen. Es gründete sich eine Abteilung des Kunstvereins für das Großherzogtum Hessen, dessen Sitz in Darmstadt war. In diese Zeit fällt auch die Gründung des Oberhessischen Museums, das aus dem historischen Interesse der Bevölkerung hervorgegangen ist. Insgesamt entwickelte sich ein Interesse für die Kunst. Es kam zu reger Ausstellungstätigkeit zunächst im Turmhaus am Brand. Die Bürgerinnen und Bürger von Gießen sammelten nicht nur die*

54 H.-J. Weimann: CD Wilhelm Gail und die Mathildenhöhe, Biebertal 2004, Datei 07_Wasserbecken / freundliche mündliche Mitteilung durch Herrn Pohl.

55 Baukeramik im Jugendstil, Keramik heute 2-81 (Jubiläumsausgabe), Gießen (Gail AG Architektur Keramik, S. 34-37)

*lokale Kunst, sondern ihre künstlerische Aufmerksamkeit galt auch der in Deutschland populär gewordenen Kunst von Liebermann, Corinth bis hin zu Zügel oder Franz von Stuck. Etliches davon ist über die Zeiten als Schenkung an das Oberhessische Museum gekommen. Vor allem der Mäzen Dr. h. c. Wilhelm Gail stattete das Museum mit Sammlungsgut und Geld aus*⁵⁶.

Zum 15-köpfigen Ausschuß, dem Arbeits- und Entscheidungsgremium des 1912 gegründeten „Oberhessischen Kunstvereins“ hat der Kommerzienrat Wilhelm Gail von Anfang an gehört. Weitere noch heute sehr bekannte Persönlichkeiten waren die Oberbürgermeister Mecum, dann Keller, die Kommerzienräte Bock, Emmelius, Heichelheim, und Rinn, die Justizräte Rosenberg und Schmidt und die Professoren Rauch, Sommer und Velke. Kommerzienrat Gustav Bock und Geheimrat Carl Bantzer wurden Ehrenmitglieder⁵⁷. Ein trauriger Tag war es, als ein Vorstandsmitglied im Juli 1933 zu Gustav Bock gehen mußte, um das von der neuen Obrigkeit erzwungene Erlöschen seiner Vereinsrechte mitzuteilen. Im gleichen Jahr hat Stadtbaurat Gravert wegen seiner früheren Tätigkeit als Vereinsvorsitzender große Probleme mit dem Kreisleiter der NSDAP. Das Protokollbuch des Vereins bricht mit dem Bericht über eine Mitgliederversammlung am 12.6.1935 ab⁵⁸.

Am 24.1.1964 schreibt der Museumsdirektor Herbert Krüger in einem an Dekan Bernbeck als Ersten Vorsitzenden des Oberhessischen Kunstvereins Gießen gegebenen Memorandum: *Der heute von dem Museum verwaltete „Altbesitz“ des Kunstvereins wie der Städtischen Sammlungen sowie die Neuankäufe seit 1949 sind sowohl listen- wie karteimäßig erfaßt*⁵⁹.

In der Festschrift von 2006 heißt es: *Zudem etablierte sich 1912 in Gießen ein Kunstverein, der durch Ankäufe und Stiftungen eine ansehnliche Kunstsammlung zusammentrug, die ebenso wie die städtische Gemäldesammlung ab 1919 im Neuen Schloß untergebracht war. Nach den Kriegswirren und der Verteilung des Museumsbesitzes auf verschiedenste Lagerplätze wurde von 1971 bis 1974 durch die Museumsangestellte Ellen Möller der beschädigte und desolate aber doch kost-*

56 In 800 Jahre Gießener Geschichte, Gießen (Brühl) 1997, S. 508.

57 Protokollbuch 1912-1932, StdtAG 83/1544.

58 Protokollbuch ab 1932, StdtAG 84/1545.

59 Akte des Vereinsmitglieds Gisela Kraft-Schneider.

*bare Bildbestand der Universitätsstadt Gießen und des Kunstvereins gesichtet und mühevoll zusammengetragen*⁶⁰. Dabei ist verständnisvolle Zusammenarbeit mit dem Kunstverein kaum zustande gekommen. Der Museumsdirektor hat eine Wiederbelebung der früher für Kunst in Gießen sehr hilfreichen Kräfte nicht gefördert.

Im Sommer 1979 wurde Prof. Dr. Günther Fiensch Erster Vorsitzender als Nachfolger von Dekan Bernbeck. Am 3.5.1980 hat eine Hauptversammlung der Mitglieder die Satzung des Kunstvereins geändert. Der Verein hieß nun „Kunstverein Gießen e.V.“. Außerdem war eine Anpassung an neuere Rechtsvorschriften zur Gemeinnützigkeit erforderlich. Erster und zweiter Vorsitzender waren die Herren Prof. Dr. Günther Fiensch und Dekan Gerhard Bernbeck, Schatzmeister der Intendant des Stadttheaters Reinald Heissler-Remy⁶¹.

Es kam zu einer Katastrophe. 1977 hatte eine illustrierte Zeitschrift den Künstler Erhard Göttlicher beauftragt, nach Berichten und Protokollen eine Bilddokumentation zu südamerikanischen Foltermethoden zu schaffen. Die Zeitschrift publizierte die Bilder aber nicht. Den Künstler und den Gießener Museumsdirektor verbindet Freundschaft⁶². Ihr gemeinsames Projekt einer Ausstellung der Folterszenen in Gießen wurde 1980 zum Problem. Der Kunstverein sollte dazu gebracht werden, 10 Zeichnungen zu erwerben, für die Finanzierung 10.000 DM vom Land Hessen entgegenzunehmen, die Sammlung dem städtischen Museum zu leihen und eine Verwendung im Schulunterricht zu billigen. Die im Alten Schloß geplante Ausstellung wurde verhindert. In der Privatgalerie Remmele ereignete sich aber am 5.6.1980 eine prominent besetzte Vernissage für eine Präsentation zweitägiger Dauer. Den anwesenden Mitgliedern des Kunstvereins gefielen die „Folterszenen“ nicht. Die Frau Ministerin für Bundesangelegenheiten war erschienen, zeigte sich interessiert, mußte aber die angekündigte Überreichung eines Schecks der Landesregierung dementieren. Es war mühsam, für die Vertreter der Presse ein positives Bild der Veranstaltung zu zeichnen⁶³. Der Verein erhielt dann doch einen staatlichen Dotationsbescheid. Der Künstler hatte wenig Verständnis für Zahlungsverzögerung aus Formal- bzw. Präsenzgründen und ging mit gerichtlichen Mitteln gegen den

60 Häring 2006, S. 15.

61 Akte des Amtsgerichts Gießen, VR642, Seiten 112,116,125,126

62 Pressemeldung der Kerckhoff-Klinik Bad Nauheim vom 12.10.2007 (Internet)

63 Gießener Anzeiger und Allgemeine am 6./7.6.1980 / Erinnerungen des Vereinsmitglieds Gisela Kraft-Schneider

Kunstverein vor. Dessen Erster Vorsitzender, Doktorvater des Museumsdirektors, der vor jener Vernissage sehr kurzfristig informiert worden war, sagte sich in heftiger Rede von seinem Schüler los. Sein Vereinsamt legte er nieder. Der Künstler machte sich in einem Interview für den „Spiegel“ lustig über die Gießener Verhältnisse und deutete den Skandal als Konflikt zwischen der *CDU-regierten Stadt* und der *sozialliberalen Landesregierung*⁶⁴. Der Gießener Kunstverein verabredete wohlwollende Schweigsamkeit.

Im Jahre 1998 ereignete sich Seltsames. Auf Blatt 130 der Vereinsakte wurde eingetragen: *Vermerk: Herr Dr. Friedrich*⁶⁵ *Häring, Wilhelm-Leuschner-Straße 42, 61169 Friedberg (Tel: 306 2476) teilte telefonisch mit, daß der Verein seit fast 10 Jahren keine Mitglieder mehr habe. Im Herbst 1980 sei die Auflösung beschlossen worden. Unterlagen seien keine mehr vorhanden*⁶⁶. Davon waren und sind unwahr:

- Die Behauptung über nicht mehr vorhandene Mitglieder.
- Die Behauptung über einen Auflösungsbeschluß im Herbst 1980.
- Die Behauptung über nicht vorhandene Unterlagen.

Am 24.8.1998 trug der Rechtspfleger Krause ein: *Infolge des Wegfalls sämtlicher Mitglieder ist der Verein erloschen. Von Amts wegen eingetragen*⁶⁷. Daß der Wahrheitsgehalt jenes merkwürdigen Telefonanrufs geprüft und die gegenteiligen Indizien der Aktenlage bemerkt worden sind, muß bezweifelt werden. Es widerspricht der Lebenserfahrung, daß ein Verein im gleichen Jahr seine Satzung an die Gesetzeslage anpaßt und seine Auflösung beschließt.

Kurz vor dem Ende der Akten-Aufbewahrungsfrist und der Vernichtung im Reißwolf wurde das Unglück entdeckt. Bemühungen zur Wiedergutmachung sind im Gange⁶⁸.

Wichtig sind die Rechtsfolgen. Hierzu heißt es im § 17 der Satzung (Gemeinnützigkeit und Auflösung des Vereins):

2. Im Falle der Auflösung oder sonstiger Beendigung des Vereins fällt das Vermögen ausschließlich der Stadt Gießen mit der Auflage zu, die Vermögenswerte ausschließlich musealen Zwecken zur Verfügung zu stellen.

64 Spiegel („scene“) am 30.6.1980 (Internet).

65 ?

66 Akte des Amtsgerichts Gießen VR 642 Blatt 130.

67 Akte des Amtsgerichts Gießen VR 642.

68 Stand: 15.7.2008.

3. Die Auflösung des Vereins bedarf eines Beschlusses der Mitgliederversammlung, die mit dem Tagesordnungspunkt „Auflösung“ einberufen worden ist und mit einer Mehrheit von 3/4tel aller erschienenen Mitglieder diesem Antrag namentlich zugestimmt hat.

Das Vereinsvermögen ist beachtlich. Ein Verzeichnis vom 21.12.1956 nennt neben 12 nicht auffindbaren Stücken 17 Öl- und 1 Temperagemälde, 5 Aquarelle, 1 Pastellbild, 48 Zeichnungen, 164 Radierungen, 5 Stiche, 6 Holzschnitte, 2 Linolschnitte und anderes, insgesamt 264 Bilder des Kunstvereins. Davon befanden sich 11 Bilder als Wandschmuck im Stadthaus, 3 im Sozialgericht, eins in Wieseck, die anderen im Depot des Museums⁶⁹.

Eine „Aufstellung über den gegenwärtigen Bestand der dem Oberhessischen Museum in Obhut gegebenen Bilder“ des Oberhessischen Kunstvereins (Oku), Stand: Mai 1973, findet sich auf den Seiten 98 – 112 eines Inventarverzeichnisses der Kunstsammlungen des Museums von 1974⁷⁰. Bei den Leihgaben des Oberhessischen Kunstvereins werden unterschieden:

Aufstellung Mai 1973 - vorhanden

nach Gravert-Katalog, S. 98-100,

nicht bei Gravert, jedoch im Sommer-Katalog, S. 100,

nicht bei Gravert und Sommer verzeichnet, S. 100,

Verein für Original-Radierung zu Berlin (Restbestand ...), S. 101-102,

Hugo von Ritgen-Aquarelle, S. 103-108,

Aufstellungs-Nachtrag

vorhanden, S. 109,

fehlende Bilder 1974, S. 110,

Bestand anzahlmäßig erfaßt, S. 111-112,

Eigentumsberichtigung ... S. 112.

In diesem Verzeichnis werden neben 1696 Bildern des Museums (549 aus Stiftungen und Schenkungen) 414 Leihgaben des Oberhessischen Kunstvereins summiert.

Im folgenden seien einige Glanzstücke der „Kunstvereins-Bilder“ genannt:

69 Akte des Vereinsmitglieds Gisela Kraft-Schneider.

70 StdtAG 83/375.

Ubbelohde: Landschaft. Das später als „Gründungsbild“ des Kunstvereins verstandene Ölgemälde wurde 1914 für 1000 Mark erworben. Der Stadt, die 250 Mark beigesteuert hatte, wurde die Einräumung eines Eigentumsrechts „mit einem Viertel des Werts“ angeboten. Vorsitzender des Kunstvereins war damals der Oberbürgermeister.

Carl Bantzer: Studie zum „Abendmahl“, 1927 für die „ständige Kunstsammlung“ erworben. Preis: 2200 Mark.

Wilhelm Thielmann: Ernste Zeiten - Schwälmer Bauern – jetzt „Gemeinderat“, 1918 für 3500 Mark erworben.

Karl Lenz: Klatschbasen - Hinterländer Bäuerinnen, 1928, 1929 für 700 Mark erworben.

Richard Hoelscher: Katzenbergerinnen.

Richard Hoelscher: Am Guckfenster.

Philipp Zeltner: Junges Glück.

Carl Fries: Felder – Oberhessische Landschaft.

Kay Nebel: Füllen, 1919, 1919 für 300 Mark erworben.

Otto Sohn-Rethel: Mondaufgang in den Abruzzen, 1911, 1919 für 3000 Mark erworben.

216 Aquarelle von Hugo von Ritgen, die von dessen Sohn, dem Geheimrat Otto von Ritgen im Jahre 1917 für 1300 Mark an den Oberhessischen Kunstverein verkauft worden sind. Professor Sommer war damals als Vermittler erfolgreich. Für den niedrig bemessenen Preis gegenüber dem wesentlich höher geschätzten Kunstwert wurde herzlich gedankt⁷¹. Die im Gießener Katalog einer Ritgen-Ausstellung 1980 und der Erläuterung zu einem derzeit ausgestellten Aquarell gedruckte Behauptung, es habe sich um eine Schenkung an das Museum gehandelt, ist falsch⁷².

71 StdtAG XIX L 1364/I

72 Zur Gründung des Kunstvereins für das Großherzogtum-Darmstadt hat Professor Hugo von Ritgen am 17.7.1886 aufgerufen. Auch bei der Entstehung des Gießener Geschichtsvereins und dessen Museum war er sehr tätig. Wenn man das Museum heute besucht, muß man über ihn folgendes lesen: *Ritgen war der Wiederhersteller der Wartburg. ... er war auch ein bemerkenswerter Künstler. In seiner Zeit wächst das historische Interesse, angeregt durch die Vorgängergeneration um Winckelmann ... Herder und Goethe. Man interessierte sich für die Geschichte, für die eigene Tradition. Dies führt zu den ersten öffentlichen Sammlungen und Museumsgründungen in den Städten.*

Die Gemälde von Thielmann, Nebel und Sohn-Rethel wurden aus Geldsammlungen zwecks Erweiterung der „ständigen Sammlung“ finanziert. Ob „ständig“ oder „städtisch“, das erscheint in den Archivalien nicht zweifelsfrei.

Eine sechste Frage – Wer sorgt, berät und hilft?

Im § 9 des Museumsvertrags vom 30.12.1912 hatte sich die Stadt verpflichtet, nach Auflösung der Museumsgesellschaft zum 1.7.1936 für die Verwaltung der dann insgesamt in ihr Eigentum übergegangenen Sammlungen ein Kuratorium zu berufen, bestehend aus vier Personen. Zwei sollen von der Stadt benannt werden. Die dritte ist der Vorsitzende des Oberhessischen Geschichtsvereins oder dessen Stellvertreter, die vierte ein Vertreter der Universität. Das satzungsgemäß zum 1.7.1936 fällige Ende der Museumsgesellschaft ereignete sich in unordentlicher Weise. Der Museumsdirektor PD Dr. Richter beantragte die Auflösung beim Amtsgericht am 14.8.1936, wurde aber wegen Legitimationsmangels zurückgewiesen. Der Oberbürgermeister ernannte dann am 28.8.1936 Dr. Richter zum Geschäftsführer der nicht mehr existierenden Museums-GmbH, damit er deren amtsgerichtliche Löschung bewirken konnte. Der Museumsdirektor, der sich fast ausschließlich um die Glauberg-Projekte kümmerte, konnte an einem Kuratorium kein Interesse haben, das ihn zu nützlicher Tätigkeit in Gießen angehalten und Verkäufe verhindert hätte. Wegen des damals dominanten „Führerprinzips“ mag die Gründung eines solchen Gremiums auch als unzeitgemäß erschienen sein. So hat sich ergeben, daß die Stadt zwar die Früchte des Museumsvertrags erntete, eine Pflicht aber vergaß.

Die Bestellung des Kuratoriums steht noch aus. Es könnte notwendige gute Dienste leisten.

Neben Sportvereinen werden auch Geschichtsvereine gegründet. Die bürgerliche Welt sucht darin ihre Möglichkeit der Emanzipation. Zunächst sollte sie scheitern. Der romantische Impuls, eine neue Generation zu schaffen, entdeckte die Ideale der Vergangenheit, ohne sie zu einer vitalen Umsetzung zu führen. Was hätten Professor Dr. v. Ritgen oder Geheimrat Gail wohl empfunden, wenn man sie als emanzipationsbedürftige, gescheiterte Persönlichkeiten gesehen hätte?

Es hat einen „Museumsbeirat“ gegeben. Seine zwölfte Sitzung ereignete sich am 26.10.1977. Punkt 1 der Tagesordnung war die *Besetzung der Stelle eines Museumsleiters*. Es gab 14 Bewerbungen.

Den Archivaren der Stadt Gießen, der Universität und der Römisch-Germanischen Kommission sei für hilfreiche Begleitung bei der Spurensuche in unwegsamem Gelände sehr gedankt.

Ausgewählte Literatur, chronologisch

Dieterich, J.R.: Rundgang durch das Museum des Oberhessischen Geschichtsvereins, Gießen 1898, auch in MOHG 7 (1898) S. 216-219.

Kramer, Karl: Berichte des Konservators, MOHG 12 (1903), S. 113-123 und MOHG 13 (1905), S. 113-120.

NN: Die Einweihung des neuen Museums im alten Schloß, Gießener Anzeiger 1905 (16.8.).

Kramer, Karl: Berichte des Konservators, MOHG 14 (1906), S. 99-102, MOHG 16 (1908), S. 93-101, MOHG 17 (1909), S. 89-100 und MOHG 18 (1910), S. 137-145, Bildtafel VIII.

Kramer, Karl: „Museum“ in Wegweiser durch die Universitätsstadt Gießen und ihre Umgebung, Gießen (Roth) 1907, S. 135-141.

Sievers, Friedrich Wilhelm: Das neue städtische Museum für Völkerkunde in Gießen, Gießener Anzeiger vom 29.4.1910.

Kramer, Karl: Museum des Oberhessischen Geschichtsvereins und der Wilhelm Gail-Stiftung – Ein Führer durch die Sammlungen, Gießen (Kindt), 1910 oder 1911.

Kramer, Karl: Berichte des Konservators, MOHG 19 (1911), S. 239-252 und Bildtafeln I, II, MOHG 20 (1912), S. 90-96.

Von Schultz, A.: Forschungsreise nach Pamir ausgeführt im Auftrag des Gießener Museums für Völkerkunde, Gießener Anzeiger vom 4.11.1913.

Kramer, Karl: Museumsbericht, MOHG 21 (1914), S. 120-127.

Kramer, Karl: Bericht des Museumsdirektors, MOHG 22 (1915), S. 153-156 und zwei Bildtafeln.

Helmke, Paul: Hügelgräber im Vorderwald von Muschenheim, Veröffentlichungen des Oberhessischen Museums und der Gailschen Sammlungen zu Gießen, 1. Heft, 1919.

NN: Das Oberhessische Museum und die Gail'schen Sammlungen, Gießener Anzeiger vom 15.1.1920.

Kramer, Karl: Museumsbericht 1915-1919, MOHG 23 (1920), S. 72-84.

Kramer, Karl: Verwaltungsbericht des Oberhessischen Museums und der Gail'schen Sammlungen (1920-1922), MOHG NF 25 (1923), S. 87-88.

Kramer, Karl/Helmke, Paul: Oberhessisches Museum, Gießener Anzeiger 1924 (21.3.).

Kramer, Karl: Berichte des Oberhessischen Museums und der Gail'schen Sammlungen 1923 und 1924/25, MOHG NF 26 (1925) S. 107-111, MOHG NF 27 (1926) S. 152 f.

Walbrach, Carl: Ein halbes Jahrhundert Oberhessischer Geschichtsverein 1878-1928, MOHG 28 (1928) S. 211-251.

Kramer, Karl +, Bericht des Oberhessischen Museums und der Gail'schen Sammlungen, MOHG NF 29 (1930) S. 167 f.

Bieber, Margarete: Nr. 3361-3368 in Arndt-Amelung: Photographische Einzelaufnahmen antiker Skulpturen Serie XII (1931).

Helmke, Paul: Führer durch das Oberhessische Museum und die Gail'schen Sammlungen, Gießen (Kindt) 1932.

Helmke, Paul: Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen in Gießen, Volk und Scholle 10, Darmstadt (historischer Verein für Hessen) 1932, S. 177-180.

Helmke, Paul: Berichte Mitte 1930 - Mitte 1932, MOHG NF 30 (1932) S. 215 f.

Szczecz, Hans: Die Heimat im Spiegel des Museums – Eine Stunde in der vorge-schichtlichen Abteilung des Oberhessischen Museums, Gießener Anzeiger vom 23.2.1935, Nr. 46, Viertes Blatt.

Szczecz, Hans: Die Brücke zu unseren Vorfahren – Eine Stunde Heimatgeschichte im Oberhessischen Museum zu Gießen, Gießener Anzeiger vom 23.3.1935, Nr. 70, Viertes Blatt.

Szczecz, Hans: Exotische Kulturgut in Gießen – Afrika, Asien und das romanti-sche Amerika erschließen sich im Gießener Völkerkundemuseum, Gießener Anzeiger vom 27.4.1935, Nr. 98, Viertes Blatt.

Szczecz, Hans (als Assistent): Bericht des Oberhessischen Museums und der Gail-schen Sammlungen. Von Mitte 1932 bis Anfang 1936, MOHG 33 (1936) S. 259 f.

Wesenberg, Rudolf: Die sogenannte Arnburger Madonna aus dem Museum zu Gießen, Hessische Heimat 1 (1937) Heft 2, S. 47, 48, 50.

Krüger, Herbert: Neuerwerbungen in unserem oberhessischen Museum, in: Die aufbaufreudige Stadt Gießen, Heft 1, 1939.

Krüger, Herbert: Zur Geschichte des Oberhessischen Museums, Heimat im Bild (Geschichtsbeilage des Gießener Anzeigers) 1950 Nr. 7 S. 27 f.

Krüger, Herbert: Das Museumswesen in Oberhessen, Heimat im Bild 1951.

Krüger Herbert: Fundbericht des Oberhessischen Museums und der Gailschen Sammlungen der Stadt Gießen, Germania 30 (1952)

Krüger, Herbert: Vom Schicksal der städtischen Sammlungen in Gießen, MOHG 39 (1953) S. 5-11.

Heß, Wilhelm Otto: Das Oberhessische Museum und die Gailschen Sammlungen in „Giessen heute – die Stadt, in der wir leben“, Gießen 1962/63, S. 181 f.

Krüger, Herbert: Das Alte Schloß in Gießen. Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft 32, 1963, S.233-270.

as: Um die Zukunft des Oberhessischen Museums – Geschichtsverein wendet sich gegen Streichung der Direktoren-Stelle, Gießener Anzeiger vom 17.2.1968.

Vaubel, Hermann Otto: 90 Jahre Oberhessischer Geschichtsverein, MOHG 53/54 (1969) S. 25-35.

Heß, Wilhelm Otto: Museum in Gießen --- konkret, in: Das Gießener Fenster 9 (1969) S. 12-27.

Heß, Wilhelm Otto: „Oberhessisches Museum“, Giessen-Information o.J.

Krüger, Herbert: Oberhessisches Museum und Gailsche Sammlungen, in dem Handbuch „Museen in Hessen“, Kassel 1970.

Knauß, Erwin: Zur Eröffnung der Ausstellung „Alt Gießen“ (7.12.1976-15.1.1977), ein Stück Stadtgeschichte aus fünf Jahrhunderten, MOHG 62 (1977) S. 237-241.

Si: Blechschmidt geht, hört aber nicht auf. – Nach über zwei Jahren: Das Oberhessische Museum erwacht aus Dornröschen-Schlaf, Gießener Allgemeine vom 1.4.1978.

nn: Ein echtes Weltbild im Kleinen: Die Gießener Völkerkundesammlung – Gestern nach über zehn Jahren wieder eröffnet – Ausbau geplant, Gießener Anzeiger vom 16.6.1978.

nn: „Ein stattliches Museum dem größeren Publikum geöffnet“ – Das Oberhessische Museum wird heute einhundert Jahre alt, Gießener Anzeiger vom 2.2.1979.

Häring, Friedhelm: Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen – Perspektiven, MOHG 64 (1979) S. 105-113.

Szczeczek, Hans: Das Oberhessische Museum vor einem halben Jahrhundert. Erinnerungen und Erfahrungen, Vergleiche und Ausblicke, MOHG 65 (1980) S. 115-145.

Häring, Friedhelm: Das Oberhessische Museum und Gail'sche Sammlungen – Geschichte, in: Die Museen in Gießen, edition gießen 1982, S. 1 f.

Häring, Friedhelm: Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen – Vom Neubeginn 1977-1982, in: Aus hessischen Museen, Kassel (Hessischer Museumsverband), 3 (1983) S. 77-88.

Wessel, Claudia: Geschichte der Heimat und fremder Kulturen: Sammlungen im Wallenfels'schen Haus Giessen, Oberhessische Presse, Marburg 121 (1986) vom 16.8.1986, S.33.

Laufner, Richard: Ges(ch)ichtsverlust: Friedhelm Häring und „seine“ Museen, Express/Giessener Magazin, 4 (1988), 7, S.10-11.

Häring, Friedhelm: Universitätsstadt Gießen, Gießen (Ferber) 1989.

Regierungspräsidium Gießen (Herausgeber): Schule und Museum – ein museumspädagogischer Führer für den Regierungsbezirk Gießen, Gießen 1990.

- NN: Aufbruch-Stimmung – Interview mit dem neuen Kulturamtsleiter Friedhelm Häring, *Express/Giessener Magazin*, 7 (1991), 20, S.4-5.
- Szczecz, Hans: In memoriam Dr. Herbert Krüger, *MOHG* 81 (1996) S. 1-5.
- Knauß, Erwin: In memoriam Hans Szczecz, *MOHG* 84 (1999) S. IV-VII.
- Recke, Matthias: Die Klassische Archäologie in Gießen, 100 Jahre Antikensammlung, *Studia Giessensia* 9, Gießen (Ferber) 2000.
- Weimann, Hans-Joachim: Tabakrauch und Gartenlust, CD Biebental, 2003, insbesondere Datei „Stiftungen der Familie Gail“.
- Klein, Dagmar: Nach dem Vereins- folgt das Museumsjubiläum, *Gießener Allgemeine* vom 25.3.2004.
- Klein, Dagmar: 125 Jahre Oberhessisches Museum, gegründet vom Oberhessischen Geschichtsverein – Jubiläumsfeier im Alten Schloss am 26. März 2004, *MOHG* 89 (2004) S. 384-386.
- Weimann, Hans-Joachim: Neustadt 32, *MOHG* 90 (2005) S. 173-211, insbesondere „Der Mäzen Wilhelm Gail“ auf S. 180-182.
- Häring, Friedhelm: 125 Jahre Oberhessisches Museum Altes Schloss 1980-2005, Gießen 2006.
- Häring, Friedhelm/Schubring, Christian: Das Oberhessische Museum der Stadt Gießen, Gießen 2006.
- Weimann, Hans-Joachim: ... und Gail'sche Sammlungen ! ?, *MOHG* 91 (2006) S. 407-417.
- Simon, Gerd: Vorgeschichtler-Dossiers (aus der Akte BA R 58/9002 im Bundesarchiv), Tübingen 2006
- Klößner, Anja/Recke, Matthias: Gönner, Geber und Gelehrte – Die Gießener Antikensammlung und ihre Förderer, *Mitteilungen aus der Antikensammlung der Universität Gießen* 2, Gießen 2007.

Ein Kuratorium für das Museum?

Eine Ergänzung zum Beitrag Weimann

Eva-Marie Felschow / Manfred Blechschmidt

Aus einem Artikel im Gießener Anzeiger vom 17. Februar 1968 (Rubrik Stadt und Land, Seite 7, Titelüberschrift: Um die Zukunft des Oberhessischen Museums) geht hervor, dass die im Gesellschaftsvertrag von 1912 für die Zeit nach 1936 vorgesehene Bildung eines Kuratoriums offenbar nie zustande kam. Der Gießener Anzeiger berichtet in dem genannten Artikel über eine Versammlung, die am 15. Februar 1968 stattgefunden hatte und die vom Oberhessischen Geschichtsverein aus Sorge um den Fortbestand des Museums und der Gail'schen Sammlungen einberufen worden war. Hintergrund hierfür war die damals von Seiten der Stadt geplante Streichung der Direktorenstelle des Museums. An dieser Versammlung nahm auch der damalige Gießener Bürgermeister Kötter teil. Auf dieser Versammlung bedauerte der Vorsitzende des Oberhessischen Geschichtsvereins, Dr. Krüger, dass das 1936 vertraglich vorgesehene Kuratorium, in dem auch der Oberhessische Geschichtsverein ein Mitspracherecht gehabt hätte, nicht gegründet worden sei. Er schlug in diesem Zusammenhang vor zu prüfen, ob dieses Versäumnis nicht nachgeholt werden könnte. Bürgermeister Kötter verwies daraufhin auf die juristische Situation des Museums, nahm Bezug auf den Gesellschaftsvertrag von 1912 und stellte dabei fest, dass die Bildung eines Kuratoriums von Seiten der Stadt unterblieben sei. Kötter bemerkte dabei, dass auch der Geschichtsverein bislang nicht auf die Notwendigkeit eines solchen Kuratoriums hingewiesen habe. Zur Frage des Kuratoriums erklärte Kötter schließlich, dass er persönlich keine Bedenken habe, ein solches Kuratorium zu gründen, allerdings müsse diese Angelegenheit dem Magistrat vorgelegt werden. Dies ist aber im Folgenden wohl unterblieben, denn auch für die Zeit nach 1968 finden sich keine Hinweise auf die Existenz eines solchen Kuratoriums. Vielmehr scheint es offenbar zu sein, dass die Stadt Gießen zwar 1936 gemäß dem Gesellschaftsvertrag von 1912 das Eigentum an dem Gesamtbestand des Museums erworben hat, der Klausel zur Bildung eines Kuratoriums aber nicht nachgekommen ist.

Wenige Jahre später jedoch wurde ein Museumsbeirat einberufen. Wann dies genau war und was die Gründe zu seiner Berufung waren, lässt sich leider nicht mehr nachvollziehen. Zu vermuten ist, dass mit

dem Wiederaufbau des Alten Schlosses und der Renovierung des Burgmannenhauses die Einrichtung dieser Häuser und der Umzug des Museums vom Asterweg 9 vorbereitet werden sollte.

Uns liegt eine Niederschrift der 12. Sitzung des Museumsbeirates am 26.10.1977 vor. Es müssen also einige Sitzungen vorausgegangen und weitere gefolgt sein. Mitglieder waren: Oberbürgermeister Görnert, Stadtrat Thomas, Museumsleiter Blechschmidt, Professor Dr. Fiensch, Dr. Otto Gärtner, Redakteur Kurt Kühnemann, Dr. Peter Petersen, Dr. Ruckelshausen, H. Winterhoff. Zugezogen wurden: Museumsleiter Ebertz, Museumsdirektor i. R. Dr. Krüger, Baudirektor Riebel, Kulturamtsleiter Schmidt. Es mag auf den ersten Blick verwundern, dass die Wetzlarer Herren Ebertz und Schmidt zugezogen wurden. Man erinnere sich aber, dass dies zu Zeiten der Stadt Lahn geschah. Ein Gremium also, das gute Impulse für eine zukünftige Neugestaltung der Museumslandschaft geben konnte.

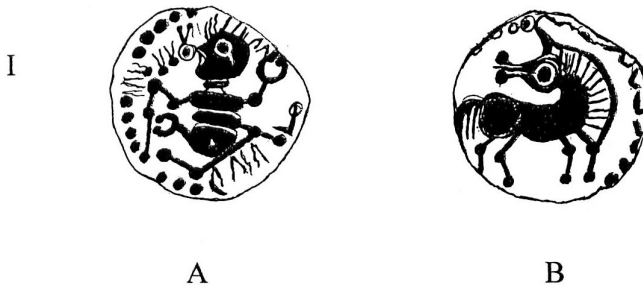
Interessant war auch die Tagesordnung: 1. Besetzung der Stelle eines Museumsleiters; hier wurden die eingegangenen Bewerbungen diskutiert. 2. Stand der Bauarbeiten und Planungen bezüglich des Alten Schlosses; die Bauarbeiten waren zu diesem Zeitpunkt bis zum zweiten Obergeschoss gediehen. Die in dieser Sitzung vorgestellte Raumkonzeption ist heute verwirklicht; allerdings war vorgesehen, die Vor- und Frühgeschichte ins erste Obergeschoss zu nehmen. 3. Übergabe des Burgmannenhauses; das Burgmannenhaus war so weit fertig gestellt, dass eine Übergabe im Dezember anvisiert wurde. Nachdem ursprünglich die Nutzung des Gebäudes als Magazin geplant war, wurde in dieser Sitzung auf Vorschlag von Herrn Blechschmidt die Nutzung als Museum mit der heutigen Konzeption beschlossen. Die Dreihäusigkeit des Oberhessischen Museums war auf den Weg gebracht.

Wie produktiv ein Museumsbeirat arbeiten kann, zeigte sich in diesen Jahren. Er könnte auch in zukünftigen Jahren wertvolle Hilfe leisten und das 1912 angestrebte Kuratorium ersetzen. Der Oberhessische Geschichtsverein, auf dessen Initiative hin das Oberhessische Museum ursprünglich gegründet wurde, würde seine volle Mitarbeit anbieten.

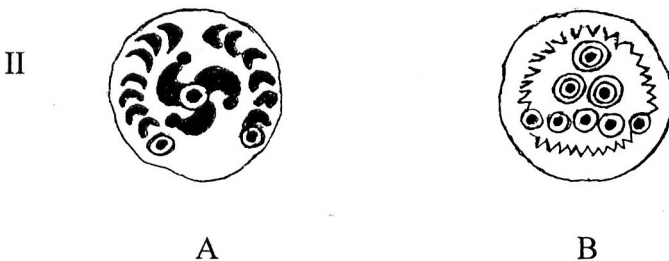
Die Symbolik keltischer Münzen*

Ein Erklärungsversuch an drei Beispielen aus dem Einflussbereich des Dünsberg-Oppidums. Sowie ein Vergleich „Tanzendes Männlein“ mit „Vogelmännchen“ = Nauheimer Typ.

Hans Reeh



Tanzendes Männlein - Quinar -
Werkstoff - Silber
- Dünsberg-Oppidum -



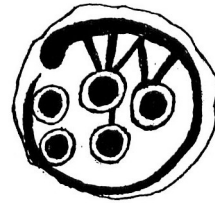
Dreiwirbel-Stater
Werkstoff - Gold, Silber, Kupfer
- Dünsberg-Oppidum -

* A = Vorderseite der Münzen; B = Rückseite der Münzen

III



A



B

Vogelkopf-Stater
Werkstoff - Gold
- Mardorfer Goldschatz -

Keltische Münzen vom Dünsberg und Umgebung Drei ausgewählte Beispiele

Im 3. Jahrhundert v. u. Z. wurden die Münzen als Zahlungsmittel im Keltenraum eingeführt. Zur Zeit der keltischen Wanderbewegungen waren in griechischen Diensten stehende Söldner damit bezahlt worden. Rückkehrer aus dem Süden brachten z. B. Münzen mit, die auf der Vorderseite das Bild Philipps von Makedonien (359 - 336 v. u. Z.) und auf der Rückseite ein Streitwagengeschpann trugen.

Um mit den Mittelmeerländern Handel treiben zu können, wurde von den Kelten die Geldwirtschaft der Griechen und später auch die der Römer nachgeahmt. Dies zeigt sich in der Übernahme von Gewichtseinheiten und Münzgrößen.

So wurde z. B. aus dem Kopf Philipps bald nur noch ein Haarwirbel oder -büschel (Büschelmünze) und aus dem Pferdekorper wurde eine Kombination von Punkten und Strichen.¹

In dieser Zeit wurden zur Herstellung von keltischen Goldmünzen hellenistische Münzen sogar umgeschmolzen. Die Silbermünzen schmolz man vermutlich aus römischer Währung um.²

1 Uta von Freeden und Siegmund von Schnurbein, Herausgeber für die Römisch-Germanische Kommission, Spuren der Jahrtausende - Archäologie und Geschichte in Deutschland. Theiss - Verlag Stuttgart 2002, S. 232.

2 Wie Anm. 1, S. 233.

Die Münzen sind heute das authentischste Zeugnis keltischen Geistes, das wir besitzen.³

Während man in den bildenden Künsten der antiken Hochkulturen eine sinnliche, anatomisch naturgetreue Darstellung anstrebte, wich die Kunst der gallischen Kelten von diesem Weg ab.

Auf dem neuen, eigenen Weg gelangte sie nach und nach zu jener rhythmischen Gestaltung, in der wissenschaftliche Spezialisten lediglich eine unzulängliche „Deformation des griechischen Vorbilds“ sahen.

Dieses rhythmische Element hätte der Kunst der Kelten hingegen einen Ehrenplatz in der Kunst des Westens sichern müssen.

Sie gehört mit einer anderen, ebenso originalen wie ausschließlich westlichen Kunst auf die gleiche Stufe: der Kunst der Gotik, deren Wesen auf der Wiederentdeckung des rhythmischen Elements als Daseinsgrund eines Kunstwerks beruht und offensichtlich keine unmittelbaren Vorläufer in der italienischen Kunst hat.⁴

Die Epoche der Romantik mit ihrer Bewunderung für die Vergangenheit entdeckte auch den Symbolismus wieder, was einige helllichtige Numismatiker dazu anregte, keltische Münzen auf ihre Symbolik hin zu untersuchen.

Sie entdeckten ein summarisch als Sonnensymbolik bezeichnetes System, hielten aber am angeblichen Primitivismus der Kelten fest.

Seit Beginn des 20. Jahrhunderts blieb die Frage nach der Symbolik in der keltischen Numismatik verfehlt. Es war von ihr nicht mehr die Rede.

Die Voraussetzung zum Verständnis der Symbole ist nicht nur die ausführliche Kenntnis der keltischen Mythen sondern auch ein gewisser künstlerischer Sinn.⁵

Die Kelten entwickelten keine eigene Schrift. Die Mythen und Sagen sowie das geheime Wissen der Druiden wurden mündlich weitergege-

3 Lancelot Lengyel, Das geheime Wissen der Kelten - enträtselt aus druidisch - keltischer Mythik und Symbolik, Verlag Hermann Bauer - Freiburg i. B. 1994, ins Dt. übertr. von Modeste zur Nedden, S. 32.

4 Wie Anm. 3, S. 33/34.

5 Wie Anm. 3, S. 34.

ben. Um sich dennoch allgemein verständlich ausdrücken zu können, entwickelte sich im Laufe der Zeit eine Symbolsprache.

Es ist ziemlich wahrscheinlich, dass inselkeltische und festländische Druiden die Bilder entwickelten und dem Münzwesen vorstanden, vor allem deshalb, weil der Edelmetallhandel durch ihre Hände gegangen zu sein scheint. In Irland hingegen ist kein keltischer Münzgebrauch nachweisbar.

Die verwendeten Symbole auf den Münzen waren im ganzen keltischen Raum verbreitet, so dass auch die im Einflussgebiet des Dünsberg-Oppidums vorkommenden Münzsymbole einer allgemein gültigen Deutung unterzogen werden können.

Die im Folgenden versuchten Deutungen der Symbole wurden ausschließlich dem Buch von Lancelot Lengyel „Das geheime Wissen der Kelten - enträtselt aus druidisch - keltischer Mythik und Symbolik“ entnommen.⁶ Andere Quellen werden in den Fußnoten besonders vermerkt.

Es sei noch darauf hingewiesen, dass die von den Numismatikern gegebenen Namen der Münzen wie „Tanzendes Männlein“, „Dreiwirbel-Stater“ oder „Vogelkopf-Stater“ nichts über die Bedeutung der Münzbilder aussagen, sondern lediglich als Arbeitsbegriffe zum Einordnen in entsprechende Kataloge zu werten sind.

Man hätte der Münze „Tanzendes Männlein“ auch den Namen „Schamane“ oder „Rumpelstilzchen“ geben können, ohne dass sich am Ausgewert irgendetwas geändert hätte.

Der Vogel ist z. B. das Symbol der keltischen Luftgötter. Dabei entspricht der Adler dem Feuer, der Rabe der Erde und der Kranich dem Wasser. Auf vielen keltischen Münzen sind Vögel als solche erkennbar dargestellt. Der „Vogelkopf“ auf der o. g. Münze hat hingegen eine ganz andere Bedeutung, obwohl er vielleicht aus einem „echten“ Vogelkopf entwickelt bzw. abstrahiert wurde.

Von der Symbolsprache zu unterscheiden ist die Ornamentik, die sich auch bei Ethnien, denen die Schrift bekannt ist, als künstlerische Ausdrucksweise entwickelt hat. Dies trifft z. B. in der islamischen Welt infolge des aus dem Alten Testament abgeleiteten Bilderverbots zu. Die

6 Wie Anm. 3

Ornamentik wurde in der keltischen Welt oft zur Verzierung von Gebrauchsgegenständen und von Schmuck angewendet. Ornamentik kann allerdings auch Symbole enthalten.

So ist z. B. in einen am Dünsberg gefundenen Anhänger eines Pferdegeschirrs ein Triskeles eingearbeitet. (Dreiwirbelanhänger).

Darstellung und Deutung der Symbole:

1. Die Fruchtbarkeitssymbole:

Diese lassen sich generell in drei Gruppen einteilen:

1.1. Weibliche Symbole, z. B. Schlangenei

1.2. Männliche Symbole,

z. B. Schlange



oder Stiel




1.3. Androgyne = zweigeschlechtliche Symbole, z. B. die aus dem Ei schlüpfende

1.1. Weibliche Symbole:

1.1.1. = das Schlangenei = weibliches Prinzip (Brustwarze)



Das Ei gehört zum Welt  umfassenden Repertoire der Symbole. Der Inhalt weicht jedoch von Religion zu Religion beträchtlich ab.

Zugleich Embryo und Same bekundete es, dass der Mensch und die Eiche eines Ursprungs sind und sich das Leben ständig erneuert.

Erst nach mehr als 2000 Jahren konnte dieses erahnte Wissen durch die Evolutionstheorie bewiesen werden.

Da die Schlange in der Mythologie als ältester Lebensträger gilt, weil sie keine Extremitäten besitzt, ist ihr Ei als die erste göttliche Manifestation der vormenschlichen Vergangenheit anzusehen.

Die heutigen Sitten und Gebräuche, die sich im Frühling mit Eiern befassen, wie bei uns z. B. das Schenken von bunt gefärbten Eiern zu

Ostern, sind aus alten Frühlingsriten hervorgegangen, mit denen der Neubeginn der Vegetation gefeiert wurde.

Die Tatsache, dass das „Weltenei“ auch in Indien, im Iran, in Griechenland und bei den baltischen Völkern, d. h. im indoeuropäischen Raum, bekannt ist, lässt sein hohes Alter erkennen.

Ein noch höheres Alter bezeugt seine Bekanntheit in Afrika, in Amerika und sogar in Indonesien.


Für uns dürfte von Interesse sein, dass Plinius aus Gallien berichtet, dass er dort ein Schlangenei, „außen hart und wie ein Apfel so dick“, für einen „druidischen Talisman“ gehalten habe.

Das Schlangenei symbolisiert das weibliche Prinzip.




Das Symbol selbst ist nicht oval wie ein Vogelei, sondern ist durch seine kreisrunde Form als Schlangenei (Reptilienei) erkennbar.

1.2. Männliche Symbole:

1.2.1 = Stängel, Stiel, Stab bzw. Phallus

1.2.2 =  Schlange, sowie auch



1.2.3  , 1.2.4  , 1.2.5 


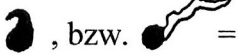
Die Schlange gehört zu den ersten Lebewesen, die die Bibel erwähnt. Sie hat von frühester Zeit an im gesamten Orient besondere Bedeutung besessen: Sie wurde verehrt, gefürchtet und gehasst.^{7 8}

Bei den Kelten ist die Schlange auf Grund ihrer beispielhaften Regenerationsfähigkeit sowie wegen ihrer Giftigkeit zum Symbol geworden. Denn der Gott der Kelten ist Schöpfer und Zerstörer zugleich.

7 Geoffrey Wigoder, Auf den Spuren des Alten Testaments, Gondrom Verlag GmbH, Bindlach 2004.

8 I Mose 3. 1 - 5.

1.3. Zweigeschlechtliche (androgyn) Symbole:


1.3.1  , 1.3.2  , bzw.  =

die aus dem Ei schlüpfende Schlange

Der Sinn des Motivs besteht in der Verbindung des männlichen Prinzips (Schlange, Stiel, Stängel, Stab) mit dem weiblichen (Kreis oder Kugel).

Dieses zweigeschlechtliche Wesen soll den noch ungeteilten Ahnen darstellen, der im Begriff ist, sich in seine männliche (Schlange usw.) und weibliche (Ei) Komponente zu spalten.

Hier scheint der Schöpfungsakt durch das Ausschlüpfen der Schlange aus dem Ei versinnbildlicht, d. h. die Genesis mit der Zeugung verglichen zu werden. Im Gegensatz also zur biblischen Konzeption, nach der das Weibliche aus dem Männlichen hervorgegangen ist⁹, entspringt in der keltischen Mythologie das Männliche aus dem Weiblichen.




Hierzu gehört u. a. der Stängel, der eine Kugel trägt: 1.3.1 .

Dieses Zeichen leitet sich von der aus dem Ei schlüpfenden Schlange her und kann auch „Frucht des Leibesinneren an der Nabelschnur“ bedeuten. Es versinnbildlicht u. a. den Satz, dass das Leben aus dem Tod und der Tod aus dem Leben entsteht; ein Zeichen also für die weibliche und männliche Fruchtbarkeit.¹⁰

2. Zahlensymbole:

2.1. Die Einheit (siehe auch 1.1 und 1.2):

Aus der Eins können alle anderen Zahlen gebildet werden.

 ,  ,  2.1.1

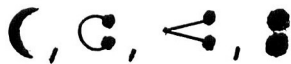
= Schlangenei im Kreis = das „göttliche Auge“

⁹ I Mose 2. 21, 22, 23

¹⁰ Wie Anm. 3, S. 93.

2.2. Das Zweiermotiv - der Mondkult:

Die Zahl zwei wird aus den beiden Spitzen der Mondsichel hergeleitet:



Im sakralen Leben der Vorzeit spielte der Mond eine überragende Rolle. Sein Einfluss auf irdische Dinge, sowie auch seine Eignung als Gegenstand entsprechender Analogien, wie z. B. dem Zyklus der Frau, verliehen ihm einen besonderen Wert. Dank dieser Eigenschaften kam ihm auch im Rahmen der Initiation eine vorrangige Bedeutung zu.

In den Religionen des Altertums galt der Mond als Manifestation des Heiligen.

Seine Anziehungskraft, die Ebbe und Flut bewirkt, machte ihn zum „Herrscher der Gewässer“ und sein vermeintlicher Einfluss auf den Rhythmus der weiblichen Menstruation trug ihm in manchen Religionen den Titel „Herrscher der Frauen“ ein.

Zu dieser organisatorischen Tugend des Mondes kommt das Phänomen seines Zu - und Abnehmens hinzu, das am nächtlichen Himmel dem Menschen Dauer und Maß demonstriert.

Aus diesen Beobachtungen ging schon lange, ehe man die astronomische Zeit des Sonnenzyklus zu untersuchen begann, die konkrete Zeitangabe des Mondkalenders hervor.

Die Mondphasen bewiesen, dass sein Tod (Neumond) niemals endgültig war, sondern dass Geburt, Alter und Wiedergeburt ewig währten.

Die Vorstellung von der großen Göttin, der Terra Matra, der Mutter Erde, die schon von der Urzeit an als Repräsentantin der tellurischen wie der tektonischen Kräfte galt, treffen wir im Keltenreich vor der gallorömischen Epoche nicht an.

Die Originalität der Kelten hingegen erfand die Pferdegöttin, dann die Adlergöttin: Beide unterscheiden sich ausdrucksmäßig von allen anderen durch das Prinzip der Bewegung, das durch Pferd und Adler symbolisiert wird.

Hier bewegen wir uns noch im Rahmen archaischer Vorstellungen über die Zusammenhänge der Natur. Das System der Entsprechungen wird durch eine Symbolkette wiedergegeben, deren Glieder austauschbar sind. Die Gleichsetzung von Mond, Gewässer und Erde beruht also auf

dem intuitiven Erfassen ihrer sich ergänzenden, sich in der Fruchtbarkeit vereinenden Funktionen.

Die Fruchtbarkeit hingegen evoziert den Ursprung alles dessen, was ist: Wasser, Regen, das männliche Prinzip des Samens, ebenso Frau, Erde und Vegetation.

Von der Periodizität der Frau und der Gezeiten über das Meer mit seinen Muscheltieren zu der Kette: Spirale - Perle - Muschel - Schlange - Schnecke - Vulva und von dieser zur Reihe: Vase - Behälter - Kessel - Matrix - Graburne führend, ergänzt sie den Kreislauf des Mondes, der die Basis des Erde - Wasser - Kults bildete.¹¹

2.2.1

Der Torques ist ein Sammelname für alle festen Halsringe. Halsringe sind keine Erfindung der Kelten, bekamen jedoch bei ihnen im 5. bis 1. Jahrhundert v. u. Z. ein besonderes religiöses und soziales Gewicht und erreichten in der Latènezeit ihren künstlerischen Höhepunkt. Sie wurden selten aus Eisen oder Silber, öfter aus Bronze und vor allem aus Gold hergestellt. Die Torques selbst sind meist mit Symbolen besetzt.

Der Halsring war ein religiöses und weltliches Symbol der Macht, der Verehrung und des Schutzes. Er wurde von Göttinnen, Göttern, Helden, Krieger, Fürstinnen und Fürsten getragen.

Die beiden Götter Rigani und Cernunnos sind öfter als andere mit einem Torques abgebildet. Die mächtigen Königinnen und Könige der irischen Sagen werden durchgehend als Torques - Träger geschildert.

Ursprünglich waren die Halsringe Hoheitszeichen und Schmuck großer Frauen, Fürstinnen und Priesterinnen wie z. B. Boadicea. Der Halsring muss aber später auch zur Ausrüstung des aristokratischen Kriegers gehört haben.

Nach 300 v. u. Z. verschwinden die Torques nämlich aus den Frauengräbern, tauchen jedoch in den fürstlichen Gräbern von Krieger wieder auf. Es ist denkbar, dass der Torques, anfangs Ausdruck des weiblichen, zyklischen Prinzips, zuerst zum Schutz dem das Territorium verteidigenden bzw. erobernden Kriegers beigegeben wurde, bis

¹¹ Wie Anm. 3, S. 59.

dieser ihn anektierte und zum Symbol der männlichen Macht und des Helden machte.

In gallorömischer Zeit wurden Götterstatuen noch gern mit dem Torques geschmückt.¹²

2.3 Das Dreiermotiv, die Triade

Der Sonnenkult

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts sieht man die Sonnenanbetung und den Totenkult als die Grundlage der keltischen Religion an.

Die Forschung ist aber inzwischen auf eine noch ältere Schicht von uranischen, fast vergessenen Gottheiten gestoßen, aus der der keltische Sonnenheros hervorgegangen sein könnte.

Auch aus der griechischen Mythologie lässt sich auf das Vorhandensein einer ersten Schicht von Schöpfergottheiten schließen.

In der keltischen Mythologie scheint zwischen Trächtigkeit (lunar) und Zeugung (solar), zwischen den weiblichen und männlichen Prinzipien nach ihrem jeweiligen Übergewicht im Schöpfungsvorgang unterschieden worden zu sein.

Indes, mag die strahlende Sonne ihre Überlegenheit als Befruchter - Schöpfer - Held ebenso wie den Sieg des Geistes über die Dämonen der Erde noch so gut zum Ausdruck bringen, hat sie doch auch eine dunkle, infernalische Seite.

Sie geleitet die toten Seelen hinüber in die andere Welt (Anderswelt). Der Sonnenuntergang ist hierfür Symbol. „Die Sonne zeugt den Menschen, doch sie verzehrt ihn auch“.

Während der Mond drei Tage nicht am Himmel steht, d. h. tot ist, zieht die unsterbliche Sonne täglich am Himmel vorüber, um abends in die Unterwelt zu tauchen, aus der sie morgens wieder unverseht aufsteht.

Die Sonne bleibt so über jeden Vergleich mit dem menschlichen Leben erhaben.

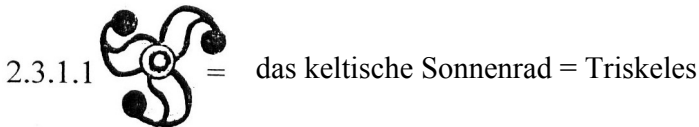
Hat die stets lebendige Sonne die Gestorbenen ins Jenseits geleitet, kann sie diese, manchen Religionen zufolge, auch wieder zurückholen.

12 Sylvia & Paul F. Botheroyd, Keltische Mythologie von A - Z, Tesa Verlag, Wien 2004.

Die Vorstellung von der Wiedergeburt galt bei den Kelten als Naturgesetz und stand jenseits von aller Tugend und aller Zufälligkeit.

Im Laufe der mythologischen Entwicklung wurde die Auferstehung zu einem unverhofften Ereignis.¹³

2.3.1 Dreiermotive der Sonnensymbolik:



= die strahlende Sonne

Im ganzen indoeuropäischen Kulturraum spielt die Drei eine wichtige Rolle, aber die Kelten trieben auffallend viel Aufwand mit dieser Zahl. Alles was mit dem Heiligen und Übernatürlichen in Verbindung stand, wurde als Triade vermittelt: Gottheiten, einzuprägendes Wissen, Ornamente, das soziale und kulturelle Gefüge, dessen Funktionen, der rituelle, dreifache Tod und vieles andere.



Bereits bei Aristoteles hat diese Zahl, die Anfang, Mitte und Schluss umfasst, als das Ganze gegolten und er sah darin ein Symbol für „Unendlichkeit“, „Perfektion“, „Größe und Macht“, „Kraft und Vollkommenheit“, „eine Totalität“.

Durch die Zahl drei lassen sich Begriffe gleitend verbinden: Hell - Zwielicht - Dunkel, heiß - lau - kalt, Jugend - Reife - Alter, usw.

Gleichzeitig konnte die Dreiheit als Einheit aufgefasst werden, aber auch umgekehrt wie es die christliche Trinität für sich beansprucht.

¹³ Wie Anm. 3, S. 65.

2.4 Das Fünfermotiv / Auferstehungssymbol



Die Hand mit ihren fünf Fingern erscheint bereits im Zusammenhang mit steinzeitlichen Höhlenmalereien.

2.4.1



Wie viele Völker brachten die Inselkelten die Zahl fünf mit den durch einen Mittelpunkt zusammengehaltenen vier Himmelsrichtungen in Verbindung.

Auch die Anderswelt arbeitet mit der Fünf, aber vermehrt unter dem Ewigkeitsaspekt. Ursprünglich waren es fünf Druiden und fünf Andersweltfürsten, die die Abgeschiedenen zum Andersweltfest luden. Allgemein waren Andersweltbewohner an ihren fünffachen Mänteln oder an ihren fünffachen Schilden von den gewöhnlichen Sterblichen zu unterscheiden.¹⁴

2.4.2



In der esoterischen Zahlenlehre nimmt die Fünf eine privilegierte Stellung ein.

Nach den fünfzähligen Blättern und Blattständen vieler Bäume und den fünfgliedrigen Extremitäten des Menschen (Arme, Beine und Kopf) zu schließen, könnte sie die „organische Zahl“ gewesen sein.

Für Pythagoras ist das Pentagramm ein Zeichen der Gesundheit; in Ägypten stellt der fünfzackige Stern den Menschen mit Kopf und vier Gliedern dar. In Indien bezeichnet das Pentagramm die fünf Elemente.

Das Münzbild II B (Rückseite des Dreiwirbel - Stater) kann allein arithmosophisch verstanden werden. Hier ist ein Arrangement von fünf Kugeln zu sehen, über denen noch eine Dreiergruppe gipfelständig angeordnet ist. Die äußeren Kugeln werden mit Schlangenlinien verbunden, die aus Winkeln (Triaden) und Halbmonden (Diaden) bestehen. Die obere Schlangenlinie umfasst die Kugeltriade (Sonne) und kann zusammen mit den äußeren Kugeln auch als Torques aufgefasst

¹⁴ Wie Anm. 12.

werden. Die Spitze der Kugeltriade stellt die Einheit und deren Basis die Zweiheit (Mond) dar.

Die untere Kugelreihe, also die Basis der Pyramide kommt durch die Addition von $2 + 3$ zustande. Die Fünf wird also auch das arithmosophische Symbol des miteinander verbundenen Mond- und Sonnenkultes sein.

Bei der Lektüre der keltischen Sagen zeigt sich nach Lengyel, dass diese gegensätzlichen Kulte mit unüberwindlichen antagonistischen Kräften besetzt sind, die in Gestalt zweier sich ständig bekämpfender Heere Personifizierung finden. Das Gleichgewicht dieser Einheit ist stets gefährdet und lediglich der Übermacht des einen oder anderen Prinzips zu verdanken.

Der Gegensatz der beiden Kulte kann, abgesehen von anderen Betrachtungsweisen, wie folgt umrissen werden: Der Mondkult beruht auf der Offenbarung, die in der Reihung Tod - Fruchtbarkeit - Wiedergeburt zum Ausdruck kommt, wobei die Betonung auf der Wiedergeburt liegt.

Beim Sonnenkult dagegen liegt, in der Kette Leben - Agonie - Tod, die Betonung auf Tod.

Wenn man sich nun diese beiden gegensätzlichen Kulte als Halbkreise vorstellt, die zu einem Ganzen zusammengefügt werden, ergibt sich eine Kette ohne Ende, eine endlose Bewegung.

Dank dieser Chiffrensprache kann der religiöse Inhalt der Münze II B, wie bereits erwähnt, allein durch Zahlen zum Ausdruck gebracht werden: Das Schlangenei, die Verbindung von Sonnen- und Mondkult und die Unsterblichkeit der Seele. Die Fünf ist außerdem ein Symbol für den „lebend gebärenden Tod“.

Mit der Zahl Fünf ist bereits das Ende der keltischen Zahlensymbolik erreicht. Diese stützt sich also auf die Pfeiler eins, zwei und drei, aus denen sich die anderen Zahlen ergeben, ohne etwas anderes zu implizieren.

Die 4 ist die Verdoppelung der 2, = Mondkult

die 6 ist die Verdoppelung der 3, = Sonnenkult

die 7 entsteht durch die Addition von 3 + 4 und hat die gleiche Bedeutung wie die aus 2 + 3 hervorgehende 5, = Unsterblichkeit, Ewigkeit, lebend gebärender Tod

die 8 ist die Verdoppelung der 4,

die 9 ist die Verdreifachung der 3.

Vermutlich soll diese Vervielfachung einfacher Zahlen nur die Heiligkeit hervorheben.

Dem Kelten widerstrebte es, nach östlichem Muster die Zeit passiv mit Meditation oder mit ätiologischen (ursächlichen) Abhandlungen über das Mysterium zu verbringen. Sein Temperament untersagt ihm, eine Erklärung für das zentrale Geheimnis zu suchen: Er hat seine Unzugänglichkeit erkannt und umgibt es mit seiner symbolischen Poesie. Ist er damit von der Wahrheit weiter entfernt als andere Mystiker?

Ebenso ist es mit seiner Zahlentheorie. Anstatt das Feld der Phänomene zu erweitern, indem er sie ins Unendliche differenziert, geht er entscheidend anders vor: Er reduziert sie auf Einheit, Diade und Triade.

3. Weitere Symbole:

3.1 Das Pferdesymbol

Die mannigfaltigen Pferdedarstellungen auf keltischen Münzen erweisen sich als Spekulationen über das gleiche Thema des Heiligen:

Auf der Rückseite der Bildnismünzen ist meistens ein Pferd dargestellt, das ursprünglich wie die Vorderseite von dem oben erwähnten mazedonischen Stater hergeleitet ist.

Von seinem Vorbild hat es sich in vielen Etappen entfernt: die Quadriga wurde zum Zweigespann, der Wagen verschwindet, der Wagenlenker wandelt sich in ein Reiterphantom und aus den Requisiten werden Symbole.

In sämtlichen brahmanischen und buddhistischen Schriften repräsentiert das Schlachtross die Sinne, die Zügel die Kontrollorgane, während der Geist oder das wahre Selbst Herr über das Fleisch ist, und allein das Ziel des Wagens kennt.

In den *Veden* kann das Pferd als Lebenskraft erscheinen, die auf unser materielles Sein wirkt und deren vielfältigen Energien die Götterwagen lenken.


Nach den ersten keltischen Münzreihen sitzt der Reiter nicht mehr auf, und aus dem Maul des Pferdes geht eine Emanation hervor.

Diese in den *Upanishaden* als *prana* bezeichnete Lebenskraft wird durch den „Mundhauch“ repräsentiert: Er trägt das Wort, das als schöpferischer Ausdruck und Lebenskraft „voranführt auf dem Weg zum Tod hin“.

Hier scheinen sich ursprüngliche indoeuropäische religiöse Vorstellungen bis in die Keltenzeit erhalten zu haben.

Wenn man die weitere Entwicklung des Pferdes auf den keltischen Münzen verfolgt, stellt man fest, dass es im Laufe seiner Mutationen seinen Tiercharakter einbüßt. Es verwandelt sich sogar in ein zweigeschlechtliches Wesen.

In unserem Beispiel I B stellen Kugel und Halbmond Kruppe und Bauch des Pferdes dar:

3.1.1  Diese augenfällige Verbindung Bauch - Mond - Trächtigkeit wird bedeuten, dass der Bauch des desintegrierten Leibes seine lunare Qualität, die Bedeutung von Fruchtbarkeit bewahren soll.

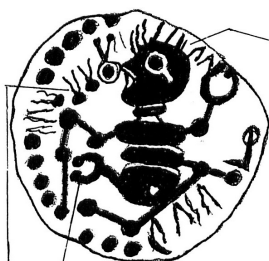
Diese Darstellung begegnet auf Hunderten von keltischen Münzen.

4. Ein Versuch, die Symbolik dieser drei keltischen Münzen zu deuten

4.1 „Tanzendes Männlein“

4.1.1 I A Vorderseite:


Grundsätzlich ist eine eindeutige Gliederung in Kopf, Hals, Brust, Oberbauch und Unterleib zu erkennen. Auf dem Unterleib ist oft der Nabel angedeutet.




Sonnenstrahlen



Kopf: Halbmond (Diade) mit angedeuteter Nase = Triade = Sonne

Hand als Torques 2.2.1  = binär und Zeichen der Macht

Arme und Beine aus 1.3.1  zusammengesetzt = die aus dem Ei schlüpfende Schlange = Verbindung des männlichen mit dem weiblichen Prinzip.

Dieser Symbolik folgt auch das Auge. 

In Anlehnung an das Symbol 1.3.1, das u. a. die Frucht des Leibes an der Nabelschnur bedeuten kann, wird der aus dem Unterleib sprießende Torques am Stiel das Gebären der Macht symbolisieren.

Hier besteht eine Verbindung vom Fuß über die Hand zum Kopf in Form von binären Zeichen  und auch Triaden  .Betrachtet man aber die ganze Kette besteht diese aus 2 plus 3 Kugeln. Diese Verbindung aus dem Mund - Nasenbereich kann als Emanation angesehen werden. (Mundhauch s. a. 3.1)

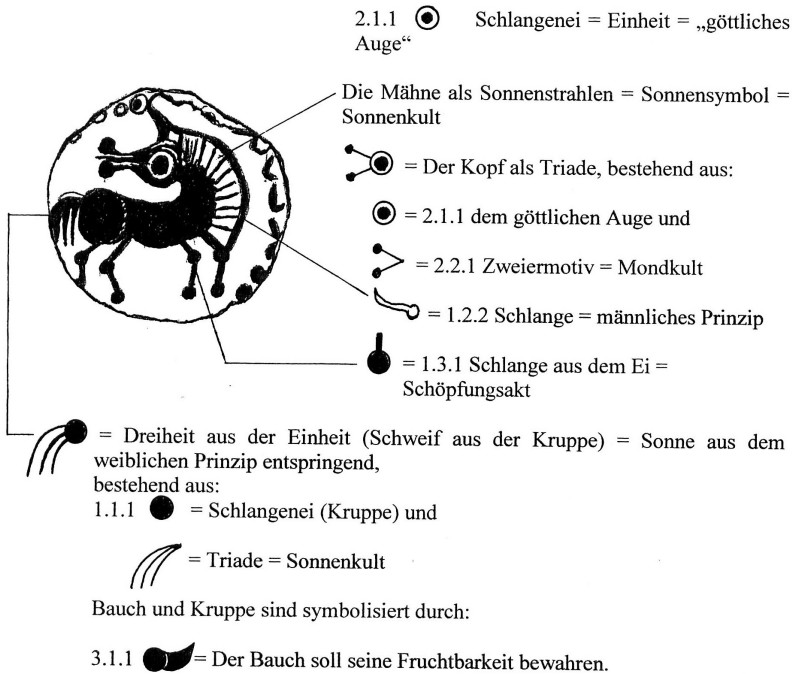
Auch die links angedeutete Schlange enthält unten drei und seitlich zwei mal fünf Kugeln.

Es handelt sich hier demnach um einen zweigeschlechtlichen, mächtigen Gott, in dem sich Mondkult und Sonnenkult vereinen, wobei die Unsterblichkeit der Seele und die Ewigkeit symbolisiert werden. Der Mondkult wird dabei zusätzlich durch die beiden Torques versinnbildlicht, die zudem noch die Macht potenzieren.

Der Torques als Hand bedeutet: Der Gott hält die Macht in seiner Hand und der aus dem Unterleib hervor sprießende Torques signalisiert: Die Macht geht von ihm aus.

4.1.2. I B „Tanzendes Männlein“, Rückseite:

4.1.2 I B „Tanzendes Männlein“, Rückseite:



Zur Zeit der Dünsbergkelten war der Pferdegott (Göttin) ein mächtiger Gott, der auf der Münze mit den Symbolen der Macht reich ausgestattet ist.

Wie oben bereits erwähnt, wird mit der Darstellung der Kruppe als Schlangenei und des Bauches als Mondsymbold, das aus diesem entspringt, die weibliche Fruchtbarkeit besonders betont.

Darüber hinaus ist der ganze Pferdekörper durch den nach hinten gedrehten Kopf wie eine Schlange gewunden.

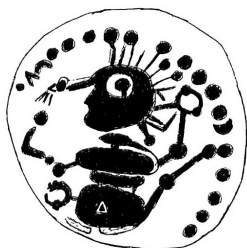
Die Schwanzenden der Schlange 1.2.2 und der unter der Mähne (Sonnenstrahlen) angedeuteten Schlange (Halsrücken) bilden das Ohr des Pferdes.

Das Erscheinungsbild der Münzen variiert von Münze zu Münze.

Bedingt durch die über 2000 jährige Lagerung in mehr oder weniger aggressiven Böden, sowie durch den Gebrauch als Geldstück, zeigen sie die verschiedensten Abnutzungserscheinungen.

Durch die etwas differierenden Prägwerkzeuge ergaben sich darüber hinaus auch bei der Herstellung bereits Unterschiede.

Die wahrscheinlich von den Kennern und Bewahrern der keltischen Mythen, den Druiden, entworfenen Münzbilder weichen je nach individueller Auffassung ebenfalls etwas von einander ab, obwohl die grundlegende Aussage der Symbolik gleich bleibt:



I A'



I B'

So fällt bei dem Münzbild I A' im Vergleich zu I A auf, dass ein Bein fehlt. Da die Münze an dieser Stelle abgeflacht ist, könnte dies durch eine mechanische Einwirkung entstanden sein.

Die Verbindung vom Arm zur Stirn, die als Emanation gedeutet werden kann, ist bei I A' etwas anders dargestellt als bei I A, aber mit den gleichen Symbolen.

Des Weiteren fällt auf, dass die aus Kugeln (Schlangeneier) bestehende Schlange auf der einen Münze mehr am rechten und auf der anderen mehr am linken Rand angeordnet ist, was ohne tiefere Bedeutung sein dürfte.

Beim Vergleich der Münzbilder I B mit I B' fällt besonders die verschiedene Gestaltung des vorderen Pferdekopfes auf. Bei näherem Hinsehen ist aber das Maul bei beiden aus zwei Kugeln (binär) gestaltet, die zusammen mit dem „göttlichen Auge“ eine Triade ergeben.

Bei I B' dürfte noch eine Triade ✓ zusätzlich eingearbeitet sein.

Bei I B' ist die am Rand befindliche Schlange eindeutig aus Triaden zusammengesetzt, während sich bei I B Kugeln an beiden Enden befinden könnten.

Ich neige zu der Auffassung, dass Vorder- und Rückseite dieser Münze sich wie folgt ergänzen:

Die Vorderseite zeigt einen mächtigen Gott. Die von der Erde losgelösten Beine sowie auch die Insignien der Macht lassen ihn als Himmelsgott erscheinen.

Dabei könnte es sich um „Taranis“ handeln, der Donnerer und Blitzeschleuderer, der vermutlich auch den die Ernte vernichtenden Hagel schicken konnte.

Nach Lengyel zeigt J. -J. Hatt auf, dass „Taranis“ in der Latènezeit so stark vom vorkeltischen „Mars“ geprägt war, dass er dessen Pferdgestalt übernahm.

Auf der Kanne von Hallein - Dürrnberg ist er als gefräßiges Ungeheuer mit dem Kopf des Teutates im Maul dargestellt, d. h. er ist diesem eine beständige Gefahr.

„Taranis“ selbst ist kein schöpferischer Gott, erst wenn seine Gattin „Rigani“ sich mit „Esus/Cernunnos“ verbindet, wächst und gedeiht es auf Erden und es entsteht Wohlstand.

Rigani ist die Herrin des Himmels und der Erde, sie kümmert sich um das Wohl der Lebenden und der Abgeschiedenen, verteilt die Reichtümer der Erde und hält ihre Hand über Künste und Handel.¹⁵

Die Rückseite der Münze stellt eindeutig ein Pferd dar, das offensichtlich diese Eigenschaften einer Himmelsgöttin symbolisiert.

Unter Zusammenfassung aller dieser Gesichtspunkte könnte die Münze „Tanzendes Männlein“ dem kundigen Kelten vermittelt haben, dass sich Himmelsgott und Himmelsgöttin verbinden, um den Kreislauf des Seins aufrecht zu erhalten.

Wobei der mächtige Himmelsgott „Taranis“ auf der Schöpfergöttin „Rigani“ aufsitzt, d. h. sie lenkt und steuert. (Die hoch gestreckten Beine könnten u. a. dies ebenfalls versinnbildlichen).

Schulze-Forster teilt die Münze „Tanzendes Männlein“ noch in zwei zusätzliche Kategorien, nämlich „Hockendes und Kniendes Männlein“ ein, was allerdings dem Eindruck des Aufsitzens keinen Abtrag tut.

Das Pferd auf der Rückseite der Münze kann natürlich auch als die keltische Pferddegöttin „Epona“ aufgefasst werden, die später von den Römern übernommen wurde. Epona, aus dem gallischen „epo“ und der

15 Wie Anm. 12.

die Göttlichkeit andeutenden Endung „ona“ kann sowohl „Pferdegöttin“ als auch „göttliches Pferd“ bedeuten.

Als Gemahlin des Himmelsgottes blieb sie mit den Himmeln verbunden, auch wenn sie die Erde repräsentierte und als Betreuerin der Abgeschiedenen auftrat. Sie blieb eine Heilerin, denn sie konnte die Lebenskräfte anregen und regenerieren.

Ihre wichtigste Aufgabe jedoch war, neues Leben hervorzubringen, es zu ernähren und zu schützen.¹⁶

Die Entsprechung zu Rigani ist unverkennbar.

Wie diese Götter und Göttinnen im keltischen Dünsberg - Dialekt genannt wurden, kann heute nicht mehr ergründet werden.

Wesentlich ist aber, dass die religiöse Vorstellungswelt derjenigen in Gallien entsprach. Hierdurch wird die Annahme, dass die Dünsbergbewohner Kelten und keine Germanen waren, erhärtet.

4.2 Dreiwirbel - Stater II A / B

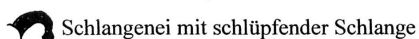
4.2.1 Vorderseite II A:



2.3.1.1 Das keltische Sonnenrad = Triskeles

In der Mitte : Schlangenei = göttliches Auge

drei Flügel jeweils als:









= Schöpfungsakt

drei Wirbel = Sonnenzahl = Sonnenkult





= Torques = Zeichen der Macht

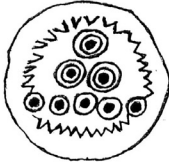
(aus   und     Triaden bzw. Mondsicheln)

16 Wie Anm. 12.



2.3.1.2 drei Schlangeneier = Symbol der strahlenden Sonne. (ein  als Mittelpunkt des Triskeles sowie zwei  als Enden des Torques).

4.2.2 Rückseite II B:



Wie unter 2.4 bereits erwähnt, kann dieses Münzbild allein aus der keltischen Zahlensymbolik gedeutet werden.



2.3.1.2 = strahlende Sonne



2.4.2 = 2 + 3 = die Verbindung von Sonnen- und Mondkult = Auferstehungssymbol = die Unsterblichkeit der Seele

Diese Pyramide kann auch so gelesen werden:



1 = Einheit



2 = Mondkult



3 = Sonnenkult


Die zwei äußeren Kugeln, verbunden mit einer Schlange aus Triaden, symbolisieren einen Torques wie auf der Vorderseite (II A).


Die Münzen I A B (5.1) und II A B (5.2) sind lokale Prägungen vom Dünsberg-Oppidum aus der Spätphase etwa um 55/15 v. u. Z. (Lt D 2).

In den zwanziger Jahren v. u. Z. endet die Prägegeschichte des „Tanzenden Männleins“.¹⁷

4.3 Vogelkopf - Stater III A B



1.3.2  = zweigeschlechtliches Symbol = die Schlange, die aus dem Ei schlüpft = Schöpfungsakt. Durch das Umwinden des einen Schlangeneis wird die Schlange zusätzlich symbolisiert.

Mit dem  in der Mitte ergeben sich fünf Schlangeneier = Auferstehung bzw. Unsterblichkeit.

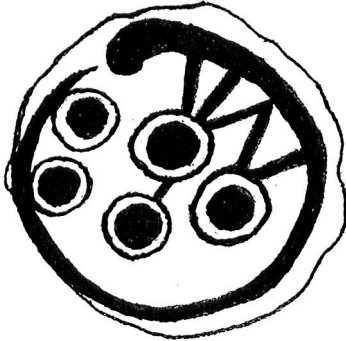


2.3.1.2 drei Schlangeneier sind lose angeordnet = Sonnenkult

¹⁷ Jens Schulze-Forster, Der Dünsberg bei Gießen, hessenARCHEOLOGIE 2002.

Am Rand ist eine Schlange aus Ei und Triaden dargestellt. Verbunden mit dem unteren Schlangenei ergibt sich ein Torques = Zeichen der Macht

4.3.2. Rückseite III B:



Schlange = männliches Prinzip

Zwei Kugeln = Mondkult direkt mit der Schlange verbunden = die Verbindung von männlichem und weiblichem Prinzip

Drei Kugeln mit der Schlange am Rand verbunden und zwar:

einmal mit einem Strich = Einheit

einmal mit zwei Strichen = Zweiheit = Mondkult

und einmal mit drei Strichen = Triade = Sonnenkult

Mit der Schlange am Rand sind zwei Kugeln durch zwei + drei = fünf Striche verbunden = die Verbindung von Schöpfungsakt und ewigem Leben.

Insgesamt befinden sich fünf Kugeln (göttliche Augen) auf dem Bild = ewiges Leben.

Allgemein sei noch darauf hingewiesen, dass bei den auf den Münzen I A B, II A und III A dargestellten Schlangemotiven sich manchmal nicht genau zwischen

< (Triaden) und

⊙ (Diaden)

unterscheiden lässt.

Die Absicht der Graveure könnte gewesen sein, beide Zeichen zu vermischen, um die Wechselwirkung zwischen Sonnen- und Mondkult zum Ausdruck zu bringen. Andererseits ist aber auch zu bedenken, dass es bei diesen winzigen Symbolen sehr schwierig ist, solche Feinheiten ohne Lupe gut erkennbar heraus zu arbeiten.

Bei der Schlange links oben auf II B allerdings sind zwischen den zusammenhängenden Triaden deutlich Pünktchen zu erkennen:

 , was an Exaktheit wohl nicht zu überbieten ist.

Die Münzen sind als die metallenen Archive der Kelten bezeichnet worden. Sie gestalteten Zehntausende der runden Metallscheiben nach eigenen Ideen. Dabei handelt es sich nicht, wie bereits erwähnt um phantasievolle Verzierungen oder primitive Nachahmungen, sondern um den Versuch, religiöse Vorstellungen bildlich umzusetzen und dies in Metall festzuhalten.

Die Münze besaß also neben dem materiellen auch einen spirituellen Wert und so zirkulierte sie überwiegend in den höheren Bevölkerungsschichten, zu Handels- aber auch in eben so hohem Maße zu Votivzwecken.

Die Prägungen darauf sollten den Kontakt mit den Göttern herstellen und gleichzeitig pädagogisch wirken: Konzepte festigen, Glaubenssätze bestärken.

Mit Gewissheit war die Münze eine wertvolle Stütze des keltischen Weltbildes, die mithalf, dessen Zusammenhang zu wahren.¹⁸

Was unter der anfangs erwähnten rhythmischen Gestaltung der keltischen Münzen zu verstehen ist, erklärt Lengyel wie folgt:

„... Was wir auf den folgenden Plaketten (ausgewählte Exemplare) sehen, ist ein authentischer, aus der Evidenz der Natur schöpfender künstlerischer Ausdruck aus der Sicht einer verborgenen Dimension. Wenn auch alles wie unter Druck auseinander zu brechen, sich zu verdrehen, zu verschieben scheint, so hat es sich doch, nach diesem Blick aus kosmischer Perspektive, wieder zur gewohnten Einheit gefügt.

Bei diesem Wechselspiel zwischen Kosmos und Mensch wurde die uns gewohnte Wirklichkeit allen Fleisches entkleidet; der konkrete, statische und endliche Raum stürzte in sich zusammen, um sich einer räumlichen Bewegung von abstrakter Dimension zu öffnen.

Aus dieser dynamisch intuitiven Sicht entdeckten die Kelten schon damals die Relativität des Raumes und mehr als 2000 Jahre vor dem Kubismus die Simultandarstellung von Frontalgesicht und Profil.

18 Wie Anm. 12, S. 242.

Und aus dem gleichen Geist heraus stellten sie die räumliche Wahrnehmung der klassischen Antike in Frage.“¹⁹

Die keltischen Münzen wurden, wie anfangs erwähnt, von den um ca. 350 v. u. Z. geprägten Goldstater Phillips II (Vater von Alexander d. Großen) abgeleitet.

Diese griechischen Münzen tragen auf der Vorderseite Apollon und auf der Rückseite die Quadriga.

In der Gestalt des Apollon akzeptierten die Kelten das Gottesbild und in der Quadriga seine symbolische Funktion. Diesem Thema blieben sie bis zum Ende der keltischen Kultur treu.

Gerade das „Tanzende Männlein“, die im letzten rechtsrheinischen keltischen Refugium geprägte Münze, greift mit den dargestellten Symbolen dieses Thema auf und führt es zu einer künstlerisch gestalteten Meisterleistung keltischer Münzprägung.

Dies mutet an wie ein letztes Aufbäumen gegen die sich nähernde klassische Kunst der Römer.

Nach Schulze-Forster kann die Chronologie des Auf- bzw. Niedergangs der beiden benachbarten keltischen Oppida Heidetränke bei Oberursel (Taunus) und Dünsberg in Biebertal anhand der Münzfunde geklärt werden.

In diesem Zusammenhang zeigt Sch.-F. wie die Emmission „Nauheimer Typ“ - „Vogelmännchen“ (Vm.) auf der Heidetränke nachlässt und dafür der Quinar „Tanzendes Männlein“ (T. M.) sowie der Dreiwirbelstater auf dem Dünsberg immer häufiger werden.²⁰

So blüht der Quinar T.M. am Übergang zur Stufe Lt D2 (etwa 55/15 v. u. Z.) auf, als Vm. (90/80 - 50 v. u. Z. Lt D1) zu Ende geht.²¹

Mit der Heidetränke erlischt auch die gesamte süddeutsche Oppidakultur.

Mit dem Niedergang des Dünsberg-Oppidums ist dann auch das gesamte Bergland zwischen oberer Lahn und Westerwald betroffen.

19 Wie Anm. 3, S. 124.

20 Wie Anm. 17.

21 Jens Schulze-Forster, Kleinsilber vom Typ Heidetränke, hessenARCHÄOLOGIE 2003.

Ein interessantes Detail ist die anschließende Verlagerung der Quinartradition des T.M. in das linksrheinische Gebiet im Bereich der heutigen Stadt Köln.

Im Hinblick auf diesen chronologischen Ablauf ist es von besonderem Interesse die Symbolik der beiden Münzen T. M. und Vm. zu vergleichen.

Als Beispiel für Vm. sollen Münzbilder dienen, deren Details gut zu erkennen sind:

IV A



IV B



Die Vorderseite IV A zeigt statt des T.M. den in die Sprache der keltischen Symbolik abstrahierten Kopf Philipps II.

Zu erkennen sind:

Drei „göttliche Augen“ vergrößert durch mondsichelförmige Schlangen, eine Halskette aus $2 \times 3 =$ sechs Punkten, drei Kugeln als Emanation vor dem Mund, bzw. als Mund dargestellt, das Kinn aus zwei Diaden bestehend, die an der Kinnspitze zusammenlaufen und eine Triade bilden. Am äußeren Rand befindet sich eine Schlange aus Strichen.

Das Auge ist nicht deutlich zu erkennen, auf einer ähnlichen Münze ist dieses durch zwei Mondsicheln mit dazwischen befindlichen zwei Kugeln dargestellt. Das Ohr könnte im vorliegenden Fall als Torques gestaltet sein.

Die Nase ist als U-förmig gebogene Linie dargestellt, die sich aus drei einzelnen Strichen zusammensetzt. (Triade). Diese Struktur befindet sich ebenfalls unterhalb der Halskette.

Die Rückseite IV B zeigt anstatt des Pferdes von I B einen Vogelgott oder eine Vogelgöttin.

Der Körper ist in Kopf, Rücken und Schwanz eingeteilt. Der Kopf besteht aus kubistisch anmutenden Figuren, wobei der Unterschnabel durch ein Dreieck (Triade) und der Hinterkopf durch eine aus dem Ei schlüpfende Schlange gebildet werden.

Auffallend ist das große Auge, das die Form des Kopfes des T.M. hat.

Der Oberschnabel besteht aus einem Strich, der am vorderen Ende eine Kugel (Ei) und am kopfseitigen Ende ein Dreieck(Sonne) trägt. Die Kugel an der Schnabelspitze bildet mit zwei darunter angeordneten Kugeln eine Triade, die als Emanation angesehen werden kann.

Auffallend ist der große Torques, den der Vogel in drei Krallen (Triade = Sonne) hält: Diade (Mond) und Zeichen der Macht.

Ein Fuß ist nach unten gestreckt und als Triade ausgebildet.

Das im Torques befindliche „göttliche Auge“ bildet mit zwei darüber und zwei darunter angeordneten „Augen“ die Zahl fünf = ewiges Leben.

Zwischen Fuß- und Schwanzende befinden sich zwei „göttliche Augen“ während sich hinter dem Rücken des Vogels fünf davon befinden.

Die am Rand angeordnete Schlange wird aus hakenförmigen Triaden gebildet.

Auffallend ist, dass Rücken und Schwanz aus jeweils drei halbmondförmigen „Federn“ bestehen. (Triade)

Vögel wirkten als Bindeglieder im zyklischen Denken der Frühzeit. Sie verbanden die verschiedenen Regionen mit einander: die Himmelhöhen und die Sonne mit der Erde und über die Gewässer mit der Anderswelt, der Domäne der Abgeschiedenen.

Die Abwesenheit mancher Vögel während der kalten Jahreszeit konnte nur durch einen Aufenthalt in der Anderswelt erklärt werden.

Auch die Raben und Krähen, die „schwarzen Vögel“, die auf den Schlachtfeldern die Toten in sich aufnahmen, hielten die Verbindung mit der Anderswelt. Raben nehmen allerdings nicht die Gestalt eines Gottes an, sondern die Götter/Göttinnen werden mit Raben als Attribut dargestellt, weil diese Vögel das zukünftige Wissen verkörpern. Sie wirken im Grunde nur als Verstärker der Fähigkeiten der Götter.

Der Adlegott wird auf gallorömischen Bildnissen mit typischem Greifvogelschnabel und meist abgespreizten Flügeln dargestellt.

Auch um einen Wasservogel, wie z. B. eine Ente, kann es sich ebenfalls in diesem Fall nicht handeln.

Auf dieser Münze dürfte mit großer Wahrscheinlichkeit die „Eulengöttin“ abgebildet sein. Das große Auge, das die Eulengöttin auf keltischen Münzen allgemein kennzeichnet, ist offensichtlich vorhanden.

Die künstlerische Gestaltung des Vogels deutet ebenfalls auf eine Eule hin.

Das große Auge ist seit der Steinzeit ein Symbol der „Großen Mutter“ (Dolmengöttin). Die Gedankenverbindung zwischen der „Großen Mutter“ und der Eule, dem Vogel mit den großen Augen, mit denen er auch nachts sehen kann, führte dazu, dass sie gern entweder eulengesichtig oder mit der Eule als Attribut dargestellt wurde.

Sie ist die Urmutter der klassischen Athene, sowie auch der keltischen „Eulengöttin“, deren Name als Rigani vermutet werden kann.²²

Mit Rigani wird auch, wie bereits erwähnt, die als Pferd dargestellte Göttin auf I B in Verbindung gebracht.

Offensichtlich hatten die nördlich (Dünsberg) und südlich (Heideetränke) der Lahn geprägten Münzen die gleiche Symbolkraft. Mit großer Wahrscheinlichkeit war auf der Vorderseite beider Münzen Taranis und auf der Rückseite Rigani symbolisiert.

Die Designer gingen hier wahrscheinlich bei den mit einander verglichenen Münzen mit der Mode, die sich in den zwei bis drei Generationen änderte, ohne die Symbolkraft zu schmälern.

Nach der Okkupation Galliens durch den römischen Feldherrn Caesar verschmolzen die römischen und keltischen Hochkulturen zur gallorömischen Kultur.

Das war nur deswegen in verhältnismäßig kurzer Zeit möglich, weil beide Kulturen in ihrer Grundstruktur ähnlich waren:

In der Laténezeit gewöhnten sich die Kelten daran, von urbanen Zentren (Oppida) aus regiert und verwaltet zu werden sowie Geldwirtschaft zu betreiben.

22 Wie Anm. 12.

Als dann am Ende des 2. Jahrzehnts v. u. Z. Rom bis an die Elbe vorzudringen begann und der Feldherr Drusus auf seinem Feldzug gegen die nördlich wohnenden Chatten das vormalige Einflussgebiet des Dünsberg-Oppidums durchquerte, waren die Verhältnisse hier ganz anders als auf der anderen Rheinseite:

Die keltische Kultur mit ihrer zentralen Verwaltung und ihrer Geldwirtschaft war erloschen, die seit 50 v. u. Z. infiltrierende germanische Bevölkerung siedelte in Einzelgehöften oder in kleinen Weilern; Zentralverwaltung sowie der Gebrauch des Geldes waren ihr unbekannt.

So musste Rom im ehemaligen Machtbereich des Dünsbergs eine eigene Verwaltung aufbauen, was mit dem Verwaltungszentrum im heutigen Waldgirmes um die Zeitenwende begonnen wurde.

Mit dem Verschmelzen der römischen und keltischen Kultur in Gallien und Britannien, sowie der Umdeutung der Götterwelt im Sinne Roms (interpretatio Romana) ändert sich auch die Ikonografie der Münzen entsprechend.

Aktuelle Ergebnisse wissenschaftlicher Numismatik zeigen hingegen, wie sich der Niedergang der keltischen Kultur im Einflussgebiet des Dünsberg-Oppidums ebenfalls in den Münzbildern widerspiegelt.²³

Hier bestand eben nicht, wie oben bereits ausgeführt, die Gunst der Geschichte, dass zwei Hochkulturen miteinander verschmelzen konnten.

Behandelt werden die auf dem Dünsberg-Oppidum am häufigsten vorkommenden und wahrscheinlich dort geprägten Münzen „Tanzendes Männlein“ und „Dreiwirbel-Stater“, die auch bei der Umsiedlung der Ubier in die Kölner Gegend die ausschlaggebende Rolle spielen und in der vorgenannten Studie als „Ubiermünzen“ bezeichnet werden.

Die Prägezeit dieser Münzen wird für die Jahre 65 bis 5 v. u. Z. angenommen. Für eine Übergangszeit (ca. 25/15 v. u. Z.) werden stilistische Vergrößerungen und spiegelbildliche Verkehrungen festgestellt.

23 Johannes Heinrichs: Ubische Quinare im Lippegebiet: ein Modell, in: Studien an Fundmünzen der Antike (SFMA), Band 19, Die Kelten und Rom: Neue numismatische Forschungen, ab S. 183, Verlag Philipp von Zabern, Mainz 2005.

Bei linksrheinischen Serien von ca. 19 v. u. Z. bis 15 u. Z. ergeben sich Veränderungen der Münzbilder des T. M., welche die keltische Symbolik aus der Zeit des Dünsberg-Oppidums nicht mehr erkennen lassen.

Das Gleiche gilt für den Dreiwirbel-Stater: Die aus dem Goldschatz von Mardorf stammenden Emissionen, die in die Zeit von 70/60 bis 40/30 v. u. Z. eingeordnet werden, zeigen noch die eindeutige keltische Symbolik wie unter 5.2 beschrieben.

Ab ca. 35/30 v. u. Z. bis ca. 10/20 u. Z. (Lesefunde bei Lith, Hort von Bochum) zeigen sich auf Avers und Revers Veränderungen, die in der Endphase bis zur Unkenntlichkeit der ursprünglichen Symbolik degenerieren.

Hier wird offensichtlich, wie die keltische Kultur durch die Umsiedlung der Stämme und die Vermischung mit anderen Ethnien schwindet und schließlich erlischt.

Die Kenntnis der Mythen, welche die Voraussetzung für die ursprüngliche, im keltischen Raum allgemein verständliche Symbolkraft war, wurde nicht mehr an die nachfolgenden Generationen weitergegeben.

Die neuen Prägungen hatten nur noch einen materiellen Wert und dienten ausschließlich dem Handel.

Eine Geldwirtschaft der Restkelten mit den römischen Militärlagern bzw. Verwaltungszentren scheint dabei eine gewisse Rolle gespielt zu haben.

Zeitliche Einordnung und Deutung von Ortsnamen im Dünsbergland / Gleiberger Land

Sowie ein Versuch, einige Berg- und Ortsnamen neu zu deuten

Hans Reeh

Für die Herleitung und Deutung von Ortsnamen ist der geschichtliche Hintergrund der Siedlungsabfolge von großer Bedeutung.

Die Namen der Landschaftselemente wie Berge, Flüsse, Bäche und auch Siedlungen wurden von den ersten sich ansiedelnden Menschen gegeben.

Die in der Altsteinzeit umherziehenden Menschengruppen werden zur besseren Orientierung bereits markante Punkte in der Landschaft mit Wörtern aus ihrer Sprache belegt haben, die wir allerdings nicht mehr ergründen können. Auch die Sprache der ersten in unserer Gegend ab etwa vor 8500 Jahren sesshaft werdenden Ackerbauern, nach der Art ihrer Gefäßverzierungen Bandkeramiker genannt, kann nicht mehr erschlossen werden. Wir wissen noch nicht einmal, wie sie sich selbst nannten.

Erst die zur indoeuropäischen Sprachfamilie gehörenden Sprachen werden für uns fassbar. In Europa sind dies Altgriechisch, Latein, Germanisch und Keltisch, um nur die wesentlichsten zu nennen.

Zu Beginn der Eisenzeit etwa 750 v. u. Z. wurde Südhessen von der Donau her von Menschen mit keltischer Kultur besiedelt. Diese sogen. Hallstattzeit geht um etwa 400 v. u. Z. in die Latènezeit über. Das Machtzentrum am Ende der Hallstattzeit war der Glauberg in der Wetterau, während der Dünsberg seine größte Bedeutung in der Latènezeit erlangte. Besonders in der Spätlatènezeit um etwa 100 v. u. Z. hatte das keltische Oppidum auf dem Dünsberg seine größte Machtentfaltung in einem Umkreis von ca. 50 km.

Da aber auf dem Dünsberg bereits Funde aus der Urnenfelderzeit (ca. 1250 bis 750 v. u. Z.) gemacht wurden, kann man eine kontinuierliche

Besiedlung der Dünsberglandschaft mit keltischen Kulturträgern annehmen.¹

Altkeltische Wörter, die bis heute im Wort- und Namenschatz der europäischen Sprachen weiter leben, wurden von den Sprachforschern entweder unmittelbar aus Inschriften und Hinweisen griechischer und römischer Autoren oder aber mit einiger Sicherheit aus indoeuropäischen Parallelen und Fortsetzungen in den mittelalterlichen und neuzeitlichen inselkeltischen Sprachen wie Irisch, Schottisch, Gälisch, Kymrisch (Walisisch) und Bretonisch erschlossen.

Der hier besonders interessierende festlandkeltische Sprachzweig erschließt sich aus dem im letzten Drittel des ersten Jahrtausends v. u. Z. auf der kastilischen Hochebene überlieferten Keltiberischen, dem von ca. 700 bis 400 v. u. Z. im Gebiet der oberitalienischen Seen belegten Lepondischen, sowie aus dem ca. 300 v. u. Z. bis 200 u. Z. vor allem in Oberitalien, Frankreich, Belgien, der Schweiz und in Teilen Deutschlands bezeugten Gallischen. Letzterem ähnelte das Galatische, die nur aus griechischen Überlieferungen bekannte Sprache der zu Beginn des 3. Jh. v. u. Z. in Kleinasien eingewanderten Kelten. (Brief des Paulus an die Galater). Das für unsere Betrachtungen in Frage kommende Festlandkeltisch ist spätestens in der Völkerwanderungszeit ausgestorben.

Gewisse Vorbehalte sind allerdings angebracht, weil sich die Entscheidung darüber, ob ein heute gebräuchliches Wort keltischen Ursprungs ist oder nicht oft schwierig gestaltet und mit letzter Sicherheit nicht immer zu treffen ist.

Neue Lesungen und Deutungen von festlandkeltischen Inschriften dürften unsere Kenntnisse des Keltischen zudem noch erweitern.²

Nachdem ca. 20 v. u. Z. auf dem Dünsberg keine keltische Kultur mehr feststellbar ist, wird im Dünsbergland/Gleiberger Land die keltische Sprache erloschen sein, zumal seit etwa 50 v. u. Z. germanische Kulturträger hier einwanderten.

Um die Zeitenwende versuchte dann Rom im heutigen Waldgirmes ein Verwaltungszentrum zu errichten, das aber nach dem Verlust von drei

1 Christoph Schlott, Zum Ende des spätlatènezeitl. Oppidum auf dem Dünsberg, Forschungen zum Dünsberg, Bd. 2, éditions monique mergoil, montagnac 1999.

2 Bernhard Maier, Kleines Lexikon der Namen und Wörter keltischen Ursprungs, Beck'sche Reihe, München 2003.

römischen Legionen in der Schlacht am Wiehengebirge im Jahr 9 u. Z. wieder aufgegeben wurde.

Wenn ein keltisches Oppidum den Ansprüchen der Römer nicht mehr gerecht wurde, errichteten sie ihr Machtzentrum an einem für sie geeigneteren Ort.

Ein gutes Beispiel ist hierfür die Verlagerung des römischen Machtzentrums von dem von Caesar eingenommenen Oppidum auf dem Mont Beuvray (Bibracte), um etwa 15 km weiter östlich Augustodunum (heute Autun) zu gründen (in Burgund, Frankreich).

In diesem Sinne ist auch die Stadtgründung in Waldgirmes zu sehen, wobei die kurze Einflusszeit Roms von etwa 4 v. u. Z. bis 9 u. Z. allerdings auf die Entwicklung des inzwischen in unserer Gegend hauptsächlich gesprochenen Germanischen keinen Einfluss gehabt haben dürfte.

In der bald nach der Aufgabe von „Waldgirmes“ folgenden Feindschaft zwischen den inzwischen auch in Oberhessen ansässigen Chatten und Rom, die nach den Chattenkriegen (83 bis 85 u. Z.) zum Bau des Limes führte, dürfte der Einfluss von lateinischen Wörtern ebenfalls marginal gewesen sein.

Für die markanten Landschaftselemente werden die keltischen Begriffe mit germanischen Deutungen, die sich in den Endungen wiederfinden, verwendet worden sein. Näheres hierzu siehe³.

Das Germanische lässt sich aus dem Vergleich des Gotischen, Altenglischen, Altsächsischen und Althochdeutschen erschließen.

Wenn die Chatten in den antiken Quellen im Verlauf der römischen Kaiserzeit nur noch selten genannt werden, kann auf Grund des Fortbestands zahlreicher Siedlungen davon ausgegangen werden, dass sich an den Kultur- und Besiedlungsverhältnissen in Nordhessen auch im 3. Jh. u. Z. wenig änderte. Ein eindrückliches Beispiel hierfür ist die Siedlung Geismar (bei Fritzlar), die durch die gesamte Völkerwanderungszeit bis ins Mittelalter bestand.⁴

3 Hans Reeh, Der Name Dünsberg, Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen, 90. Band 2005.

4 Jürgen Kneipp/Mathias Seidel, Die Chatten - Ein germanischer Stamm im Spiegel der archäologischen Funde. Hessen in der Antike, auregioverlagKassel 2006.

Wenn die Chatten während der Völkerwanderungszeit kaum erwähnt werden, kann das auch damit zusammenhängen, dass sie an den Wanderzügen nicht beteiligt waren, sondern bodenständig blieben.

Nach Karl Demandt erfolgte im Chattenland keine fränkische Neubesiedlung, sondern die Inanspruchnahme geschah lediglich durch die politische Machtausübung der Franken.⁵

Dies wird auch durch aktuelle Forschungen bestätigt.⁶

Vor diesem geschichtlichen Hintergrund kann man davon ausgehen, dass seit der Bronzezeit eine gewisse Bodenständigkeit der Bevölkerung im Dünsbergland vorhanden war, und dass die eigentlichen Neusiedler germanische Stämme waren, die um die Zeitenwende die vorher keltisch sprechende Bevölkerung ersetzte.

Diese Zäsur in der Besiedlung dürfte die erste Änderung der Namensgebung von Landschaftselementen in unserer Gegend bewirkt haben. Hauptsächlich die markanten Berge und Flüsse werden in dieser Zeit ihre aus keltischen Affixen und germanischen Suffixen zusammengesetzten, bis in die heutige Zeit geltenden Namen bekommen haben.

Anhand von Münzfunden im Einflussgebiet des Dünsberg - Oppidums ist davon auszugehen, dass die in der Spätlatènezeit hier ansässige Bevölkerung auf den politischen Druck Roms hin in die Gegend von Köln umgesiedelt wurde und dort im Bereich der heutigen Altstadt die Siedlung Colonia Ubiorum mitbegründete.⁷

Im Laufe der Zeit fand eine natürliche Anpassung an die allgemeine Sprachentwicklung der Umgebung statt. In diesem Zusammenhang ist besonders die Entwicklung des Dialekts zu beachten, wobei die Schriftsprache eine mehr oder weniger untergeordnete Rolle spielt.

Ab dem 6. Jh. u. Z. wird die Geschichte Hessens wieder greifbar, weil im Zuge der Christianisierung schriftliche Unterlagen erstellt wurden.

5 Karl E. Demandt, Geschichte des Landes Hessen, Bärenreiter-Verlag, Kassel und Basel 1972.

6 Siehe Fußnote 4.

7 Jens Schulze-Forster, Dünsberg bei Gießen - kelt. Oppidum oder germ. Ringwall?, hessen Archäologie 2002, Konrad Theiss Verlag GmbH, Stuttgart 2003.

Im 8. Jh. u. Z. wurde von den Klostergründungen in Amöneburg, Fulda und Hersfeld eine Brücke zu den kulturell höher entwickelten Gebieten südlich des Mains geschlagen, mit dem Kloster Lorsch als Zentrum.⁸

Im sogen. Lorsch Codex wurden zu dieser Zeit Schenkungsurkunden zusammengefasst, in denen diverse Orte im Gleiberger Land erstmals schriftlich erwähnt wurden.⁹

Im Verlauf der nachfolgenden Kleinstaaterei haben sich die verschiedenen hessischen Mundarten herausgebildet, die dann bei der Gründung des Landes Hessen im Jahr 1945 geografisch gesehen als Flickenteppich vorhanden waren. Eine einheitliche Mundart, eine geschlossene Sprachlandschaft hat es in den Grenzen des heutigen Hessen somit nie gegeben.¹⁰ Deswegen kann für unsere Betrachtungen nur die Mundart im engeren Bereich des Gleiberger Landes infrage kommen.

Bei näherem Hinsehen gibt es aber auch hier kleine Differenzen, die eine allgemein gültige Betrachtung erschweren. So wird z. B. in einigen Dörfern rechts der Lahn zwischen Marburg und Gießen der Lamdazismus gesprochen, d. h. hier wird der Konsonant „r“ zwischen zwei Vokalen zu „l“.

Als weiteres Beispiel möge die verschiedene Aussprache des aus dem Germanischen „*berg*“ abgeleiteten Suffix „*-bich*“ in Krofdorf und „*-brich*“ in Rodheim dienen. Somit heißt der Gleiberg z. B. im einen Ort „Gleibich“ und im Nachbarort „Gleibrich“.

Für die ursprüngliche Bedeutung von Ortsnamen kann trotz dieser und anderer Schwierigkeiten allerdings, wie bereits erwähnt, nur die mundartliche Bezeichnung herangezogen werden. Die aufgesetzte Hochsprache bekommt erst als Erklärung einen Sinn als die Heim- und Hausendungen bei der fränkischen Machtentfaltung entstehen und in die Schriftsprache eingehen.

Der Dialekt hat sich an die neue Situation angepasst. Ein Beispiel: Rodheim, das auf einer Rodung entstandene Dorf, wird im Dialekt zu: „Rarem“ bzw. in Nachbarorten auch „Rorem“ gesprochen. (Das „o“ wird dabei wie das „a“ im Englischen „call“ ausgesprochen).

8 Hans Friebertshäuser, Das hessische Dialektbuch, Verlag C.H.Beck, München 1987.

9 Lorsch Codex, Urkundenbuch der ehemaligen Fürstabtei Lorsch, Verlag „LAURISSA“ Lorsch 1971.

10 Siehe Fußnote 8.

Nach Karl E. Demandt¹¹ sind chronologisch zwei Schichten der Heimorte zu unterscheiden:

- a. Eine ältere Schicht, die aus einem „genitivischen Personennamen + -heim“ besteht und in der Wetterau häufiger als im übrigen Hessen ist, z. B. Düdelsheim = Tutilosheim, und
- b. eine jüngere Schicht, die aus einem „ungebeugten Sachnamen + -heim“ besteht, z. B. Bergheim.

Hierzu gehört auch Rodheim a. d. Bieber.

Aus der Betrachtung des Umlandes des Glaubergs schließt Demandt auf die Ausweitung des Kernraums in verschiedenen Etappen, von denen jede durch eine vorherrschende Ortsnamenform gekennzeichnet wird.

Daraus ergibt sich, dass die merowingische Konzeption in der karolingischen Epoche beibehalten und fortgesetzt worden ist.

Dieses Ergebnis gestattet Demandt, die relative Chronologie dieses Siedlungsgebietes wie folgt in die absolute zu übertragen:

Die -heim-Orte gehören nach Demandt dem 6. und 7. Jh. u. Z. an, und die -bach- und -hausen-Orte müssen diesen im 8. und 9. Jh. gefolgt sein.

Um die Mitte des 8. Jh. setzte auch in einzelnen Landschaften Mittel- und Nordhessens eine verstärkte Ansiedlung ein. Es entstanden nicht nur viele Neusiedlungen sondern auch zahlreiche Befestigungen, so z. B. auf der Amöneburg, dem Christenberg und der Büraburg bei Fritzlar. Aus verschiedenen Gründen geht man heute davon aus, dass es sich dabei um fränkische Stützpunkte handelt, die im Zuge der „Frankonisierung“ des Chattenlandes mit Verwaltern bzw. Befehlshabern aus dem fränkischen Kernland besetzt wurden.¹²

Die von Demandt in der Wetterau festgestellte ringförmige Ausbreitung der -heim-Orte zu den -hausen- und -bach-Orten kann von den vorgenannten Befestigungen ausgehend auch für Nordhessen festgestellt werden.

11 Siehe Fußnote 5.

12 Alfred Schneider, Mittel- und Nordhessen im ersten Jahrtausend, Heft 5, Herausgeber Museum Amöneburg, 1997.

Für das Dünsbergland/Gleiberger Land gilt dies auf den ersten Blick nicht.

Bei genauerem Hinsehen und unter Einbezug der Ortswüstungen wird vom Dünsberg ausgehend allerdings ein Siedlungsring von -hausen-Orten sichtbar (siehe Karte). Das erinnert an die oben erwähnten, von Demandt erkannten ringförmigen Siedlungsabfolgen, die von der mittelalterlichen Siedlung auf dem Plateau des Glaubergs ausgehen.

Daraus könnte man schließen, dass der Dünsberg genau wie der Glauberg im Mittelalter noch als Machtzentrum bestanden hat. Dem ist aber nicht so, denn im oberen Biebertal (Dünsbergsgrund) wird ein mittelalterliches Machtzentrum erkennbar, das aus dem Zusammenschluss von Einzelhofsiedlungen und Gruppensiedlungen entstanden ist, nämlich die Bensburg. Hierzu gehören auch die oben erwähnten wüst gefallen -hausen-Orte.

Die Bensburg wurde im Jahre 788 im Lorscher Codex erstmals urkundlich erwähnt. Sie war eine Ansammlung von Gruppensiedlungen und Einzelhöfen im oberen Biebertal. Ihre Gründung kann mit der Sicherung der in der Nähe befindlichen fränkischen Straße (Rennweg), auf der die Truppenbewegungen gegen die Sachsen (Niedersachsen) im Zusammenhang mit der Christianisierung durch Kaiser Karl stattfanden, in Verbindung gebracht werden. Zudem ist anzunehmen, dass die Adelsmark Bensburg die Keimzelle des Solmser Landes war.

Nach früherer Auffassung gehört der Dünsberg zu den germanischen Burgen des 4. und 5. Jh. u. Z. deren Anlage vor dem Hintergrund römisch-germanischer Auseinandersetzungen zu sehen sei.

Nach Jakobi gilt dies für den Glauberg, ob es auf den Dünsberg zutrifft, ist für ihn bereits zweifelhaft.

Geschlossen wurde dies aus der Masse der damals gefundenen Waffen, die sich auf den Ostsporn konzentrieren. Diese Waffen wurden als alemannisch (Langschwerter mit schmaler Klinge) und römisch (Schwerter mit breiter Klinge) angesehen.

In Ermangelung sonstiger Funde verbietet es sich nach Jakobi, die Zerstörung dieses Areals am Ostsporn mit einem kriegerischen Ereignis des 4. und 5. Jh. u. Z. in Verbindung zu bringen. Sein Schlusssatz zu diesem Kapitel lautet:

„Systematische Grabungen könnten jedoch auch für diese nicht nur für den Dünsberg außerordentlich wichtigen Frage nähere Erkenntnisse bringen.“¹³

Diese systematischen Grabungen konnten dann endlich in den Jahren 1999 bis 2005 durchgeführt werden. Die in diesem Zusammenhang im Jahr 2003 unter der Leitung von Dr. Karl F. Rittershofer am Ostsporn durchgeführten archäologischen Untersuchungen ergaben jedoch keinerlei Hinweise auf eine mittelalterliche Besiedlung des Dünsbergs. Gefunden wurden am Ostsporn ausschließlich spälatènezeitliche Relikte.¹⁴

In der Annahme, dass die oben angeführten Waffenkonzentrationen von Raubgräbern komplett abgegriffen wurden, könnte man hier auf einen Kampf zwischen Römern und Alemannen schließen, der im Zuge der Erstürmung des Limes um das Jahr 260 u. Z. stattgefunden hatte.

Allerdings bleibt in jedem Fall die Frage offen: Warum wurden diese Waffen nicht bereits von der Bevölkerung im Dünsbergland aufgelesen, als sie noch brauchbar waren?

Jedenfalls kann in Anbetracht dessen, dass hier keine Gauburg vorhanden war, ein alemannischer Einfluss auf die Sprachentwicklung und die Namensgebung der Orte im Umland des Dünsbergs ausgeschlossen werden.

Im Folgenden wird die oben erläuterte Chronologie der -heim, -hausen und -bach-Orte tabellarisch wiedergegeben:

13 Gerhard Jacobi, Die Metallfunde vom Dünsberg, Selbstverlag des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen, Wiesbaden 1977.

14 Karl-F. Rittershofer, Ausgrabungen von 1999 bis 2003 am keltischen Oppidum auf dem Dünsberg bei Gießen, Sonderdruck aus Bericht der Römisch-Germanischen Kommission 85, 2004, Verlag Philipp von Zabern, Mainz 2004.

Tabelle der Siedlungen im Dünsbergland / Gleibergerland:

-heim-Orte: 6. bis 7. Jh		-hausen-Orte: 8. bis 9. Jh		-bach-Orte: 8. bis 9. Jh	
	Abk.		Abk.		Abk.
Garbenheim	Ga	Fellingshausen	Fe	Atzbach	At
Heuchelheim	He	Fronhausen	Fr	Blasbach	Bl
Naunheim	Na	Münchholzhausen	Mü	Frankenbach	Fran
Rodheim	Ro	Odenhausen	Od	Kinzenbach	Ki
		Ruttershausen	Ru	Krumbach	Kru
		Weipoldshausen	We	Launsbach	La
		Ortswüstungen:			
		Bensburg	Be		
		<u>-hausen-Orte:</u>			
		Atzenhausen	Atz		
		Gilbertshausen	Gil		
		Goßlingshausen	Go		
		Ehringshausen	Eh		
		Helfholzhausen	Hel		
		Melmerthausen	Me		

Die restlichen in der Karte eingetragenen Orte, die wegen ihrer Wortendungen nicht in o. g. zeitliche Abfolge passen:

	Abk.	Bemerkungen
Allendorf a. d. Lahn	Al	siehe spätere Erklärung
Bieber a. d. Bieber	Bi	siehe spätere Erklärung
Dorlar	Do	-lar = Lattenwerk, Hürde, Gatter
Dutenhofen	Du	
Erda	Er	
Gießen a. d. Lahn	Gi	<i>ze den giezen</i> = an den Wassern
Gleiberg	Gl	siehe spätere Erklärung
Hohensolms	Ho	
Kirchvers	Kir	Kirche a. d. Vers (vers = frisch)
Königsberg	Kö	
Krofdorf	Kr	siehe spätere Erklärung
Linden (Klein-/Großen-)	Kli	Siedlung bei den Linden
Vetzberg	Ve	siehe spätere Erklärung
(Wald-)Girmes	Wa	Ersterwähnung 771: Germitze
Wetzlar	We	siehe spätere Erklärung
Wieseck	Wie	<i>wis</i> = zerfließen
Wißmar	Wi	<i>-mar</i> = Quellsumpf

Die o. g. Abkürzungen wurden in die im Anhang befindliche Karte eingetragen

Im Folgenden wird das von Prof. Ramge im Internet unter www.lagis-hessen.de/mhfb.html veröffentlichte „Mittelhessisches Flurnamenbuch“ (MHFB) herangezogen, das z. Z. für den Landkreis Gießen verfügbar ist (Literaturhinweise siehe dort.).

1. Allendorf an der Lahn:

Es ist nicht entscheidbar, ob der Bestimmungsteil zum Adj. *alt* oder zum Personennamen *Aldo* gehört.

2. Bieber:

(Erklärung des Verfassers erfolgt später.)

3. Fellingshausen:

Zu einem altdeutschen Personennamen *Filing* vom Stamm *Filu*.

4. Frankenbach:

Der Ort ist benannt nach dem ausgegangenen Gewässernamen. Vermutlich wie die anderen Franken-Namen zum Personennamen *Franko*.

Da der Raum Dünsberg-Frankenbach mit der Adelsmark Bensburg zu den früh erschlossenen fränkischen Grenzräumen gegen Norden gehört, ist nicht auszuschließen, dass doch der Volksname das Benennungsmotiv darstellt.

5. Gießen:

Allmählich hervorgegangen aus dem Flurnamen **ze den giezen*, zurück gehend auf ahd. *gizo*, mhd. *gieze*.

Der Flurname bezieht sich auf die Wasserläufe im Mündungsbereich der Wieseck in die Lahn.

6. Gleiberg:

Der Name geht wohl auf ahd. *gelih* mhd. *gelich* ‚gleich‘, aber auch ‚eben‘ zurück.

In der Sache passt der Name, da die Burg auf einer Hochfläche errichtet ist.

(Erklärung des Verfassers erfolgt später.)

7. Heuchelheim:

Zum Ortsnamen Heuchelheim, Bestimmungsteil zum Personennamen **Huchilo* (zum Stamm *Hugu-*).

8. Kinzenbach:

Name eines Gewässers rechts <Bieber< Lahn. Der Bestimmungsteil gehört zu einem altd. Personennamen vom Stamm *Chinda* z. B. **Kind-* so.

9. Krofdorf:

Der Bestimmungsteil des Namens wird in gleicher Weise zu ahd. *girophthi* ‚Graben‘ gehören wie beim nahe gelegenen *Kropbach*: ‚Siedlung am Graben‘.
(Erklärung des Verfassers erfolgt später.)

10. Krumbach:

Ein Gewässername, der im Krs. Gießen öfter vorkommt.
Bestimmungsteil zu *krumm* von ahd. *krumb*, mhd. *krum* ‚krumm‘.

11. Launsbach:

Der Ortsname weicht im Erstbeleg von den folgenden Belegen ab. Dies und die spätere Diphthongierung zu /au/ sprechen dafür, dass die Ausgangsform für den Bestimmungsteil
*/**lu**: nes-/ ist.

Es liegt dann ein Personennamen **Luni* zu Grunde, der allerdings Nebenform von *Liun-* sein kann, in jedem Fall aber auf einen Personennamen verweist.

12. Lollar:

Zum Ortsnamen Lollar, ein *lar*-Name mit dem Gewässernamen *Lumda* als Bestimmungsteil ‚Gatter, Pferch an der Lumda‘.
Die Endungen von Lollar, Birkklar, Mainzlar usw. gehen auf ahd. (h) *lâr* (i) zurück.
Namensgebendes Motiv war wohl eine ‚Hürde, Lattenwerk, Gatter‘ zur Tierhaltung im Freien.

13. Linden:

Großen- und Kleinlinden sowie Lützellinden. Daneben gab es noch Langen-Linden (zuerst Sichelinges-Linden).
Die Namen wurden aus ursprünglichem *Lindes* angepasst. (Lindes = im Dialekt: Linnes)
Der Ortsname, in den Belegen meist ohne unterscheidenden Zusatz, gehört zu *Linde*: ‚Siedlung bei den Linden‘.

14. Odenhausen: (an der Lahn und an der Lumda)

Zum Personennamen *Odo*: ‚Bei den Häusern des Odo‘.

15. Rodheim:

„Aus einer Rodung entstandene Siedlung“.

16. Ruttershausen:

Bestimmungsteil ist der Personennamen *Ruthard*.

17. Vetzberg:

Bestimmungsteil ist ahd. *fogat*, mhd. *voget*, *vogt*, *voit* im Sinne von ‚beaufsichtigender Beamter, Richter‘ in Abgrenzung zur benachbarten Burg Gleiberg.

(Erklärung des Verfassers erfolgt später.)

18. Wieseck:

Der Gewässername ist vorgermanischen Ursprungs: **Wisika* ist eine /k-/Ableitung zu einer weit verbreiteten alteuropäischen Gewässernamenbasis (indoeurop.) **wis-* ‚zerfließen‘. Daraus wird regelrecht im Dialekt */visich/*. Die heutige <-eck<- Schreibung beruht auf Anlehnung an den Grundnamen der Siedlungen Alten-/Großen-Buseck.

19. Wißmar: (nach neuer Rechtschreibung Wissmar)

Der Ortsname setzt sich wahrscheinlich aus **wis* - ‚Wiese‘ und *-mar* ‚Quellsumpf‘ zusammen, bedeutet also ursprünglich ‚(Siedlung in) feuchtem, wiesenreichen Gelände‘.

Für die Gründung der Orte Frankenbach und Krumbach dürfte die Lage an dem oben genannten Altweg (Rennweg) sowie in der Nähe der Bensburg von Bedeutung gewesen sein.

Für die wegen ihrer Wortendungen nicht in diese oben näher beschriebene Zeitabfolge passenden Ortsnamen fallen vor allen Dingen diejenigen mit der Endung *-berg* auf. Markante Landschaftselemente wie z. B. Berge, wurden, wie bereits erwähnt, von den Erstsiedlern mit Bezeichnungen aus ihrer Sprache belegt. Bei der Deutung dieser Namen kommt es also besonders auf die Vorsilben an.

Das Wort Berg kommt aus dem Germanischen und geht zurück auf mhd. *„burc“* und ahd. *„burg“* und diese sind wiederum von mhd. *„berc“* und ahd. *„berg“* abgelautet. Die indoeuropäische Wurzel hierzu lautet *„bhergh“*.¹⁵

15 Mackensen, Ursprung der Wörter, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, Südwestverlag GmbH & Co. KG, München 1985.

Viele der in obiger Tabelle verzeichneten Orte sind älter als ihre Ersterwähnungen in den Urkunden. Eine erste Gründungsphase dürfte bereits nach der Völkerwanderungszeit im 5. Jh. stattgefunden haben.

Im Folgenden werden einige Orts- bzw. Bergnamen auf ihre Herkunft untersucht:

Der Name Gleiberg: (siehe auch Auszug aus MHFB Nr. 6)

Nach Dr. Jürgen Leib geht der Name Gleiberg auf mnd. und niederländisch „*klei*“ = fester Lehm, Ton zurück. „Klei“ bzw. „*gley*“ wird demnach für die schwere, fette Erde des Marschlandes verwendet. Als Beispiel für ähnliche Bergbezeichnungen nennt er „Cleyberga“ in Westflandern und „Le Glay“, abgeleitet von franz., *la glaise* = Lette, Tonerde. Der Gleiberg hat auf der Ostseite einen lehmigen Untergrund, früher befanden sich hier Lehmgruben zur Ziegelherstellung.

An gleicher Stelle beschreibt Leib aber noch eine andere Version: Der Name ist demnach aus einem alten Flurnamen entstanden, der auf eine auf der Kuppe gelegene Weidefläche hinweisen soll.¹⁶

Wenn man diesen Gedanken aufnimmt und weiter verfolgt, gelangt man zu einer Namensklärung, die vielleicht besser zutreffen könnte als der „lehmige Berg“: Die aus Urkunden nachvollziehbare Entwicklung des Wortes Gleiberg wird wie folgt dargestellt: Glyberg ... Gli-perch ... Gleiperch (im Dialekt: *gleibich*). „*perg*“ ... „*perch*“ (*bich*) gehen auf die indoeur. Wurzel „*bhergh*“ zurück, die dann einerseits zum keltischen „*brig*“ = Festung und andererseits zum germanischen „*berg*“ = Berg/Burg wurde.

Wenn man, wie oben bereits angedeutet, den Ursprung der Vorsilbe „Gly“ bzw. „Glei“ mehr in der Bedeutung einer umzäunten Weidefläche sieht, kommt man zu einer ganz anderen Möglichkeit zur Deutung dieser Wörter:

Das kelt. Wort „*kleta*“ bedeutete ursprünglich Flechtwerk, wurde jedoch später auch für den damit umschlossenen Raum in der Bedeutung von „Hürde“ verwendet. Hürde im Sinne von „etwas zurückhalten“, also Hindernis.

Verwandt sind: griech. *Kartallos* = Korb und *kyrthos*, Kyrthe = Reuse, Käfig; lat. *cratis* = Flechtwerk; got. *haurds* = Tür; irisch *cliath* = Hürde.

16 Jürgen Leib, Krofdorf-Gleiberg zwischen Tradition und Fortschritt, 1974.

Der offizielle Name von Dublin ist z. B. Baile Atha Cliath = Stadt der Hürdenfurt.¹⁷

So könnte „Cleyberga“ bzw. auch „Le Clay“ nicht von franz. *la glaise* = Lehm, sondern von „*la claie*“ = Hürde abgeleitet sein.

Danach wäre der Gleiberg ein Berg gewesen, der von seiner keltisch sprechenden Umgebung als ein Hindernis, eine Hürde empfunden wurde. Das würde auch wieder in das Bild passen, das wir vom Gleiberg als einer Vorburg des Dünsberg-Oppidums haben.

Der Name **Wettenberg**:

Die heutige Gemeinde Wettenberg besteht aus den Ortsteilen Krofdorf-Gleiberg, Wißmar und Launsbach. Ihr Namensgeber ist ein lang gezogener Höhenrücken, dessen höchster Punkt 267 m über NN liegt.

Der Wettenberg dürfte die östlichste Vorburg des Oppidums auf dem Dünsberg gewesen sein.

Am westlichen Fuß des Wettenbergs lag auf einer Anhöhe über dem Gleibach eine spätlatènezeitliche Siedlung.¹⁸

In Anbetracht dieser Umstände dürfte der Name Wettenberg seinen Ursprung in keltischer Zeit haben.

Karl Reeh führt den Namen Wettenberg auf eine indoeurop. Wurzel „*gwydd*“ zurück, die Wald bedeuten würde.¹⁹

Richtig ist hingegen, dass „*gwydd*“ auf kymrisch Wald bedeutet, was auf das keltische Wort **widu-* = Baum zurückgeht, woraus irisch *fid* = Baum wurde. (Altnordisch *vidr* = Wald, Holz, Baum).

Man muss aber davon ausgehen, dass im Laufe der Eisenzeit auf dem Wettenberg kein Baum mehr anzutreffen war und dass dieser im südlichen Bereich evtl. eine keltische Befestigungsanlage trug.

Deswegen wäre die folgende Erklärung wohl sinnvoller: Keltisch **wer* = „über“ hat allgemein eine steigernde Bedeutung, z. B. im Personen-

17 Siehe Fußnote 2.

18 Hans Reeh, Ein spätlatènezeitliches Siedlungsareal im Umfeld des „Dünsberg-Oppidum“ - Ein Beitrag zu einem Fundort in Wettenberg O.T. Krofdorf-Gleiberg, Krs. Gießen - , Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen, 92. Band, 2007.

19 Karl Reeh, Der Dünsberg und seine Umgebung, Forschungen zum Dünsberg, Bd. 1, S. 17, éditions monique mergoil, montagnac 2001.

namen Vercingetorix = Überkrieger im Vergleich zum einfachen Cingetorix = Krieger.²⁰

Bezeichneten die Bewohner der oben erwähnten spätkeltischen Siedlung im heutigen Krofdorf den Wettenberg ganz einfach als „den sich über die Siedlung Erhebenden“? Hat sich dieses „*wer*“ bis heute im Dialekt erhalten?: *wermich*.

Die später hier siedelnden Germanen (Chatten) hätten dann nur noch wie allen Bergen in der Umgebung ihr „*bich*“ bzw. „*mich*“ für Berg angehängt.

Eine archäologische Grabung könnte klären, ob hier ein keltischer Ringwall und/oder später evtl. eine mittelalterliche Befestigung vorhanden war.

In Anbetracht der sich im Wettenberger Ortsteil Krofdorf immer deutlicher abzeichnenden ausgedehnten spätlatènezeitlichen Siedlung sollte eine wissenschaftliche Grabung unbedingt stattfinden.

Der Name **Bieber**: (Siehe auch Auszug aus MHFB Nr. 2)

Die Kelten nannten den Biber nach der Farbe seines braunen Pelzes **bebro*s oder **bibros*, aus indoeurop. **bhebhru* - zum Adjektiv **bhero* = braun, also der Braune. Urverwandt: lat. *fiber* = Biber sowie ahd. *Bibar*, mhd. *Biber*.²¹

Die Ersterwähnung von Bieber (zw. 780 und 802 u. Z.) lautet *Biberaha*. Der Wortteil *Biber* - könnte somit von keltisch *bibros* abgeleitet sein, ursprünglich aber auch braun bedeutet haben.

„*-aha*“ bedeutet ahd. Wasser,²² so dass man auch hier wie bei ähnlichen Wortzusammensetzungen davon ausgehen kann, dass die keltische Bezeichnung für markante Landschaftselemente durch die einwandernden Germanen mit deren Bezeichnungen ergänzt wurde.

Da sich die Farbe braun über ahd. und mhd. *brûn* (frz. *brun*, it. *bruno*) ebenfalls aus indoeurop. **bhero* herleitet, ist mit der Ortsbezeichnung

20 Siehe Fußnote 2.

21 Siehe Fußnote 15.

22 Siehe Fußnote 15.

„Biberaha“ doch wohl eher „das braune Wasser“ als „das Wasser der Biber“ gemeint gewesen.

Die Braunfärbung des Bieberbachs kann etwas mit der Eisengewinnung zu tun haben, die bereits zur Zeit der Dünsbergkelten hier praktiziert wurde.

Der Name Vetzberg: (Siehe auch Auszug aus MHFB Nr. 17)

Der älteste urkundlich erwähnte Name des Vetzbergs ist Vogdisberg (1226). Die Bewohner waren zu dieser Zeit Vasallen der Gleiberger Grafen in ganerbschaftlicher Verbindung. Einen Vogt, auf den der Name Vogdisburg offensichtlich hinweist, kannte man dabei nicht.

Andererseits wird dieser Name allerdings mit einem Vogt, der als Verwalter der Fiskal- und Kirchengüter in der Fellingshäuser Gemarkung tätig war, ins Spiel gebracht.²³

Die mundartliche Bezeichnung „Vetzbich“ (das „e“ wird wie in engl. „well“ gesprochen) könnte hier weiterführen, denn sie war viel früher vorhanden als die Schriftsprache und sie war zudem in der mündlichen Überlieferung konstanter.

„Vetz-“ ist auch in Verbindung mit „Wetz-“ in Wetzlar (älteste Bezeichnung um 780: *Wettifa*) zu sehen.

Für eine sinnvolle Erklärung des Ursprungs beider Silben wäre es erforderlich, sie auf ein keltisches Wort zurückzuführen, was mir z. Zt. nicht möglich ist.

Mar bzw. -*lar* weisen auf ein vorfränkisches Idiom hin, so dass auch die Vorsilbe im Namen Wetzlar aus dem Keltischen kommen kann.

Der Name Krofdorf: (Siehe auch Auszug aus MHFB Nr. 9)

Der chattische Stamm war durch den Kampf an vorderster Front mit dem römischen Imperium erschöpft.

Der Strom der Völkerwanderung brachte neue ethnische Gruppen nach Mittelhessen, wodurch sich die Bewohner von Nieder- und Oberhessen in Kleinstämme aufspalteten.

Die Einbeziehung in den fränkischen Machtbereich begann mit den Angriffen der Franken auf die Alemannen im 4. Jh. u. Z. und endete

23 Siehe Fußnote 19.

zum Ausgang des 5. Jh. u. Z. mit ihrer Verdrängung aus dem hessischen Limesgebiet.

Die althessischen Bereiche nördlich der Lahn sind nicht wie die südwestlichen Gebiete Hessens vom fränkischen Stamm, sondern vom fränkischen Staat in Besitz genommen worden. Die hier ansässige Bevölkerung wurde also nicht verdrängt, sondern erhielt nur einen neuen Herrn. Selbst das politische Übergewicht des fränkischen Großreichs hat niemals dazu geführt, das Hessenland stammlich zum Frankenland umzubilden. Infolge der Christianisierung des Landes durch Bonifatius wurden dann die fränkischen Maßnahmen zur Besitzergreifung, Durchdringung und politischen Beherrschung Hessens auf das Wirksamste gefördert.²⁴

Vor diesem geschichtlichen Hintergrund ist es sehr fraglich, ob es Siedler vom Frankenstamm waren, die sich im Bereich des heutigen „Nahrungsberg“ nördlich der evangelischen Kirche in Krofdorf niederließen.

Wahrscheinlicher ist es, dass die inzwischen von der Fritzlarer Gegend bis in die Wetterau und weiter bis an den Rhein vorgedrungenen Chatten im Zuge der Frankisierung unter fränkische Herrschaft kamen.

Obwohl in Krofdorf eine spätlatènezeitliche Siedlung nachgewiesen werden konnte, ist es nicht wahrscheinlich, dass der Name Krofdorf auf ein keltisches Wort zurückgeht, weil zwischen dem Auflass der Kelten-siedlung und der Ansiedlung nördlich der heutigen evangelischen Kirche ein zeitlicher Zwischenraum von 500 bis 600 Jahren angenommen wird.

Dorf kommt von ahd. *dorf* und ist verwandt mit lat. *trabs* = Balken, evt. wurde sprachlich aus Balkenhaus das ganze Dorf?

Die ältesten Schreibweisen von Krofdorf, nämlich 774 u. Z. „*Chrufthoroph*“ und 777 u. Z. bereits „*Cruftoroph*“, weisen zunächst auf ahd. *cruft* = Gruft, abgeleitet von indoeur. **ghrobh* = schaben, kratzen hin. (mhd. *graben*)

Eine weitere Deutungsmöglichkeit ist die Rückführung auf ahd. *chroph* = Kropf (der Gekrümmte), was auf eine Erweiterung der indoeurop. Wurzel **ger-* = drehen, winden zurückgeht.

24 Siehe Fußnote 5.

In der Technik bedeutet abkröpfen soviel wie umbiegen und ein Kropf ist ein gebogenes Rohrstück.

Sinnverwandtschaft mit *chroph* ist ahd. *kriochan* (auch *kriuhhan*) = kriechen, das ebenfalls auf **ger-* zurückgeführt wird. Daraus entstanden weitere Begriffe im Sinne von „niedrig“ wie z. B. mnd. *krupen* = kriechen sowie mnd. *krop* = Keinvieh²⁵ (Kropzeug).

Im heimischen Dialekt hat sich „*krof-*„ erhalten: *krofdich* = Krofdorf. In Anlehnung an ahd. *chroph* bzw. *kriochan* könnte Krofdorf somit auch die unten (am Gleiberg) liegende Siedlung bedeuten.

Die Namen für markante Landschaftselemente wie Berge und Flüsse wurden wie bereits erwähnt von den Erstsiedlern gegeben und von den Nachsiedlern übernommen. Gleiberg, Vetzberg und Wettenberg dürften deswegen ursprünglich keltische Namen getragen haben, die dann von den nachsiedelnden Germanen in ihre Sprache übernommen und mit dem Wort „*berg*“ ergänzt wurden.

Im Folgenden werden einige Ortsnamen zusammengestellt, deren Deutung verschiedentlich versucht wurde. Wie lange diese Siedlungen schon bestanden, bis ihre Namen Aufnahme in schriftliche Urkunden fanden, ist schwierig zu ergründen. Wir sind auf Sprachvergleiche angewiesen, wobei jede neue Hypothese die vorherige stürzen kann.

Die im Folgenden erwähnten Deutungen der Ortsnamen wurden dem Buch „Der Dünsberg und das Biebertal“, Herausgeber: Dünsberg-Verein Biebertal e. V., 1. Auflage 1982, Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen, entnommen.

Die Namen der Verfasser und die Seitenzahlen werden hinter den Ortsnamen angegeben.

Fellingshausen: Frank Reif S. 259

(Siehe auch Auszug aus MHFB Nr. 3)

Erwähnungen:

1263	Vellingishusin
1344	Felenkusen
1408	Lise von Phelingishusen
1470	Felinxhusen (im Krofdorfer Gericht)

25 Siehe Fußnote 15.

1490 Vellingshausen: Angenommen wird ein Gründer namens Fell, Filinc, Filomar, Filibert oder Filismuth, wobei Fill oder Fell die Bedeutung von „Glanz um sich verbreiten“ oder „glänzender Kämpfer“ haben sollen.

Eine andere Version lautet:

Entstand der Name im Zuge der Sachsenumsiedlungen in karolingischer Zeit durch die Ansiedlung des Stammes der „Fällinger“?

Krumbach: Rainer Hess S. 268

(Siehe auch Auszug aus „Historisches Ortslexikon“ Nr. 10)

Crumbach mhd. Crumpbach liegt an einem Bach mit krummem Verlauf.

Frankenbach: Ekkehardt Löw S. 273

(Siehe auch Auszug aus MHFB Nr.4)

Erwähnungen:

1285 Frankinbach

1372 Frankenbach

Frankinbach könnte die Niederlassung eines Franco sein. (Die Erklärung des Namens als eine Siedlung von Franken kann aus Gründen, die bereits erläutert wurden, nicht angenommen werden).

Königsberg: Dieter Fähler S. 280

Erste urkundliche Erwähnung:

1257: „Reinboldus comes de Kunegisberg“.

Frankenkönig Childerich errichtet ca. 450 u. Z. eine Burg gegen die Alemannen.

Obwohl die Archäologie zu den vergleichenden Wissenschaften zählt, werden heute so weit wie möglich naturwissenschaftliche Methoden als Hilfsmittel zur Beweisführung eingesetzt, wie z. B. die Dendrochronologie und die C¹⁴-Methode zur Altersbestimmung sowie geophysikalische Methoden zur Prospektion von unter der Oberfläche befindlichen Bauwerken, Gruben u. a. mehr.

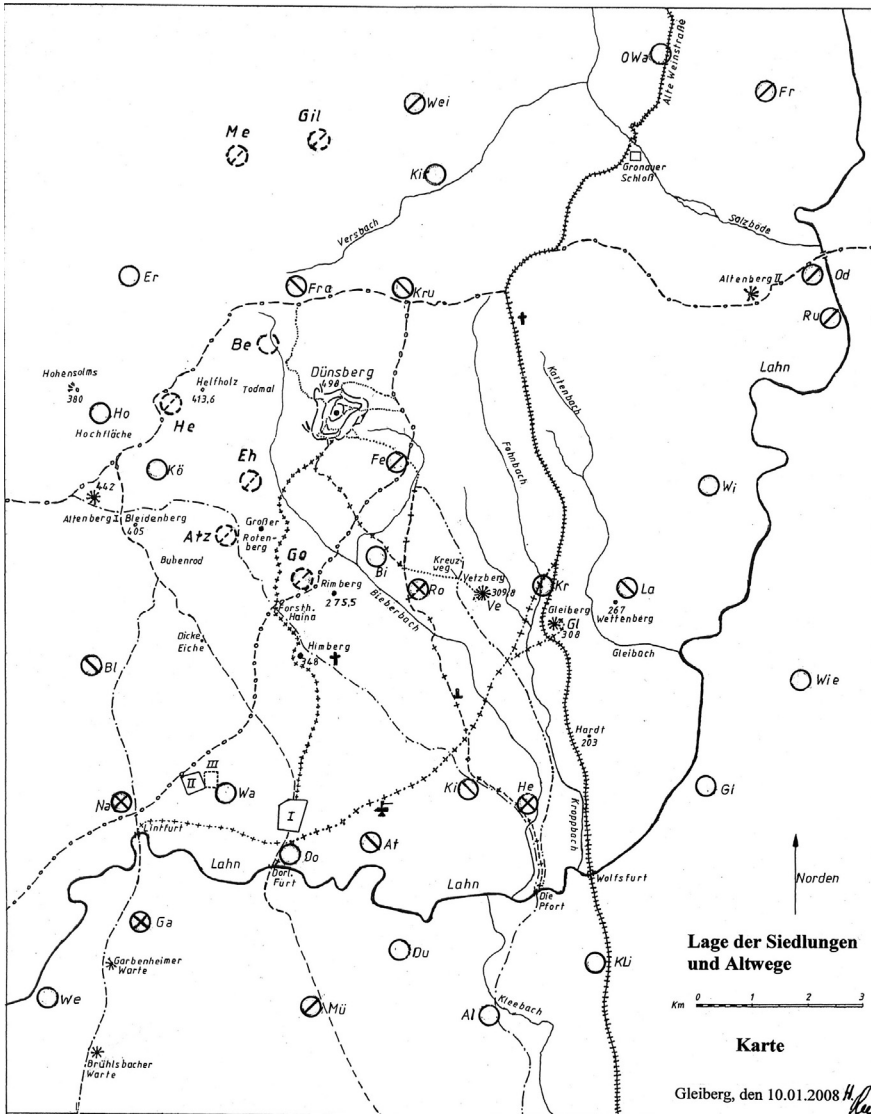
Die Sprachwissenschaft, ebenfalls eine vergleichende Wissenschaft, kann solche exakten Methoden zur Beweisführung nicht heranziehen; sie ist auf Textvergleiche bzw. bei schriftlosen Sprachen auf die Rekonstruktion von Worten ausgestorbener Sprachen aus dem Vergleich mit rezenten Sprachen angewiesen. (Die so rekonstruierten Wörter werden mit einem * versehen.)

Auf die sich daraus ergebenden Ungenauigkeiten wurde oben bereits hingewiesen.

Deswegen können in der Archäologie viele Aussagen mit naturwissenschaftlicher Präzision getroffen werden, was in der Sprachwissenschaft leider nicht möglich ist.

Anhang:

1. Karte: Lage der Siedlungen und Altwege
2. Erklärung der für die Altwege verwendeten Symbole



Erklärung der in der Karte verwendeten Symbole:

- | | | |
|--|--|--|
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |

Kennzeichnungen der Altwege s. nächste Seite

Übersicht über die Altwege im Bereich Lahnknie - Oppidum Dünsberg (siehe Karte)

+++++	Alte Weinstraße
-o-o-o-o-o-o-o-o-	Alte Marburger / Heerweg
-----	Alter Wetzlarer Weg und Abzweigung zur Lahnfurt Dorlar - Wällerweg
-.·-·-·-·-·-·-	Himbergstraße / Alte Straße
--·--·--·--·-	Mainzer Straße / Alte Straße
--o--o--o--o--	Rennweg
---·---·---·---·	Alter Triebweg / Weg Gießen - Westphalen
+++++	Mögliche Wege vom Militärlager Dorlar zum Oppidum Dünsberg
+·+·+·+·+·+·+	Alter Gleiberger Weg / Fränkische Straße
+ - + - + - + - + -	Alter Hauptweg zu Tor IV und V (Oppidum)
- - + - - + - - + - -	Alter Weg von der Lahn zum Dünsberg
.....	Zugangswege zu den übrigen Toren Des Oppidums

Lahnau-Waldgirmes und die Feldzüge des Germanicus

Armin Becker

In Waldgirmes¹ wurde 2008 eine etwa 2000 m² große Fläche nordöstlich des Westtores untersucht.² In einer vorangegangenen geomagnetischen Prospektion waren dort nördlich der ost-west verlaufenden Straße bereits drei Bauten erkannt worden. Es handelte sich um die 8,5 x 16,2 und 7,7 x 16,5 m großen Gebäude 24 a und b sowie den nördlich dahinterliegenden 2,4 x 2,4 m großen Vier-Pforten Bau 25. Gebäude 24 a und b waren zur Straße hin in ganzer Breite geöffnet. In ihrer Längsachse stand eine Reihe von ursprünglich 4 (24 a) bzw. 3 (24 b) Firstpfosten. Die Pfostenstandspuren der Seitenwände waren im Vergleich deutlich flacher erhalten, die tiefere Sohle des westlichen Wandgräbens spricht im Falle von Gebäude 24 b für eine leichte Hanglage.

1 S. v. Schnurbein/A. Wigg/D. G. Wigg, Ein spätaugusteisches Militärlager in Lahnau-Waldgirmes (Hessen), *Germania* 73, 1995, S. 337-367; A. Becker/G. Rasbach, Der spätaugusteische Stützpunkt Lahnau-Waldgirmes, *Germania* 76, 1998, S. 673-692; Dies., Waldgirmes. Eine augusteische Stadtgründung im Lahntal, *BerRGK* 82, 2001, S. 591-610; Dies., Die spätaugusteische Stadtgründung in Lahnau-Waldgirmes. Mit Beitr. v. S. Biegert u. a., *Germania* 81, 2003, S. 147-199; A. Becker, Lahnau-Waldgirmes. Eine augusteische Stadtgründung in Hessen, *Historia* 52, 2003, S. 337-350; S. v. Schnurbein, Augustus in Germania and his new 'town' at Waldgirmes east of the Rhine, *JRA* 16, 2003, S. 93-107; K. Christ, Waldgirmes. Historische Aspekte der neuen Ausgrabungen im mittleren Lahntal, in: H. Heftner/K. Tomaschitz (Hrsg.), *AD FONTES!* Festschrift für Gerhard Dobesch, Wien 2004, S. 487-492; A. Becker, Neue Aspekte zur Chronologie der augusteischen Germanienpolitik. Wirtschaftliche, topographische und politische Standortfaktoren einer urbanen römischen Siedlung in Waldgirmes, *MBAH* 24, 2005, S. 161-174; Ders., Lahnau-Waldgirmes. Eine römische Stadtgründung im Lahntal aus der Zeit um Christi Geburt, in: Römische Präsenz und Herrschaft im Germanien der augusteischen Zeit. Der Fundplatz Kalkriese im Kontext neuerer Forschungen und Ausgrabungsbefunde. Beitr. zu der Tagung des Fachs Alte Geschichte der Universität Osnabrück und der Kommission „Imperium und Barbaricum“ der Göttinger Akademie der Wissenschaften in Osnabrück vom 10. bis 12. Juni 2004. Hrsg. v. G. A. Lehmann u. R. Wiegels. *Abh. Akad. Wiss., Phil. – Hist. Kl. Dritte Folge*, Bd. 279, Göttingen 2007, S. 321-330; Ders./G. Rasbach, Städte in Germanien. Der Fundplatz Waldgirmes, in: *Die Varusschlacht. Wendepunkt der Geschichte?* Hrsg. von R. Wiegels. Mit Beitr. v. R. Wiegels u. a., Stuttgart 2007, S. 102-116; Ders., Die Römer an der Lahn. Die Ausgrabungen in Waldgirmes, in: *Feindliche Nachbarn. Rom und die Germanen*. Hrsg. v. H. Schneider, Köln/Weimar/Wien 2008, S. 97-115. Ich danke H.-J. Köhler, Römisch Germanische Kommission, für die eingehende Diskussion des Befundes.

2 Vgl. zum Folgenden die Planbeilage.

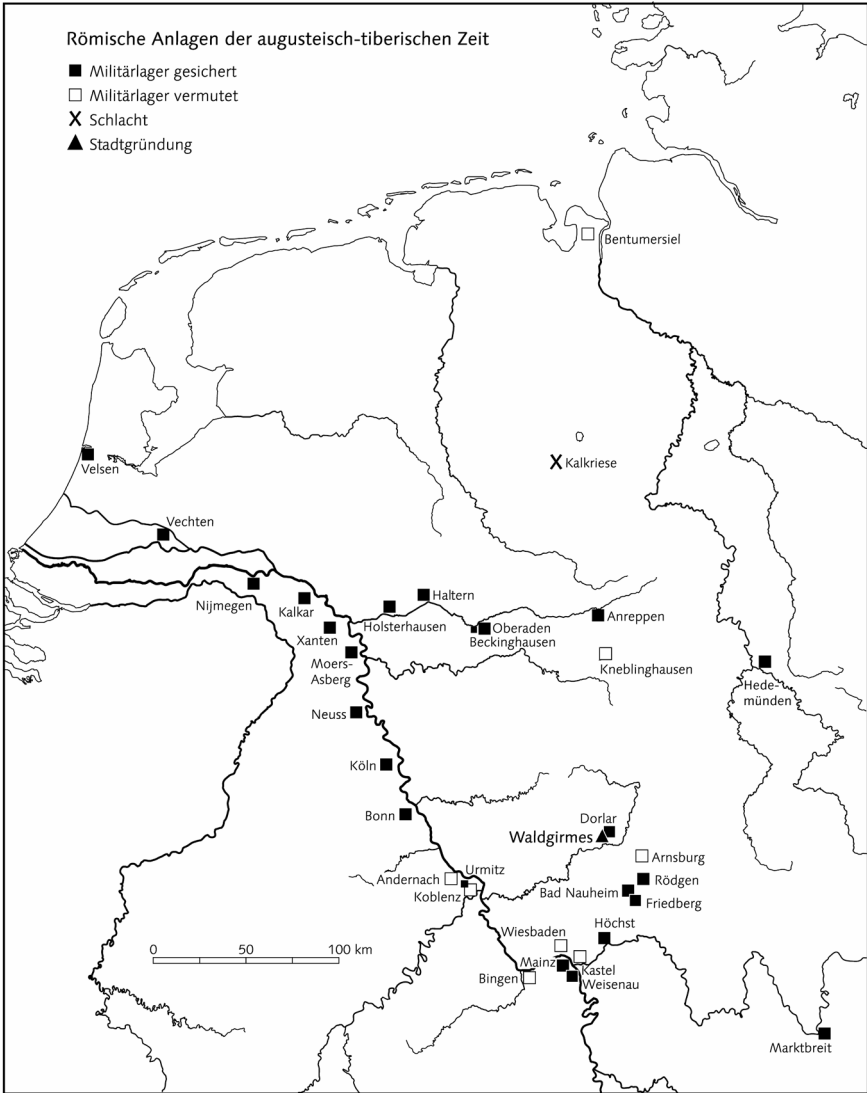


Abb. 1

Gebäude 24 a besaß mit Ausnahme der Firstpfosten keine weitere Innenaufteilung, im Norden von Gebäude 24 b waren zwei 4 x 3,8 m große Räume abgetrennt, deren westlicher nach Norden offen war. Da in der Nordwand dieser Raumgruppe kein tiefer eingegrabener Firstpfosten nachgewiesen wurde, besaßen die Räume vermutlich ein nach Norden geneigtes Pultdach.

Zwischen den beiden Gebäuden verlief ein flaches Traufgräbchen, das etwa 1 – 1,5 m nördlich der Gebäude begann und dort einen Abzweig nach Westen besaß, der nur im ersten Planum auf einer Länge von etwa 9 m beobachtet wurde. Der 7,3 x 15,4 m große Bau 24 c war im Westen direkt an Gebäude 24 a angebaut und gleichfalls zur Straße offen. Für einen Anbau spricht eine Gruppe von vier Pfostenpaaren, die in Ausbuchtungen des westlichen Wandgräbchens von Gebäude 24 a saßen. Deutlich tiefer eingegrabene Firstposten waren nicht nachweisbar, wahrscheinlich besaß der Anbau ein nach Westen abfallendes Pultdach. Etwa 0,7 m vor der Westwand verlief ein Zaun aus angespitzten und eingeschlagenen Pfosten, woraus sich in diesem Areal eine Breite der via sagularis von 8 m erschließen lässt. Der gesamte Baukomplex besaß zur Straße eine durchlaufende, 3,5 m breite Portikus. Die zur Straße offene Bauweise sowie der vergleichsweise hohe Anteil an Schwerkeramik, Schlacken und Schleifsteinen im Fundmaterial des vorgelagerten Straßengrabens sprechen für eine Funktion des Baukomplexes im handwerklich-wirtschaftlichen Bereich. Gleiches gilt für Bau 25. Die quadratischen, 0,4 m großen Pfosten und der Grundriss legen eine Interpretation als Turmspeicher nahe. Nur wenig weiter östlich lag der 8 x 4,4 m große, ursprünglich wohl aus 8 Pfosten bestehende Bau 26 in der Lücke zwischen Bau 25 und Gebäude 20. Zu seiner Funktion liegen keine Hinweise vor. Nördlich von Bau 25 setzte eine nur schlecht erhaltene, etwa 17,5 m breite Bebauung aus Einzelpfosten und sehr flachen Gräbchen (Gebäude 28) ein. Die Ausdehnung nach Norden und die Funktion des Baus sind offen. Nur 0,8 m nördlich von Gebäude 24 a lag der 4,9 x 8,3 m große Bau 27. Seine Pfosten saßen in Einzelgruben und überlagerten im Südwesten Teile des in Planum 1 beobachteten Wassergräbchens. Die Bauweise und die Überschneidung des Gräbchens sprechen dafür, dass Bau 27 erst nach Baukomplex 24 errichtet wurde. Der Bau war in zwei Räume unterteilt, im nördlichen Raum lag eine 3 x 2,5 m große Grube, deren Ostseite nach Osten ausgebaut war. Die noch 0,4 m tiefe Grube war bis zur Sohle mit mehreren Schichten aus Brandlehm und Holzkohle verfüllt.

Am Nordrand der Grabungsfläche fanden sich zwei große Gruben. Die 2,7 m durchmessende und noch 1,7 m tiefe Grube 38/331 sowie der von Nordwest nach Südost ausgerichtete, etwa 4 m breite Befund 38/332, der zwei in Verlängerung des weiter südlich gelegenen Zauns verlaufende, nur sehr flach erhaltene Gräbchen überlagerte. Im Scheitel des Befundes wurde eine Pfostenstandspur nachgewiesen, so dass es

sich auch um die südliche Hälfte eines Grubenhauses handeln könnte. Auf Grund seiner abweichenden Ausrichtung und der Überlagerung der Gräbchen erscheint eine Anlage erst nach dem Ende der römischen Siedlung wahrscheinlich, etwa im Zusammenhang mit dem Absuchen der aufgegebenen Siedlung nach verwertbarem Material. 2005 wurde nur wenige Meter westlich eine Grube über dem äußeren Pfostengräbchen der Holz-Erde Mauer nachgewiesen, aus der 0,8 kg verschmolzenen Bleis geborgen wurden.³

Vor der südöstlichen Ecke von Gebäude 24 b lag eine 3 m durchmessende Verfärbung, bei der ein 1,8 – 2 m durchmessender Kern deutlich erkennbar war. Eine erste Bohrprobe ergab eine Tiefe von mehr als 3 m, so dass eine vorläufige Interpretation als Brunnen gerechtfertigt erscheint. Der Befund soll 2009 untersucht werden.

Im Straßenbereich setzten sich die 2006 beobachteten, quer zum Straßengraben verlaufenden Verfärbungen in einem regelmäßigen Abstand von 3,5 – 4 m fort. Im Planum war der Straßengraben in seinem Verlauf von einer bis zu 3 m breiten Verfärbung überlagert. Durch Anlage eines 2. Planums und Profilschnitte konnte der Befund geklärt werden. Es handelte sich um die Reste der Straßendecke aus Kies und Erde, die über einem ursprünglich hölzernen Rahmenwerk aufgebracht war, das über dem Straßengraben lag und in seiner Ausdehnung die vermutliche Straßenbreite markiert. Die Verfüllung des darunterliegenden Straßengrabens weicht in diesem Bereich von der übrigen Verfüllung der Straßengräben ab. Die abschließende Schicht mit Brandschutt fehlte gänzlich, dagegen waren Funde bis zur Sohle des Grabens vorhanden.

Von herausragender Bedeutung war, dass ein Bruchstück der vergoldeten Reiterstatue aus der Verfüllung des Straßengrabens, allerdings unterhalb der Straßenschüttung, geborgen wurde. Dies zeigt, dass hölzernes Rahmenwerk und Straßenschüttung nach der Zerstörung der Statue aber vor dem Brand der gesamten Anlage angelegt wurden. Sterile Schichten zwischen Statuenbruchstücken und abschließender Brandschicht an anderen Stellen machen einen Bruch in der Besiedlung

3 Becker/Rasbach, Städte in Germanien. (wie Anm. 1), S. 112.

wahrscheinlich.⁴ Die oben angesprochen Befunde sprechen für ein erneutes Aufsuchen und einen partiellen Ausbau der Anlage.

Archäologisch lassen sich diese Maßnahmen nur nach der Zerschlagung der bzw. einer von ursprünglich mehreren Statuen datieren. In Waldgirmes wurden fünf Fundamente für Statuenaufstellungen nachgewiesen. Bei den bisher geborgenen Bruchstücken ist weder gesichert, dass sie alle von nur einer Statue stammen, noch ist außer der Tatsache, dass sich unter den Bruchstücken Reste von mindestens einer lebensgroßen Reiterstatue befanden, eine Identifikation möglich. Die nahezu identische, langrechteckige Form der Fundamentgruben spricht für die Annahme ähnlich großer Statuen. Geht man daher von der zumindest beabsichtigten Aufstellung von fünf Reiterstatuen aus, so ist der Einschluss einer Augustusstatue in dieser Gruppe wohl zwingend vorauszusetzen. Die Identifikation der übrigen vier Statuen bleibt spekulativ,⁵ war eine Statue des Varus darunter, so wäre eine Zerschlagung 9 n. Chr. gut vorstellbar. Für die Zerschlagung einer Augustusstatue käme 14 n. Chr. in Frage.⁶ Die oben erwähnten sterilen Schichten über einigen Statuenbruchstücken legen jedoch eine zeitliche Differenz zwischen Zerschlagung der Statue und dem erneuten Ausbau der Anlage nahe, so dass gegenwärtig das Datum 9 n. Chr. als der wahrscheinlichere Zeitpunkt erscheint.

Die Ausbaumaßnahmen wären dann in den Zeitraum zwischen 10 und 16 n. Chr. zu datieren und konzentrierten sich in einem Areal, das durch einen Zaun oder Palisade vom Rest der Siedlung abgetrennt war.⁷ Mit den Gebäuden 20 und 21 lag in diesem Areal zudem ein Baukomplex, für den trotz der ansonsten nicht belegten Straße zwischen Mannschaftsteil und Kopfbau, eine Interpretation als Truppenunter-

4 Becker/Rasbach, Die spätaugusteische Stadtgründung in Lahnau-Waldgirmes (wie Anm. 1), S. 154-156.

5 R. Wolters, Die Schlacht im Teutoburger Wald. Arminius, Varus und das römische Germanien, München 2008, S. 67.

6 Peter Kehne: Rezension zu: Lehmann, Gustav Adolf; Wiegels, Rainer (Hrsg.): Römische Präsenz und Herrschaft im Germanien der augusteischen Zeit. Der Fundplatz von Kalkriese im Kontext neuerer Forschungen und Ausgrabungsbefunde. Göttingen 2007. In: H-Soz-u-Kult, 11.08.2008, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2008-3-097>>.

7 Becker, Rom an der Lahn (wie Anm. 1), S. 111.

kunft vorgeschlagen wurde.⁸ Auch waren die Baumaßnahmen möglicherweise nicht nur auf den Straßenbereich beschränkt. Der Befund von Gebäude 27 und der darin gelegenen Grube lassen auch eine Errichtung erst im Zuge dieser Maßnahmen zu. Im Zusammenhang mit der vermutlich als Wasserbecken zu interpretierenden Grube 38/331 wäre eine Interpretation als Schmiede denkbar.

Ein Zusammenhang mit der 15 n. Chr. durchgeführten Offensive gegen die Chatten erscheint daher wahrscheinlicher als mit Maßnahmen zwischen 10 und 13 n. Chr. Die Tatsache, dass zumindest die Bauten der Siedlung, vielleicht bewacht von einer kleinen Besatzung, zu diesem Zeitpunkt noch bestanden, verstärkt dabei die Zweifel an einer ursächlichen Beteiligung der Chatten an dem Aufstand des Jahres 9 n. Chr.

Der Raum zwischen Gießen und Wetzlar wird damit für die Feldzüge des Germanicus gegen die Chatten als vorgeschobene Basis und Bereitstellungsraum erkennbar⁹ und es erscheint nicht mehr ausgeschlossen, dass sogar das nur über wenige Fundstücke datierte Lager bei Lahnaudorlar¹⁰ mit den Feldzügen 15 und 16 n. Chr. zu verbinden ist. Der für

8 Becker/Rasbach, Die spätaugusteische Stadtgründung in Lahnau-Waldgirmes (wie Anm. 1), S. 108 f.. Möglich wäre natürlich auch, dass der Kopfbau am nördlichen Ende der Mannschaftsunterkunft lag, das bisher noch nicht untersucht ist.

9 Neuere Literatur in Auswahl: R. G. Jahn, Der Römisch-Germanische Krieg (9 – 16 n. Chr.), Bonn 2001; Ch. Hänger, Die Welt im Kopf. Raumbilder und Strategie im römischen Kaiserreich, Hypomnemata 136, Göttingen 2001; A. Becker, RGA 19, 2001, S. 443 f., s. v. Mattium; P. Kehne, Limitierte Offensiven: Drusus, Tiberius und die Germanienpolitik im Dienste des augusteischen Prinzipats, in: J. Spielvogel (Hrsg.), Res Publica Reperta. Zur Verfassung und Gesellschaft der römischen Republik und des frühen Prinzipats. Fs. Jochen Bleicken, Stuttgart 2002, S. 297-321; Becker, Lahnau-Waldgirmes. Eine augusteische Stadtgründung in Hessen (wie Anm. 1); W. Eck, Augustus und die Großprovinz Germanien, Kölner Jahrbuch 37, 2004, S. 11-22; K. Christ, Waldgirmes (wie Anm. 1); Becker, Neue Aspekte zur Chronologie der augusteischen Germanienpolitik (wie Anm. 1); K.-P. Johne, Die Römer an der Elbe, Berlin 2006; Th. Mattern, Materies glorieae. Die Germanienfeldzüge des Tiberius in den Jahren 4 – 5 n. Chr., Klio 88, 2006, S. 466-482; K. Matijevic, Zur augusteischen Germanienpolitik, Osnabrücker Online-Beiträge zu den Altertumswissenschaften 11/2006, S. 1-15; U. Riemer, Die römische Germanienpolitik von Caesar bis Commodus, Darmstadt 2006; vgl. dazu die Rezension von K. Matijevic, in: Göttinger Forum für Altertumswissenschaft 9, 2006, S. 1165-1170; D. Timpe, Römische Geostrategie im Germanien der Okkupationszeit, in: Ders., Römisch-Germanische Begegnung in der späten Republik und frühen Kaiserzeit (wie Anm. 14), S. 265-317; Die Varusschlacht (wie Anm. 1); Römische Präsenz und Herrschaft im Germanien der augusteischen Zeit (wie Anm. 1); R. Wolters, Die Schlacht im Teutoburger Wald (wie Anm. 4); Feindliche Nachbarn. Rom und die Germanen (wie Anm. 1).

10 S. von Schnurbein/H.-J. Köhler, Dorlar. Ein augusteisches Römerlager in Hessen, Germania 72, 1994, S. 193-203.

Marschlager ungewöhnlich breite und tiefe Lagergraben wäre dann mit einer längeren oder vielleicht auch mehrmaligen Belegung in diesen Jahren zu erklären.

Die Lage von Waldgirmes innerhalb eines Wege- und Kommunikationssystems mit weiterführenden Verbindungen nach Norden ist bereits mehrfach betont worden,¹¹ die Möglichkeit bei entsprechendem Aufwand über die Lahn schwere Lasten oder Massengüter zu transportieren wird durch die aus Steinbrüchen im Moselraum stammenden Kalksteinquader verdeutlicht.¹² Vor diesem Hintergrund ist die Lokalisierung des Kastells welches Germanicus über den Resten einer väterlichen Befestigung am *mons taunus* anlegen ließ, erneut zu diskutieren.¹³ Weder die archäologischen Quellen noch die Schriftquellen lassen eine direkte Identifikation zu, die oben geschilderten Befunde machen jedoch den Dünsberg bei Biebental-Fellingshausen m. E. zum derzeit wahrscheinlichsten Identifikationsvorschlag. Die Konsequenz für Waldgirmes wäre, dass „*taunus*“ vermutlich auch im antiken Namen der Siedlung eine Rolle spielte. Die Benennung der später nur wenige Kilometer südlich beginnenden *civitas Taunensium* wäre dann aus dieser Tradition zu erklären.

11 Vgl. die Karte in Abb. 1.

12 Vgl. Anm. 1.

13 Zum Folgenden A. Becker, Waldgirmes. Praesidium, oppidum, colonia? In: Kontaktzone Lahn. Tagung Marburg 2006. Hrsg. v. A. Becker./G. Rasbach/K. Ruffing (im Druck).

Die spätmittelalterliche Grabplatte, die nachmittelalterlichen Grab-Kreuzsteine sowie ihre nachfolgenden barocken Denkmäler in Treis an der Lumda (Landkreis Gießen) und Sichertshausen (Landkreis Marburg-Biedenkopf)

Friedrich Karl Azzola / Andreas Schmidt

Einleitung: Die Grab-Kreuzsteine in Oberhessen

Die alten Friedhöfe im historischen Oberhessen, der ehemaligen großherzoglichen Provinz Oberhessen einschließlich des Marburger Umlandes, waren einst reich an Grab-Kreuzsteinen, kreuzverzierten Stelen¹ (Abbildung 1). Der Grab-Kreuzstein entwickelte sich während der Epoche der frühchristlichen und koptischen Kunst im vorderen Orient einschließlich Ägypten; von da breitete er sich in zwei verschiedenen Richtungen aus und zwar:

1. nordöstlich nach Armenien, wo die vielen Grab-Kreuzsteine, armenisch die Khatchkare, geradezu als ein Kennzeichen der christlich-armenischen Kultur gelten und

1 Friedrich Karl Azzola: Frühformen kleinbürgerlich-bäuerlicher Grabsteinkunst im Raum um Marburg. Teil I. Der Kreuzstein, in: Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde Band 74 (1963), S. 57-80. - Ders.: Frühformen bürgerlich-bäuerlicher Grabsteinkunst um Marburg. Die Rauschenberger Grab-Kreuzsteine, in: loc. cit. Band 79 (1968), S. 19-26. - Ders.: Die sechs nachmittelalterlichen Grab-Kreuzsteine von Staden, in: Wetterauer Geschichtsblätter Band 16 (1967), S. 79-88. - Ders.: Die Grab-Kreuzsteine von Dauernheim, in: loc. cit. Band 17 (1968), S. 57-65. - Erich Seipp (+), Robert Adam, Hans Zaminer u.a.: Historische Grabsteine in Dauernheim. Dauernheim 2005. - Friedrich Karl Azzola: Die beiden Grab-Kreuzsteine des 16. Jahrhunderts in Hitzkirchen, in: Büdinger Geschichtsblätter Band 19 (2006), S. 315-316. - Ders.: Der verschollene Grab-Kreuzstein der Barbara Schmidt, 1631, in Schwickartshausen, in: loc. cit. S. 317-318. - Ders.: Der barocke Grab-Kreuzstein der Catharina Lotz, 1719, in Nieder-Seemen, in: loc. cit. S. 319-320. - Ders.: Der Grabstein eines/einer Unbekannten aus dem späten 16. Jahrhundert vom Alten Friedhof in Gießen, in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Giessen Band 89 (2004), S. 331-333. Es handelt sich hierbei um einen unter dem Einfluss des Bildepitaphs fortentwickelten Grab-Kreuzstein.

2. nordwestlich nach Europa, wo man Grab-Kreuzsteine im Westen, im französischen Baskenland an der Atlantikküste des Golfes von Biskaya und im östlich anschließenden Vorland der Pyrenäen ebenso antrifft wie im Südosten Europas auf Friedhöfen orthodoxer Rumänen im westlichen Teil der Südkarpaten, den Banater Karpaten, der fernen Heimat des erstgenannten Autors.

In Deutschland begegnet man Grab-Kreuzsteinen insbesondere in Hessen,² im Süden Thüringens³ und in Unterfranken,⁴ während sich andere Regionen bisher als fundleer erwiesen.

-
- 2 Friedrich Karl Azzola: Der Grab-Kreuzstein von Dreieichenhain, in: 12. Beiheft zum Atlas für Stadt und Landkreis Offenbach am Main, „Studien und Forschungen“, 1966, S. 364-366. - Ders.: Nachmittelalterliche Grab-Kreuzsteine im Kreis Ziegenhain, in: Hessische Heimat 17. Jg., Heft 2 (Juni 1967), S. 45-48. - Ders.: Neues zur Datierung der beiden Grab-Kreuzsteine von Unterhaun im Kreis Hersfeld, in: Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde Band 81 (1970), S. 231-238. - Friedrich Karl und Juliane Azzola: Denkmalkundlich-ikonographische Zuordnung eines mittelalterlichen Grab-Kreuzsteins in Ermschwerd, Kreis Witzenhausen, in: loc. cit. Band 83 (1972), S. 57-61. - Klaus Sippel: Der neu aufgefundene Grab-Kreuzstein von Ausbach im Kreis Hersfeld, in: loc. cit. Band 83 (1972), S. 143-147. - Friedrich Karl Azzola: Die nachmittelalterlichen Grab-Kreuzsteine von Großropperhausen im Schwalm-Eder-Kreis - in Stein gehauene Grabbretter? In: loc. cit. Band 86 (1976/77), S. 37-62. - Ders.: Der verlorene nachmittelalterliche Grab-Kreuzstein von Leimsfeld aus dem frühen 17. Jahrhundert. Ein in Stein gehauenes Grabbrett, in: Schwäbischer Jahrbuch 2004, S. 133-134. - Ders.: Der nachmittelalterliche Grab-Kreuzstein der Elisabeth Zer, 1605, vom Schrecksbacher Kirchhof und sein Umfeld, in: loc. cit. 2005, S. 136-138. - Ders.: Abschied in Stein. Nachmittelalterlicher Grab-Kreuzstein in Lüderbach, in: Das Werraland 57. Jg., Heft 4 (Dezember 2005), S. 80-81. - Ders.: Grab-Kreuzsteine in Fulda, in: Fuldaer Geschichtsblätter Jg. 81 (2005), S. 187-193. - Ders.: Die beiden nachmittelalterlichen Grab-Kreuzsteine in Netra, in: Eschweger Geschichtsblätter Band 17 (2006), S. 90-92. - Ders.: Der Grab-Kreuzstein der Anna Lucherat, 1597, bei der Kirche von Weißenborn nahe Sontra, in: loc. cit. S. 93-94. - Ders.: Ein Grab-Kreuzstein oder ein Kreuz-Epitaph von 1577 in der Nordwand der Kirche von Heinebach, in: Rund um den Alheimer Band 27 (2006), S. 23-24. - Ders.: Der verschollene Grab-Kreuzstein von 1632 in Altmorschen, in: loc. cit. S. 25-27. - Ders.: Kreuzplatte (Fritzlar) und Grab-Kreuzstein (Spangenberg) II. Ein verschollener Grab-Kreuzstein in der Hospitalkapelle St. Elisabeth in Spangenberg, wohl 16. Jahrhundert, in: Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde Band 111 (2006), S. 26.
 - 3 Juliane und Friedrich Karl Azzola: Die nachmittelalterlichen Grab-Kreuzsteine des 17. Jahrhunderts in der Kirchenburg von Rohr bei Meinigen, in: loc. cit. Band 89 (1982/83), S. 75-92. - Friedrich Karl Azzola: Grab-Kreuzsteine in der thüringischen Rhön (Dermbach, Bermbach und Oberweid), in: Fuldaer Geschichtsblätter Jg. 82 (2006), S. 87-110.
 - 4 Friedrich Karl Azzola: Das Kreuzepitaph der Anna Schneider aus Katzenbach in der Kirchhofsmauer von Stralsbach, in: Frankenland Jg. 54, Heft 5 (Oktober 2002), S. 393. - Ders.: Das durch zwei lateinische Kreuze verzierte Epitaph, 1597 und 1600, vom Friedhof der Wüstung Grubingen am Main, jetzt in Röllfeld im Landkreis Miltenberg, und sein Umkreis, in: Frankenland Jg. 57, Heft 2 (April 2005), S. 135-138.

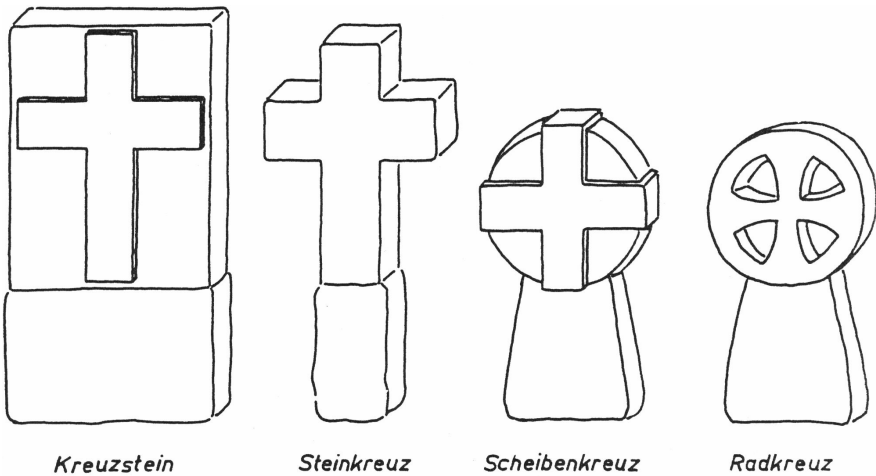


Abb. 1: Die vier verschiedenen Grabsteinformen mittelalterlichen Ursprungs, denen man in Europa begegnen kann. Skizze: Dr. Juliane Azzola

Die Grabdenkmäler in Treis und Sichertshausen

In unserem Beitrag sollen die Grabdenkmäler auf den Kirchhöfen in Treis an der Lumda und in Sichertshausen, das bis zum Jahr 1905 als Filialort zur Pfarrei Treis gehörte, in Wort und Bild vorgestellt werden, soweit sie sich den im Titel der vorliegenden Arbeit genannten Denkmaltypen zuordnen lassen. Einbezogen haben wir nicht nur die vor Ort erhaltenen, sondern auch die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts verlorengegangenen drei Grabsteine. Dagegen bleiben die in der Kirche zu Treis erhaltenen Epitaphien⁵ unberücksichtigt, da sie einerseits schon in der Literatur⁶ erwähnt und andererseits im Modul „Grabdenk-

5 Es handelt sich hierbei im einzelnen um die folgenden Monumente: 1) Das Epitaph für Hartmann Schutzbar genannt Milchling, gest. 1560; 2) das Epitaph für Caspar Schutzbar genannt Milchling, gest. 1588, und seine Ehefrau Agnes geb. von Waiblingen; 3) das Epitaph für Christoffel Eitel Schutzbar genannt Milchling, gest. 1622, und für seine Ehefrau Eva Dorothea geb. von Schwalbach, gest. 1624, und 4) das Epitaph für Balthasar Friedrich Melchior Schutzbar genannt Milchling, seine Ehefrau Cordula geb. von Lentersheim und deren Söhnlein Philipp Georg, alle gest. 1628.

6 Genannt seien Heinrich Walbe: Die Kunstdenkmäler des Kreises Gießen, Band 1: Nördlicher Teil. Darmstadt 1938, S. 353-354, mit Hinweisen auf heute verlorene Denkmäler; Thomas Weyrauch: Das Grabdenkmal des Ritters Caspar von Schutzbar in der Kirche zu Treis an der Lumda, Treis 1988, und ders.: Die Entwicklung der Stadt Gießen und ihrer Umgebung unter Hauptmann Caspar von Schutzbar, in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen NF 73 (1988), S. 63-83.

mäler in Hessen“ des Landesgeschichtlichen Informationssystems (LAGIS) Hessen⁷ beschrieben und abgebildet sind.

Auf dem Kirchhof von Treis an der Lumda dienten einst etliche der überlieferten Grabdenkmäler als Bodenplatten eines befestigten Weges. Dadurch wurde jeweils eine Seite dieser beidseitig bearbeiteten und mit Inschriften und/oder Zeichen ausgestatteten Steine zerstört. Anlässlich einer Neugestaltung des Treiser Kirchhofs hat man sie der Pflasterung entnommen und außen unmittelbar an der Südseite der Kirche neu aufgestellt. Dort fand auch die nachfolgend zuerst besprochene, spätmittelalterliche Grabplatte nach ihrer Entnahme aus dem Fußboden der Kirche einen Platz.

Bei der Wiedergabe der Inschriften und der Kirchenbucheinträge folgen wir den Regeln des vielbändigen Inventarwerkes der deutschsprachigen Akademien der Wissenschaften „Die Deutschen Inschriften“. Die verwendeten Zeichen sind:

[.....] Textverluste, die auf Witterungseinflüsse oder Zerstörung beruhen und sich nicht ergänzen ließen, werden durch Punkte in eckigen Klammern gekennzeichnet.

[Text] Ein Text in eckigen Klammern steht für sinnvoll oder anhand geringer Reste ergänzte, jedoch nicht mehr eindeutig lesbare Buchstaben oder Worte.

(Text) Kürzel werden zum besseren Verständnis als Text in runden Klammern aufgelöst. Desgleichen sind Anmerkungen der Verfasser in runde Klammern gesetzt.

< > Durch spitze Klammern werden vom Bildhauer beabsichtigte Lücken in Inschriften gekennzeichnet, beispielsweise ein fehlendes Sterbejahr, sofern eine Person erst nach der Anfertigung eines Grabmals verstarb und ein Nachtrag der Daten unterblieb.

HE Ligaturen sind hier durch Unterstreichen der ligierten Buchstaben (im zuvor erwähnten Inventarwerk abweichend durch Bögen) wiedergegeben.

7 Derzeitige Adresse: <http://web.uni-marburg.de/hlgl/lagis/themen.html> (Stand: Januar 2008).



Abb. 2: Die spätmittelalterliche Grabplatte für einen Angehörigen der adligen Familie Schutzbar genannt Milchling in Treis, zwischen 1521 und 1539, außen an der Südseite der Dorfkirche. Foto: A. Schmidt

Die spätmittelalterliche Grabplatte für einen Angehörigen der adligen Familie Schutzbar genannt Milchling, zwischen 1521 und 1539, in Treis, Abbildung 2

Abmessungen: Die Grabplatte ist 1,90 m lang, 87 cm breit und 22 cm dick. Der Wappenschild ist 45 cm hoch und 40,5 cm breit. Die Buchstaben der Umschrift sind etwa 11 cm hoch.

Material: Basalttuff (Lungstein).

Sicherlich lag die Grabplatte einst im Fußboden der Treiser Kirche, wo sie das Grab des Verstorbenen bedeckte. Insofern ist ihre Unterseite, wie bei liegenden Grabplatten üblich, nur grob behauen. Ihre Oberseite trägt in einem Rahmen eine Umschrift in spätgotischen Minuskeln sowie zwei Zeilen unterhalb des Wappenschildes als Fortsetzung. Der Schild zeigt ein dreiblättriges Kleeblatt, das Wappenzeichen der in Treis ansässigen Familie Schutzbar genannt Milchling. Die stellenweise verwitterte Inschrift beginnt links oben und lautet:

Im Iar (?) xv^c (?) vnd xx[.....] /
vff aller helligen tag [.....] /
[.....]
[.....schut]zber g(e)n(ann)t Milch[ling] /
dem gott /
genade /

Es handelt sich demnach um einen Mann aus der Familie Schutzbar genannt Milchling, der am 1. November (Allerheiligen) eines Jahres im Zeitraum zwischen 1521 (xv^c = 1500 + xxi) und 1539 (xv^c = 1500 + xxxix) starb.⁸

Der Grab-Kreuzstein eines/einer Unbekannten aus einem weiter zu fassenden Zeitraum um 1600 in Treis, Abbildung 3

Abmessungen: Der Grab-Kreuzstein ist 66 cm hoch, 43,5 cm breit und 8,5 cm dick. Sein Kreuz ist 43 cm hoch und der Querbalken 19,5 cm lang; die Balkenbreite beträgt 5 cm.

Material: ein heller Sandstein.

⁸ Die Stammtafel der Familie bei Rudolf v. Buttlar-Elberberg: Stammbuch der althessischen Ritterschaft, Kassel 1888, liefert keinen eindeutigen Hinweis auf die Identität der mit der Grabplatte bedachten Person.



Abb. 3: Der Grab-Kreuzstein eines/einer Unbekannten eines weiter zu fassenden Zeitraums um 1600 in Treis. Foto: Azzola

Der Stein wird von einem eingetieften Feld beherrscht, worin ein lateinisches Kreuz in erhabenem Flachrelief eingefügt ist. Sein in der Spitze rechtwinkliger Dreiecksgiebel zeigt eine fächerartige Auszier, eine

halbe Rosette, bestehend aus fünf Blättern. Man begegnet diesem in Kerbschnitttechnik ausgeführten Motiv an Fachwerkbauten des 16. und 17. Jahrhunderts insbesondere im Norden Deutschlands.

In seinem Feld wird das Kreuz von einer heute stark verwitterten Inschrift flankiert. Die in Renaissance-Kapitalis eingehauene sechszeilige Inschrift ist als Leichttext ein etwas abgewandelter zweiter Teil des siebten Verses im ersten Brief des Johannes, Kapitel 1; sie lautet:

CH[RIS] // TVS
BL // VT
M[AC]HT // VNS
REIN // VON
ALLEN // SVN
DEN //

Die schrägen Doppelstriche kennzeichnen die Unterbrechung der einzelnen Zeilen durch das erhabene Kreuz (Abbildung 3). Die Inschrift, offensichtlich der Leichttext, stimmt nicht ganz mit der überlieferten Übersetzung Luthers im ersten Brief des Johannes, Kapitel 1, Vers 7b überein. Luthers Übersetzung lautet: „Das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, macht uns rein von aller Sünde.“

Die der Kirchenwand zugewandte Rückseite des Grab-Kreuzsteins trug einst den inzwischen verlorenen, personenbezogenen Teil der Inschrift.

Ein zweiter Grab-Kreuzstein eines/einer Unbekannten aus einem weiter zu fassenden Zeitraum um 1600 in Treis, Abbildung 4

Abmessungen: Die Höhe des Grab-Kreuzsteins beträgt 64 cm, seine Breite 43 cm und seine Dicke 9,5 cm. Das Kreuz ist 33 cm hoch und sein Querbalken 19 cm lang; die Balkenbreite beträgt 5 cm.

Material: ein heller Sandstein.

Der Grab-Kreuzstein der Abbildung 4 zeigt in seinem spitzen Giebel eine halbe, hier siebenblättrige Rosette. Das eingetiefte Feld darunter beherrscht ein in Flachrelief erhabenes lateinisches Kreuz. Dieses eingetiefte Feld erscheint heute inschriftlos, doch es könnte einst gleich dem zuvor besprochenen Denkmal eine Inschrift - wohl den Leichttext - getragen haben; sie ist inzwischen gänzlich verwittert. Auch die der Kirchenwand zugewandte Rückseite des Grab-Kreuzsteins ist durch die eingangs erwähnte Zweitverwendung als Bodenplatte nunmehr

inschriftlos. Dort wäre - ebenfalls in Anlehnung an den zuvor besprochenen Grab-Kreuzstein der Abbildung 3 - die personenbezogene Inschrift zu erwarten.



Abb. 4: Ein zweiter Grab-Kreuzstein eines/einer Unbekannten eines weiter zu fassenden Zeitraums um 1600 in Treis. Foto: Azzola

Die beiden Grab-Kreuzsteine der Abbildungen 3 und 4 stehen einander so nahe, dass man an denselben Steinmetzen denken darf, der einst die beiden Denkmäler schuf.



Abb. 5: Der Grabstein eines/einer Unbekannten von 1667 (?) in Treis. Foto: Azzola

Der Grabstein eines/einer Unbekannten von 1667 (?) in Treis, Abbildung 5

Abmessungen: Der Grabstein ist 73 cm hoch, 46,5 cm breit und 10,5 cm dick.

Material: ein heller Sandstein.

Der Grabstein der Abbildung 5 zeigt dieselbe Kontur wie die beiden Treiser Grab-Kreuzsteine der Abbildungen 3 und 4. Insofern steht er ihnen nahe, zumindest in ihrer Tradition. Leider ist die heute allein zugängliche Seite des Denkmals so weitgehend verwittert, dass man nur noch unter Vorbehalt oben die eingerillte Jahreszahl 1667 meint erkennen zu können. Sollte dies zutreffen, so wäre die Jahreszahl als erster Teil einer Datumsangabe der Beginn einer personenbezogenen Inschrift. Da zu jener Zeit die Rückseite eines Grab-Kreuzsteins die personenbezogene Inschrift trug, wäre es möglich, dass die heute der Kirchenwand zugewandte, gänzlich zerstörte Seite einst die kreuzverzierte Vorderseite des Denkmals gewesen ist.

Bekrönt war das Denkmal, gleich den zahlreichen barocken Grabsteinen im Raum um Gießen und Marburg, durch eine Kugel. Wie die Abbildung 5 zeigt, ist der größte Teil der Kugel abgebrochen und nur noch ein Rest erhalten.

Der nach 1959 verschollene Grab-Kreuzstein (?) für Christoffel Schmidt (Schmitt) in Sichertshausen, 1618 (errechnet) - 26.4.1690, Abbildungen 6 bis 8

Abmessungen: nicht erfasst.

Material: ein heller Sandstein.

Der obere Teil des Grabsteins (Abbildung 6) vom Kirchhof in Sichertshausen war schon um 1959 abgebrochen und verloren. Man darf davon ausgehen, dass der Giebel dieses Steines - ebenso wie der des nachfolgend besprochenen für Conrad (Curt) Schmidt - halbkreisförmig gerundet und auf seiner Vorderseite durch ein kleines lateinisches Kreuz in einem schwach erhabenen Flachrelief verziert war. Die hier beigegebene Abbildung 7 will mit ihrer zeichnerischen Ergänzung einen Eindruck vermitteln, wie man sich den einst kompletten Stein vorstellen darf.



Abb. 6: Die Vorderseite des nach 1959 verschollenen Grab-Kreuzsteins (?) für Christoffel Schmidt (Schmitt) in Sichertshausen, 1618 (errechnet) - 26.4.1690. Foto: Azzola



*Abb. 7: Der nach 1959 verschollene Grab-Kreuzstein (?) für Christoffel Schmidt (Schmitt) in Sichertshausen, wie Abb. 6. Die zeichnerisch ergänzte Vorderseite/Kreuzseite.
Zeichnerische Ergänzung: Dr. J. Azzola*



Abb. 8: Die Rückseite des nach 1959 verschollenen Grab-Kreuzsteins (?) für Christoffel Schmid (Schmitt) in Sichertshausen mit dem Leichttext. Foto: Azzola

Die in Kapitalis - unterbrochen durch das kleine e - gehauene, wohl achtzeilige Inschrift der Vorderseite wurde nicht an dem bald nach 1959 verschollenen Bruchstück entziffert, sondern von der hier beigegebenen Abbildung 6 gelesen; sie lautet:

[.....] /
 [.....] SCHMI[T] /
 [.....] GeLeBT 71 (?) IAR /
 [UND] 6 (?) MONAT UND /

IST GeSTOReN DeN 26 /
TAG APRIL A(NN)O 1690 /
GOTT VeR LeIHe IHM EIN /
FRÖHLIGe AUFeR STeHU(N)G /

Die Rückseite (Abbildung 8) nannte als Leichttext aus dem 90. Psalm die Verse 9 und 10. Auch der Text dieser neunzeiligen Inschrift wurde nicht am Objekt gelesen, sondern der Abbildung 8 entnommen; er lautet:

[DeR] LeI[CHTeXT PSALM] /
90: WIR BRING[eN UNSeRe] /
IAHR ZU WIe EIN [Ge] /
SCHWeTz⁹ VNSeR Le[BeN] /
WeReT SIeBeNNIG IAHR /
WeNNS HOCH KOMB SO /
SINDS ACHIG IAHR VND /
WeNS KÖSLICH GeWe= /
SeN IST SO IST MIHe = /

Der Schluss von Vers 10: „UND ARBEIT GEWESEN“ wurde vom Steinmetz wegen fehlenden Platzes nicht ausgeführt.

Christoffel Schmidt¹⁰ und seine Ehefrau Anna, deren Geburtsname unbekannt ist, müssen vor 1650 geheiratet haben, da sie in diesem Jahr bereits als Eheleute unter den Leibeigenen in Sichertshausen geführt werden.¹¹ Da das Kirchenbuch in Treis an der Lumda erst in den Jahren 1658/59 beginnt, enthält es keinen Eintrag zur Hochzeit der beiden Eheleute. Der Sterbeeintrag für Anna, die Ehefrau des Christoffel Schmidt, im Sterberegister des Jahres 1688 lautet¹²:

*„S. (= Sichertshausen) Anna, Christoffel Schmitts
Haußfrau zu Sichertshaußen begraben worden , aetatis 70
jahr, den 16t. 8br. (= Octobris)“*

9 T über spiegelverkehrtem z.

10 Zur Familie vgl. auch Reiner Wisker: Familienbuch Treis an der Lumda und Sichertshausen, Treis an der Lumda 2002, S. 347, Fam. Nr. 1669.

11 Hess. Staatsarchiv Marburg, Rechnungen II Marburg Nr. 27, Jahrgang 1650, Bl. 217v.

12 Kirchenbuch Treis an der Lumda I, S. 167. Herrn Pfarrer Lenz, Treis, sei an dieser Stelle herzlich für seine Erlaubnis zur Einsichtnahme der Kirchenbücher gedankt.

Der Sterbeeintrag für Christoffel Schmitt lautet im Sterberegister des Jahres 1690¹³:

*„S. (= Sichertshausen) Christoffel Schmitt, 72 jahr alt,
begraben worden, den 27t. Aprilis“*

Der auf dem Grabstein (Abbildung 6) angegebene Todestag, der 26. April, dürfte also zutreffen. Desgleichen stimmt auch die nur unsicher entzifferbare Altersangabe von 71 Jahren und 6 Monaten mit dem Kirchenbucheintrag fast überein. Im Jahr 1690 wurde für Christoffel Schmidts Besthaupt der recht hohe Betrag von 10 Gulden entrichtet, was für seinen Wohlstand spricht.¹⁴ - Christoffel Schmitt und Anna waren die Eltern des Conrad (Curt) Schmidt, dessen Grab-Kreuzstein nachfolgend besprochen wird.

Der nach 1959 verschollene Grab-Kreuzstein für den Jungesellen Conrad (Curt) Schmidt (Schmitt), 3.11.1661 (Taufe) - 7.8.1690, in Sichertshausen, Abbildungen 9 und 10

Abmessungen: nicht ermittelt.

Material: ein heller Sandstein.

Die Vorderseite des Denkmals (Abbildung 9) zeigte in einem halbkreisförmigen Giebel ein in schwach erhabenem Flachrelief gehauenes, kleines lateinisches Kreuz und darunter in einem rechteckigen, etwas eingetieften Feld die in Renaissance-Kapitalis eingehauene, leider schon damals (1959) stark verwitterte, personenbezogene, siebenzeilige Inschrift, die stets durch den Kleinbuchstaben e unterbrochen wird. Der Text wurde von der hier beigegebenen Abbildung 9 gelesen und lautete:

[HIeR] RUHeT IN GOTT CONRAT /
SCHMITT [.....] CHRI /
STOFeL SCHMIT UND ANNA /
IHR ELICHeR SOHN VND /
HAT GeLeBeT 29 IAHR VND /
IST GeSTORBeN DeN 7 TAG /
AUGUS(T) A(NN)O 1690 /

13 Kirchenbuch Treis an der Lumda I, S. 170.

14 Hess. Staatsarchiv Marburg, Rechnungen II Marburg Nr. 27, Jahrgang 1690, S. 412.



Abb. 9: Die kreuzverzierte Vorderseite des nach 1959 verschollenen Grab-Kreuzsteins für den Junggesellen Conrad (Curt) Schmidt (Schmitt) in Sichertshausen, 3.11.1661 (Taufe) - 7.8.1690. Foto: Azzola



Abb. 10: Die Rückseite des nach 1959 verschollenen Grab-Kreuzsteins für den Jungesellen Conrad (Curt) Schmidt (Schmitt) in Sichertshausen, oben mit einem Schmiedehammer als Zeichen. Foto: Azzola

Die Rückseite (Abbildung 10) zeigte im Giebel einen in erhabenem Flachrelief gehauenen Schmiedehammer, der sowohl als Namens-, aber auch als historisches Handwerkszeichen zu deuten ist, sofern Conrad Schmidt oder sein Vater zugleich von Beruf Schmiede waren. In dem darunter angeordneten, etwas vertieften und nahezu quadratischen Feld hat der Steinmetz, der Tradition folgend, den Leichttext des Verstorbe-

nen eingehauen. Es ist im Psalm 119 der neunte Vers. Die von der beigegebenen Abbildung 10 gelesene sechszeilige Inschrift lautete:

DeR LeICHTeXT PSAL[M] /
119 Wie WIRD EIN IUNG /
LING SeINeN WeG VN /
STRÖFLICH GeHeN WeN /
ER SICH HeLT NACH /
DeINeM WORTeN /

Conrad (Curt) Schmidt war der ledige Sohn des Christoffel Schmidt¹⁵ und seiner Ehefrau Anna. Der Grabstein seines Vaters Christoffel Schmidt wurde zuvor besprochen und abgebildet (Abbildungen 6 bis 8). Laut zweier Eintragungen im Treiser Kirchenbuch wurde Conrad (Curt) Schmidt am 3. November 1661 getauft und am 16. August 1690 begraben. Der Taufeintrag des Verstorbenen lautet.¹⁶

„S. (= Sichertshausen) Christoffel Schmidt, Anna uxor, ein Söhnlein tauffen lasen, gevatter gewesen Curdt Werther von fronhausen vnd ist das Kind Conrad genant, den 3.t. 9bris (= Novembris)“.

Im Sterberegister des Treiser Kirchenbuchs lautet der sich auf Conrad Schmidt beziehende Eintrag im Jahr 1690 wie folgt¹⁷:

„S. (= Sichertshausen) Curd Schmitt, Christoffel Schmitts Sohn, 28 jahr alt, begraben worden 16 Augusti“.

Der auf dem Grabstein eingehauene Todestag, der 7. August, träfe also nur dann zu, wenn der Pfarrer sich bei der Eintragung des Begräbnisdatums im Kirchenbuch irrte, da zwischen Tod und Beerdigung kaum 9 Tage, mehr als eine Woche, verstrichen sein dürften.

Der Grabstein einer unbekanntnen Frau, um 1690, in Treis, Abbildung 11

Abmessungen: Die Resthöhe des Steins beträgt 57 cm, seine Breite 49 cm und seine Dicke 5,5 cm.

Material: ein heller Sandstein.

15 Zur Familie vgl. auch Reiner Wisler (wie Anmerkung 10), S. 347, Fam. Nr. 1669 (die dort aufgeführten Kinder 3 und 4 sind allerdings identisch).

16 Kirchenbuch Treis an der Lumda I, S. 5.

17 Kirchenbuch Treis an der Lumda I, S. 171.



Abb. 11: Der Grabstein einer unbekanntes Frau in Treis, um 1690. Foto: Azzola

Der Grabstein hat nicht nur seinen Giebel, sondern auch auf der heute zur Kirchenwand gekehrten Vorderseite durch Zerstörung seine Inschrift verloren.

Die sechszeilige Inschrift der Rückseite (Abbildung 11) dagegen ist recht gut erhalten. Sie ist mit Ausnahme der Kleinbuchstaben e in Kapitalis eingehauen. Der Stein wurde daher sicherlich von demselben Steinmetzen gearbeitet, der auch die inzwischen leider verschollenen beiden Grab-Kreuzsteine in Sichertshausen des Jahres 1690 fertigte. Insofern wäre der vorliegende Stein der Abbildung 11 in Treis an der

Lumda ebenfalls einem Zeitraum um 1690 zuzuordnen. Er zeigte vermutlich, ebenso wie der zuvor besprochene Grab-Kreuzstein des Conrad (Curt) Schmidt (Abbildungen 9 und 10), im Giebel seiner zerstörten Vorderseite ein Kreuz. Die Inschrift der Rückseite, die die Fortsetzung der verlorenen Inschrift auf der Vorderseite darstellt, lautet:

Sie HATT MIT IHM /
IM IHe STAND Ge /
LeBT 47 IAHR /
GOTT VeR LeIHe IHR /
EIN FRÖLICHE AUFeR /
STeHUNG /

Der Inschrift lässt sich lediglich entnehmen, dass der Grabstein einer 47 Jahre lang verheiratet gewesenen Frau gesetzt wurde, die - wie zuvor erläutert - um 1690 verstarb. Die entsprechende Durchsicht der Kirchenbücher erbrachte leider kein eindeutiges Ergebnis, so dass die Verstorbene unbekannt bleibt.

Der Grabstein eines/einer Unbekannten, wohl 17./18. Jahrhundert, in Treis, Abbildung 12

Abmessungen: Höhe 55 cm, Breite 59 cm und Dicke 13 cm.

Material: ein heller Sandstein.

Die ehemalige Vorderseite dieses Grabsteins ist der Kirche zugewandt. Sie zeigt gleich der dem Betrachter zugänglichen Rückseite ein vertieftes, nahezu quadratisches Feld. Es ist jedoch von einer Putzschicht überzogen, so dass die darunter anzunehmende personenbezogene Inschrift nicht sichtbar ist. Das formatfüllende, wenig eingetiefte Feld der Rückseite (Abbildung 12) trägt die folgende neunzeilige, in Kapitälis eingehauene Inschrift:

EINE HOFFNUNG /
LÄST MICH NICHT ALLES /
MAG MICH SONST VERLAS /
SEN RUTH MEIN HERTZ /
IN GOTT UND SPRICHT /
ICH WILL IHN GETROST /
UMFASEN ACH SO HAB /
ICH TROST UND HEIL IESUS /
IST DER SELEN THEIL /

Der gereimte Text ist vermutlich ein uns unbekannter Choralvers.



*Abb. 12: Der Grabstein eines/einer Unbekannten in Treis, wohl 17./18. Jahrhundert.
Foto: Azzola*

Der Grabstein eines/einer Unbekannten, wohl beginnendes 18. Jahrhundert, in Treis, Abbildung 13

Abmessungen: Höhe 78 cm, Breite 53 cm und Dicke 9,5 cm.

Material: ein heller Sandstein.

Die der Kirche zugewandte ehemalige Vorderseite des Grabsteins ist abgetragen und völlig zerstört; sie trug sicherlich einst die personenbezogene Inschrift. Hingegen ist auf der jetzt nur noch zugänglichen Rückseite (Abbildung 13) der Leichtext, der elfte Vers im Psalm 77, siebenzeilig in Kapitalis eingehauen:



Abb. 13: Der Grabstein eines/einer Unbekannten, wohl beginnendes 18. Jahrhundert, in Treis. Foto: Azzola

TEXTUS /
SIHE ICH MU[S] /
DAS LEITEN A /
BER DIE HAND /
DES HERREN /
KAN ALLES ENDERN /
PSALM AM 77 /

Oben füllt das Bogenfeld in einem sehr schwach erhabenen Relief ein Motiv aus, das man als Lebensbaum deuten darf: wohl ein lateinisches Kreuz, aus dessen Stamm beiderseits je zwei Blätter hervorgewachsen sind.

Der schlichte Grab-Kreuzstein der Anna Margaretha Barthel, eines ledigen jungen Mädchens, 24.8.1695 - 27.6.1712, in Treis, Abbildung 14

Abmessungen: Die Resthöhe des Grabsteins beträgt 71 cm, seine Breite 58 cm und seine Dicke 9,5 cm. Das Kreuz ist 17 cm hoch und sein Querbalken 15,6 cm lang; die Balkenbreite beträgt etwa 3,5 cm.

Material: ein heller Sandstein.

Der Grab-Kreuzstein zeigt in seinem oben beschädigten Giebel ein schlichtes, kleines, erhabenes lateinisches Kreuz; beiderseits wird es von zwei Voluten als Auszier begleitet. Die siebenzeilige Inschrift im schwach eingetieften, nahezu quadratischen Feld darunter ist uneinheitlich ausgeführt, denn sie wechselt von einer schlichten Renaissance-Kapitalis mit einem teils spiegelbildlichen großen N zu einer klein geschriebenen Fraktur; sie lautet:

ANNA MARGREDA BAR /
tHOLLIN Ist GEBOHREN IM /
Jahr 1695 Uf BARTHOLO /
MEI TAG IST GESTORBEN IM /
Jahr 1712 den 26 t Juli /
den 29 t Juli ist sie begraben /
worden ihr alder 17 Jahr /



Abb. 14: Der schlichte Grab-Kreuzstein der Anna Margaretha Barthel, eines jungen Mädchens, in Treis, 24.8.1695 - 27.6.1712. Foto: Azzola

Anna Margaretha Barthel wurde laut Inschrift am 24. August, dem St. Bartholomäi-Tag, 1695 geboren und laut Kirchenbuch am nachfolgenden 1. September getauft. Ihre Eltern waren der Schultheiß Johann Adam Barthel (auch Bartold)¹⁸ und dessen Ehefrau Anna Maria geb.

18 Zur Familie vgl. auch Reiner Wisker (wie Anmerkung 10), S. 27, Fam. Nr. 116.

Dapper. Sie verstarb laut Kirchenbuch am 27. Juni, laut Inschrift jedoch am 26. Juli 1712.

Der Taufeintrag der Verstorbenen lautet im Taufregister des Jahres 1695¹⁹:

„T. (= Treis) Joh. Adam Bartold, der Schultheiß, Anna Maria uxor, ein töchterlein tauffen laßen, goddel (= Patin) des H(err)n Amptsverwalter Schmutterers tochter Anna Margaretha, und ist das Kind Anna Margaretha g(e)nant, den 1t. 7bris (=Septembris).“

Im Sterberegister von Treis lautet der zugehörnde Eintrag im Jahr 1712²⁰:

„D. (= Dreis/Treis) Den 27.t. Junij in vorhergehender nacht zwischen 12. und 1. Uhr stirbt Anna Margretha, H.(errn) Johann Adam Barthels Fürstl. Schultheißen und Annen Marien Eheleuten, töchterlein, wird den 29.ejusd.(em) begraben, ihres alters 17 Jahr.“

Der Grab-Kreuzstein für die dreijährige Anna Christina Stumpf, 20.8.1724 - 21.9.1727, in Treis, Abbildung 15

Abmessungen: Die Resthöhe des oben beschädigten Grab-Kreuzsteins beträgt 59 cm, seine Breite 47 cm und seine Dicke 7,5 cm.

Material: ein heller Sandstein.

Der halbkreisförmige Giebel des Grab-Kreuzsteins ist zur Hälfte abgeschlagen und verloren. Dadurch ist vom kleinen Kreuz im Bogenfeld nur noch der untere Teil des Längsbalkens erhalten. Dennoch kann man sich das einst vollständige, kleine lateinische Kreuz mühelos vorstellen. Die darunter in einem etwas eingetieften rechteckigen Feld in Renaissance-Kapitalis eingehauene, personenbezogene, siebenzeilige Inschrift mit teils spiegelbildlichem großem N ist leicht entzifferbar; sie lautet:

HIE RVHET ALHIR /
ANNA CHRISDIE /
NA STVMBEN IST /
GESToRBEN IM IA /

19 Kirchenbuch Treis an der Lumda I, S. 92.

20 Kirchenbuch Treis an der Lumda III, S. 7.

HR ANNo 1727 /
SEINES ALTER[S 3] /
IAR 4 WOCH(EN) 4 DA[G] /



Abb. 15: Der oben abgebrochene Grab-Kreuzstein der Anna Christina Stumpf, eines Kleinkindes, in Treis, 20.8.1724 - 21.9.1727. Foto: Azzola

Die Abbildung 15 entstand am 8. September 1988. Seither erfuhr der kleine Grab-Kreuzstein eine Neuaufrichtung, wodurch die letzte Zeile der Inschrift unter die Erdoberfläche geriet; sie ist nunmehr unzugänglich. - Die Rückseite des Grabsteins ist komplett abgetragen und die dortige Inschrift, wohl der Leichttext als Inschrift geistlichen Inhalts, verloren.

Anna Christina Stumpf wurde am 20. August 1724 als Tochter der Eheleute Johann Martin Stumpf und Anna Maria geb. Dietz in Treis geboren²¹ und verstarb als Dreijährige ebenda am 21. September 1727. Zu ihr steht im Taufregister des Jahres 1724 folgender Eintrag²²:

„D. (= Dreis/Treis) Johann Martin Stumpfen, Annen Marien Eheleuten den 20. t. Aug. morgens früh zwischen 2. u. 3. Uhr ein töchterlein geboren und eod.(em) Dom.(inica) 11. post Trin.(itatis) getauft, Gevattern Christina, Johann Martin Kehrn ehel.(iche) Hausfrau, das Kind heist: Christina.“

Im Sterberegister des Jahres 1727 lautet der Eintrag für die Dreijährige²³:

„D. (=Dreis/Treis) Anna Christina, Johann Martin Stumpfen, Annen Marien Eheleuten töchterlein stirbt den 21.t. 7bris. (= Septembris) nachmittag zwischen 2. u. 3. Uhr, wird den 23. ejusd.(em) begraben, ihres alters 3. Jahr, 4. wochen, 4. tage.“

Das barocke Epitaph für Pfarrer Henrich Friedrich Stuhlmann, 7.1.1668 (errechnet) - 1.1.1729, und seine Ehefrau Anna Sidonia geb. Hartmann, 1668/69 - 15.5.1732, in Treis, Abbildung 16

Abmessungen: Die Resthöhe des Epitaphs beträgt noch 1,05 m, seine Breite 89 cm.

Material: Buntsandstein.

21 Zur Familie vgl. auch Reiner Wisker (wie Anmerkung 10), S. 388, Nr. 1867.

22 Kirchenbuch Treis an der Lumda II, S. 72.

23 Kirchenbuch Treis an der Lumda III, S. 38.



Abb. 16: Das oben abgebrochene Epitaph des Pfarrers Henrich Friedrich Stuhlmann, 7.1.1668 (errechnet) - 1.1.1729, und dessen Ehefrau Anna Sidonia geb. Hartmann, 1668/1669 - 15.5.1732, in Treis. Foto: Azzola

Der obere Teil des barocken Epitaphs für das Ehepaar Stuhlmann ist leider abgebrochen und verloren. Die Komposition unten, bestehend aus einem Totenschädel und zwei sich kreuzenden Knochen auf einer Wiese, ist der Nachklang einer bedeutenden Tradition spätmittelalter-

licher Epitaphien. Die beiden Inschriften, links in lateinischer und rechts in deutscher Sprache, lauten:

[.....] /
MATRE CATHARINA NAT:(A) Halbeyin /
E SACRO FONTE SUSCEPTUS AB AVO /
HENRICO FRIDERICO Halbey /
DOCTORE ET PHYSICO FRANCKEN= /
BERCENSE CELEBERRIMO IACTIS /
IN THEOLOGIA FUNDAMENTIS /
VOCATUS PASTOR RENGERSH:(USENSIS) /
1690 MATRIMONIUM INIIT CUM /
VIRGINE HONESTISSIMA ET PIEN= /
TISSIMA ANNA SIDONIA Hart= /
männin EX QUA GENUIT 9 LIBE= /
ROS DREISAM VOCATUS 1698 /
IBIQ(UE) PER 31 ANNOS VERBUM /
SALUTIS PIE DOCUIT ET VITA PRO= /
BAVIT DENATUS 1729 DIE 1 IAN:(UARII) /
CUIUS OSSA HUC POSITA LAETAM /
RESURRECTIONEM EXPECTANT /

[.....] /
treufleisig gewesenen Pfarrer[s] /
alhier Eheliebste welche im Jahr /
1668 von dem weyl:(and) Hoch Ehr= /
würdigen Herrn GUNTHER /
SAMUEL Hartmann Pfarrern /
zu ST NICOLAI in Corbach v:(nd) /
dasiger DIOECES amts Eisen= /
berg VISITATORE, und desen Ehe /
liebsten ANNA MARIA gebohr= /
ne Rangin gebohren worden /
mit Herrn Henrich Friederich /
Stuhlmann 1692 in Ehe ge= /
treten und 9 Kinder gebohren /
stirbet seelig den 15 t MAY 1732 /
Ihres alters 64 Jahr /

Henrich Friedrich Stuhlmann²⁴ war der am 7. Januar 1668 (errechnet) geborene Sohn des Pfarrers Caspar Stuhlmann zu Rengershausen und seiner Ehefrau Catharina geborene Halbey. Am 2. Oktober 1692²⁵ heiratete er dort Anna Sidonia, Tochter des Pfarrers Günther Samuel Hartmann aus Korbach und der Anna Maria geb. Rang. Nachdem er seit 1690 als Nachfolger seines Vaters Pfarrer in seinem Heimatort Rengershausen gewesen war, wurde Henrich Friedrich Stuhlmann am 17. Juli 1698 durch Superintendent Henrich Orth in Treis an der Lumda als Pfarrer eingeführt,²⁶ wo er bis zu seinem Tod am 1. Januar 1729 wirkte. Seine Frau verstarb am 15. Mai 1732. Der ihm geltende Eintrag im Sterberegister des Jahres 1729 lautet²⁷:

*„D. (= Dreis/Treis) Herr Henrich Friederich Stuhlmann
gewesener treu fleißiger Pfarrer der beyden Gemeinden
Dreiß und Sichertshaußen, ist den 1 t Januar morgen zwi-
schen 5 und 6 Uhr in seinem Erlöser sanfft und seelig ver-
schieden seines Alter 61 Jahr weniger 6 tage.“*

Für seine Ehefrau Anna Sidonia lautet der Eintrag im Sterberegister des Jahres 1732²⁸:

*„D. (= Dreis/Treis) Die Hoch Edle Viel Ehr und Tugend-
same Frau Anna Sidonia des weyl:(and) Wohl Ehrwürdi-
gen pp Herrn Henrich Friderich Stuhlmanns gewesenen
treufleisigen Pfarrers und seelsorgers alhier hinterlaßene
Wittwe stirbet seelig den 15 t. May, morgens zwischen 5
und 6 Uhren, wird den 18 t. ejusd:(em) auff Dom:(inica)
Rogate zur Erden gestattet Ihres Alters 62 ½ Jahr.“*

Nach dieser Altersangabe im Sterberegister wäre sie errechnet im November 1669 und nicht 1668, wie die Inschrift des Epitaphs besagt, geboren worden.

24 Zur Familie vgl. auch Reiner Wisker (wie Anmerkung 10), S. 386, Fam. Nr. 1857.

25 Ulrich Ehrbeck: Bausteine zu einer Pfarrergeschichte des geschlossenen Gebietes der ehemaligen Klassen Wetter, Fronhausen, Rauschenberg, Kirchhain, Frankenberg und des Amtes Vöhl (etc.), Sterzhausen 1952, S. 268.

26 Kirchenbuch Treis an der Lumda III, Liste der Pfarrer.

27 Kirchenbuch Treis an der Lumda III, S. 42.

28 Kirchenbuch Treis an der Lumda III, S. 48.

Der spätbarocke Grabstein des Gastwirts Johann Adam Barthel, 12.11.1701 - 10.2.1758, und seiner Ehefrau Catharina geb. Eidam, 15.7.1701 - 8.3.1761, in Sichertshausen, Abbildung 17

Abmessungen: Die Höhe des Grabsteins über dem Sockel beträgt 1,165 m, seine Breite 81,5 cm und seine Dicke 15 cm.

Material: Buntsandstein.

Im oberen Drittel des barocken Grabsteins wird die zentrale Darstellung des gekreuzigten Christus wie folgt von der Familie des Verstorbenen flankiert: Links neben dem Gekreuzigten steht der ehemalige Gastwirt Johann Adam Barthel, der Verstorbene, und links neben ihm sein Sohn, rechts des Kruzifixes seine Ehefrau Catharina geb. Eidam und die gemeinsame Tochter. Das darunter angeordnete Schriftfeld wird dem Brauch der Zeit folgend beiderseits von einer breiten Zone an Ranken und anderen floralen Motiven, wie z.B. Rosenblüten, begleitet. Die in Fraktur eingehauene, sechzehnzeilige Inschrift lautet:

Hier Ruhen und /
erwarten eine Fröliche Auffersteh= /
ung Herr Johann Adam Barthel, /
geweßener Einwohner und Gast= /
wirth alhier zu Sichertshaußen /
und Catharina deßen Ehliche Hauß /
Frau Herrn George Eydams gewe= /
senen Gerichtschöffen Ehliche Tochter /
von Argenstein Er war Gebohren A(NN)O 1701
d. 12^{ten} NOV:(EMBER) sie ward gebohren im ebenfalß /
gemeltem Jahre d 15^{ten} Julij in Hel: (=Heiligen) /
Ehestand getretten A(NN)O 1727 er zeugten /
in 32 Jähriger friedl:(icher) Ehe 2 Kinder 1 /
Sohn und 1 tochter. Er starb A(NN)O 1758 /
im 57^{ten} Jahr und Sie folgte ihm /
nach 17< > war alt < > /

Da die Daten zum Tod der Ehefrau ausgelassen sind, muss der Stein zwischen 1758 und 1761, dem Todesjahr der Witwe, gehauen worden sein. Eine spätere Ergänzung der fehlenden Daten unterblieb oder geschah lediglich mit heute nicht mehr erhaltener Farbe.

Die Rückseite des Grabsteins lässt sich nur mühsam einsehen, denn der Abstand der Stele von der Kirchhofsmauer ist gering.



Abb. 17: Der spätbarocke Grabstein des Gastwirts Johann Adam Barthel, 12.11.1701 - 10.2.1758, und seiner Ehefrau Catharina, geb. Eidam, 15.7.1701 - 8.3.1761, in Sichertshausen. Foto: A. Schmidt

Den Giebel der Rückseite ziert wie bei vielen barocken Grabsteinen im Raum um Gießen und Marburg eine mächtige Krone; wohl in Anleh-

nung an die Offenbarung Johannis, Kapitel 2, Vers 10, die „Krone des Lebens“. Das Schriftfeld darunter ist zweigeteilt; die linke Hälfte trägt den Leichtext des Mannes, die rechte den seiner Ehefrau. Die zwei Schriftfelder werden seitlich beiderseits von je einem geflügelten Puttenkopf mit herabhängenden floralen Motiven begleitet. Die beiden unten leider abgeblättern Inschriften lauten:

Sein Leichen /	Ihr Leichen /
TEXT Psalm der 6 /	TEXT Psalm 69 /
V(erse) 9 10 11 Der Herr /	V(ers) 4 Ich habe mich /
höret mein Weinen /	müde geschryen, /
der Herr höret mein /	mein Halß ist heisch /
Flehen mein Gebet /	das Gesicht vergehet /
nimt der Herr an /	mir, daß ich so /
es müssen alle mei= /	lange m[uß ha]rren /
ne Feinde zu schanden /	[auf meinen] Gott /
werden und sehr er /	
schrecken [sich zu] /	
rück [kehren und] /	
zu s[chanden wer] /	
[den plötzlich] /	

Johann Adam Barthel²⁹ wurde am 12. November 1701 als Sohn des Johann Georg Barthel und seiner Ehefrau Anna Margaretha geb. Ruth (auch Roth) in Sichertshausen geboren. Am 8. Mai 1727 heiratete er die am 15. Juli 1701 in Argenstein geborene Tochter Anna Catharina des Gerichtsschöffen Georg Eidam. Aus der Ehe gingen zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter, hervor, wie auch auf dem Grabmal (Abbildung 17) in Stein gehauen dargestellt ist. Johann Adam Barthel verstarb am 10. Februar 1758 in Sichertshausen, seine Ehefrau am 8. März 1761 ebenda.

In Sichertshausen hat sich auch der Grabstein für Johann Adam Barthels Sohn Johann Georg erhalten, der auf dem Grabstein seiner Eltern (Abbildung 17) links neben seinem Vater dargestellt ist. Johann Georg Barthels Grabstein wird nachfolgend besprochen. - Auf dem Kirchhof in Wolfshausen bei Marburg befindet sich außerdem der

29 Zur Familie vgl. auch Reiner Wisker (wie Anmerkung 10), S. 26, Fam. Nr. 113, und S. 27, Fam. Nr. 117.

Grabstein für Johann Adam Barthels Schwester Anna Dorothea, die mit Cyriacus Eidam aus Argenstein verheiratet war.³⁰

Für Johann Adam Barthel lautet der Taufeintrag im Jahr 1701³¹:

„S. (= Sichertshausen) H.(errn) Johan Georgen Bartheln, Annae Margrethen uxori, des morgens zwischen 5. und 6. uhren ein Söhnlein gebohren den 12. t .9br.(= Novembris) wird den 16. ejusd.(em) Novembr.(is) getauft: Gevattern Herr Johann Adam Barthel, Fürstl(iche)r Schultheiß alhier zu Dreyß, das Kind heist: Johann Adam.“

Der Taufeintrag für Catharina Barthel geb. Eidam im Jahr 1701 besagt³²:

„Argenst:(ein) Catharina George Eidams filia nata den 15 t Julij renata den 17. Dom.(inica) VIII post Trin:(itatis) war gevatterin Catharina seine Mutter, George Eidams Seel:(ig) nachgelasene wittib daselbst.“

Im Hochzeitsregister des Jahres 1727 heißt es³³:

„S.(= Sichertshausen) Johann Adam Barthel, H.(errn) Johann Görgen Barthels ehl.(icher) Sohn, und A(nn)a Catharina, H.(errn) Görg Eidams, Gerichts Schöpfen Zu Argenstein des Gerichts Eigen, ehl.(iche) tochter sind Dom.(inica) Misericord.(ia) den 27. t. Mertz zum letzten mahl proclamiret und den 8. t. Maij copuliret worden, haben ihre Zucht-Hauß-Steuer (!) nach Rödchen im Eigen (= Roth an der Lahn) liefern müßen.“

Johann Adam Barthels Sterbeeintrag im Jahr 1758 lautet³⁴:

30 Friedrich Karl Azzola und Friedrich Mohn: Die barocken Grabsteine vom historischen Kirchhof in Wolfshausen bei Marburg und ihre Inschriften, in: Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde (ZHG) Band 100 (1995), S. 87-104, hier S. 92-93 mit den Abbildungen 12 und 13.

31 Kirchenbuch Treis an der Lumda I, S. 114.

32 Kirchenbuch Fronhausen an der Lahn I, S. 217. Herrn Pfarrer Meister, Fronhausen, sei an dieser Stelle herzlich für seine Erlaubnis zur Einsichtnahme der Kirchenbücher gedankt.

33 Kirchenbuch Treis an der Lumda II, Bl. 11v.

34 Kirchenbuch Treis an der Lumda III, S. 96.

„S. (=Sichertshausen) Johann Adam Barthel stirbt d. 10. [Februar] Abends zwischen 6. und 7. Uhr, und wird begraben d. 12. alt: 56. jahr, 3. monath, weniger 2. tag.“

Der Sterbeeintrag im Jahr 1761 für Catharina Barthel geb. Eidam lautet³⁵:

„S. (=Sichertshausen) Anna Catharina, Johann Adam Barthels nachgelassene Wittib stirbt d. 8. [März] morgens gegen 2 uhr und wird begr.(aben) d. 9. alt: 60. jahr, weniger 4. monath 7. Tage.“

Der spätbarocke Grabstein für den Gastwirt Johann Georg Barthel, 23.3.1728 - 23./24.12.1758, in Sichertshausen, Abbildung 18

Abmessungen: Über seinem Sockel ist der Grabstein 1,21 m hoch, 83 cm breit und 15 cm dick.

Material: Buntsandstein.

Im oberen Drittel stehen beiderseits des gekreuzigten Christus die kinderlosen Eheleute, links der Verstorbene und rechts seine Ehefrau. Das darunter angeordnete, etwas vertiefte Schriftfeld wird beiderseits von üppigen Ranken mit Rosenblüten begleitet, wie damals bei Grabsteinen im Marburger Land üblich. Die in Fraktur eingehauene, sechzehnzeilige, personenbezogene Inschrift der Vorderseite (Abbildung 18) lautet:

Hier Ruhet der /
Ehrsame und Bescheidene Herr /
Johan(n) George Barthel gewesener /
Gast wirth und Einwohner alhier /
zu Sichertshaußen, welcher AN(N)O /
1728 d 23 t Martij Geböhren hat /
sich ANNO 1752 in den Heil:(igen) Ehe=
stand begeben mit der Tugendsame(n) /
Catharina Herrn Johann /
Antonius Bingels Tochter /
von Belnhaußen hat mit derselbe(n) /
biß ins 6^{ten} Jahr eine Friedliche /
Ehe geführt, haben keine Kinder /

35 Kirchenbuch Treis an der Lumda III, S. 103.

miteinander er zeuget Starb A(NN)O 1758 /
d 23t DECEMBR:(IS) war alt 30 Jahr und /
9 Monath /

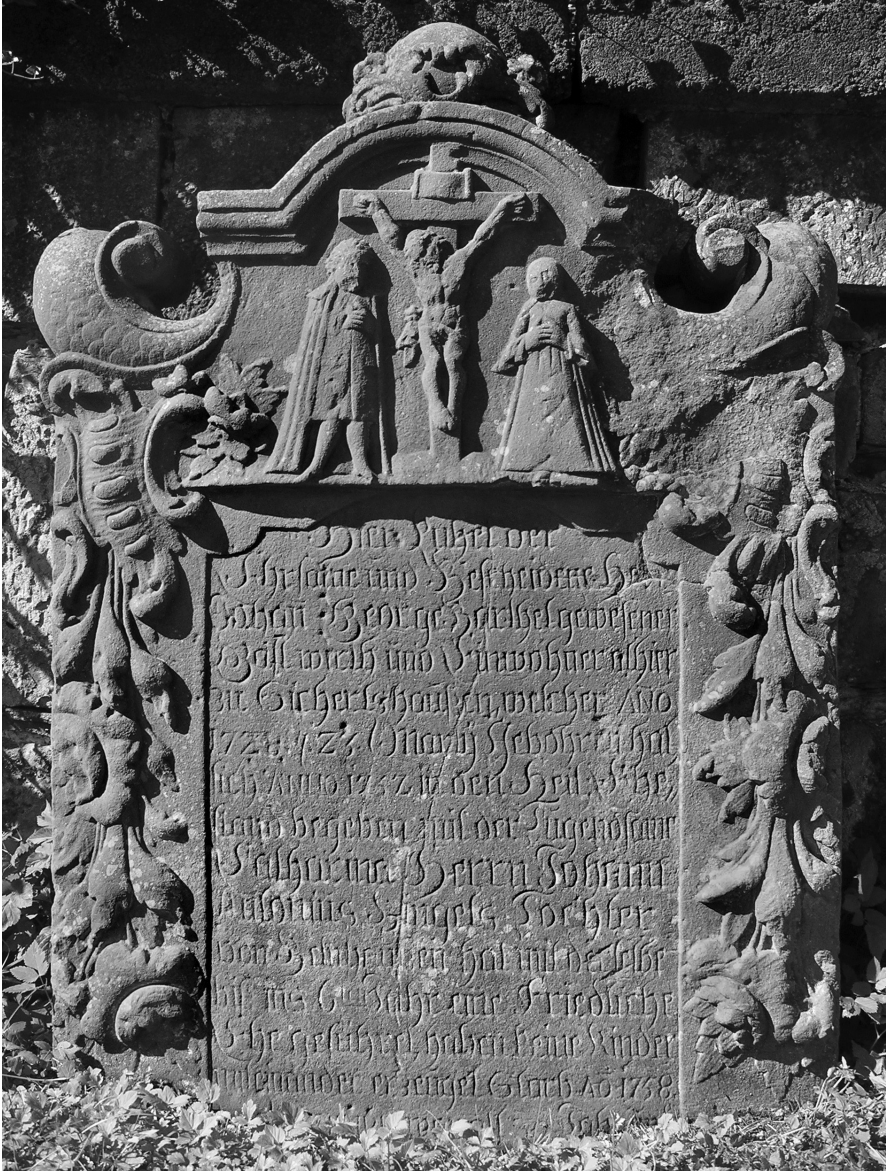


Abb. 18: Der spätbarocke Grabstein des Gastwirts Johann Georg Barthel, 23.3.1728 - 23./24.12.1758, in Sicherheitshausen. Foto: A. Schmidt

Bei einer Neuaufstellung des Steins im Jahr 2006 gerieten die letzten vier Zeilen unter die Erdoberfläche.

Die Rückseite des spätbarocken Grabsteins ist angesichts seines geringen Abstandes von der Kirchhofsmauer nur mühsam einsehbar. Den Giebel ziert - wie zu jener Zeit üblich - eine mächtige Krone, die man auch hier in Anlehnung an die Offenbarung Johannis, Kapitel 2, Vers 10 als „Krone des Lebens“ deuten darf. Sie wird von einem darüber in den Wolken schwebenden Putto mit beiden Händen gehalten. Links und rechts der Krone ist je ein geflügelter Engelskopf angeordnet. Das Schriftfeld darunter, worin der Leichtext des Verstorbenen in Fraktur eingehauen ist, wird wie auf der Vorderseite (Abbildung 18) seitlich von herabhängenden floralen Motiven begleitet; die teils abgeblätterte Inschrift lautet:

Leich TEXT /
HEBRAER [Kap. 2, Vers 1]4 Nach³⁶ /
nun die K[inder Fleisch] und Blut /
haben ist [ers gleicher]maßen /
theylhafftig [worden au]f daß er /
durch de[n Tod die M]acht nehme /
dem der des [Todes Ge]walt hatte /
das ist de[m Teufel] /

Danach folgt noch eine mindestens sechszeilige, gereimte Inschrift, wovon aufgrund der fortgeschrittenen Verwitterung jedoch nur noch die letzten Worte der ersten vier Zeilen entzifferbar sind; sie lauten: „vorbey“ / „begraben sey“ / „leßen“ / „[gew]esen“.

Der Gastwirt Johann Georg Barthel³⁷ wurde am 23. März 1728 als Sohn des Gastwirts Johann Adam Barthel und seiner Ehefrau Anna Catharina geb. Eidam in Sichertshausen geboren. Der Grabstein seiner Eltern ist ebenfalls erhalten und wurde zuvor besprochen und abgebildet (Abbildung 17). Am 16. Februar 1752 heiratete er die aus Bellnhausen stammende Anna Catharina Bingel, Tochter des Kirchenältesten Anton(ius) Bingel. Die Ehe blieb kinderlos, was auch der Grabstein (Abbildung 18) zeigt. Johann Georg Barthel starb laut Inschrift am 23., laut Kirchenbuch jedoch am 24. Dezember 1758.

36 An dieser Stelle müsste das Wort „dem“ folgen, doch es fehlt.

37 Zur Familie vgl. auch Reiner Wisker (wie Anmerkung 10), S. 26, Fam. Nr. 113. Johann Georg Barthel ist dort nur als Kind 1 aufgeführt; seine Eheschließung fehlt.

Der Eintrag für den Verstorbenen im Taufregister des Jahres 1728 lautet³⁸:

„S. (=Sichertshausen) Johann Adam Bartheln, Annen Catharinen Eheleuten den 23. t. Martij morgens zwischen 2. und 3. uhr ein Söhnlein gebohren, wird den 25. t. ejusd.(em) getauft, Gevattern: Ciliacus Eidam von Argenstein [darüber zwischen den Zeilen: Cyriacus Joh. Görg Eidams Gerichts Schöpffen Sohn] und Anna Dorothea, H.(errn) Johann Georg Barthels ehl.(iche) tochter, das Kind heist: Johann Geörge.“

Der Hochzeitseintrag im Jahr 1752 besagt³⁹:

„S. (=Sichertshausen) Johann Georg, Johann Adam Barthels ehlicher Sohn, und Anna Catharina, Anton Bingels Senioris zu Bellnhaußen ehliche Tochter wurden Dom:(inica) Sexages:(imae) zum letztenmahl proclamirt, und d. 16 Febr.(uar) copulirt.“

Im Sterberegister des Jahres 1758 heißt es zum Tod Johann Georg Barthels⁴⁰:

S. (= Sichertshausen) Johann Georg Barthel stirbt d. 24. [Dezember] morgens zwischen 2. und 3. uhr und wird begraben d. 25. alt 30 jahr, 9 monath 1 tag.“

Der Grab-Kreuzstein für ein Kleinkind, vermutlich Anna Catharina Fischer, 5.10.1767 - 20.5.1770, in Treis, Abbildung 19

Abmessungen: Der Grabstein ist 77 cm hoch, 59 cm breit und 10 cm dick. Das Kreuz ist 30 cm hoch und der Querbalken 31 cm lang, seine Balkenbreite beträgt 3 cm.

Material: ein heller Sandstein.

Der Grabstein zeigt in seinem halbkreisförmigen Giebel ein schlichtes lateinisches Kreuz mit ungewöhnlich langen Armen. Von den beiden Enden der Arme des Querbalkens hängt je ein Herz herab, ein Motiv, das bei Grab-Kreuzsteinen sonst nicht auftritt. Die in Kapitalis eingehauene achtzeilige Inschrift der Vorderseite (Abbildung 19) im darunter

38 Kirchenbuch Treis an der Lumda II, S. 87.

39 Kirchenbuch Treis an der Lumda II, Bl. 21r.

40 Kirchenbuch Treis an der Lumda III, S. 97.

angeordneten rechteckigen Feld ist stark verwittert und nur noch teilweise entzifferbar; sie lautet:

[HIER RV]HET IN GOTT EIN MI[....] /
[.....TÖCH]TERLEIN ANNA /
[.....] IST GEBOHREN /
[.....] 1768 IST GE /
STORBEN [.....] MEI DER VA /
TER HAN HENRICH BISER (?) DIE MV /
TTER ANNA CATARINA /
1771 /



Abb. 19: Der Grab-Kreuzstein für ein Kleinkind, vermutlich Anna Catharina Fischer, 5.10.1767 - 20.5.1770, in Treis. Foto: Azzola

Die größtenteils von einer Putzschicht belegte Rückseite ist gänzlich zerstört.

Aufgrund der nur bruchstückhaft überlieferten personenbezogenen Inschrift auf der Vorderseite (Abbildung 19) gelang es trotz intensiver Durchsicht der Treiser Kirchenbücher und des Familienbuchs von Treis an der Lumda nicht, den Grabstein zweifelsfrei einer bestimmten Person zuzuordnen. Wahrscheinlich ist er dem am 20. Mai 1770 in Treis verstorbenen Töchterlein Anna Catharina des Johann Henrich Fischer⁴¹ gesetzt worden. Dieses Kind wurde den Eheleuten Johann Henrich und Catharina Fischer am 5. Oktober 1767 in Treis geboren.⁴² Demnach wäre das Geburtsjahr des Kindes in der Inschrift unzutreffend wiedergegeben, während mit der Jahreszahl 1771 in der letzten Zeile das Jahr der Steinsetzung gemeint sein könnte.

Der nach 1949 verschollene Grabstein für Pfarrer Johann Hartmann Exter, Mai 1753 (errechnet) - 2.8.1814, in Treis, Abbildung 20

Abmessungen: nicht ermittelt.

Material: ein heller Sandstein.

Von diesem verschollenen Grabstein ist lediglich die Vorderseite durch ein Foto von Dr. h. c. Karl Rumpf aus dem Jahr 1949 in seinem Nachlass⁴³ überliefert. Über die Rückseite, in die vermutlich der Leichentext eingehauen war, liegen keine Informationen vor. Die Vorderseite zeigte in einem halbkreisförmigen Giebelfeld einen in Flachrelief erhabenen sechsstrahligen Stern und darunter zwei vertiefte, übereinander angeordnete querrrechteckige Felder mit einer durchlaufenden, je Feld vierzeiligen Inschrift; sie lautete:

HIER RUHEt IN GOtt /
I:(OHANN) H:(ARTMANN) EXtER WAR 36 /
IAHR PFARRER ALL /
HIER StARB DEN 2tE (?) /

AUGUST 1814 ALt /

41 Kirchenbuch Treis an der Lumda III, S. 125. Zur Familie des Johann Henrich Fischer vgl. auch Reiner Wisker (wie Anmerkung 10), S. 100, Fam. Nr. 475.

42 Kirchenbuch Treis an der Lumda II, S. 247.

43 Hess. Staatsarchiv Marburg, Bestand M 74, IV 6.

61 IAHR SCHLUMRE /
SANFt GÜtER GAtTE /
UND VAtER MEIN /



Abb. 20: Der nach 1949 verschollene Grabstein für Pfarrer Johann Hartmann Exter in Treis, Mai 1753 (errechnet) - 2.8.1814. Foto: Dr. Karl Rumpf

Johann Hartmann Exter⁴⁴ wurde errechnet im Mai 1753 als Sohn des Johann Ludwig Exter, der 1778 Rentschreiber des Samthospitals Haina war, geboren. Am 6. Juli 1778 heiratete er als Pfarradjunkt in Treis Margaretha Christiana Regina Koch, Tochter des Metropolitans und Pfarrers zu Treis David Jeremias Lorenz Koch. Exter war seit 1778 zunächst Adjunkt und dann bis zu seinem Tod am 2. August 1814 Pfarrer in Treis.

Der Hochzeitseintrag des Verstorbenen lautet im Register des Jahres 1778⁴⁵:

„Julij 6 Ich Johann Hartmann Exter Pfarrer Adiunctus alhier Johann Ludwig Exters Samt Renthshreibers im Samt=Hoßpital Haina ehel: Sohn, mit Margretha Christiana Regina S.(alvo) T.(itulo) H(ernn) Metropol:(itan) David Jeremias Lorentz Kochs ehel(ich)en Tochter.“

Im Sterberegister des Jahres 1814 lautet der ihn betreffende Eintrag⁴⁶:

„Aug. 4 (= Begräbnistag) Johann Hartmann Exter, 36 Jahre hier als Prediger gestanden + den 2 ten Nachmittags um 2 Uhr - alt 61 Jahre 3 Mon:(ate).“

Der Grabstein für einen unbekanntem Mann, wohl um 1810/20, in Treis, Abbildung 21

Abmessungen: Höhe über dem Erdboden 98 cm, Breite 72 cm und Dicke 10 cm.

Material: ein grauer Sandstein.

Der Grabstein (Abbildung 21 zeigt die Rückseite) ähnelt dem zuvor besprochenen Grabstein des 1814 verstorbenen Pfarrers Exter (Abbildung 20) so sehr, dass man ihn dem Jahrzehnt von 1810 bis 1820 und demselben Steinhauer zuordnen darf.

Die Vorderseite zeigt in einem vertieften Bogenfeld einen erhabenen Sechsstern.

44 Zur Familie vgl. auch Reiner Wisker (wie Anmerkung 10), S. 97, Fam Nr. 459.

45 Kirchenbuch Treis an der Lumda IV, S. 403.

46 Kirchenbuch Treis an der Lumda IV, S. 589.



Abb. 21: Die Rückseite des Grabsteins für einen unbekanntem Mann, wohl um 1810/20, in Treis. Foto: A. Schmidt

Darunter trägt ein ebenfalls vertieftes, rechteckiges Feld eine in Kapitalis eingehauene, nahezu erloschene Inschrift, deren Reste wie folgt lauten:

CARL AN[.....] /
KURFÜ[RSTLICHER] /
[.....] /

Die Reste der ersten Zeile könnte man auch als „GAR LAN“ lesen. Es handelte sich hier sicherlich um die personenbezogene Inschrift. - Die Rückseite (Abbildung 21) zeigt dieselbe Gestaltung wie die Vorderseite. Lediglich ihre Inschrift ist hier in zwei übereinander angeordneten Feldern eingehauen, im oberen Feld zweizeilig, im unteren vierzeilig. Sie ist die Fortsetzung der personenbezogenen Inschrift auf der Vorderseite; der Text in Kapitalis lautet:

DEM MENSCHEN FREUND /
DEM EDELSTEN GATTEN /

WIDMET DIESES DENCK /
MAHL [DIE TREUESTE ?] /
[.....GAT]TIN /
CAROLINE [.....] /

Trotz intensiver Bemühungen konnte der Stein keiner Person zugeordnet werden. Er muss offensichtlich einem um 1810/20 verstorbenen Mann, der in kurfürstlichen (kurhessischen) Diensten stand, von seiner Witwe Caroline gesetzt worden sein.

Schlussbetrachtung

Wie die seit 1963 zumeist in hessischen historisch-landeskundlichen Zeitschriften erschienenen einunddreißig Arbeiten und die darüber hinaus zur Zeit noch im Druck befindlichen Manuskripte über Grab-Kreuzsteine zeigen, ist das historische Oberhessen besonders reich an Grab-Kreuzsteinen der frühen Neuzeit, eine Überlieferung, die bei überregionaler Betrachtung, wie in der Einleitung kurz aufgezeigt, weit zurückreicht. So erfährt die Kulturgeschichte der nachmittelalterlichen oberhessischen Grab-Kreuzsteine durch den in Treis an der Lumda und Sichertshausen überlieferten und hier dargebotenen Bestand eine wertvolle Bereicherung.

Übersetzung von lateinischen Grabschriften auf dem Alten Friedhof in Gießen

In memoriam Dr. Elisabeth Kredel

Dagmar Klein

Ende der 1920er Jahre publizierte Dr. Elisabeth Kredel,¹ eine der ersten wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen der Gießener Universität (Romanistik), die „Grabschriften von Gießener Universitätsangehörigen aus dem 17. und 18. Jahrhundert“ in den Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft.²

Durch die Entzifferung und Dokumentation der Inschriften hat sie viele Informationen bewahrt, die heute durch Verwitterung nicht mehr lesbar sind. Darüber hinaus hat sie zu den Personen und Familien in Archiven weiter recherchiert und damit Informationen bewahrt, die heute durch Kriegszerstörung nicht mehr zugänglich sind. Einige der Grabsteine im Außenraum waren schon damals partiell nicht mehr lesbar.

Heute ist es nicht mehr selbstverständlich, dass Friedhofsbesucherinnen und -besucher Latein gelernt haben und selbst wenn, erfordert das Lesen und Verstehen alter Grabinschriften besondere Kenntnisse. Die Formulierungen sind für heutige Leser ungewohnt, sie enthalten unbekannte Abkürzungen, sind mit ihrem barock ausufernden Stil für unser Verständnis fremd.

Als langjährige Führerin über den Alten Friedhof war es mir ein Anliegen, diesen „Kredelschen Schatz“ für interessierte Friedhofsbesucherinnen und -besucher durch eine Übersetzung zugänglich zu machen.

Mein Dank geht an:

den ehemaligen Lateinlehrer am Landgraf-Ludwig-Gymnasium, Siegfried Schäfer, der die eigentliche Kärnerarbeit der Übersetzung übernahm und sich dabei um Verständlichkeit bemühte. Er hat das lateini-

1 Siehe: Dagmar Klein, Frauen in der Gießener Geschichte. 52 Biographien und soziokulturelle Hintergründe, hrsg. von Ursula Passarge, Frauenbeauftragte der Universitätsstadt Gießen, 1997, S. 170-175.

2 Dr. Elisabeth Kredel, „Grabschriften von Gießener Universitätsangehörigen aus dem 17. und 18. Jahrhundert“, in: Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft, Teil 1 in Band 7/1927, S. 21-49, Teil 2 in Band 8, 1931, S. 27-48.

sche Original abgewandelt und lesbar gemacht, ohne dabei auf den frühneuzeitlichen Sprachduktus zu verzichten. Dennoch blieben offene Fragen. Einige Abkürzungen und besondere Formulierungen hat Prof. Dr. Hans-Heinrich Kaminsky unter die Lupe genommen. Den letzten Schliff verpasste Cand. Phil. Holger Sturm (Altphilologe) von der Universität Gießen, ein Spezialist für das barocke Latein. Meine Vorstandskollegin Susanne Gerschlaier unterstützte mich bei den Schreibarbeiten.

Lesehilfe:

Manche Grabschriften haben pro Zeile nur ein Wort, andere Texte sind fortlaufend geschrieben und mit so vielen Abkürzungen versehen, dass die deutsche Übersetzung mehr Raum einnimmt als das Original. Der Ursprungstext erhielt dann eine Leerzeile, die es auf dem Grabstein nicht gibt oder ein einzelnes Wort/Abkürzung wurde eine Zeile höher gezogen, gekennzeichnet durch einen senkrechten Strich |. Von mir eingefügte Erklärungen sind *kursiv* geschrieben.

- / Übersetzungsalternativen
- | Zeilenumbruch verändert
- () Erklärungen/Ergänzungen bei Abkürzungen
- unbekannt, da im Original nicht lesbar
- [] Erklärungen von Dr. Kredel übernommen
- ? Bedeutung war nicht zu klären
- EK Elisabeth Kredel

Teil 1: Professoren

Bei den drei Epitaphien für die ersten Gießener Universitätsrektoren ist der Hauptteil der Inschrift in deutscher Sprache, auch diese hat Dr. Kredel dokumentiert. Da diese Grabdenkmale sich im Kapelleninnenraum befinden, sind sie gut erhalten und auch heute noch nachlesbar. Dennoch sind sie der Vollständigkeit halber hier mit aufgenommen, die Rechtschreibung ist die originale.

<p>EK S. 25 Kapelle innen, Südwand, schräg links gegenüber der Eingangstür</p>	<p>Johannes WINCKELMANN (1551-1626) Prof. der Theologie, Erster Rektor der neu gegründeten Academia Ludoviciana 1605/07</p>
<p><i>Giebelzone</i></p> <p>THIM. 4 ICH HAB EIN GU TEN KAMPF GEKEMPET ICH HAB DEN LAUF VOLLEND ICH HAB GLAUBEN GEHALTEN. HINFÜHRO IST MIR BEY GELEGT DIE KRON DER GERECHTIGKEIT WELCHE MIR DER HERR DER GERECHTE RICH TER GEBEN WIRD AHN JENEM TAGE NIT ABER MIR ALLEIN SONDERN AUCH ALLEN DIE SEIN ERSCHHEINUNG LIEBHABEN.</p> <p>Dies Ehrengedächtnis hat die ehrenvolle und tugendsame Frau Barbara Winkelmanns Wittb (Wittib = Witwe) ihrem in dem Herrn ruhenden Ehevogt seligen mit welchem sie 13 Jahr in Lieb und Eimigkeit gelebt und durch Gottes Segen 4 Söhlein und 3 Mägdelein erzielet, unter welchen noch eine Tochter Katharina und zwei Söhne Johan Jost und Georgius am Leben sind, zu seligen Ehren aufrichten lassen. Dan. XII. Cap.</p> <p>Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele Gerechtigkeit haben wie die Sterne, immer und ewiglich.</p> <p>ICH GEHE EINHER IN DER KRAFT DES HERRN. PS. 71 Gedenket an Eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an, und folget ihrem Glauben nach.</p>	<p><i>Sockelzone</i></p> <p>ANNO 1626 DEN 13. AUG. SONTAGS MORGENS ZWISCHEN 3 UND 4 UHREN, IST WEILANDT DER WOHLERWÜRDIGE, HOCHACHTBARE UND HOCHGELEHRTE HERR JOHANNES WYNCKELMANNUS, DER HEILIGEN SCHRIFT VORTREFFLICH ER DOKTOR DERSELBIGEN BEY BEYDEN LÖBLICHEN UNIVERSITETEN MAR PURG UND GIESSEN PRIMARIUS PROFESSOR AUCH IM OBERFÜRSTENTHUMB HESSEN SUPERINTENDENS UND PFARHERR ZU GIESSEN SANFT UND SELIG EINGESCHLAFEN. SEINES ALTERS IM 75. SEINES PREDIGAMPTS IM 45. PRO FESSORIS IM 34. UND SUPERINTENDENTZ IM 16. JAHR.</p>

<p>EK S. 26/27 Kapelle innen, Nordwand, das erste links von der Eingangstür</p>	<p>Justus FEUERBORN (1587-1656) Prof. der Theologie, Rektor mit Wiedereröffnung der Gießener Universität nach dem Westfälischen Frieden 1650</p>
<p>SYMB. ROM 14. C. V. 12 UNUS QUIS NOSTRUM DE SE IPSO RATIONEM REDDET DEO</p> <p>D(oc)tor). Justus Feuerborn ein Herrlicher und umb die gantze christliche Kirchen hoch- verdienter und durch viele erbawliche Schriften weitberühmter THEOLOGUS und trewer Diener seines Heilands Jesu Christi.</p> <p>Hat vom Jahr 1616 an, bis in das 1656 und also bis ins 69 Jahr seines alters der Univer- sität und Kirchen zu Giessen Marburg und fol- gens wieder zu Giessen als ein PROFESSOR PRI MARIUS SENIOR Prediger EPHORUS und des Mar- burgischen Theils SUPERINTENDENS treu- fleissig und nützlich zu seinem unsterblichen Ruhm vorgestanden, und ist am 6. FEBRUARI AO (anno) 1656 in Christo Jesu sanft und selig entschlaf- fen wartet allhier neben seiner lieben Hausfrauen auf die fröhliche Auferstehung von den Toten.</p> <p>IUSTUS UT PALMA FLOREBIT PS. 92. V. 13</p>	<p>Symb. Römerbrief 14. Kapitel, 12. Vers Ein jeder von uns wird über sich selbst Gott Rechenschaft geben (müssen).</p> <p>w = u</p> <p>Justus (= der Gerechte) wird wie eine Palme erblühen. Psalm 92 Vers 13</p>

<p>EK S. 27/28 Kapelle innen, Nordwand, das zweite links von der Eingangstür</p>	<p>Peter HABERKORN (1604-1776) Prof. der Theologie, Universitätsrektor</p>
<p>INTER BRACHIA SALVATORIS MEI VIVERE VOLO ET MORI CUPIO</p> <p>PETRUS Haberkorn der H.(eiligen) Schrift DOCTOR Pfarrer, SUPERINTENDENS und PROFESSOR THEOLOGIAE PRIMARIUS bey der Löbl. UNI VERSITAET zu Giessen ein Treuer Diener seines Heylandes Jesu Christi.</p> <p>Hat dem Fürstenthum Hessen in die 44 Jahr als vom 1632 bis ins 1676 Jahr nemblich ein Jahr als PHYSICES PROFESSOR zu Marburg, in die zehen Jahr als Hofprediger, in die 33 Jahr als SUPERINTENDENS und also bis in das 72 Jahr Seines Alters Treulich und fleissig gedienet, und ist am 5. April ann. 1676 in Christo Jesu sanft und seelig entschlaffen wartet allhier auf die fröhliche Auferstehung von den Toten.</p> <p>IN DOMINO EST IUSTITIA ME ET ROBUR. ESA. 45. V. 24</p>	<p>In den Armen meines Heilands will leben ich und wünsche (auch so) zu sterben</p> <p>Im Herren liegt meine Gerechtigkeit und Stärke. Esaia 45, Vers 24</p>

<p>EK S. 28 Westmayer</p>	<p>Johannes WEIB (1620-1656) Prof. der Ethik und Politik</p>
<p>SYMB. EX. I. CORINTH. 2 V. 2 MEA IN VULNERIBUS IESU TUTELA</p> <p>Johannes Weiss, Professor Publ. Und.Fac. Phil. Senior allhier ist geböhren in Eisenach d. 9.May 1620 entschlaffen d. 7.Augusti 1683 und Anna Barbara ge- bohrene Schadin seine Eheliebe ist geböhren in Giessen d. 5.Novemb. 1638 entschlaffen d. [Datum fehlt] Haben [?] erzeuget nachfolgende Kinder: 1. Johannes Henricus ist geböhren d. 21. Marty 1656 gestorben d. 21. Augusti 1656 2. Anna Catharina Herr Johannis Caspari Wilhelmi J. U. Doct. und Advocati Ordinari allhier hertzgeliebteste Hauß Ehr ein Spiegel warer Gottesfürcht und weiblichen Tugenden ist geböhren d. 22. Junii 1657 hat Ehelich mit D. Wilhelmi gezeuget ein Töchterlein Sophia Felicitas d. 24. Oct. 1679, so entschlaffen d. [Datum fehlt] und im Herrn verschiedn d. 9. Novemb. 1679. 3. Johannes Jacobus (6. Sept. 1657-29. Oct. 1660) 4. Anna Maria Catarina (4. Sept. 1661-14. Octob. 1662) 5. Johannes Christianus (3. Febr. 1663-10. May 1663) 6. Johannes (2. May 1664-20. Decemb. 1664) 7. Ludovicus Michael (26. Januar 1666-Dat. fehlt) 8. Anna Felicitas (28. Marty 1668-August 1676) 9. Margaretha Catharina (6. Novemb. 1670-Dat. fehlt) 10. Clara (Dat. fehlt* -22. Jan. 1686)</p>	<p>Symb. Ex. 1. Korinther 2, Vers 2 In den Wunden Jesu liegt mein Schutz (meine Zuversicht)</p> <p>* EK: It. Taufregister 25. Juli 1682</p>

<p>EK S. 29-31 Das zweite, längere Gruthaus südöstlich der Kapelle</p>	<p>Justus SINOLT, gen. Schütz (1592-1657) Jurist, Gesandter, Universitätskanzler</p>
<p>BONUM. MIHI. LEX. ORIS. TUI. SUPER. MILIA. AURI. ET. ARGENTI. M.[emoriae] S.[acrum] RESURRECTIONIS. SPE. CORPUS. SUUM. HIC. CONDI. IUSSIT. IUSTUS. SINOLT. COGNOMENTO. SCHÜTZ. IURISCONSULTUS. POLITICUS. ORATOR. NULLI. SUO. AEVO. SECUNDUS. QUI. CUM. IN. GEORGII. II. HESSORUM. LANDGRAVII. &c. CONSILIO. SECRETIORI. CONSILIARI. DICASTERIO. PROVINCIALI. ET. ACADEMIA. GIESS. CANCELLARI. PLURISQUE. IN. REBUS. GRAVISSIMIS. AD IMPERATOREM. REGES. ELECTORES. PRINCIPES. LEGATI. MUNERE. SUMMA. INTEGRITATE. PRUDENTIA. INDUSTRIA. FUISSET. PERFUNCTUS. PIE. PLACIDEQ. DENATUS. REPARATAE. SALUTIS. ANNO. MDC. LVII. M. DECEMB. AETATIS. SUAE. LXV. M. VIII. D. IV. CONIUGI. PARENTI. OPTIME. DE. SE. MERITO. POS. VIDUA. LIBERIQ. MOESTISSIMI. DCLX.</p>	<p>Das Gute ist für mich das Gesetz deiner Stimme weít mehr als alles Gold und Silber. Dem heiligen Gedenken In der Hoffnung auf Auferstehung seinen Leichnam hier beizusetzen Verfügte Justus Sinolt genannt Schütz. Als Rechtsgelehrter, Politiker, Redner stand er keinem seiner Zeitgenossen (in seinem Zeitalter) nach, weil er ausgeübt hatte geheimen Rat Georgs II, des Landgrafen der Hessen, das Amt eines Beraters, im Provinzialgericht und der Akademie zu Gießen das des Kanzlers und häufig in äußerst wichtigen Angelegenheiten bei Kaiser, Königen, Kurfürsten, Fürsten das eines Gesandten (ausgeübt hat) mit höchster Redlichkeit, Klugheit und Fleiß. Er ist gottesfürchtig und friedlich entschlafen im Jahre des wiedererlangten Heils 1657 im Monat Dezember im Alter von 65 Jahren, 8 Monaten, 4 Tagen. Dem Ehegatten, Vater, der sich um sie bestens verdient gemacht, haben (das Grabmal) gesetzt in tiefer Trauer seine Witwe und Kinder. 1660</p>

<p>EK S. 31 Kapelle innen, Südwand</p>	<p>Laurentius MOGEN (1638-1692) Privatdozent der Rechte</p>
<p>MEMORIAE ET MERITIS INCOMPARABILIS CONIUGIS ET PARENTIS D. IEREMIAE LAURENTII MOGEN ICTI (iuris consulti), CANCELLE DIRECTORIS CAETERA NOVIT DEUS, PRINCEPS ET PATRIA. SAXUM HOC ERECTUM A VIDUA ET LIBERIS O TRISTE IUS SEPULCHRI LUCTUOSO FATO EREPTUS MDCXCII. DIE XXIX DECEMBRIS CUM VIXISSET ANNOS LIV, MINUS 17. DIES. EREPTUS EHEU MAGNO PATRIAE DAMNO, MAIORI LIBERORUM LUCTU, MAXIMO VIDUAE RELICTAE DESIDERIO ANNAE MARIAE MYLIAE NATAE MARIITUS PER ANNOS XXIII. PARENS UNDECIM LIBERORUM SEX FILIORUM, SUPERSTITUM VERO IV. QUINQUE FILIARUM VIVENT: AUTEM DUARUM EXUVIAE VENERABILIS REVELATIONEM FILIORUM DIE SPE VITAE HIC EXPECTANT. LECTOR QUISQUIS AMAS CANDOREM ET SAPIENTIAM VIRI FLOSCULOS SPARGE SI NON LACHRYMAS</p>	<p>Zur Erinnerung und für die Verdienste des unvergleichlichen Gatten und Vaters Dr. Jeremias Laurentius Mogen, Rechtskundler, Kanzleidirektor Das Übrige kennt Gott, (kennt) der Landesherr, und (kennt) das Vaterland Dieser Stein wurde errichtet von der Witwe und den Kindern. Welch trauriges Gesetz des Grabmals. Durch jammervolles Schicksal hinweggerafft am 29. Tag des Dezember, 1692, als er gelebt 54 Jahre, weniger 17 Tage. Hinweggerafft zum großen Schaden des Vaterlandes, zur noch größeren Trauer der Kinder, zur größten Wehmut der zurückgelassenen Witwe Anna Maria, geb. Mylius, verheiratet 23 Jahre, Vater von 11 Kindern, 6 Söhnen, vier noch lebend jedoch, 5 Töchtern, nur zwei noch lebend. Die sterbliche Hülle erwartet die Offenbarung in Hoffnung auf Gottes Leben durch die Söhne. Leser, der du schätzezt den Glanz und die Weisheit des Mannes, streue Blümelein, wenn nicht Tränen.</p>

<p>EK S. 32/33 Kapelle außen, Westwand</p>	<p>Anton Heinrich MOLLENBECK (1622-1693) Prof. der Rechte</p>
<p>D.[eo] O.[ptimo] M.[aximo] S.[acrum] PIAE. MIEMORIAE. DOMINI. ANTONII. HENRICI. MOLLENBECII. IURISCONSULTI. ET. IN. LUCOVICIANA. ANTECESSORIS. QUI. RINTELIJ. D. XV. FEBR. ANNO. MDCXXII. PATRE. IOHANNE. MOLLENBECIO. I.[uris] U.[triusque] D.[octor] CONSIL. HOLSATO. SCHAUMBURGICO. ET. IBIDEM. PROFESSORE. ORDIN. MATRE. CATHARINA. WIPPERMAN. PRIMAM. LUCEM. ASPEXIT. ET. DUM. VIXIT. FUIT. VIR. ANTIQUA. PIETATE. ET. FIDE. AEQUI. BONIQUE. DISPENSATOR. CANDIDUS. SACRO. SANCTAE. IUSTITIAE. SACERDOS. INTEGERRIMUS. DENATUS. INTER. BRACHIA. SALVATORIS. D. XXIX. OCTOBR. ANNO. MDCXCIII. ITEMQUE. CONIUGIS. SUAE. CHARISSIMAE. BEATAE. NATAE. RINTELIJ. D. IV. NOV. ANNO. MDCXXX. PATRE. RUDOLPHO.MINDANO.</p>	<p>Dem besten höchsten Gott ein Denkmal/heiliger Ort Zum frommen Gedenken an Herrn Anton Heinrich Mollenbeck, Rechtskundiger und Prof. des Rechts der (Ludwigs)Universität, der am 15. Februar 1622 in Rinteln geboren wurde Sein Vater war Johannes Mollenbeck, Juristischer Berater im Schaumburgischen Holstein und dort ordentlicher Professor. Durch seine Mutter Catharina Wipperman Erblickte er das Licht der Welt. Und solange er lebte, war er ein Mann von althergebrachter Frömmigkeit und Zuverlässigkeit, vorbildlicher Anwalt des Gerechten und Guten, dem Heiligen, der geheiligten Gerechtigkeit ein reiner Priester. Er verschied in den Armen des Heiland am 29. Oktober 1693 und in denen seiner über alles geliebten Frau Beate, geboren in Rinteln am 4. November 1630. Ihr Vater Rudolf aus Minden</p>

<p>EK S.35-37 Kapelle außen, Südwand, neben Hert</p>	<p>Friedrich NITZSCH (1640-1702) Prof. der Mathematik und Rechte</p>
<p>DEO TRIUNI S.[acrum] ET POSTERITATI QUI TRANSIS VIATOR SUBSTITUTE PAULUM ET QUID TE VELIM ACCIPE FRIDERICUS NITZSCHIIUS VIR A VIRTUTE MUSIS GRATUS ET FORTUNA RARA FELICIQUE CONGERIE SI QUISOUAM FORTE ALIUS, [Do]JCTUS EDUCATUS ABSOLUTUS. NATUS ZITTA VIAE NON PROCU(A) DRESDA SAXONIAE METROPOLI ANNO MDCXL. V. IDUS MARTIAS PARENTIBUS OPTIMIS EX ANTIQUA ATQUE ILLUSTRIS PROSAPIA INGENIO EXCELLENTI ACRI IUDICIO STUDIO INTERDEFESSO OMNIS SCIENTIAM IURIS & DOCTRINAE INVASIT OCCUPAVIT ... TENUIT ORATOR, POLYHISTOR, MATHEMATICUS ET QUOD PALMARIUM EST IURECONSULTUS CONSUMMATISSIMUS EX INCLUTA PHILLYREA IN LUDOVICIANAM NOSTRAM PRIMUM MATHEMATICUM PROFESSOR EYOCATUS MOX IURIUM DOCTOR ET ANTECESSOR HINC ET CONSILIARIUS IUDICIQUE REVISORII QUOD MARBURGI CELEBRATUR ADSESSOR DENIQUE ACADEMIAE HUIUS PROCANCELLARIUS CONSTITUTUS SUAM PRINCIPIBUS HASSIAE FIDEM DEXTERITATEMQUE PROBANDO COLLEGIS CANDOREM, AMOREM STUDIUMQUE DECLARANDO AUDIDORIBUS INDUSTRIAM, DOCTRINAM FIDELITATEMQUE EXHIBENDO CIVIBUS NOBILIBUS IGNOBILIBUS MAXUMIS, MEDIOXUMIS, MINIMIS</p>	<p>Dem dreieinigem Gott geweiht und der Nachwelt. Der du vorbeigehst, Wanderer; halt ein wenig inne und nimm auf, worum ich dich bitte: Friedrich Nitzsch, ein Mann auf Grund seiner Tugend/Tüchtigkeit Liebling der Musen, von seltenem Glück in glücklicher Dichte, wenn es solches noch einmal geben kann. ... Gebildet, unabhängig; Geboren in Zitzschewig nicht weit von Dresden, Hauptstadt Sachsens, im Jahre 1640 an den Iden des März (13. März) Er stammte aus gutem Hause aus altem und angesehenem Geschlecht. Auf Grund hervorragender Begabung, scharfen Urteilsvermögens, unermüdeten Fleißes drang er ein in die Wissenschaft, jedweden Rechts und Gelehrsamkeit, beschäftigte sich intensiv damit ... hielt daran fest Redner, umfassend gebildet, Mathematiker, und was gleichsam die Krone darstellt: Als Koryphäe auf dem Gebiet des Rechts wurde er von der berühmten Lipsia [Philylea urbs/Lindenstadt = Leipzig] als unsere Ludoviciana (Universität Gießen) berufen zunächst als Professor der Mathematik, bald Doktor der Rechte und auf diesem Felde Ideengeber und Berater. Er war Besitzer des Revisions-Gerichts, welches in Marburg tagt. Schließlich wurde er zum Prokanzler dieser Akademie bestimmt. Indem er den Landgrafen von Hessen seine Treue und Zuverlässigkeit unter Beweis stellte, seinen Kollegen gegenüber Aufrichtigkeit, Zuneigung, intensives Bemühen an den Tag legte, den Zuhörern gegenüber Fleiß, Gelehrsamkeit und Pflichttreue praktizierte, den Bürgern gegenüber, adligen und nicht adligen, aus Oberschicht, Mittelschicht, Unterschicht</p>

<p>IUSTITIAM, AEQUITATEM & SALUTEM PRAESTANDO, OSTENDIT IN UTRAQUE SPARTA ORE ET CALAMO, QUIS ESSET ET QUANTUS, CHARUS OMNIBUS PROBIS, NEMINI BONO MOLESTUS UNQUAM ESSE NEMPE QUAM VIDERI BONUS MALEBAT, SICQUE SINGULIS IN VIRTUTIBUS EMINEBAT AC SI CAETERAS NON HABERET. GRAVITATEM MORUM HILARITATE FRONDIS TEMPARABAT CUMQUE ESSET VIRTUTE MAXIMUS EXEMPLE MAIOR ERAT SUPERABATUR AEQUITATE GRATIA, AMBITIO VIRTUTE NAM RECTE FACERE ALIOS IUSTITIAE SACERDOS ET ANTECESSOR FACIUNDO DOCEBAT HUIC AUTEM TALITANDOQUE OMNIBUS HONORIBUS EGREGIE ET CUM LAUDE SUMMA DEFUNCTO VIRO MORS VITAM ERIPUIT MEMORIAM VIRTUTUM ET INGENII AUFERRE NEQUIIT. MORBO ETENIM GRAVI ET INSANABILI SOLLITIS VITAE VINCULIS, DEVICTUS, IUGI SUSPIRIO, A QUO HAUSERAT MORTUUS ANNO R.[enovato] O.[orbis] MDCCII VIII. CALEND. SEPTEMBR. VIXIT ANNOS LXII. MENS. V. DIES IV. HUMATUS IV. KAL. EIUSD. SIT IN BENEDICTIOE SUMMA MEMORIA VIRI SUMMI</p> <p>Leich Text auf den 16. Psalm der 5.6. V. Der Herr aber ist mein gut, und mein theil. Du er- hältest mein Erbtheil. Das Loos ist mir gefallen auff Liebliche, mir ist ein schön Erbtheil geworden.</p>	<p>Gerechtigkeit, Gleichheit, Berechenbarkeit übe, zeigte er in beiden Bereichen (Sparten) in Wort und Schrift, wer er war und wie groß; Freundlich zu allen Rechtschaffenen, keinem Guten jemals gram, Er wollte um jeden Preis lieber gut sein als scheinen. Er rügte in einzelnen Eigenschaften derart hervor, als hätte er die übrigen nicht. Er verband Strenge mit Heiterkeit im Umgang, und weil er an Tugend unübertroffen war, war er noch größer durch sein Vorbild, seine Anmut wurde übertroffen von seinem Gerechtigkeitssinn, sein Ehrgeiz von seiner Tugend. Denn mit anderen richtig umzugehen lehrte der „Priester“ und Vorkämpfer der Gerechtigkeit durch sein Tun. Diesem großen Manne, der alle seine Ämter hervorragend und mit größtem Lob ausübte, Hat jedoch der Tod das Leben entrisen. Die Erinnerung an seine Tugenden und seine geistige Größe konnte er nicht hinwegnehmen. Nachdem nämlich durch schwere und unheilbare Krankheit die Bande zum Leben gelöst waren, hat er, besiegt von des Todes Atem, aus dem er geschöpft hatte, dem dreimal besten größten Gott seinen Geist anvertraut. Er starb im Jahre 1702 nach Christi Geburt, am 25. August (!) Er lebte 62 Jahre, 5 Monate, 4 Tage. Bestattet wurde er am 29. August. Es sei in höchstem Segen die Erinnerung an einen wirklich großen Mann.</p>
--	--

<p>EK S.38/39 Kapelle außen Südwand, neben Nitzsch</p>	<p>Johann Nikolaus HERT (1651-1710) Prof. der Rechte, Universitätskanzler</p>
<p>HIC SITUS IOANNES NICOLAUS HERTIUS IURIUM DOCTOR ET ANTECESSOR SERENISS. HASSO-DARMTADINAE DOMUI A CONSILIIIS NEC NON AMPLISSIM. ORDINIS IURIDICI PROF. PRIMARIUS TOTIUSQUE ACADEMIAE GISSENAE CANCELLARIUS RESURRECTIONEM QUAE OMNES MANET EXPECTAT QUI OLIM STATIM AC LUCI ERAT CONCESSUS PATRE IO. DAVIDE HERTIO ECCLESIAE NIEDERCLEENS. PASTORE FIDELISSIMO ET ANNA MARGARETHA HONESTISSIMA MATRE. NON UNI SED PLURIBUS VIDEBATUR LOCO NATUS HINC FAUSTIS OMNIBUS INDE AB AÑO CHR. MDCLXXXII PULICE DOCERE IUSSUS PRAETER SOCIETATUM LEGES QUAS SORS HUMANA ET ABSQUE LEGE NATURA TULIT RECONDITISSIMA OMNIS HISTORIAE MONUMENTA TENUIT ET PARES SIDERE PRAEALTA LOCORUM DITIONUM AC FAMILIARUM IURA MIRA SAGACITATE CONSILIO LIBERALITATE CUNCTIS TOTO ORBE VERITATUM AMATORIBUS APTIS VERBIS ADPERUIT IMO DOCTISSIMIS SAEPE INGENIIS QUAE EUROPA LEGIT UNDE PROFICERENT MONSTRAVIT ET QUA VIXIT MAXIMIS PRINCIPIBUS REGIBUS QUOQUE SUMMIS SUAS ITA PROBAVIT INGENII VIRES</p>	<p>Hier ruht Johannes Nikolaus Hert, Doktor der Rechte und „Speerspitze“ für das hochwohl geborene Haus Hessen-Darmstadt auf Grund seiner Beratung, Professor Primarius des überaus angesehenen Standes der Rechtsprechung, Kanzler der gesamten Gießener Universität. Die Auferstehung, die allen bleibt, erwartet auch er, der einst sofort beim Erblicken des Lichts „anerkannt“ war. Sein Vater, Johann David Hert, war Pfarrer – absolut rechtläubig – der Kirche in Niederkleen, die Mutter Anna Margarethe eine hoch angesehene Frau. Er schien nicht an einem Ort geboren, sondern an mehreren. Demzufolge wurde er unter Zustimmung aller vom Jahr 1682 an beauftragt, öffentlich zu lehren. Außer den Gesetzen der Gesellschaften, die menschliches Los und fern vom Gesetz die Natur hervorgebracht hat, kannte er die entlegensten Zeignisse der Universalgeschichte und mit dem gleichen Glanz hat er das sehr weit zurückreichende Recht lokaler Rechtsprechung und der Familien (Vertrauten) mit bewundernswerter Geistesstärke, Beratung, geistiger Offenheit allen Wahrheitssuchenden auf der ganzen Welt in geeigneter Sprache zugänglich gemacht, ja sogar häufig den gelehrtesten Geistern (z.B. Leibniz), die Europa hervorgebracht hat, zeigte er auf, wovon sie Gewinn ziehen konnten. Und solange er lebte, hat er Kurfürsten, Königen, sogar den mächtigsten, seine intellektuellen Eigenschaften so</p>

<p>UT PERMAGNIS SUBINDE FUNCTIONIBUS HABERETUR DIGNIOR NEC QUA VIVERE DESIIT SUA EMOTA DEFUIT OPERA QUI INSUPER BLANDIMENTA LENIORIS FORTUNAE FORTI SEMPER ANIMO VICIT. E DUPLICI MATRIMONIO DUOS HABUIT FILIOS FILIASQUE TRES NEC ULLI LABORIS AUT INFORTUNII MOLI CEDERE POTUIT NEC CUM QUERELA ULTIMO FATO VOLVIT XVIII SEPT. CH. MDCCX. AETATIS SUAE ANNO LIX MIN. DIER. XVII OPTIMO VIRO PIE AC BENE PRECARI OMNES DECET.</p>	<p>glaubhaft machen können, dass er infolgedessen überaus bedeutender Aufgaben für absolut würdig erachtet wurde. Nicht fehlte sein überdurchschnittliches Engagement mit dem er sein Leben beendete. (Ein Mann), der obendrein die Verlockungen allzu leichten Glücks immer mit standhaftem Sinn bezwang. Aus zwei Ehen hatte er zwei Söhne und drei Töchter. Keiner Mühe oder Unglücks Last vermochte er zu entweichen. Ohne Jammern verschied er am 19. September im (Jahre) Christi 1710 im Alter von 59 Jahren weniger 17 Tage. Für den herausragenden/besten Mann fromm und hingebungs-voll/gut zu beten/bitten stehet allen gut an/zieret alle.</p>
--	--

<p>EK S. 40/41 (lt. Kredel ursprünglich in der Kapelle, mit Errichtung des Steins für den Sohn nach außen versetzt) Kapelle außen, Nordwand</p>	<p>Johann Heinrich MAY d.Ä. (1653-1719) Prof. der Theologie u. orientalischen Sprachen</p>
<p>SUB HOC MARMORE QUIESCIT</p> <p>IO. HENRICUS MAIUS PATER QUI PFORZHEMII A. C. MDCLIII NONIS FEBRU. NATUS PRIMUM IN AULA PALATINO VELDENTIANA MOX DUR LACI DENIQUE IN ACADEMIA ET ECCLESIA HASSODARM STADTIA VARIIS IISQUE SUMMIS OFFICIIS SACRIS PERFUNC TUS DOCENDO CONCIONANDO SCRIBENDO MAGNA CUM FIDE AC LAUDE UBIQUE PROFUIT UNIVERSIS OB ERUDITIO NEM PIETATEM VIRTUTESQ. CHRISTIANAS NOTUS OM NIBUS ET AMATUS CLERUM SUO EXEMPLO POPULUM SANCTISSIMIS PRAECEPTIS ACADEMIAM SALUBERRI MA DOCTRINA ORBEM LITTERATUM SCRIPTIS ASSIDUE INSTRUXIT IPSE ASSIDUITATIS EXEMPLAR ET VRAE FIDEI PROPUGNATOR INSIGNIS CUI SALUTIS FONTES COGNOSCERE UNICA FUIT VOLUPTAS. EX TRIPLICIS MA TRIMONI PRIMUM SOLUM CUM SABINA HELENA MICHAEL MA A PRAUN ICTI (iuris consulti) ET CONSILIARII AULICI DURLACENSIS FI] LIA CONTRACTO DUOS SUPERSTITES RELIQUIT LIBEROS MARIAM HELENAM ET IOANNEM HENRICUM QUI PA RENTI OPTIMO HOC PIETATIS AC VENERATIONIS MO NUMENTUM MOERENTES POSUERUNT TRIUMPHATO MUNDO MORTE Q. AD COELUM ET MELLIOREM VITAM ABIIT. III. NON. SEPTEMBR. A. MDCCXCIX. VIR. AETERNITATIS QUOAD VIXIT QUAM SAECULI IN QUO VIXIT AMANTIOR</p>	<p>Unter diesem Marmor ruht Johann Heinrich May Vater, der in Pforzheim im Jahre Christi 1653 am 5. Februar geboren zuerst in der Pfalzgrafenschaft Veldenz, danach in Durchlach, schließlich in Akademie und Kirche Hessen-Darmstadt verschiedene und zwar höchste kirchliche Ämter versah. Durch Lehren, Predigen, Schreiben hat er mit hoher Bestätigung und Anerkennung überall allen genützt, auf Grund seiner Bildung, Frömmigkeit, christlichen Tugenden bei allen bekannt und beliebt. Ständig belehrte er den Klerus/die Geistlichkeit durch sein Vorbild, das Volk mit höchst frommen Vorschritten/Anleitungen, die Akademie durch seine überaus fruchtbare Gelehrsamkeit, die gebildete Welt durch seine Schriften, er selbst ein Beispiel von Beständigkeit und anerkannter Vorkämpfer wahren Glaubens, dem die Quellen des Heils zu erkennen einziges Bedürfnis war. Nur aus der ersten von drei Ehen, geschlossen mit Sabina Helena, Tochter des Michael von Praun, Rechtskundiger und Berater am Hof zu Durlach, hinterließ er zwei Kinder, Maria Helena und Johann Heinrich, die dem besten Vater dieses Denkmal der Achtung und Verehrung in Trauer errichten liebten, (dem Vater), der Welt/Diesseits und Tod überwunden. Er ist gegangen zum Himmel und in ein besseres Leben am 3. November im Jahre 1719, ein Mann der Ewigkeit, zeitlebens, lebenswerter als das Jahrhundert/Zeitalter, in dem er lebte.</p>

<p>EK S. 41/42 Kapelle außen, Nordwand, rechts neben May d.Ä.</p>	<p>Johann Heinrich MAY d.J. (1688-1732) Prof. des Griechischen u. der orientalischen Sprachen, Pädagogdirektor</p>
<p style="text-align: center;">SUB</p> <p>HOC. MARMORE. IUXTA. PATREM. QUIESCIT. IO. HENRICUS. MAIUS. FILIUS.</p> <p>IN. QUO. MAII. SANGUIS. CUM. DARE. MAIOREM. HAUD. POSSET. EA. LEGE. DEFEKIT. UT. GLORIAM. HUIUS. NOMINIS. AETERNET. IPSE. QUO. FLORERET. VIVUS. SUB. VERIS. INITIUM. EXORITUR. DURLACI. A. C. MDLXXXVIII. V. IDUS. MART. UT. FLOREM.</p> <p>POST. FATA. SERVARET. SUB. VERIS. EXITUM. A. C. MDCCXXXII IDIB. IUN. GISSAE. CATHEDRAEQUE. SUAE. PRAERIBITUR. QUAM. SCRIPTIS. PRAECEPTIS. VIRTUTIBUS. AETERNUM. CONDECORAVIT. NAM. GRAECIAM. ET. ORIENTEM. TOTIUSQUE. VETUSTATIS. AMBITUM. VASTO. COMPLEXUS. INGENIO. TANTUM. SCIVIT. UNUS. QUANTUM. AETAS. OMNIS. PRODIDIT. LINGUIS. AC. LITTERIS. TAM. LATE. RE GNANS. QUAM. PATET. ORBIS. LITTERATUS. TORO. MAGNANIMUS. ABSTI NUIT. UNI. SAPIENTIAE. DEVOTUS. EX. QUA. PROLEM. NUMEROSAM IMMORTA </p> <p>LITATI. DESPONSANDAM. RELIQUIT. PRAECOX. SUO. DECORIS. ED </p> <p>PROH. DOLOR. ETIAM. FATO. POSTQUAM. ANNOS. TRES. ET. VIGINTI. LIT </p> <p>TERAS. LINGUAS. ANTIQUITATES. DOCUERAT. PAEDAGOGIUM. ILLUSTRÉ. POST. PATREM. REXERAT. DEO. PIETATEM. PRINCIPIBUS. FIDEM. COLLEGIS. </p> <p>PROBATEM. IUVENTUTI. STUDIA. OMNIBUS. INTEGRITATEM PROBAVERAT. SUAM. AD. ORIGINEM. REDIIT. CORPUS. TERRAE. SPI RITUM. CAELO. GLORIAM. SAECULIS. ACADEMIAE. THESAURUM. LIBRO RUM. ET. NUMISMATICUM. LEGAVIT. QVAE. POSITO. HOC. MONIMENTO. GRATIAM. MERITIS. AC. LIBERALITATI. QUAM. PODEST. PENDIT. ET. QUAM. NON. PODEST. POSTERIORUM. PIETATI. COMMENDAT. VIXIT. </p> <p>ANNOS. XLIIII. MENSES. VI. DIES. XI. VIR. EORUM. QUIBUS. VIVIMUS. QUAM. AETATIS. IN. QUA. VIVIMUS. AMANTIOR.</p>	<p>Unter diesem Marmor ruht neben dem Vater Johann Heinrich May Sohn. In ihm das May'sche Blut, weil er (der Vater) größeres nicht geben konnte. Er starb nach dem Gesetz, den Ruhm dieses Namens zu verewigen. Selbst schon zu Lebzeiten unter dem Wahnen zu blühen – die Anfänge (der Familie/des Geschlechts) liegen in Durlach im Jahre Christi 1588 am 11. März nach dem Tod die Blüte unter dem Wahnen zu bewahren. Er starb am 13. Juni im Jahre Christi 1732 in Gießen. Und zwar wird er aus seiner Lehrtätigkeit herausgerissen, die er durch Schriften, Handreichungen, seine Tugenden für alle Zeit geschmückt hat. Griechenland und den Orient und den Bereich des gesamten Altertums mit seinem weiten Geist umfassend kannte er als einziger in dem Maße, wie jedes Zeitalter diese hervorgebracht hat, Sprachen und Literatur in dem Umfang beherrschend, wie der Erdkreis offen steht. Als Mann des Geistes verzichtete er hochherzig auf die Ehe, einzig der Wissenschaft ergeben, auf Grund der er eine zahlreiche Nachkommenschaft, der Unsterblichkeit zu vermählen, hinterließ. Fröh vollendet durch sein Schicksal des Ruhmes und, ach, allzu früh der Schmerz. Nachdem er 23 Jahre Literatur, Sprachen, Altertümlichkeiten gelehrt hatte, das Pädagogium illustre in der Nachfolge des Vaters geleitet hatte, Gott seine Frömmigkeit, den Fürsten/Landgrafen seine Loyalität, den Kollegen seine Zuverlässigkeit, der Jugend seine wissenschaftlichen Bemühungen, allen sein lautes Wesen hatte angedeihen lassen, kehrte er zu seinem Ursprung zurück. Seinem Leichnam der Erde, seinen Geist vertraute er an dem Himmel, Jahrhunderten seinen Ruhm, der Akademie/Universitäten den Schatz seiner Bücher und Münzen. Diese hat ihm durch Errichten dieses Grabmals für seine Verdienste und seine Großtätigkeit nach Möglichkeit Dank erwiesen und empfiehlt (dieser) der Achtung/Ehrerbietung der Nachgeborenen, was sie nicht vermag. Er lebte 44 Jahre, 6 Monate, 11 Tage, ein Mann, liebenswerter als die, mit denen wir leben, als das Zeitalter, in dem wir leben.</p>

<p>EK S. 33/34 Kapelle innen Nordwand, seitlich des Altars</p>	<p>Michael HEILAND (1624-1693) Prof. der Medizin</p>
<p>Hoc atro sub marmore candor conditur, lumen patriae column Academiæ, Michael Heiland, natus Lipsiæ, denatus Gissæ, illud anno 1624, hoc 1693, Plerisque factus re, quod præ se ferebat nomine, medicus feliciss. Philosophus acutiss. post praxin medicam quinqueñalem tractatam inter successos, et professionis extraordinariæ munus ornatum in patria. Professor medicus tricennalis in Ludoviciana, postquam fama implevit terras senex, quas oculis passim lustrarat juvenis, interpretandi dexteritate et industria Doctor nulli secundus, Secundi olim socer sui magni J. Le Bleu hic accubat cineribus, non minor gener. Cujus meritis quarta conjux et prima vidua A. Lucr. ex familia Giesweiniana mem. gr. hoc. monum. P. Cal. Nov. 1694</p>	<p>Unter diesem dunklen Marmor ist geboren, Licht des Vaterlands, Säule der Akademie, Michael Heiland, geboren in Leipzig, gestorben in Gießen, jenes im Jahre 1624, dieses 1693. Für viele in der Tat geworden das, was er in seinem Name gleichsam vor sich hertrug [Heiland = Retter], ein überaus erfolgreicher Arzt und scharfsinniger Denker. Nach einer fünfjährigen medizinischen Tätigkeit im Dienste der Schweden, und erfolgreichen Wirken als außerordentlicher Professor in seiner Vaterstadt wirkte er 30 Jahre lang als Professor der Medizin an der Ludoviciana (Universität Gießen), nachdem er schon älter von Ländern berichtet, die er stets mit den Augen des Jünglings genau studiert, ein Arzt, der keinem nachstand im rechten Stellen der Diagnose und im Fleiß, ruht er nun hier neben der Asche seines einstigen zweiten Schwiegervaters, des großen J. de Bleu, nicht minder an Ruhm der Schwiegersohn. Für seine Verdienste hat seine vierte Ehefrau und erste Witwe Alma Lucretia aus der Familie Gieswein zur Erinnerung dieses Grabmal errichten lassen. I. Nov. 1694</p>

<p>EK S. 43/44 Kapelle innen, Südwand (Nähe Altar)</p>	<p>Melchior Dethmar GROLMANN (1668-1722) Prof. der Rechte, Kanzler</p>
<p>M[emoriae]. S.[acrum] MORTIS TRIUMPHATAE HOC TROPAEUM MERUIT IURECONSULT. CONSUMMATISS. D. MELCHIOR DETHMAR GROLMANN QUEM ID QUOD SUMMUM EST IN VIRIS MAX. SUMMU(O)S AD HONORUM APICES EREXIT CLARUIT IN ACADEMIA GISSENA CANCELLARIUS ED PRINCIPIS IN AULA SANCTIORIS CONSILII SOLO NON TITULO SED RE SPECTATUS ARBITER NATUS APUD BOCHUMENSES SUB REGE BORUSSO D. XIX. SEPT. A. C. MDCLXXVIII BIS VIDUUS TERTIUM MARITUS DUXIT MARIAM CLARAM ILL.: MOLLENBECII TUNC CANCELLAR. FILIAM QUAM CAELO POTTUS MDCCXXII. D. XVIII SEPT. VIDUAM RELIQUIT NEC TAMEN HAEC LETO NEC DISSOCIABILIS URNA SIC UT IDEM CAELUM SIC TUMBAM SPERAT EANDEM CONIUGI DESID: PARENTI OPT. VIDUA ET LIBERI P. C. (?Princeps commissit)</p>	<p>Dieses Denkmal des bezwungenen Todes hat verdient der hoch angesehene Rechtsgelehrte Dr. Melchior Dethmar Grolmann, den das, was bei bedeutenden Männern das Höchste ist, zu den höchsten Gipfeln der Ehren emporgehoben hat. Er glänzte in Gießens Akademie als Kanzler und am Hof des Fürsten/Landgrafen als Richter im hoch angesehenen Rat, nicht nur dem Titel nach, sondern von der Sache her anerkannt. Geboren in Bochum unter dem preußischen König Am 19. September im Jahre Christi 1668, heiratete er, zweimal verwitwet, in dritter Ehe Maria Clara, jene: eine Tochter des damaligen Kanzlers Mollenbeck, die er, in den Himmel erhoben, 1722 am 18. September als Witwe zurückließ. Dennoch hofft diese, weder durch den Tod noch durch die Urne von ihm getrennt, dass dem Gemahl erwünscht sei wie derselbe Himmel (= derselbe Platz im Himmel) so auch dasselbe Grabmal. Dem besten Vater die Witwe und die Kinder.</p> <p><i>Evl: der hat beauftragt / hat das Grabmal gestiftet</i></p>

<p>EK S. 44/45 Westmauer (schon damals schlechter Erhaltungszustand und daher teilweise nicht entzifferbar)</p>	<p>Christoph Ludwig SCHWARZENAU (1647-1722) Prof. der Theologie</p>
<p>HIC SITUM ... CHRISTOPHER ... DOCTORIS ... PROFESSO IIII. ANTE. ID. DECEMB. VITAM. CUM. MORTE. COMMUTAVIT CETERUM. QUALIS. QUANTUSQ. FUERIT. ECCLESIA. SCHOLA. LITTERATUS. ORBIS. NOVIT. ED. ADGNOVIT. IMMO OMNES. PIETATEM. TESTATUR. PATIENTIA. ED. CANDOR. INNOCENTIAM. GRATIA. PRINCIP. NOVISSIMA. ERUDITIONEM. EDITA. SCRIPTA. COMMONSTRANT. QUISQUIS. ES. QUI. HAEC. LEGIS. ET. INTELLEGIS. ... QUAM. TURBAVIT. SAEPIUS. MALITIA. HOMINUM. ATUR. CORPUS. ANIMA. CANDIDA. IN. BEATIS. COELITUM. SEDIBUS. PRO. SPINIS. ROSAS. PRO. CONTUMELIIS. HONORES.</p>	<p>Hier liegt ... Am 10. Dezember 1722 hat er das Leben mit dem Tod getauscht. Im übrigen: Wie und wie groß er war, erkannte und anerkannte die Kirche, die Schule, die literarisch gebildete Welt. Ja alle. Seine Frömmigkeit bezeugen seine Toleranz und seine Lauterkeit, seine Unbescholtenheit die jüngste Gnade/Huld des Landgrafen (=Berufung auf den theologischen Lehrstuhl). Seine Bildung dokumentieren die veröffentlichten Schriften. Wer immer du bist, der dies liest und verstehst: Obwohl die Missgunst der Menschen allzu oft den Körper bedrückt hat, ist er (hier) bestattet. Die reine Seele (befindet sich) an den glücklichen Sitzen Anstelle von Disteln Rosen, anstelle von Schmähungen Ehrungen ...</p>

<p>EK S. 45/46 (bereits bei Kredel Wiedergabe einer früheren Abschrift, da schlechter Erhaltungszustand) Nordmauer, heute östlich des Eingangs Licher Straße</p>	<p>Johann Jacob RAMBACH (1693-1735) Prof. der Theologie</p>
<p>HEIC MORTALES POSUIT EXUVIAS VIR IMMORTALIS FAMAЕ IOHANNES IACOBUS RAMBACHIIUS S(acrae) S(cripturae). THEOL. D. AC PROFESSOR ET SACRORUM ANTIISTES PRIMUS I QUEM HALA SAX. MAGNIS AUSPICIIS GENUIT XXIV FEBRUAR. A. C. MDXCIII SED EVENTUS OMINE MAIOR POSTERIS ADMIRANDUM EXHIBUIT I</p> <p>DOCTRINA, FACUNDIA, PIETAS TERGEMINUM STAT IPSI TROPAEUM, QUOD FAMA NON MENDAX GENTIBUS OSTENTAT QUA CHRISTI NOMEN ET HONOS PER ORBEM VIGET FELIX HASSIA QUEM HAFNIA PETIT, IPSA TENET, GOTTINGA POSCIT IPSA RETINET, SED NEC RETINET, INFELIX; NAM DEUS CITO, QUEM DEDIT, REPETIT SOLIO CAELESTI QUAM SECELESTO SOLO DIGNIOREM SUSPIRAT ECCLESIA, STUPET GISSA NEC SIBI SE REDDI NISI REDDITO QUALEM AMISIT AFFLICTISSIMA FATETUR VIXIT ANNOS XLII MENSUM UNUM DIES XXII AMICUS DEO, PRINCIPI CARUS, PATRIAE FAUSTUS PETITUS EXTERUS, CAELO HEI NIMIRUM MATORUS I CONIUGI CARISSIMUS, PARENTI DESIDERATISSIMUS POS. SUPERSTITES UXOR. AC LIBERI.</p>	<p>Hier hat seine sterbliche Hülle niedergelegt ein Mann unsterblichen Ruhms, Johann Jacob Rambach, Doktor der Heiligen Schrift und Professor der Theologie und Gemeindepfarrer in Sachsen hervorgebracht hat unter günstigen Auspizien am 24. Februar im Jahre Christi 1693. Aber ein Ereignis, größer als zu erwarten [Unfall, der zum Theologiestudium führte], brachte hervor etwas zu Bewunderndes für die Nachwelt. Gelehrsamkeit, Beredsamkeit, Frömmigkeit stehen da für ihn als Dreifach-Denkmal, welches wahre Kunde den Völkern zeigt, durch die der Name und die Ehre Christi auf dem Erdkreis blühen. Glückliches Hessen, ihn, den Kopenhagen wünschte, besitzt es selbst, den Göttingen berief, durfte es selbst behalten, aber auch nicht, das unglückliche (Hessen). Denn allzu früh forderte ihn, den Ergebenen, Gott zurück, des himmlischen Thrones würdiger als der sündhaften Erdendaseins. Es seufzt die Kirche, erstaut ist Gießen. Niedergeschlagen, was für einen Mann sie (die Stadt) verloren habe, gesteht sie, sie sei nur sie selbst, wenn er ihr wiedergegeben. Gott gefällig, dem Landgrafen wert, dem Vaterland zum Segen, Auswärtigen erwünscht (gemeint: die Rufe nach Kopenhagen und Göttingen), dem Himmel – wehe – allzu früh. Dem über alles geliebten Gemahl, dem schmerzlich entbehrten Vater I haben die Lebenden – Ehefrau und Kinder – (diesen Grabstein) gesetzt.</p>

<p>EK S. 46-48 Kapelle innen, Ostwand</p>	<p>Lukas FRANTZ (1669-1731) Prof. der Rechte</p>
<p>HANC URNAM SUO CINERE NOBILITAT VIR PERILLUSTRIS LUCAS FRANTZ GISS. VICANCELLAR. ET IUDICII PROVIN. HASS. COMMUN. CONSILIARIUS SENIOR. NATUS MARBURGI D. XX FEBR. MDCLXIX PATRE CONR. FRANTZ IUD. IUDIC. COMMUN. AUL. CONSILIAR. ET ADSESS. SENIORE. MATRE HELENA MARIA CHRISTINA DE BERKHOEFFER IPSE NON SANGUINE QUAM VITUTE CLARI OR IUS OMNE BREVI STUDIO DIDICIT DOCUIT DIXIT ANTE SUMMA DIGNITATUM FASTIGIA GISSENSEM ACADEMIAM IV. PROFESSOR ORD. POST HERTII FATA EXORNANS, FASCIBUS QUO QUE MAGNIFICIS DEFUNCTUS, UBIQUE PROFUIT ET PRAEFUIT DONEC ILLUSTREM VITAM GLORIOSA MORTE D. XXII. IUN. MDCCXXXI DECORARET TUMULO RECEPTUS STIPPIANO. EX CONIUGE LECTISS. CHARLOTTA LOUISA PATRE GENITA IO. CHRISTOPH. HERTIO ARCHIATRO DARMT. ET PROF. MED. PRIMAR. V LIBEROS TULIT GRATIA DEUM, CLEMENTIA PRINCIPEM, CIVES AMORE, CETEROS OBSEQUIO SIBITENUIT ADDICTO. VITAM EXUERE QUAM IU STITIAM PARATHOR AFLICTO PATER, OPPRESSO VINDES, NE MALIS QUIDEM ASPER, QUOSDEUM IMITATUS, LENITATE SUBEGIT NULLI SORTE, CUNCTIS BENIGNITATE PRIOR ESSE CERTANS, INSOLITAM VULTU, MAIOREM ANIMO SPIRABAT HUMANITATEM, INDE LONGUM NOBIS DESIDERIUM, SED FAMAM POSTE RIS AETERNAM RELIQUIT. VIXIT ANNOS LXII MENSES III DIES XXI RARISSIMUM PROBITATIS EXEMPLUM. CONIUGI AMANTISS. PARENTI OPTIMO POS. UXOR AC FILIAE IIII SUPERSTITES.</p>	<p>Diese Urne adelt mit seiner Asche ein hochberühmter Mann, Lukas Frantz, Richter seiner Durchlaucht des Landgrafen von Hessen beim Gremium des ehrwürdigen Gerichtes zu Gießen, Vizekanzler und Berater im allgemeinen Provinzialgericht Hessens, hoch angesehen. Geboren in Marburg am 20. Februar 1669. Sein Vater war Conrad Frantz, Richter am allgemeinen Hofgericht, Ratgeber und hoch angesehenen Betsitzer, die Mutter Helena Maria Christina von Berkhoeffer. Er selbst, nicht so sehr auf Grund seiner Herkunft, vielmehr wegen seiner Tüchtigkeit herausragend hat das gesamte Recht in kurzem Studium erlernt, gelehrt, erläutert vor den höchsten Gremien von Würdenträgern, schmückend die Gießener Akademie als 4. ordentlicher Professor nach dem Tod von Hert, da er hoch angesehene Ämter versah. Überall war er hilfreich und stand an der Spitze, bis er sein bedeutendes Leben mit ruhmvollem Tod schmückte am 22. Juni 1731, beigesetzt in der Gruft der Familie Stipp, mit seiner vortrefflichen Gattin Charlotte Luise – ihr Vater war Johann Christoph Hert, erster Arzt in Darmstadt und Prof. Primarius der Medizin – hatte er 5 Kinder. Er machte sich ergehen Gott durch seine Dankbarkeit, durch seine Güte den Landgrafen, die Bürger durch seine Menschenliebe, die Übrigen durch seine Gefälligkeit! Das Leben aufzugeben eher als die Gerechtigkeit war er bereit, er war dem Verzweifelten Vater, dem Unterdrückten Beschützer, nicht einmal den Bösen gram, die er, Gott nachahmend, durch seine Milde „bezwang“. In seinem Bemühen, keinen durch reinen Zufall, alle durch Güte zu übertreffen, atmete er Menschlichkeit, ungewöhnlich in der Gebärde, mehr noch durch sein Wesen. Daher hinterlässt er uns lang anhaltende Sehnsucht, der Nachwelt ewigen Ruhm. Er lebte 62 Jahre, 3 Monate, 21 Tage, überaus seltenes Vorbild von Rechtschaffenheit. Dem innigst Gemahl, besten Vater haben seine Gattin und die 4 überlebenden Töchter dieses Grabmal errichten lassen.</p>

<p>EK S. 48/49 Kapelle außen, Südwand</p>	<p>Johann Melchior VERDRIES (1679-1736) Prof. der Medizin u. Naturwissenschaft, Universitätsrektor</p>
<p>M. S. RECTOR ACADEMIAE MAGNIFICUS IO. MELCHIOR VERDRIES D. CONSILIARIUS ET ARCHIA TER HASSO DARMSTADTINUS MEDICIN. ET PHILOSOPH. NATURAL. PROF. ORDIN. MORTALITATI QUAE CUNCTA VERSAT HEIC MODUM INDICIT USUS EO IURE QUO DECET GISSENSIS ACADEMIAE RECTOREM QUEM MORI NON POSSE CONSTAT IPSE POTIOR SUIS MAIORIBUS SCEPTRA NON DEPOSIT SED IN CAELESTEM ACADEMIAM PERPETUUS RECTOR TRANSIIT SCEPTRO MELIORE POTITUS VIVERE COEPIIT IN TERRIS MDCLXXXIX D. 26. IUNII PATRE IO. CHRISTIPHORO VERDRIES VIRO CONSILIARI MATRE ANNA ELISABETHA STUMPPFIA IN COELO MDCCLXXXVII D. 25. IULII VIXIT UBI MUSAE QUAE LAUDEM EIUS VETUERE MORI TAEDAE IUGALIS EXPERS SOLA INGENII MONIMENTA VITUTUM EXEMPLA SUCCESSORIBUS NOMEN SEMPTERNUM ORBI SAT ILLUSTRIA POSTERITATI PIGNORA RELIQUIT PIOS CINERES HOC TEMPLUM ET ARA PROXIMA TUETUR QUO SOLEMNI POMPA MAGNIFICE DEDUCTI DIEM EXPECTANT ILLUM QUO MUNDUS HIC SUPREMI RECTORIS ARBITRIO SUA FATA NOVABIT L.(ubentes) L.(ugentes) Q.(ue) FRATRI DESIDERA TISSIMO SUPERSTITES.</p>	<p>Dem Gedenken heilig Der hochwohlthöbliche Rektor der Akademie Johann Melchior Verdries, Doktor, Berater und erster Arzt in Hessen-Darmstadt [Leibarzt von Landgraf Ernst Ludwig], Ordentlicher Professor der Medizin und Naturphilosophie [Physik]setzt hier einen Maßstab für die Sterblichkeit, die alles verändert. Er nimmt für sich in Anspruch, das Recht, welches den Rektor der Gießener Akademie ziert, von dem feststeht, dass er nicht sterben kann. Er selbst, „bedeutender“ als seine Vorgänger, legte das Szepter nicht ab (starb in seiner Amtszeit), sondern ging hinüber in die himmlische Akademie als immerwährender Rektor, sich eines höheren (besseren) Szepters „bemächtigend“. Zu leben auf der Erde begann er 1679 am 26. Juni Sein Vater war Johann Christoph Verdries, seines Zeichens Rechtsberater, die Mutter Anna Elisabeth Stumpf. Im Himmel lebt er seit 1736, seit dem 25. Juli wo auch die Musen (leben), die es verbieten, dass sein Lob (jemals) stirbt. [Unterschiedlich der Hochzeitsfackel [unverheiratet] hinterließ er allein die Zeugnisse seines Geistes, die Beispiele seiner Tugenden den Nachfolgern, der Welt den unsterblichen Namen, der Nachwelt seine hinreichend bekannten Vermächnisse. Die frommen Geborne (sterblichen Überreste) birgt diese Kirche und das angrenzende Grabdenkmal, wo sie in feierlichem Leichenbegängnis Ehrfurcht gebietend beigesetzt auf jenen Tag warten, an dem diese Welt nach dem Ratschluss des höchsten Lenkers ihr Schicksal erneuern wird.(= Auferstehung) Froh und trauernd zugleich, dem überaus vermissten Bruder, die Überlebenden.</p>

<p>EK S. 50 Kapelle innen, Südwand (neben Winkelmann)</p> <p>MANIBUS VIRI. IMMORTALIS. FAMAE CHRISTOPHORI. MATTHIAE PFAFFII</p> <p>S. THEOLOGIAE D. ET. PROFESSORIS PRIMARII ACAD. GIESSENSIS. CANCELLARII SACRORUMQUE. I. PRINCIPATU. HASSIACO. DARMSTADIENSI ANTISTITIS. SUPREMI QUI</p> <p>ECCLESIAE. CHRISTIANAE. PURIORA. DOGMATA RESQUE. AB. EY. GESTAS ET. VERUM. EIUSDEM. CUM. REPUBLICA. NEXUM INNUMERIS. SCRIPTIS ILLUSTRAVIT. ORNAVIT. RESTITUIT</p> <p>N. TUBINGIAE. A. MDCLXXXVI. DENATI. GIESSAE. A. MDCCLX HOC. MONUMENTUM POSUIT</p> <p>IOANNES. FRIDERIC. ERASMUS. L. [iber] B. [aro] DE. HOPFFER AUGUSTISS. BORUSS. REGI. A. CONSILIIIS. SECRETIORIBUS</p>	<p>Christoph Matthias PFAFF (1686-1760) Prof. der Theologie, Generalsuperintendent, Vizekanzler</p> <p>Für die Seele eines Mannes unsterblichen Ruhmes, Christoph Matthias Pfaßf, der heiligen Theologie Doktor und erster Professor, Kanzler der Universität Gießen und der kirchlichen Belange in der Landgrafschaft Hessen- Darmstadt höchster Vorsteher, welcher der christlichen Kirche unverfälschte Lehrsätze und die von dieser geschaffenen Tatsachen und die tatsächliche Verknüpfung derselben mit dem Staat in unzähligen Schriften anschaulich dargelegt, geschmückt, (ja) wiederhergestellt hat. Geboren in Tübingen, im Jahre 1686, gestorben in Gießen im Jahre 1760. Diesen Grabstein hat setzen lassen Johann Friedrich Erasmus, aus der Familie Hopffer stammend, Geheimrat seiner Majestät, des Königs von Preußen.</p>
--	--

Teil 2: Andere Universitätsberufe, Studierende und Verwandte	
<p>EK S. 27/28 Kapelle außen, Nordwand</p>	<p>Nikolaus HAMPEL (1572-1652), Buchdrucker und Ehefrau, eine geborene Egenolff³,</p>
<p>M.[emoriae] H.[aec] C.[ondituir] S.[axum] HIC. QUIESCUNT. OSSA. TURBATO. PER. TRIENNIVM. THORO. DISIUNCTA. MORTE.IUNCTA. UNO. LOCO. RECIPIENTE. AMANTES. UNO. LECTO. PER. IX. LUSTRA. UNUMQUE. ANNUM. VIVENTES. UNO. ANIMO. VIRI. NIMIRUM. INTEGERRIMI. OPTIMI. NICOLAI. HAMPELLI. ACAD. MARPURGENSIS. ET. GIESSENSIS. TYPOGRAPHI. ET. BIBLIOPOLAE. MATRONAE. ITEM. PISSIMAE.CASTISSIMAE.</p>	<p>Zur Erinnerung wird dieser Grabstein errichtet. Hier ruhen die Gebeine im Tode vereint, nachdem sie 3 Jahre getrennt, da das Ehebett getrübt. Ein Ort nimmt die Liebenden auf, die in einem Bett 46 Jahre einträchtig lebten/ruhten</p> <p>des wahrhaft unbescholtenen besten Mannes Nikolaus Hampel, Universitätsdrucker und Buchhändler in Marburg und Gießen, und seiner Ehefrau, in gleichem Maße gottesfürchtig und fromm.</p>

- 3 Aus der berühmten Frankfurter Buchdruckerfamilie Egenolff, siehe Friedrich Wilhelm Weitershaus: Die Gießener Universitätsbuchdrucker. Ein Beitrag zur Geschichte des Buchdrucks in Hessen, in: Heimat im Bild, Beilage zum Gießener Anzeiger, Nr. 27, 9. Sept. 1959

<p>EK S. 30/31 Westmayer</p>	<p>Jeremias von ZANGEN (1687-1738) Kurator der Universität / Verwaltung</p>
<p>HEIC MORTALITATEM EXUIT AETERNAE VIR MEMORIAE IEREMIAS DE ZANGEN SEREN. PRINC. HASS. A CONSILII SANCTORIBUS CURATOR ACADEMIAE GISS. UTRIUSQUE CURIEA REIQUAE METALLICAE DIRECTOR DIVERSARUM DIOESARUM PRAEFECTUS SUPREMUS INGENIO QUANTUM CAPERE POTEST SPIRITUS DIVINAE PARTICEPS AURAE NATUS AD RES GERENDAS ARDUA VICIT OMNIA CONSILII DEXTERRIMUS AUCTOR IN VARIIS IDEM IN DUBIIS NUNQUAM DUBIUS NODOS INEXPLICABILES MENTIS ACIE DISSECUIT CUNCTIS ADMIRABILIOR QUAM SIBI PROXIMUS PRINCIPUM PROMITUS OMNIBUS NEC SIBI QUEM QUAM SE CUI QUAM NON DEVOVIT / TOTUS IN MUSARUM COMERCIO MANSUETUDINES LITERAS EXHAUSIT NIL FACTURUS RELIQUUM AETERNAE LAUDI FATIS NON MINUS QUAM FACTIS IVIT IN EXEMPLUM / INGRESSUS HUNC ORBEM III. ID. DEC. 1687 AD MELIOREM AO 1738 VII. CAL. FEBR. ABIIIT ANNAM DORTHEAM MARGARETHAM E GENTE BRAVIA XIII LIBERORUM MARTEM RELIQUIT EX HIS OCTO PRAEMISIT IN COELUM QUORUM URNIS ADDI SUAM CURAVIT CONIUNX ET LIBERI POSUERUNT.</p>	<p>Hier hat beendet seine Sterblichkeit ein Mann ewigen Gedenkens. Jeremias von Zangen / Mitglied des engeren Beratungsgremiums seiner Durchlaucht des Landgrafen von Hessen, Kurator der Universität Gießen, Direktor beider Kammern und des Bergaufsicht (Metallurgie), oberster Leiter verschiedener Verwaltungen. Auf Grund seiner Begabung teilhaftig göttlichen Atems, soweit (menschlicher) Geist ihn zu fassen vermag. Geboren für die Praxis hat er alle Hürden überwunden. Bestmöglicher Ratgeber. sich selbst treu, in zweifelhaften Dingen niemals zweifelnd hat er mit der Schärfe seines Intellekts unentwirrbare Knoten zerschnitten, allen bewundernswerter als sich selbst, ganz nah dem Fürsten, hilfsbereit gegenüber allen. Weder hat er irgendjemanden sich noch sich irgendjemandem nicht hingeben lassen. (= Er war äußerst kommunikativ.) Im Umgang mit den Musen Schöpfte er vollständig aus die Armut der Literatur. Er tat nichts, um ewiges Lob zu hinterlassen, er wurde zum Vorbild nicht weniger durch das, was man über ihn sagte, als durch sein Handeln/Tun. Er betrat diese Welt am 11. Dezember 1687 ging fort in eine bessere im Jahre 1738 am 26. Januar. Anna Dorothea Margaretha aus dem Geschlecht Brawe hinterließ er als Mutter von 13 Kindern von diesen sandte er 8 in den Himmel voraus, sorgte, dass neben deren Urnen die seine beigesetzt werde. Gemahlin und Kinder ließen das Grabmal errichten.</p>

<p>EK S. 35/36 Kapelle innen, Südwand</p>	<p>Christian BUSCH (1643-1667) Jura-Student</p>
<p>CHRO. SERVATORI. AETERNITATI. CHRISTIANI. BUSCHII. HAMBURGENSIS. IURIS. UTRIUSQ. LICENTIATI. FAMIGERATISSIMI. VIRI. PIETATE. PRUDENTIA. HUMANITATE. OMNIUMQ. VIRTUTUM. PERFECTIONE. EXCELLENTISSIMI. CUIUS. CORPUS. HIC. RECONDITUM. EST. NATUS. IS. EST. HAMBURGI. PARENTIBUS. HONESTISS. A. C. MDCXLIII. M. IANUAR. D. XXII. COLUIT. ARTES. A. PUERITIA. IN. ACADEMIAS. SE. RECEPIT. COMPLURES. GRADUM. LICEN TIATI. GLORIOSE. REPORTAVIT. EXTERAS. REGIONES. VIDIT. MULTAS. SED. EHEU!</p> <p>IMPROVISA. LETHI. VIS. RAPUIT. FLOREM. IUVENT. ORNAMENTUM PATRIAE. PARENTUM. SOLATIUM. FRATRUM. VIRTUTIS. EXEMPLAR. AMICORUM. DELITUM. NESTOREIS. ANNIS. DIGNUM. OBIIT. IN. CHRISTO. GISSAE. IN. AEDIBUS. IUNKENIANIS. A. M. D. C. LXVII. M. IANUAR. D. XV. INTER. VI. ET. VII. POMERIDIAN. VERUM. SAT. DIU. VIXIT. QUI. BENE VIXIT. NAM UT. FABULA. SIC. EST. VITA. NOSTRA. NEUTRA. QUAM. DIU. SED. QUAM. BENE. ACTA. SPECTATUM. VIXIT. AUTEM. AD. XXIV. AETATIS. ANN. OSSA. QUIDEM. EIUS. HIC. SITA. SUNT. SED. LACHRYMARUM. URNULAM. NON. IN. SEPULCHRO. SED. INTER. [PARETES. Eltern,</p>	<p>Christus dem Heiland. Zum ewigen Gedenken an Christian Busch aus Hamburg. Lizentiat beider Rechte, einen hochberühmten Mann, durch Gottesfurcht, Klugheit, Menschlichkeit, Vollkommenheit in allen Tugenden absolut herausragend, dessen Leichnam hier beigesetzt ist. Geboren ist er in Hamburg – die Eltern hoch angesehen – im Jahre Christi 1643 im Monat Januar, am 22. Von Jugend an pflegte er die Wissenschaften, studierte an zahlreichen Universitäten, erwarb den Grad des Lizentiaten mit Glanz. Er sah viele fremde Länder. Aber wehe! Die unvorhergesehene Macht des Todes raubte die Blüte der Jugend. Schmuck des Vaterlandes, der Eltern, Zuflucht für die Brüder, Vorbild an Tugend/ Freude für die Freunde, würdig des Alters eines Nestors, starb er in Christus in Gießen im Hause der Familie Junken im Jahre 1667 im Monat Januar, am 15., zwischen der 6. und 7. Stunde des Nachmittags. Wahrhaft lange genug hat gelebt, wer richtig gelebt. Denn unser Leben ist so wie eine Geschichte: Zu betrachten, nicht wie lange, sondern wie gut es verbracht wurde. Er lebte also bis 24 Jahre der ihm zugemessenen Zeit. Seine Gebeine nun sind hier beigesetzt. Aber ein Urnchen mit Tränen wirst du nicht im Grabmal, sondern bei den Eltern,</p>

<p>FRATRES. AC. AMICOS. REPERIES. VALE. ET. SALVE. FELIX. ANIMA. NOS. EO. QUO. NATURA. PERMISERIT. ORDINE. TE. SFEQUEMUR. MONUMENTUM. HOC. EXIMIA. EIUS. VIRTUTE. DIGNUM. NE. HUIUS. VIRI. NOBILISSIMI. AC. AMPLISSIMI. NOMEN. EDAX. VETUSTAS. ABOLERET. POSUIT. M. IOHANN. LAURENT. LANGERMANN. HAMBURGENSIS.</p>	<p>Brüdern und Freunden finden. Lebe wohl und sei begrüßt, glückliche Seele. Wir werden dir folgen in der Ordnung, die die Natur gestaltet. Dieses Grabmal, seiner herausragenden Tugend würdig, damit nicht der gefäßrige Zahn der Zeit den Namen dieses überaus edlen und großartigen Mannes vernichtet, hat errichten lassen Magister Johann Laurentius Langermann aus Hamburg.</p>
<p>EK S. 37/38 Kapelle außen, Ostwand</p> <p>ESTO. LEVIS. CINERI. CESPES. DURABILE. SAXUM. NEC. FAMAM. HOC. PEREDAT. NEC. PREMAT. ILLE. SUAM. HOSPE. QUISQUIS. ES. AUDI. QUAE. FATA. FANTUR. ET. EX. IPSO. TUMULO. LOQUITUR. PROTUBERANS. GLORIA. ET. MORTUUS. HIC. ET. VIVUS. CORPORE. EXANIMIS. FAMA. FLORENS. NOBILISSIMUS. ET. DOCTISSIMUS. QUONDAM. IUVENIS. DN. (Dominus) IOHANNES. PAULUS. HEINRICHSEN. EX. CELEBERRIMA. LUBECENSIVM. URBE. ORIUNDUS. CUIUS. VIRTUTEM. FAMILIA. FAMILIAM. VIRTUS. NOBILITAT. ORIS. ET. INGENII. ELEGANTIAM. UTRAQUE. ORNAT. EXTERIS. CARUS. DESIDERATUS. CIVIBUS. DUM. PATRIA. EXCLUDITUR. COELESTEM. INTRAT. DIGNUS. QUI. ILLAM. ALIQUANDO. CONSILIO. REGERET. SED. SUPERUM. CONCILIO. DIGNIOR. HABITUS. DUM. LEGES. DIDICIT. COMMUNEM. SUBIIT. ITA. LECTIONI. AFFIXUS. UT. TANDEM. LECTO.</p>	<p>Johannes Paul H(E)INRICHSEN (1649-1673) Jura-Student</p> <p>Leicht sei der Asche der Rasen, der dauerhafte Stein. Nicht möge dieser seinen Ruhm aufzehren, nicht jener ihn niederdrücken. / Besucher, wo du auch seiest, höre, was die Weissagungen verkünden. Aus dem Grabhügel selbst spricht sowohl überquellender Ruhm Als auch dieser Tote und Lebende, blühender guter Ruf ohne Körper, ein Jüngling, einst hoch angesehen und hoch gelehrt, Herr Johannes Paul Heinrichsen, gebürtig aus der hochberühmten Stadt Lübeck, dessen Familie die Tugend, dessen Tugend die Familie adelt. Beide (Familie und Tugend) schmücken die Anmut seines Aussehens/Gesichts und seines Geistes. Bei Fremden war er beliebt, die Bürger (Lübecks) vermissten ihn. Als er die Vaterstadt verlassen musste, die himmlische betrat, war er würdig, dass er jene einmal mit seinem Rat regiere. Jedoch durch den Ratschluss der Oberen ist sein Befinden (jetzt) würdiger. Während er die Gesetze lernte (= Jura studierte), kam er unter das (allen) gemeinsame (= starb er). Dem Studium ebenso fest verbunden wie schließlich der ewigen</p>

<p>MUSIS. INNUTRITUS. ET. IMMORTUUS. QUEM. HECTICUS. LITERARUM. ARDOR. DEPAVIT. IAM. NON. A. FRIGORE. SED. CALORE. RIGIDUS. ET. IN. SUDORE. PALLADIO. PALLIDUS. RARAE. ERUDITIONIS. ZELO. IN. COELUM. ABIIT. RITE. OFFICIO. FUNCTUS. ET. VITA. IAM. MEMORIAE. EIUS. ET. HONORI. QUI. OMNEM. IN. VITA. MOVIT. LAPIDEM. NE. UNQUAM. VEL. LAPIS. DICERETUR. VEL. DE. LAPIDE. EMTUS. HUNC. PRO. MORE. LAPIDEM. POSUIMUS. ANNO. CHRISTI. M. D. C. LXXXIII.</p> <p><i>Sockelzone mit Leichentext:</i></p> <p>IOH. XII. V. XXIV. AMEN DICO VOBIS, NISI GRANUM FRU- MENTI CADENS IN TERRAM MORTUUM FUERIT, IPSUM SOLUM MANET: SI AUTEM MORTUUM FUERIT, MULTUM FRUCTUM AFFERT.</p>	<p>Ruhe. Von den Musen genährt und unsterblich. Ihn verzehrte ein rastloser Drang nach Wissenschaft, schon nicht mehr vor Kälte, sondern vor Wärme starr und im Schweiß, der Palladium geweiht ist, bleich. Seltener Bildung nahefernd ging er weg in den Himmel, nachdem er ordentlich erfüllt Pflicht und Leben. Nun: Seinem Gedenken und seiner Ehrung, die im Leben/ zu Lebzeiten jeden Stein bewegt hat, damit er niemals Stein heiße oder gar gekauft aus Stein, haben wir wie es Sitte ist – diesen Grabstein setzen lassen im Jahre Christi 1673.</p> <p>Johannes 12, Vers 24 Amen, ich sage euch, wenn ein Getreidekorn, das auf die Erde fällt, nicht sterblich ist, bleibt es allein. Wenn es aber sterblich ist, bringt/trägt es reichlich Frucht.</p>
<p>EK S. 39-41 Kapelle außen, Westmauer</p> <p>VIATOR QUIS QUIS ADES SISTE GRADUM HIC NAM QUE IACET FLOS IUVENTUTIS, DECUS SUORUM PATRIAE SPES IMAGO VERAE VIRTUTIS VERA OTTO PRALE QUI PATRIA ATQUE MAIORIBUS CLARUS SUA ADHUC VIRTUTE CLARIOR THEOLOGUS ERAT SUPRA AETATEM PHILOSOPHUS ILLIUS SECTAE QUAE VERAM SAPIENTIAM SECTANS</p>	<p>Otto PRALE (1648-1674) Theologie-Student</p> <p>Besucher/Vorübergehender, wer auch immer du bist, halte den Schrittm an, denn hier ruht eine Blüte der Jugend, Zierde der Seinen, Hoffnung seiner Vaterstadt, wahrhaftes Bild wahrer Tugend, Otto Prale, der angesehen auf Grund seiner Heimatstadt Hamburg und seiner Vorfahren, / angesehen noch durch seine eigene Tüchtigkeit, ein für sein Alter ungewöhnlicher Theologe war, philosophischer Anhänger jener Schule, die, wirklicher Weisheit folgend,</p>

<p>INT[ER]MIJNIS COELESTIA, INMUNDANIS DIVINA INTEPORALIBUS [AETERNA [SP]JECULATUR, MEDITATUR, CONTEMPLATUR LINGUARUM PERITUS FERRE OMNIUM, QUAS VEL AESTIMAT [ORBIS], VEL DOCET LITERATUS ORDO</p> <p>QUI MORES IN QUIB[US] TOT OTTO NOSTER VIRTUTIBUS EMINEBAT, QUOT VITIIS SILVIUS [OTTO NULLI MOLE[?]TUS NISI FORTE SIBI, CUM ALIIS MODESTE [SERVIENDO MOLESTE FERRET SI QUAE CUIPIETBAT PRAESTARE NON POSSET</p> <p>NUNQUA OS A CORDE, NUNQUA MENS A LINGUA DISSONABAT SED VERI CUPIDUS ET FALLERE NESCIUS, QUAE PECTUS HABEBAT DICTIS ATQUE FACTIS EXHIBEBAT CONSONA</p> <p>AMABAT FORTITER, SED BONOS BONASQUE, VIROS ET ARTES VERBO</p> <p>NIL NISI VIRTUASUM SPIRABAT ATQUE [IPS]E DIEM SUUM ANTE DIEM OBIIT. VIX ENIM ANUM V. TUM SUPRA XX. MUM ATTIGERAT CUM FEBRILIS ARDOR PRAEVIA EPATIS ATQUE LIENS CACHEXIA QUA FORTE EX LUCTUOSO OBITU SUORUM ATQUE PEGRINATIONIBUS QUIBUS VARIAS GERMANIAE PAGRARAT ACADEMIAS CONTRAXERAT VIRUM CORRIPERET ATQUE EFFICERET TANDEM UT MORTALIS QUI ERAT MORTALIS ESSE DESINERET HOC EST</p> <p>PLACIDE A. M. DCLXXIV. DIE XXVIII. MARTII EXPIRARET DIGNUM EI[?], NON DUBITO, IUDICABIS LECTOR AD CUIUS CIPPUM VIRTUTIS UMBRA, QUAE GLORIA EST, RESIDEAT. NE VIRO IDE[M] [TU]JMULUS QUI CORPUS ET NOMEN [O]PTUMI OBRUAU TO CAUTUM VOLUERUT EIUS NEI</p>	<p>im Irdischen das Himmlische, im Innerweltlichen das Göttliche, im Zeitgebundenen das Ewige zu erkunden sucht, bedenkt, betrachtet. Kundig fast aller Sprachen, die sowohl der Erdkreis schätzt als auch der literarisch gebildete Stand lehrt. Du fragst nach seinen Sitten? Unser Otto ragte durch so viele Tugenden hervor wie durch Fehler Silvius Otto (Verfasser?). Keinem beschwerlich, es sei denn sich selbst vielleicht, weil er, anderen anspruchlos dienend, / Schwer daran trug, wenn er das, was er sich vornahm, nicht erfüllen konnte. Niemand gab es eine Dissonanz zwischen Gesicht und Herz (Aussehen und Fühlen), niemals zwischen Denken und Sprechen, sondern, begierig nach Wahrheit und unfähig zu betrügen, brachte er in Übereinstimmung durch Sagen und Tun, was ihm im Innern bewegte. / Er liebte sehr, jedoch gute Männer und gute Eigenschaften/Fähigkeiten. Im Gespräch „atmete“ er nur Tugendhafte Seite Und: Er ging seinem Tag vor dem Tag entgegen (= starb allzu früh). Er hatte nämlich kaum das 25. Lebensjahr vollendet, als ein Fieberanfall, dem wohl vorrangig eine Erkrankung der Leber und der Milz, / nach traurigem Tod der Seinen und Reisen, auf denen er verschiedene Universitäten Deutschlands gestreift, sie auch besucht hatte, den Mann hinweggraffte und letztendlich bewirkte, dass er, sterblich, der er war, aufhörte sterblich zu sein, das heißt, friedlich im Jahre 1674 am 28. Tag des März den Lebensatem aushauchte. / Würdig, ich zweifle nicht, wirst du Leser (der Inschrift) ihn einschätzen, an dessen Grabstein der Schatten der Tugend, die Ruhm heißt, sich niederlassen möge. Damit derselbe Grabhügel, der Körper und Namen birgt, nicht den hervorragendsten Mann bedeckt, ... wollte er, dass dessen sicher</p>
--	--

<p>EK S.42/43 Westmauer</p>	<p>Nikolaus Heinrich BOLDT (1657-1679) Theologie-Student</p>
<p>DUM. ORIMUR. MORIMUR. VIATOR. PIETATEM. NE. VIOLATO. IACET. HIC. IPSA. PIETAS. IUVENIS. EGREGIUS. DN.(dominus) NICOLAUS. HENRICUS. BOLDT. LUBECENSIS. INCOMPARABILIS. NICOLAI. HUNNII. HAERETICORUM. TERRORIS. ET. MALLEI. CUIUS. INSTAR. ERAT. ET. AEMULUS. EX. FILIA. NEPOS. POESEOS. ORATORIAE. LINGUARU. PHILOSOPHIAE. POLYHISTORIAE. ET. THEOLOGIAE. STUDIOSSIMUS. ERUDITIONIS. SOLIDAE. COMPENDIUM. NUNC. ACADEMICUS. COELI. NOVUS. UNDE. ERAT. ORTUS. DEO. DOCTORE. NOVA. DISCIT. ET. INAUDITA. QUORU. MENS. MORTALIU. NON. EST. CAPAX. NUNC. DOCETUR. OMNIA. MORTUUS. AO. 1679. AETAT. 22. SUO. OLIM. DISCIP. EGREGIE. CHARO. P.(osuit) DAVID. VAN. DER. BRÜGGE. BIBLIOTHECAR. LUBEC.</p>	<p>Während wir geboren werden, sterben wir. Wanderer/Besucher, verletze nicht die Frömmigkeit. Hier ruht die Frömmigkeit selbst, ein herausragender Jüngling. Herr Nikolaus Heinrich Boldt aus Lübeck. (Enkel) des unvergleichlichen Nikolaus Hunnius, Schrecken der Ketzer (Abweichter vom lutherischen Glauben) und Hammer (schlägt die „Abweichler“), dessen Abbild und Nacheiferer er war, Enkel von Seiten der Tochter. Er widmete sich intensiv der Dichtung, Rhetorik, den Sprachen, der Philosophie, der Allgemeingeschichte und der Theologie, Gewinn gründlicher Bildung. Jetzt (ist er) neues akademisches (Mitglied) des Himmels, woher er geboren ward. Bei seinem Lehrmeister Gott lernt er Neues und nie Gehörtes, dessen der Geist der Sterblichen nicht fähig ist. Jetzt wird er in allem gelehrt, Gestorben im Jahr 1679 im Alter von 22 Jahren. Seinem einstigen Schüler, unendlich liebenswert, setzte (dieses Denkmal) David van der Brügge, Bibliothekar in Lübeck.</p>

<p>EK S. 44/45 Kapelle innen, Nordwand</p>	<p>Margarete Hoffmann, geb. Ant(h)oni und ihre drei Kinder, damunter Gregor Heinrich HOFFMANN (1656-1669) Pädagog-Schüler</p>
<p>Viator christiane cum fidus piarum animarum sequester Jesus Christus quiescentia iuxta marmor hoc ossa clarificabit hinc cum alys fidelibus consurget aeternam gloriam occupatura Margareta Hoffmannia filia Hassorum Cancellary inclyti Godofredi Anthony una cum filia Maria Catharina, et gemino filio Johan Bernardo, et Gegorio Henrico quos quidem haecenus ex illa natos hic sinus continet. Maximo luctu elata sunt corpora et desiderium relictum ingens moesto viduo ac patri qui hoc sui doloris erexit monumentum Andrae Hoffmanno Quaestori Gisseno anno proximo a beato suorum excessu MDCLXX. mens. Oct. Solatur is se cum suis secum coeteris spe illa Christianorum quam aly novere nulli ex Apocal. XIV, 13. Beati mortui qui in domino moriuntur amodo.</p>	<p>Christlicher Besucher, wenn der treue Geleiter frommer Seelen, Jesus Christus, die neben diesem Marmor ruhenden Gebeine zu Ruhm erheben wird, wird sich hier mit anderen Christgläubigen erheben, ewigen Ruhm erlangend, Margarete Hoffmann, Tochter des berühmten Kanzlers der Hessen, Gottfried Antonius, gemeinsam mit der Tochter Maria Katharina und den Zwillingen Johann Bernard und Gregor Heinrich, die bis jetzt allerdings von jener geboren, dieser Schoß birgt. In tiefer Trauer wurden die Toten hinausgetragen und eine riesige Schmsucht hinterlassend dem traurigen Witwer und Vater, der dieses Erinnerungsmal seines Schmerzes hat errichten lassen, Andreas Hoffmann, Rentmeister zu Gießen, im Jahr nach dem glücklichen Heimgang der Seinen, 1670 im Monat Oktober, Er tröstet sich zusammen mit den übrigen Seinen durch jene Hoffnung der Christen, die keine anderen kennen, aus Apocal. XIV, 13: Glücklich die Toten, die im Herrn sterben.</p>

<p>EK S. 46 Nordmauer</p>	<p>Georg Friedrich von PREUSCHEN (1760-1773) Pädagog-Schüler</p>
<p>SISTE. VIATOR. QUAESO PAUCA. LEGITO. IUVENIS. AETATE. VIR. INGENII. VIRIBUS. GEORGIUS. FRIDERICUS. DE. PREUSCHEN. DEO. PARENTIBUS. AMICIS. CARISSIMUS. NATUS. CARLSRUHAE. CAL. APRILIS. MDCCLX. LITTERIS. PRIMUM. IBIDEM. DEINDE. WETZLARIAE. TUM. GISSAE. OPTIMO. SUCCESSU. ERUDITUS. MAXIMAM. SUI. SPEM. CONCITAVIT. DUM. IN. IP SO. AETATIS. FLORE. DISCENDIQUE. ARDORE. AD. CAELITES. EVOLAVIT. MORBO. TRIDUI. CONSUMPTUS. CAL. DECEMBR. MDCCCLXXIII. POSTQUAM. VIXERAT. ANNOS. XIII. MENSES. VIII. RELIQUIJS FILII. DULCISSIMI. ET. DESIDERATISSIMI. HOC. PIETATIS. MONUMENTUM. MOESTISSIMI. PARENTES. SUO. ET. FRATRUM. SORORISQUE. NOMINE. CUM. LACRIMIS. POSUERUNT. HAVE. SANCTA. ANIMA. HAVE. ET. TU. QUI. LEGIS</p>	<p>Halt an Vorübergehender, ich bitte darum, lies das wenige. Ein Jüngling dem Alter nach, Mann nach den Kräften seines Geistes, Georg Friedrich von Preuschen, den Eltern durch Gott geschenkt, den Freunden der liebste, Geboren in Karlsruhe am 1. April 1760. In den Wissenschaften zuerst dort, dann in Weizlar, schließlich in Gießen, mit bestem Erfolg gebildet, gab er Anlass zur größten Hoffnung, während er in der höchsten Blüte seines Lebens und Lerneifer zu den Himmlischen entschwand, hinweggerafft durch eine drei Tage währende Krankheit am 1. Dezember 1773, / nachdem er gelebt hatte 14 Jahre und 8 Monate. Den sterblichen Überresten Des liebsten und schmerzlich vermissen Sohnes haben dieses Grabmal der Liebe errichten lassen die zutiefst traurigen Eltern in ihrem und dem Namen der Brüder und Schwester / unter Tränen. Befinde dich wohl, erhabene Seele, befinde dich wohl auch du, der du dies liest.</p>

Akademische Theologie und die Identität einer Landeskirche: Gießen - Frankfurt am Main - Mainz

Karl Dienst

Akademische Theologie als kirchlicher Identitätsfaktor?

Braucht eine Landeskirche eine bestimmte Identität, die über das „allgemein Evangelische“ hinausgeht und die eine spezifische Identifikationsbereitschaft mit ihr wecken kann? Welchen Beitrag kann dazu die akademische Theologie leisten? Dies ist eine der Kernfragen im Blick auf den von der Kirchenleitung der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (EKHN) herausgegebenen „Jahresbericht 2006/2007“, der seinen besonderen Akzent diesmal durch den Bezug auf „60 Jahre EKHN“ erhält.¹ Geht es hier eher um eine journalistisch orientierte Zeitansage oder primär um „Zeitgeschichte“ im engeren Sinn?

Auf den ersten Blick wird die EKHN hier vor allem über die auch medienträchtige Kirchenpolitik, nicht selten auch über die Politik schlechthin definiert. Erlebnis- und Kampfbilder haften an Ereignissen wie z.B. Kampf gegen die Wiederbewaffnung, atomare Aufrüstung und Militäraseelsorge, Auseinandersetzung um DKP-Pfarrer, Konflikte um die Startbahn West (Frankfurt/M.), Unterstützung von sog. Befreiungsbewegungen, Südafrika-Boykott und die Israel-Erweiterung des Grundartikels, um nur einige Problem- und Kampffelder zu benennen. Die „Niemöller-Kirche“ galt/gilt - positiv oder negativ bewertet - als fortschrittliche „Politische Kirche“, als „Avantgarde“ der Gesellschafts- und Kirchenreform, als vorbildliche Kirche einer (nicht nur kirchlichen) „Vergangenheitsbewältigung“ usw.

Bei diesem hier beschrittenen synthetisch-konstruierenden Weg der Identitätssicherung spielen, neben persönlichen Vorlieben, auch aktuelle kirchenpolitische Strategien eine Rolle. Aus einem Gesamtkomplex der überlieferten Geschichte wird dann z.B. im Blick auf ein Jubiläum ein Geschehensablauf als „Eigengeschichte“ herauspräpariert,

1 60 Jahre Evangelische Kirche in Hessen und Nassau. Jahresbericht 2006/2007. Hrsg. von der Kirchenleitung der EKHN, Paulusplatz 1, 64285 Darmstadt.

die ein gewünschtes Traditionsbewusstsein und damit Identität fördern soll. Dass dabei auch im Sinne einer Erinnerungspolitik manche Traditionen und Kausalketten erst „gefunden“, zuweilen auch „erfunden“ werden, liegt auf der Hand, soll doch offenbar eine bestimmte, apriorisch für „hessen-nassauisch“ gehaltene politisch-kirchenpolitische Vergangenheit in die Zukunft hinein verlängert werden.² Braucht man aber für diese vor allem auf kirchenpolitische Setzungen gegründete Identität überhaupt eine akademische Theologie?

Der Kampf um das Erbe Schleiermachers

Von jedem evangelischen Theologen ist zu verlangen, dass er im Bilden einer eigenen Überzeugung begriffen ist. Als kritische und konstruktive Wissenschaft ist Theologie um der Kirche und des Gemeinwesens willen unausweichlich in Universitäten zu betreiben - so jedenfalls hat es Friedrich Schleiermacher 1810 in seiner „Kurzen Darstellung des theologischen Studiums“ gefordert. „Doch was geschieht, wenn das religiöse Bewußtsein sich für allweise hält und gegen kritische Rationalität immunisiert? Was geschieht mit der akademischen Theologie, wenn die in Universitäten institutionalisierte wissenschaftliche Öffentlichkeit am christlichen Glauben keinerlei konstruktives Interesse mehr hat? Die Lage der akademischen Theologien in Deutschlands Universitäten ist prekär geworden“ - so (wenn auch ein wenig übertrieben) Friedrich Wilhelm Graf.³ Auf diesem weitgespannten und differenzierten hochschul- und wissenschaftspolitischen Feld mit seinen bildungsgeschichtlichen, rechtlichen, politischen, kulturellen und weltanschaulichen Aspekten soll im Folgenden der Frage nachgegangen werden, welchen Beitrag eine akademische Theologie zur Identitätsstiftung einer Landeskirche leisten kann und ob diese sie dafür überhaupt in Anspruch nimmt oder nehmen will? Abgesehen von den erwähnten hochschul- und theologiepolitischen Diskursen wurde diese Frage z.B. auch durch den kürzlich vom Pfarrerrinnen- und Pfar-

2 Zum Ganzen vgl. W. Müller, Das historische Jubiläum. Zur Geschichtlichkeit einer Zeitkonstruktion, in: Ders. u.a. (Hrsg.), Das historische Jubiläum. Genese, Ordnungsleistung und Inszenierungsgeschichte eines institutionellen Mechanismus, 2004, S. 1-75. - Claus Arnold, Bistumsjubiläen und Identitätsstiftung im 20. Jahrhundert am Beispiel der Diözesen Rottenburg-Stuttgart und Limburg, in: Römische Quartalsschrift für Christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte, Band 100, Heft 3-4, Rom u. a. 2005, S. 313-332.

3 Friedrich Wilhelm Graf, Tumult im Theotop: Akademische Theologie in der Krise, in: FAZ, 21.2.2008, S. 8.

rerverein der Ev. Kirche in Hessen und Nassau (EKHN) erhobenen und nicht nur der eigenen Selbstvergewisserung dienenden Vorwurf „einer gewissen theologischen Verwahrlosung“ auch in der EKHN ausgelöst, die „auf eine geringe Wertschätzung unserer [theologischen] Ausbildung schließen läßt. So hat man gelegentlich kaum noch einen Unterschied zwischen der Einführung von Prädikanten/innen und der Ordination von Pfarrern/Pfarrerinnen gemacht.“ In eine ähnliche Richtung zielt auch Grafs Kritik: „Relevante Kräfte in den Kirchen geben sogenannter Spiritualität den Vorrang vor gebildeter Reflexionskraft.“

Inwieweit sich hier noch das Erbe des sog. „Kirchenkampfes“ auswirkt, ist eine offene Frage. Auch in der EKHN wurde dessen Geschichte bisher vor allem als Kampf um die rechte Lehre, die rechte Theologie, die rechte Gestalt der Kirche und als Kampf um die Barmer Theologische Erklärung von 1934 dargestellt.⁴ Joachim Beckmann⁵ deutete den Kirchenkampf als einen Grundsatzkonflikt längerer Dauer, der bis auf die Aufklärung zurückreicht: „Die Herrschaft des Rationalismus führte zur Auflösung der Bekenntnisgrundlagen und leitete einen inneren Zerfall der evangelischen Kirchen ein.“ Die Grundordnung der EKHN von 1949 hat diese eher geschichts- und kulturphilosophische These sogar in ihren Grundartikel aufgenommen und konsequent Aufklärung und Liberalismus aus ihrem Blickfeld verbannt; man griff hier direkt auf die Reformation und die Alte Kirche zurück. Dahinter stand der Generalverdacht, der auf den Universitäten vertretene theologische Liberalismus trage einen besonderen Teil der Schuld an der Nähe von Teilen der evangelischen Kirche zum Nationalsozialismus.⁶ Der Verkirchlichung der Theologie war es z.B. unverzeihbar, dass Adolf von Harnack, der auch in Gießen lehrte, „nie in einem Pfarramt gestanden, nie das Ältestenamnt bekleidet und selten gepredigt hat.“⁷ Es entwickelte sich ein Kampf um die Deutungshoheit in der Theologie, der letztlich kirchenpolitisch entschieden wurde: Die Kirchlichkeit der Theologie

4 Vgl. Karl Herbert, *Durch Höhen und Tiefen*, 1997. - Kritisch: Karl Dienst, „Zerstörte“ oder „wahre“ Kirche: Eine geistliche oder kirchenpolitische Entscheidung? (THEION Bd. XX), 2007.

5 Joachim Beckmann, *Kirchliches Jahrbuch für die Evangelische Kirche in Deutschland 1933-1944*, 1948; hier S. 11; vgl. ferner Edmund Schlink, *Der Ertrag des Kirchenkampfes*, 1947.

6 Vgl. Klaus Fitschen, „Kirchengeschichtsschreibung muß um das Wesen der Kirche wissen.“ *Selbstbesinnung und Selbstbegrenzung des Faches Kirchengeschichte nach 1945*, in: *Mitteilungen zur Kirchlichen Zeitgeschichte* 1/2007, S. 27-46.

7 Walter Delius, *Kirchengeschichte - Geschichte der Kirche Jesu Christi*, 1948, S. 16.

bestand darin, dass sich die Theologie mehr oder weniger einem kirchlichen Machtanspruch zu beugen habe, auch wenn sich diese Verkirchlichungstendenz nie ganz durchsetzen konnte, wenn auch die Landeskirchen letztlich für das Pfarramt die Prüfungshoheit durchsetzten. „Die vor allem von seiten der Dialektischen Theologie und bestimmter Kreise der Bekennenden Kirche (BK) kommenden Versuche, nicht nur die Kirchengeschichte, sondern die Theologie insgesamt kirchlich zu determinieren, blieben nicht unwidersprochen.“⁸ Welches Bild ergibt sich vor allem in historischer Perspektive im Blick auf die zumindest territorial die EKHN betreffenden Universitäten in Gießen, Frankfurt am Main und Mainz?

Zu Verkirchlichungstendenzen im Blick auf die akademische Theologie

Was das Selbstverständnis der EKHN anbelangt, so hat auch heute noch die Rede vom „völligen Neuanfang“ nach 1945 auf der Grundlage des Kirchenkampfes fast kanonischen Rang. Dem entspricht der „kategorische Imperativ“ einer Bewahrung dieses Erbes auch im Blick auf die Frage kirchlicher Gestaltung, die gerade theologisch verantwortet werden müsse. Zu diesem Erbe gehörte allerdings auch ein nicht zu übersehendes Misstrauen gegenüber staatlichen Theologischen Fakultäten, ja auch gegenüber den eigenen, mit Professorenstatus versehenen Predigerseminaren (Herborn, Friedberg), die als Einfallstore für die ideologische Überfremdung der Theologenausbildung angesehen wurden. Demgegenüber forderte man in Kreisen der BK eine stärkere Verkirchlichung der Theologenausbildung. Schon die Dritte Reichsbekennnissynode 1935 in Augsburg vereinnahmte die akademischen Theologen für die Kirche: „Die Professoren der Theologie tragen als Lehrer der Kirche eine besondere Verantwortung.“ In der nach 1945 von Hans Asmussen geleiteten Kirchenkanzlei der EKD gab es ebenfalls starke Tendenzen in Richtung auf eine solche „Verkirchlichung“ der Theologischen Fakultäten. So schrieb der Mitarbeiter in der Kirchenkanzlei Pastor Dr. Hans-Werner Jensen an den nach Mainz als reformierter Kirchengeschichtler berufenen Wilhelm Boudriot am 2.5.1946: „Ich freue mich, daß die von Ihnen außer Ihrer Person erwähnten Namen dafür sprechen, daß die Dozenten der Universität Mainz ihren akademischen Dienst aus der Hand der Kirche nehmen und

8 Fitschen, Kirchengeschichtsschreibung, S. 46.

sich den Bekenntnissen der Kirche existenziell verpflichtet fühlen. Hoffentlich kommt es bei Ihnen dazu, gerade weil Sie ja neu anfangen dürfen, daß die verschiedenen Herren des Lehrkörpers miteinander Exegese treiben und vielleicht sogar ein gemeinsames gottesdienstliches Leben führen.“⁹ Ähnlich war es bei den Versuchen, 1945 in Frankfurt am Main eine Theologische Fakultät zu etablieren. Hier wurde vom Landesbruderrat der BK (Otto Fricke, Wilhelm Fresenius) eine Berufungsliste vorgelegt, über die der als Gutachter von der Universität gebetene Marburger Theologieprofessor Heinrich Frick urteilte: Es falle an der Liste auf, dass weder Rücksicht auf die „Frankfurter südwestdeutsche Landeskirchliche Situation“ genommen, noch Wert auf „Erfahrung in Sachen Universitätsverwaltung“ gelegt werde. Auch sei es entschieden falsch, „in Frankfurt nur Bekenner-Theologen zu verwenden, gibt es doch in Südwestdeutschland eine beachtliche modern-liberale, von vielen Geistlichen und Laien vertretene volkskirchliche Einstellung, die unbedingt Rücksicht verdient.“ Gerade das wollte aber die BK nicht! Ihr Credo lautete, dass die Nähe von Teilen der evangelischen Kirche zum Nationalsozialismus das Erbe der Aufklärung und des Liberalismus als dem „Ausgleich zwischen dem Christentum und der Vernunft, der modernen Kultur, dem Nationalismus, dem Sozialismus und nun also dem Nationalsozialismus“ sei.¹⁰ Und gerade dieser Liberalismus habe die universitäre Theologie beherrscht, die keinen Bezug mehr zu der als „Gemeinschaft unter Wort und Sakrament“ verstandenen „Gemeinde“ gehabt habe! Pfarreroptik und Siegeroptik liefern hier den Definitionsrahmen auch für Deutungsbegriffe des Kirchenkampfes wie „zerstörte Kirche“ als Werk der Deutschen Christen (und auch der Liberalen!) und „wahre Kirche“ als Werk der Bekennenden Kirche. Und die inhaltliche Füllung dieser Begriffe ist vor allem das Ergebnis einer kirchenpolitisch gewendeten Theologie antiliberaler Prägung, womit auch gesagt ist, dass es sich hier nicht einfach um deskriptive Begriffe, sondern zumindest auch um Deutungsbegriffe und (auch moralisch aufgeladene) Bewertungen handelt. Vieles, was dann als „streng theologisch“ begründet erscheint, ist in Wirklichkeit zumindest kirchenpolitisch mitverursacht. Nicht ohne Grund hat Karl Barths die Sprache des Politischen und die der traditio-

9 Vgl. Karl Dienst, Der „andere“ Kirchenkampf: Wilhelm Boudriot - Deutschnationale - Reformierte - Karl Barth. Eine theologische- und kirchenpolitische Biographie (Vergessene Theologen, Bd. 4), 2007.

10 Kurt Dietrich Schmidt, Grundriß der Kirchengeschichte, § 1, hier zit. nach der 5. Auflage 1967, S. 512.

nellen Dogmatik ineinander schiebender theologischer Denkstil vor allem die „dahlemitisch“ orientierte (radikale) BK fasziniert. Kirchenpolitische Rhetorik wird so in einen theologischen Sprachkontext eingebunden und die Suggestion erzeugt, als seien kirchenpolitische Äußerungen und ihnen entsprechende Verhaltensweisen eben die genaue Folge einer dogmatisch-theologischen Einsicht! Die Erkenntnis, dass das Bild vom Kirchenkampf bis heute wesentlich von den „Erlebnis-, Kampf- und Familienbildern“ der BK vor allem in ihrer (öfters nachträglichen) Profilierung und Modellierung nach 1945, also aus einer „Siegeroptik“ heraus bestimmt ist, liegt zwar auf der Hand, lässt sich aber des Öfteren - vor allem auch auf Grund emotionaler Verfestigungen - nur schwer vermitteln. In diesem Umkreis war/ist eher die „gläubige“, sich um „Wort und Sakrament“ sammelnde „Gemeinde“ „identitätsstiftend“ und weniger die „universitäre Theologie“, deren frühere Stellung als eine wichtige Größe für die Identitätsstiftung einer Landeskirche durch die Versuche einer Verkirchlichung der Theologie zumindest relativiert wurde. Aus einer Führungsrolle wurde - vor allem unter Verkürzung der historischen Perspektive - nur zu oft eine eher kirchenpolitischen Ansprüchen dienende Rolle.

Die 1945 verschwundene Theologische Fakultät: Gießen

Nicht nur, dass die Gießener Theologische Fakultät von den meisten Pfarrern der hessen-darmstädtischen Landeskirche besucht wurde: Die nach ihrem Gründer Landgraf Ludwig V. von Hessen-Darmstadt genannte „Ludoviciana“ war gerade eine Gründung des hessischen Luthertums! Was das Thema „Evangelische Kirche und Nationalsozialismus“ anbelangt, so wird dies nicht nur in Hessen und Nassau allerdings öfters gerade an der Gießener Theologischen Fakultät 1933/34 festgemacht,¹¹ deren Studentenschaft 1933 knapp 50 Studenten betrug, die kurzfristig noch einmal auf ca. 100 anstieg, bevor im WS 1938/39 nur noch ein einziger Student sein Theologiestudium in Gießen begann; im SS 1943 war dort kein einziger Theologiestudent mehr vorhanden. Für die (braune) kirchenpolitische Ortsbestimmung der Gießener Fakultät wird, neben einzelnen Professoren, vor allem auf die von Prof. Dr. Leopold Cordier angeregte Vortragsreihe zu dem Thema „Volk-

11 Vgl. Martin Greschat, Die evangelisch-theologische Fakultät in Gießen in der Zeit des Nationalsozialismus (1933-1945), in: Theologie im Kontext der Alma Mater Ludoviciana, 1983, S. 139-166.

Staat-Kirche¹² vom 19.-21.6.1933 in Darmstadt für Starkenburg und Rheinhessen und von 26.-28.6.1933 für Oberhessen in Gießen hingewiesen, was allerdings in Spannung steht zu der Erklärung des Dekans der Gießener Fakultät auf der Synode der ELKNH am 2.11.1934: „Der gegenwärtige Landesbischof [Lic. Dr. Ernst Ludwig Dietrich] entbehrt des Vertrauens in den Gemeinden. Er hat sie durch ein in Deutschland einzig dastehendes Kirchenvorstehergesetz entmündigt, hat anders denkende Pfarrer in der Öffentlichkeit politisch verdächtigt und Gewaltmaßnahmen in die in ruhiger Entwicklung aufstrebende Kirche eingeführt. Die Theologische Fakultät kann ihn daher nicht als einen Bischof im evangelischen Sinne des Wortes ansehen. Er hat nach lutherischer Auffassung von der Kirche sein Amt verwirkt. Sie fordert ihn auf, von seinem Amte zurückzutreten und damit die Bahn für einen wirklichen Frieden freizugeben¹³ - ein wohl einzigartiges Ereignis bei der Auseinandersetzung zwischen Kirche und Nationalsozialismus im universitären Raum! Martin Greschat¹⁴ schwankt allerdings in seinem Urteil: Der „Grundkonsens [der Gießener Theologieprofessoren] läßt sich als unreflektiert national-konservativ umreißen: Man war selbstverständlich deutsch-national gesonnen und in seinen Wertvorstellungen konservativ-christlich geprägt ... Die Weimarer Republik hat jedenfalls in der Gießener Theologischen Fakultät keinen Verteidiger gefunden. Wohl aber fand der nationalsozialistische Staat hier in der Gestalt des letzten vom Gesamtsenat gewählten und dann für die Zeit vom 15. Oktober 1933 bis zum 15. Oktober 1934 vom Reichsstatthalter ernannten Rektors, des Kirchenhistorikers Heinrich Bornkamm, einen engagierten Anwalt ... Es wäre [aber] ungerecht, Bornkamm zu unterstellen, er habe die Gleichschaltung und Politisierung der Universität im Geiste des Nationalsozialismus mit allen Konsequenzen gewollt ...“ Ein Fazit: „Die Selbstgleichschaltung des größten Teils der Gießener Theologischen Fakultät im Sommer 1933 war kein Betriebsunfall. Sie war mindestens auch die Konsequenz einer bis dahin in großer Breite an den deutschen Universitäten betriebenen evangelischen Theologie.“¹⁵ Zur BK gehörten neben Cordier die Privatdozenten Schlink und Brunner, der einige Wochen im KZ Dachau

12 Vgl. Volk - Staat - Kirche. Ein Lehrgang der Theologischen Fakultät Gießen, Gießen 1933. Eine Zusammenfassung bietet Heinrich Steitz, Geschichte der EKHN, 1977, S. 525 ff.

13 Zit. nach Steitz, Geschichte, S. 564.

14 Greschat, Die evangelisch-theologische Fakultät, S. 142 f.

15 Greschat, Die evangelisch-theologische Fakultät, S. 151.

einsaß. Die Fakultät blutete aus: 1935 ging Heinrich Bornkamm nach Leipzig, 1939 starb Cordier, Haenchen ging nach Münster, Vogelsang wurde Soldat. Während des Krieges bestand die Fakultät faktisch nur aus dem Alttestamentler Rudolph und dem Neutestamentler Bertram. Aber schon vorher spielte die Gießener Theologische Fakultät im Kirchenkampf keine Rolle mehr.

Ein anderes, differenzierteres Bild begegnet uns bei dem Gießener Profanhistoriker Peter Moraw!¹⁶ „Ungeachtet der verhängnisvollen Grunddisposition vieler zum starren Konservatismus, zur Republikfeindlichkeit oder auch nur zu einer vermeintlich über das politische Tagesstreiben erhabenen Haltung kann die Ludoviciana nicht als eine Hochburg des Nationalsozialismus gelten. Der unverdächtige Zeuge der Deutschlandberichte der Sozialdemokratischen Partei stellte für 1936 ‚erheblichen Widerstand der Professorenschaft‘ fest. Es sind damals, wie die Berufungsakten für den Germanisten Walther Rehm (1901-1963) berichten, ‚nur wenige aktiv im Sinne des Nationalsozialismus einsetzbare Kräfte‘ in der Philosophischen Fakultät vorhanden gewesen (1936/37) ... Was die Dinge schwierig macht und dringlich vor Vereinfachungen abmahnen läßt, sind die Tatbestände, daß Resistenz von längerer Dauer durch partielle Teilhabe am System überhaupt erst möglich wurde und daß soziales Handeln in der kleinen Gruppe, die die Universität und ihre Teile für diesen Bereich immer noch darstellten, sehr differenzierten Regeln unterliegt, die nicht in ein Schwarz-Weiß-Schema passen. Diener der neuen Herren konnten bald selbst denunziert werden, der parteitreue Rektor [Heinrich Bornkamm] konnte die Berufung von regimefernen hochqualifizierten Wissenschaftlern mittragen oder nicht behindern, oder man sah sich in gleichsam soldatischer Pflichterfüllung zur Übernahme des schwer belastenden Rektoramtes genötigt, als alles schon verloren war. Nicht-Parteigenossen konnten bleiben, weil Parteigenossen sie schützten ... Auf längere Sicht arrangierten sich jedenfalls die neuen Herren ... mit den gegebenen Verhältnissen ebenso wie die meisten Glieder der Universität, in Gestalt ineinander verflochtener partieller Teilhabe und partieller Distanz oder gar Resistenz.“¹⁷ Weiter: „Ein offensiver Widerstand in

16 Peter Moraw, Kleine Geschichte der Universität Gießen, ²1999, S. 221 ff. - Ders., Die Universität (Gießen) von den Anfängen bis zur Gegenwart: 1607-1997, in: 800 Jahre Gießener Geschichte: 1197-1997. Hrsg. im Auftrag des Magistrats der Universitätsstadt Gießen von Ludwig Brake und Heinrich Brinkmann, 1997, S. 464 ff.

17 Moraw, Kleine Geschichte, S. 212.

Gruppen gegen Gesinnungsterror und Mißwirtschaft der Diktatur aus der Universität heraus war von den Voraussetzungen der Institution her nicht denkbar, nur der einzelne vermochte sich an diesem oder jenem Punkt resistent verhalten. So widersetzte sich der emeritierte Theologe Gustav Krüger (1862-1940) in einer Senatssitzung im Sommer 1933 der Verunglimpfung Eberts und der hessischen republikanischen Regierung und wurde dafür nach Aufforderung durch den Sprachwissenschaftler Hermann Hirt (1865-1936) dadurch geehrt, daß sich alle Kollegen von den Plätzen erhoben.¹⁸ Bemerkenswert ist Moraws Urteil über die Theologische Fakultät! „Der Kirchenkampf, den die Theologische Fakultät zusammen mit Teilen der Landeskirche ausfocht, stellt das wichtigste Zeugnis überindividuellen Widerstandes an der Ludoviciana dar ... Die Antwort der Partei war die personelle und fiskalische ‚Austrocknung‘ der Fakultät, so daß sie am Kriegsende fast erloschen war.“¹⁹ An anderer Stelle bezeichnet Moraw²⁰ „den Kirchenkampf, den die Theologische Fakultät zusammen mit den Gläubigen der evangelischen Landeskirche ausfocht“, sogar als „das wichtigste Zeugnis eines Gruppenwiderstandes in der Geschichte der Ludoviciana“! Bei manchen Illusionen in der Anfangszeit des Dritten Reiches: „Die Fakultät stand aber schon 1934 der rücksichtslosen Kirchenpolitik der Diktatur gegenüber ... Unter der geistigen Führung des praktischen Theologen Leopold Cordier (1887-1939), dem der damalige Dekan Ernst Haenchen (1894-1975; er war Parteigenosse) nicht weniger eindeutig zur Seite trat, erklärte die Fakultät samt Bornkamm und Krüger die Verordnungen des Reichsbischofs Müller öffentlich für ungesetzlich. Sie forderte auch den im Handstreich gegen Diehl ernannten parteitreuen ersten Landesbischof von Nassau-Hessen [Ernst Ludwig Dietrich] zum Rücktritt auf. Am 5. November 1934 gaben 141 der 142 damals in Gießen studierenden Theologen eine Erklärung zugunsten ihrer Professoren ab. Im ‚Landesbruderrat der evangelischen Bekenntnisgemeinschaft Nassau-Hessen‘, der Widerstandsorganisation gegen die ‚Deutschen Christen‘, wirkten die Gießener Professoren Cordier und Roloff (Neuere Geschichte). Die Antwort der Partei war nicht die offene Auslöschung der Fakultät, aber ihre personelle und fiskalische ‚Austrocknung‘. Bei Kriegsende war sie davon gezeichnet.“²¹ Kurz: „Weil

18 Moraw, Kleine Geschichte, S. 221.

19 Moraw, Die Universität, S. 465.

20 Moraw, Kleine Geschichte, S. 221.

21 Moraw, Kleine Geschichte, S. 222.

diese Gießener Theologie mit der Ludoviciana unterging, wird man hervorheben, daß nach einem Jahrhundert der Schwäche in den letzten 70 Jahren vor 1945/46 eine Fakultät bestand, an die man sich erinnern sollte. Sie hat ihre Standfestigkeit zuletzt im Kirchenkampf der Hitlerzeit dargetan, auch wenn sie damals den wissenschaftlichen Standard der Zeit von Harnack, Gunkel und Bultmann nicht mehr ganz bewahren konnte.²²

Frankfurts Universität - ohne Theologie?

Soll „Theologie“ gleich welcher Konfession oder Religion überhaupt an der 1914 errichteten neuen Frankfurter Stiftungsuniversität gelehrt werden? „Gerade die Stifterfamilien jüdischer Herkunft legten oft Wert darauf, daß die von ihnen ins Leben gerufene Anstalt eine weltliche, säkularisierte und liberale sein solle“, konstatiert der Frankfurter Historiker Notker Hammerstein²³ und fährt fort: „Konfessionszugehörigkeit wie Glaubensfragen sollten keine Rolle spielen. Ausschließlich Religionswissenschaften - also die kritisch-analytische Behandlung aller Konfessionen im Rahmen der Geisteswissenschaften - galt ihnen [den

22 Moraw, Kleine Geschichte, S. 188.

23 Notker Hammerstein, Die Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main. Von der Stiftungsuniversität zur staatlichen Hochschule. Band I: 1914-1950, 1989. - Ders., Von der hohen Schule des Geistes zur Hochschule der Gleichgeschalteten, in: Forschung Frankfurt. Sonderband zur Geschichte der Universität, Heft 3/2000, S. 38-42. - Matthias Benad (Hrsg.), Gott in Frankfurt? Theologische Spuren in einer Metropole, 1987. Darin S. 113-142: Ludwig Bertsch/Johannes Deninger/Dieter Stoodt: Theologie an Frankfurter Hochschulen heute. - Dieter Stoodt (Hrsg.), Martin Buber/Erich Foerster/Paul Tillich. Evangelische Theologie und Religionsphilosophie an der Universität Frankfurt a. M. 1914 bis 1933, 1990. - Ders. (Hrsg.), Karl-Gerhard Steck, Wolfgang Philipp, Adolf Allwohn, Hans-Werner Bartsch, Walter Dignath, Hans-P. Schmidt. Evangelische Theologie und Religionsphilosophie an der Universität Frankfurt a. M. 1945 bis 1989, 1991. - Willy Schottroff, Martin Buber an der Universität Frankfurt a. M. (1923-1933), in: Stoodt, Martin Buber, S. 69-131. - Ders., „... für die schwierige Aufgabe die rechten Leute, Juden und Christen finden.“ Martin Buber erster Lehrer für jüdische Theologie an der Frankfurter Universität, in: Forschung Frankfurt, Heft 3/2000, S. 112-119. - Markus Witte (Hrsg.), Der eine Gott und die Welt der Religionen. Beiträge zu einer Theologie der Religionen und zum interreligiösen Dialog, 2003. - Von der älteren Literatur seien genannt: Richard Wachsmuth, Die Gründung der Universität Frankfurt am Main, 1929. - Paul Kluge, Die Stiftungsuniversität Frankfurt am Main 1914-1932, 1972. - Wolfgang Schivelbusch, Intellektuellendämmerung. Zur Lage der Frankfurter Intelligenz in den zwanziger Jahren (Die Hessen-Bibliothek im Insel-Verlag), 1985 (darin S. 14-26 das Kapitel: „Soziologen, Georgianer, Stifter: Die Universität“, das leider wenig auf die religionskulturellen Bezüge eingeht).

Stifterfamilien jüdischer Herkunft] als wünschenswert.“ Der damals vom Frankfurter Oberbürgermeister Franz Adickes um Rat gefragte Berliner Wissenschaftsorganisator und Gelehrte Adolf von Harnack antwortete: „Unsere Kultur ist von evangelisch-protestantischem Geist durchtränkt, und eine Universität darf Lehrstühle nicht entbehren, die sich mit den Wurzeln desselben beschäftigen.“ Von diesem Urteil machten 1914 Oberbürgermeister, Stadtverordnete und Stifter freilich keinen Gebrauch: Ihre Vorstellungen entsprachen nicht dem hergebrachten Universitätsmodell und sie lehnten eine Theologische Fakultät - gleich in welcher Form - in Frankfurt ab.

Bei dieser Entscheidung dürften neben Bedarfs- und Finanzfragen auch weltanschauliche Aspekte eine Rolle gespielt haben: Der Szientismus, also der Glaube an den Fortschritt durch Wissenschaft, sowie die laizistischen linksliberalen bzw. sozialistischen Bestrebungen einer Privatisierung der Religion („Religion ist Privatsache!“), die auch in einem großbürgerlichen Gewand auftraten. Es wäre allerdings vordergründig, das „weltlich, säkularisiert und liberal“ lediglich als Gegensatz zu „christlich“ zu definieren, wurde doch jede Theologie (auch die jüdische!) ausgeschlossen. Und wie positionierten sich die Theologen? 1913 betonten gerade die liberalen Frankfurter Pfarrer Wilhelm Bornemann, Erich Foerster und Wilhelm Lueken, die später im Rahmen der Philosophischen Fakultät an der Universität Frankfurt Theologie lehrten: „Wir hoffen, daß die Verbreitung der Einsicht in den gebildeten Kreisen unserer Heimatstadt, daß eine wissenschaftliche Bearbeitung der Fragen, die das Gesamtgebiet der Theologie umfaßt, nicht dauernd ausgeschlossen bleiben darf von einer Hochschule, deren Aufgabe, wenn sie anders den Namen einer Universität zu Recht führen will, eben die Erkenntnis der ganzen Wirklichkeit des Lebens ist.“ „Denkender Glaube“ als Ursprungsakt von Theologie (Hermann Deuser), Theologie als „Reflexion der Glaubenskommunikation“ (Ingolf Dalferth) - so werden das später Frankfurter Theologen ausdrücken.

Die Pfade der Entstehung einer akademischen Theologie in Frankfurt bleiben bis heute verschlungen, sowohl was die äußerliche Wissenschaftsorganisation betrifft als auch die Inhalte; dies soll im Folgenden in Auszügen skizziert werden.

Wenden wir uns zunächst alternativen Wegen zu einer akademischen Theologie in Frankfurt zu! Auch ohne eine Theologische Fakultät gab es seit Gründung der Universität immer Theologen, die an der Stiftungsuniversität forschten und lehrten. Und darüber hinaus gab es an-

dere Wissenschaftler, die sich religiösen Problemen widmeten: Zum Beispiel war Martin Buber von 1923 bis 1933 Lehrbeauftragter beziehungsweise Honorarprofessor für „jüdische Religionswissenschaft und jüdische Ethik“ (ab 1930 für „Religionswissenschaft“); und Paul Tillich hielt zwischen 1929 und 1933 neben seinen philosophischen und pädagogischen Lehrverpflichtungen auch theologische Seminare. Das Wirken der Theologen war in den verschiedenen Phase in starkem Maße abhängig von der Hochschulpolitik und -entwicklung.

Im Jahr 1907 habilitierte sich der von Marburg ehrenhalber promovierte Pfarrer der Deutschen evangelisch-reformierten Gemeinde Frankfurt Erich Foerster (1865-1945) an der neubegründeten Frankfurter Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften, die 1914 in die neue Frankfurter Universität integriert wurde, für das Fach Kirchengeschichte. 1915 wurde er als ordentlicher Honorarprofessor der erste evangelische Theologieprofessor der neuen Stiftungsuniversität. Er gründete das kirchenhistorische Seminar und hielt bis 1934 Veranstaltungen über kirchliche Verfassungsgeschichte sowie kirchen- und religionsgeschichtliche Fragen, aber auch über zentrale dogmatische und über aktuelle Probleme. Von 1935 bis 1938 lehrte er am (später illegalen) Predigerseminar der Bekennenden Kirche in Frankfurt.

Ein neues Stadium begann mit dem Ende des Ersten Weltkriegs - angestoßen vom katholischen Bischof in Limburg und aufgegriffen von der Frankfurter evangelisch-lutherischen Bezirkssynode und vom Vorstand der Israelitischen Gemeinde. Der Bezirkssynode ging es darum, die Universität zu veranlassen, „im Interesse der Studenten, die sich das Fach der ev. Theologie als Lebenslauf erwählen oder im Oberlehrerexamen eine Lehrbefähigung für ev. Religion erstreben, die Einrichtung für ev. theol. Unterricht an der Universität zu verbessern und zu vermehren.“ Schließlich bezahlte auch die Bezirkssynode einige Lehraufträge, die sich um Foerster herumgruppierten.

Der gegen den Widerstand der Philosophischen Fakultät 1929 auf einen philosophischen und soziologischen Lehrstuhl berufene Paul Tillich versuchte, als Theologe Philosoph und als Philosoph Theologe zu bleiben. Seine Kontakte zu Max Horkheimer und Theodor W. Adorno, den er mit einer Kierkegaard-Arbeit habilitierte, wirkten sich zudem belebend aus. In seiner 1932 erschienenen Schrift „Die sozialistische Entscheidung“ setzte sich Tillich intensiv mit der politischen Romantik auseinander, in der er das tragende ideologische Fundament der nationalsozialistischen Weltanschauung sah. Demgegenüber bemühte er sich

um ein neues Verständnis des Sozialismus, das zwar die den Nationalsozialismus bestimmenden Kräfte des Ursprungs und des Mythos ernst nimmt, aber zugleich deren Zweideutigkeit offen legt. Dem romantischen Ursprungsdenken stellt er die von den liberalen, demokratischen und sozialistischen Kräften vertretene Forderung der Gerechtigkeit gegenüber. Aber für theoretische Auseinandersetzungen blieb keine Zeit mehr. Der Verkauf der „Sozialistischen Entscheidung“ wurde unmittelbar nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten verboten.

Allerdings dürfen bei allen Abgrenzungen auch Überblendungen nicht übersehen werden: Der „Religiöse Sozialismus“ war beispielsweise ebenso wenig wie die rechtsrevolutionäre Bewegung in sich einheitlich, sondern hochdifferenziert und gegenseitig durchlässig. Neuere Analysen zeigen, dass die gemeinhin als politische Gegner und religiöse Antipoden geltenden „Religiösen Sozialisten“ und „Deutschen Christen“ in zentralen zeitdiagnostischen Motiven, politischen Anschauungen und religiösen Sinnerwartungen einander enger verwandt waren, als das bisher angenommen wurde. Martin Buber z.B. schätzte den Tübinger Indologen Jakob Wilhelm Hauer, ohne allerdings dessen politische Irrtümer zu teilen. Hauer wurde als Schöpfer der „Deutschen Glaubensbewegung“ von den Nationalsozialisten protegiert, aber von der organisatorisch, kirchenpolitisch und inhaltlich vielschichtigen Bewegung der „Deutschen Christen“ als einer z.B. am Führerprinzip orientierten, zuweilen auch antisemitisch bestimmten Strömung im deutschen Protestantismus, und von der Bekennenden Kirche abgelehnt. Seit 1938 fanden an der Frankfurter Universität keine theologischen Veranstaltungen statt, wobei neben ideologisch-politischen Gründen auch ein durch diese verursachter Mangel an Theologiestudenten eine Rolle gespielt haben könnte.

Nach dem Zweiten Weltkrieg blieben die Bemühungen, eine theologische Fakultät in Frankfurt/M. zu gründen, erfolglos. Neben finanziellen Gründen spielten, wie bereits erwähnt, vor allem auch Personalfragen eine Rolle, wollte man doch in erster Linie im Kirchenkampf bewährte Dozenten gewinnen. Die von Mitgliedern des Landesbruderrats der BK vorgelegte Berufungsliste stieß allerdings bei dem um Rat gefragten Marburger Theologieprofessor Heinrich Frick und dem Bonner Ordinarius Heinrich Schlier, den man als Gründungsdekan vorgesehen hatte, auf Skepsis: Im Dezember 1945 schrieb Frick an den Rektor der Universität Georg Hohmann, diese Liste stelle „einfach eine Anzahl potenter Theologen nebeneinander. Eine Fakultät ergibt das nicht. Umso

weniger als die genannten Herren im wesentlichen als radikale Bekenner einig sind hinsichtlich dessen, was sie negieren, aber keineswegs hinsichtlich dessen, was sie positiv vertreten wollen.“ Nachdem auch weitere Bemühungen aus kirchenpolitischen und inhaltlich-theologischen Gründen fehlschlagen, wurden ab 1953 in der Philosophischen Fakultät zwei Theologische Seminare - ein evangelisches und ein katholisches - eingerichtet, nachdem bereits 1948/49 die Universität wieder an die Tradition der 1920er Jahre anknüpfen konnte, als es von den Kirchen finanzierte theologische Lehraufträge gab. So wurde es wieder möglich, Gymnasiallehrer mit dem Fach Religion auszubilden. Daneben stifteten die Kirchen, wie es Rektor Max Horkheimer schon 1948 angeregt hatte, je einen Lehrstuhl. Der evangelische wurde 1953 erstmals mit Karl-Gerhard Steck (1908-1983) besetzt. Mit dieser ordentlichen Professur blieben die bis 1962 von der Kirche weiter bezahlten Lehraufträge verbunden.

Was die in Frankfurt auf evangelischer Seite vertretenen theologischen Lehrinhalte anbelangt, so wurde das Erbe der Aufklärung und Liberalismus aufnehmenden Neuprotestantismus auch von denen nicht preisgegeben, die es eher mit der „Dialektischen Theologie“ Karl Barths hielten. Steck war als authentischer Barth-Schüler ein Mann der Bekennenden Kirche, der gleichwohl Vorbehalte gegenüber doktrinären „Barthianern“ bei ständigem Kontakt mit den (liberalen) Denkern des 19. Jahrhunderts hatte. Vielleicht war die Allergie gegenüber den Systemen auch eines der Elemente, das Steck mit Horkheimer und Adorno verband, die die Theologie in der Person Paul Tillichs und nicht Barths kennen gelernt hatten. Mit Wolfgang Philipp lehrte von 1964 bis 1969 zudem ein kompetenter Vertreter der Wissenschaftlichen Irenik und ein eigenwilliger Theologe, der z.B. Tillich unter den Kategorien der ostkirchlichen orthodoxen Theologie interpretierte, in Frankfurt. Eine eher politisch-aktualistisch gewendete, nach Innen und Außen gerichtete Aufnahme und Bearbeitung der Friedensthematik begegnet bei Theologen, die nach 1961 an der Hochschule für Erziehung in Frankfurt wirkten (z.B. Hans-Werner Bartsch, Walter Dignath). Das Ringen um eine zeitgemäße theologische Ethik, die praktische Vernunft als ihr unhintergebares Fundament rehabilitiert („Weltverständnis und Weltgestaltung“), zeichnete den Tillich-Assistenten Hans Paul Schmidt (1971 bis 1979 in Frankfurt) aus. In Adolf Allwohn, der von 1949 bis 1973 in der Philosophischen Fakultät in Frankfurt lehrte, begegnet neben Religionspsychologie und -philosophie eine Praktische

Theologie, die Tiefenpsychologie und Theologie im Konzept der „heilenden Seelsorge“ verbindet.

Das Jahr 1961 brachte einen Einschnitt in der Organisationsstruktur: Die Pädagogischen Institute in Jugenheim und Weilburg wurden als zunächst eigene Hochschulen für Erziehung (HfE) nach Frankfurt und Gießen verlagert, wodurch die Ausbildung auch für Grund-, Haupt- und Realschullehrer Sache der Universität wurde. Ab 1967 als Abteilungen für Erziehung (AfE) wurden sie 1971 in die jeweiligen Fachbereiche der Universität integriert. Bis dahin existierte die Theologie dort eigenständig neben den beiden Seminaren innerhalb der Philosophischen Fakultät. 1971 entstand der in die Wissenschaftlichen Betriebs-einheiten (WBE) Evangelische und Katholische Theologie mit je sieben Professoren (evangelisch: Willy Schottroff, Hans-Werner Bartsch, Heinz Röhr, Hans-Paul Schmidt, Walter Dignath, Edmund Weber, Dieter Stoodt) gegliederte „Fachbereich Religionswissenschaften“, der die bisher getrennten Seminare vereinigte und damit Fachwissenschaft und Fachdidaktik integrierte. Dieter Stoodt bezeichnete die Namensgebung als „pragmatische Notlösung“: „Man brachte die Theologen nicht in benachbarten Fachbereichen unter; man wollte aber auch das heiße Eisen des Begriffs Theologischer Fachbereich vermeiden“, was vor allem hochschulpolitische Gründe hatte,²⁴ aber auch dem über Theologie und Religionspädagogik hinausgehenden Lehrangebot (Religionsphilosophie, Religionswissenschaft) entsprach.

Die gesellschaftspolitischen Diskussionen und die organisatorischen Veränderungen führten insbesondere in der Religionspädagogik in diesen Jahren zu einer inhaltlichen Neuausrichtung: Ausgangs der 1960er Jahre sprang z.B. die Psychoanalyse, die bereits in den 1920er Jahren an der Frankfurter Universität im „Institut für Sozialforschung“ eine große Rolle spielte, vermittelt durch die „Kritische Theorie“ (Horkheimer, Adorno, Marcuse, Habermas) auch auf die Religionspädagogik über.

Das Thema Lehrerausbildung führte auch zu einer Kooperation der Universität Frankfurt und der Technischen Hochschule/Universität in Darmstadt, die bis heute besteht: Die Ausbildung der gewerblichen Berufsschullehrer erfolgte ab 1960 an der TH Darmstadt, die allerdings,

24 Der Fachbereich diente anfangs ausschließlich der Lehrerausbildung, während zu einem „Theologischen Fachbereich“ traditionell auch diejenige der Pfarrer gehört!

auch in Verbindung mit dem Hessischen Kultusministerium, die Ausbildung der Berufsschulreligionslehrer hinauszögerte. Durch einen Kooperationsvertrag zwischen der TH Darmstadt und der Universität Frankfurt im Jahr 1974 übertrug Darmstadt zwei Professorenstellen an den Religionswissenschaftlichen Fachbereich in Frankfurt, der dafür die Religionslehrausbildung in Darmstadt facherspezifisch zu übernehmen hatte.²⁵

Der Fachbereich Religionswissenschaften wurde 1987 in die beiden selbständigen Fachbereiche Evangelische und Katholische Theologie aufgeteilt. Da nach deutschem Staatskirchen- und Hochschulrecht Diplom- und Pfarramtsstudiengänge sowie theologische Promotion und Habilitation die Einrichtung eines selbständigen Fachbereichs erforderten, setzte auch in Frankfurt eine Beteiligung der dortigen Evangelischen Theologie an der Pfarrerausbildung über das Grundstudium hinaus eine solche Strukturveränderung voraus, was auf katholischer Seite Absprachen mit der Frankfurter Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Georgen notwendig machte.

Da der Frankfurter Fachbereich Evangelische Theologie ebenso wenig wie die Gießener Theologen - auch durch vom Land Hessen auferlegte Stelleneinsparungen - mit seinen Professuren das für die Studiengänge erforderliche oder wünschenswerte Themenspektrum abdecken konnte, schlossen sie 2000 einen Kooperationsvertrag - „standortübergreifender Verbund“ - mit dem Ziel eines „abgestimmten Lehrangebots“ und der Zusammenarbeit bei Forschungsprojekten. Damit waren die Ausbildung in den Studiengängen in Evangelischer Theologie (Lehramt, Pfarramt und Diplom) und darüber hinaus in Religionswissenschaft (Studienrichtungen: Vergleichende, jüdisch-christliche und islamische Religionswissenschaft) gesichert. In der Tradition der Frankfurter Universität ist auch die Öffnung der evangelischen Theologie gegenüber anderen Konfessionen und Religionen zu betrachten: So stiftete die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau die Martin-Buber-Gastprofessur für jüdische Religionsphilosophie, und 2003 wurde auch die Stiftungsprofessur Islamische Religion im Fachbereich aufgenommen. Dieser Ausweitung kamen auch die bisherigen religionsphilosophischen und religionsgeschichtlichen Studienschwerpunkte entgegen.

25 Karl Dienst, Theologie an einer Technischen Hochschule? Bildungspolitischer Rückblick auf die Anfänge des Instituts für Theologie und Sozialethik an der TU Darmstadt (Schriften aus dem Comenius-Institut, Beihefte; Band 6), 2006.

Bei allen Unterschieden lässt sich als das Übergreifend-Gemeinsame der „Frankfurter Theologie“ formulieren: das Ernstnehmen der Zeitgenossenschaft der Theologie jenseits einer Konfessionalisierung und Privatisierung der christlichen Religion. Es geht um eine Vermittlung zwischen Tradition und Situation, zwischen der hermeneutischen und der empirisch-analytischen Dimension der Theologie, wobei die kritische Überprüfung die Erkenntnis leitet und dieses Denken sich dem Modell „offener, konziliarer Konsensusbildung“ verpflichtet weiß. Die den Stiftern der Frankfurter Universität wichtige „kritisch-analytische Behandlung aller Konfessionen im Rahmen der Geisteswissenschaften“ (Hammerstein) und „Denkender Glaube“ als Ursprungsakt der Theologie (Deuser) schließen sich gerade nicht aus, sondern bedingen einander: Dies ist das bleibende Vermächtnis Frankfurter Theologie, die sich gerade nicht „aus kulturwissenschaftlichen Diskursen zurückgezogen und in ihrem staatskirchenrechtlich geschützten Theotop behaglich eingerichtet hat“, was z.B. Graf „vielen Gottesgelehrten“ vorwirft.

Mit Evangelisch-Theologischer Fakultät: Mainz 1946

Die Universitätsneugründung bzw. Wiedereröffnung der Universität in Mainz 1946 muss im Kontext der französischen Re-Education- und Demokratisierungspolitik nach Ende des Zweiten Weltkriegs gesehen werden.²⁶ Diese Politik der „Erneuerung“ setzte bei den Schulen ein

26 Christophe Baginski und Klaus-Bernward Springer, Die Bedeutung der Katholischen Kirche für die Neugründung und die Anfänge der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, in: Mainzer Zeitschrift Jg. 92/93, 1997/98, S. 213-238; hier S. 216, 218. - Vgl. Karl Dienst, Die Anfänge der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Mainz (Quellen und Studien zur hessischen Kirchengeschichte; Bd. 7), 2002. - Ders., Der „andere“ Kirchenkampf: Wilhelm Boudriot - Deutschnationale - Reformierte - Karl Barth. Eine theologie- und kirchenpolitische Biographie (Vergessene Theologen; Band 4), 2007. - Ders., „Zerstörte“ oder „wahre“ Kirche: Eine geistliche oder kirchenpolitische Entscheidung? (THEION XX), 2007. - Ders., Eine „Mainzer Theologie“?, in: Deutsches Pfarrerberblatt 71, 1971, S. 313-317. - Vgl. ferner Jürgen Siggemann, Beginn und Entwicklung. Quellen zur Anfangszeit der Johannes Gutenberg-Universität, in: Jugu 20, 1992, Nr.131, S. 11. - Ders., Fritz Eichholz (1902-1994). Der erste Kanzler der Johannes Gutenberg-Universität, in: Michael Kißner/Helmut Mathy (Hrsg.), Ut omnes unum sint (Teil 2). Gründungspersönlichkeiten der Johannes Gutenberg-Universität (Beiträge zur Geschichte der Universität Mainz - NF 3), 2006, S. 89-114. - Christophe Baginski, La Politique Religieuse en Allemagne occupée 1945-1949, Villeneuve d' Ascq 1997. - Ders., Frankreichs Kirchenpolitik im besetzten Deutschland 1945-1949 (Quellen und Abhandlungen zur Mittelrheinischen Kirchengeschichte, Band 87), 2001. - Ders., Zuerst Christ, dann Franzose. „Militärbischof“ Sturm setzte sich für die Versöhnung ein, in: Evangelischer Kirchenbote. Sonntagsblatt für die Pfalz, Nr.36/1995 (3.9.1995), S. 20. - Ders., Helfer in dunkler Zeit. Vor 45 Jahren starb Marcel Sturm, in: Aufbruch

und sollte in den Hochschulen ihre Fortsetzung und Krönung finden. Dabei berührten sich französische, Mainzer und auch katholische Diözesaninteressen eng: „Die Franzosen brauchten eine Hochschule im

Nr.30/1995 (23.7.1995), S. 6. - Ders., Frankreichs Universitätspolitik am Beispiel der „Affäre Josef Schmid“. Freiburg i. Br. /Mainz 1945-1952, in: Jahrbuch für westdeutsche Landesgeschichte 22, 1996, S. 353-371. - Ders., Sind die Franzosen Antichristen gewesen? Zur französischen Kirchenpolitik in den Jahren 1945-1946, in: H.-J. Wünschel (Hrsg.), Rheinland-Pfalz. Beiträge zur Geschichte eines neuen Landes, 1997, S. 207-221. - Ders., Kirchenpräsident Hans Stempel und sein Verhältnis zur französischen Besatzungsmacht, in: Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz, 96. Bd. 1998, S. 289-310. - Martin Greschat, Marcel Sturm: L'Eglise évangélique en Allemagne depuis mai 1945, in: Revue d'Allemagne 21, 1989, S. 567-575. - Ders., Die Kirchenpolitik Frankreichs in seiner Besatzungszone, in: ZKG 109, 1998, S. 216-236; 363-387. - Ders., Die Kirchenpolitik der französischen Besatzungsmacht in Rheinland-Pfalz, in: Beati qui custodiunt. FS Ekkehard Kätsch zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Holger Bogs/Reiner Braun/Karl Dienst (Schriftenreihe des Zentralarchivs der Ev. Kirche in Hessen und Nassau Band 1), 2001, S. 175-188. - Jörg Thierfelder, Die Kirchenpolitik der Besatzungsmacht Frankreich und die Situation der evangelischen Kirche in der französischen Zone, in: KZG 2, 1989, S. 221-238. - Ders./Michael Losch, Der evangelische „Feldbischof“ Marcel Sturm - ein „Brückenbauer“ zwischen den evangelischen Christen Deutschlands und Frankreichs, in: Blätter für württembergische Kirchengeschichte. Im Auftrag des Vereins für württembergische Kirchengeschichte hrsg. von Hermann Ehmer und Martin Brecht, 99. Jg., 1999, S. 208-251.

Zur Universität Mainz bzw. Evangelisch-Theologischen Fakultät: Wilhelm Jannasch, Die Anfänge der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, in: Jahrbuch der Vereinigung „Freunde der Universität Mainz“, 3, 1954, S. 16-23. - Otto Böcher, Mainz II. Universität I, in: TRE XXI, 1991, S. 717-725. - Karl Dienst, Die Anfänge der evangelisch-theologischen Fakultät der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz, in: Festgabe Wilhelm Jannasch zum 75. Geburtstag von Kurt Schuster und weiteren Schülern dargebracht. Erweiterter Sonderdruck aus: JHKG 15, 1964, S. 71-77. - Ders./Rudolf Ackermann/Otto Böcher, Vom Studium der Evangelischen Theologie in Mainz aus der Sicht ehemaliger Studenten, in: ebd., S. 77-187. Dort finden sich auch die Biogramme der bis 1963 dort Lehrenden. - Ders., Aus der Gründungszeit der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz, in: JHKG 43, 1992, S. 335-369. - Ders., Zu Einflüssen der französischen Besatzungsmacht auf die Mainzer Universität unter besonderer Berücksichtigung der Evangelisch-Theologischen Fakultät, in: JHKG 48, 1997, S. 125-134. - Ders., Eingriffe der französischen Besatzungsmacht in die Mainzer Universität unter besonderer Berücksichtigung der Evangelisch-Theologischen Fakultät, in: Blätter für pfälzische Kirchengeschichte und religiöse Volkskunde 65, 1998, S. 107-116.

Zum Fall Wilhelm Boudriot: Karl Dienst, Professor Werwolf? Ein Kapitel Barth-Rezeption und ihre Folgen, in: Der Evangelische Erzieher 42, 1990, S. 431-452. - Ders., Der Fall Wilhelm Boudriot. Eine Kritik an Karl Barth und ihre Folgen, in: JHKG 41, 1990, S. 87-110. - Ders., Bekenntnis und Bekennen. Ein Offenbacher reformierter Pfarrer im Kirchenkampf: Wilhelm Boudriot, in: 450 Jahre Reformation in Offenbach/M. Hrsg. vom Evangelischen Dekanat Offenbach/M. 1993, S. 118-139. - Ders., Pfarrer Dr. Wilhelm Boudriot - ein Kämpfer für den Glauben. Geschichte als Erbe und Auftrag für eine reformierte Gemeinde in unserer Zeit, in: Hugenotten. 64. Jg. Nr.2/2000, S. 39-59. - Die Anfänge der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Mainz (s. o.).

linksrheinischen nördlichen Teil ihrer Besatzungszone. Bis circa Februar 1946 war es die Absicht Frankreichs, auf dem linken Rheinufer einen von dem übrigen Deutschland unabhängigen Staat zu bilden. Im Bistum Mainz sah man andererseits eine Neugründung der Hochschule als vorteilhaft für die Priesterausbildung an. Für die Stadt Mainz ergab sich in diesem Zusammenhang nicht zuletzt eine Verbesserung der städtischen Infrastruktur. So kam es, dass in dieser durch Not und politischen Umbruch gekennzeichneten Zeit die Universität Mainz als einzige in ganz Deutschland neu gegründet wurde. Kann man mit Recht diesen Neuanfang nicht hoch genug veranschlagen, so ist gleichzeitig die Bedeutung von Geschichte, Tradition und Kontinuität herauszuarbeiten: Von hier aus konnte von einer ‚Wiedereröffnung‘ die Rede sein, wobei der Träger der Kontinuität gerade auch die am 30.10.1805 eröffnete Philosophisch-Theologische Hochschule des Mainzer Priesterseminars war. Denn sie hatte die Rechtsnachfolge der Theologischen Fakultät der alten [1477 gegründeten und zu Beginn des 19. Jahrhunderts eingegangenen] Mainzer Universität angetreten.²⁷ Auf die weitere, zuweilen komplexe Vorgeschichte kann hier nicht weiter eingegangen werden. Schon seit Mitte Dezember 1945 war inoffiziell bekannt, dass die linksrheinische Universität der französischen Besatzungszone (die anderen waren Tübingen und Freiburg i. Br.) in Mainz errichtet werden würde. Am 27.2.1946 unterzeichnete der Chef der Zivilverwaltung Emile Laffon die Verfügung 44: „Die Universität Mainz wird ermächtigt, ihre Tätigkeit vom 1.3.1946 ab wieder aufzunehmen.“ Von Anfang an bestand der Plan der Gründung einer Evangelisch-Theologischen Fakultät. Diese sah sich vielfältigen theologischen, kirchenpolitischen und auch politischen Erwartungen gegenüber.

Die Gründung der Mainzer Universität entsprach bis mindestens Februar 1946 auch den französischen Plänen für eine politische Neugestaltung der den Franzosen 1945 zugeteilten Besatzungszone, näherhin einer Trennung des linken Rheinufers vom übrigen Besatzungsgebiet. Wenn auch die Franzosen vor allem im Episkopat der katholischen Kirche und nicht so sehr in den deutschen evangelischen Kirchen einen wichtigen, wenn nicht den Gegner ihrer Deutschland- (und damit auch Kirchen-) Politik sahen, so verzichteten sie dennoch nicht darauf, auch bei den letzteren ihren Einfluss geltend zu machen. Dies geschah vor allem durch die Gewinnung und Förderung von Persönlichkeiten, die

27 Baginski/Springer, Die Bedeutung, S. 216, 218.

ihre politische Linie vertraten, oder durch die Ausschaltung missliebiger Personen (z.B. Bischof Stichter und Oberkirchenrat Roland, beide Speyer; später: Prof. Wilhelm Boudriot). Allen laizistischen Trennungstendenzen zum Trotz nahm die französische Militärregierung zur Durchsetzung ihrer politischen Ziele auch die französische Militärseelsorge in Anspruch. Mag auch die „radikale BK“ in ihrer theologischen Theoriebildung die Ausübung von Macht in der Kirchenpolitik abgelehnt und sie gerade im Blick auf das Kirchenregiment der Deutschen Christen verurteilt haben: In der Praxis war auch sie im Umgang mit Macht nicht zimperlich, wenn es um die Durchsetzung eigener persönlicher und kirchenpolitischer Interessen ging. Zusammen mit Martin Niemöller und dem Mainzer Gründungsdekan Wilhelm Jannasch war der protestantische französische „Feldbischof“ Marcel Sturm darauf bedacht, auch im Blick auf die Mainzer Evangelisch-Theologische Fakultät Persönlichkeiten zu gewinnen und zu fördern, die die französische politische Linie vertraten oder zumindest nicht behinderten. Und dabei wiederum spielte Sturm nach eigenen Aussagen eine wesentliche Rolle.

Was die kirchlichen Interessen an einer Evangelisch-Theologischen Fakultät in Mainz anbelangt, so lassen sich - bei allen Gemeinsamkeiten - auch positionelle Unterschiede feststellen.

In der damals von Hans Asmussen geleiteten Kirchenkanzlei der EKD gab es offenbar starke Tendenzen in Richtung auf eine „Verkirchlichung“ der Theologischen Fakultäten (s.o.), was z.B. von dem früheren Offenbacher französisch-reformierten Pfarrer und jetzigen Mainzer reformierten Kirchengeschichtler Wilhelm Boudriot ausdrücklich bejaht wurde: „Ich denke, daß ein entscheidender BK-Charakter der Fakultät sich ergeben wird. Das wird von großer Bedeutung sein vor allem für das der kirchlichen Erneuerungsbewegung erst noch aufzuschließende Gebiet der pfälzischen [!] Landeskirche, die auf Mainz angewiesen ist.“

Ähnliche Vorstellungen finden sich z.B. auch in einem Brief des Verhandlungsführers der Hessischen Kirche im Blick auf die Mainzer Universität Superintendent Reinhard Becker (Albig) an Pfarrer Karl Gerhard Steck vom 16.3.1946, den er für Mainz als Systematiker gewinnen möchte: „Uns, das heißt den Mitgliedern der hessischen Kirchenregierung, soweit sie zur BK gehören, (liegt) sehr viel daran, daß das Anliegen der BK in der neuen Fakultät gewahrt wird.“ Der „BK-Charakter der Fakultät“ sollte also ausdrücklich mithelfen, so etwas wie eine

„nassau-hessische“, dann „hessen- und nassauische“ Identität zu schaffen. Theologie stand hier auch im Zeichen der Kirchenpolitik!

In der für Mainz zuständigen Kirchenregierung der Evangelischen Landeskirche in Hessen[-Darmstadt] musste sich die BK vorerst noch die Macht mit Vertretern der großen kirchlichen Werke und Verbände teilen. Vorsitzender der am 18.4.1945 zusammengetretenen neuen Vorläufigen Kirchenregierung war Präsident Dr. Friedrich Müller, der bereits vor 1933 Superintendent von Starkenburg war. Diese „Koalition“ kam auch dadurch zustande, dass die hessischen BK-Vertreter gemäßigte Positionen vertraten. Im Blick auf die Mainzer Evangelisch-Theologische Fakultät herrschte in Darmstadt (wie auch in Speyer) eher das traditionell universitäre Leitbild vor. Dies stimmte tendenziell auch mit den universitätsinternen Vorstellungen z.B. von Prorektor Prof. Dr. jur. Adalbert Erler (später: Frankfurt/M.) und Prof. D. Dr. Kurt Galling überein, die sich der Ernennung nichthabituierter Kollegen als Ordinarien widersetzen. Dem (nichthabituierter) Gründungsdekan Prof. Jannasch wurde vorgeworfen, daß er keine Hochschulerfahrung habe und „kritiklos und widerstandslos in Karl Barths [!] Fahrwasser“ schwimme. Kritisiert wurde ferner, dass Jannasch Schweizer Professoren auf den Vorschlagslisten bevorzuge.

Was Martin Niemöller anbelangt, so wurde er zwar erst am 30.9.1947 in das Amt des Kirchenpräsidenten der EKHN berufen. Dies schloss aber nicht aus, dass er auch schon vorher auf die Mainzer Universitätsvorgänge Einfluss nahm; die mehrheitlich eher „bruderrätlich“ beeinflusste BK Nassau-Hessen hatte ihn in ihre Reihen aufgenommen und ihn auch zum Vorsitzenden des Landesbruderrats gemacht. Was Niemöllers direkter Einfluss auf die Mainzer Fakultät in ihrer Frühzeit anbelangt, so dürfte er im Rückblick eher bescheiden gewesen sein. Seine am 7.1.1946 dem französischen General Jacobsen überreichte, ohne Rücksprache mit den Kirchenregierungen in Darmstadt und Speyer aufgestellte Berufsliste ließ sich nur partiell realisieren; sein Plan, nicht von vornherein endgültige Besetzungen der einzelnen Lehrstühle vorzunehmen, sondern zunächst potentielle Professoren zu Gastvorlesungen einzuladen und nur den Dekan (Jannasch) zur Organisation dieser „Probevorlesungen“ fest anzustellen, scheiterte schließlich auch an Jannaschs Widerstand (Jannasch hatte diesem Plan ursprünglich zugestimmt!) und den universitären Erfordernissen, möglichst bald einen geordneten Lehrbetrieb zu organisieren. Ebenso wenig verzich-

tete man in Zukunft auf die akademischen Qualifikationen der Promotion und Habilitation.

Bereits hier wird deutlich: Im Blick auf die neue Mainzer Evangelisch-Theologische Fakultät haben wir es im Blick auf den politischen und hochschulpolitischen Raum mit einem ganzen Bündel von Interessen und Erwartungen zu tun. Dies gilt aber auch im Blick auf die EKHN! Nehmen wir hier noch einmal die Frage auf, die uns bisher stets begleitet hat: Gibt es eine besondere Theologie der EKHN? Martin Niemöller hat wenige Tage nach seiner Wahl zum Kirchenpräsidenten der neu bzw. wieder entstandenen EKHN am 30. September 1947 in einem Brief an Propst Dr. Hans Böhm (Berlin) vom 07.10.1947 einen vor allem kirchenpolitisch begründeten „Sonderweg“ für die EKHN reklamiert, der nicht nur für die Gestaltung der Kirchenordnung der EKHN von 1949 wichtig wurde: „Ich habe die feste Überzeugung gewonnen, daß diese arme Kirche hier [=EKHN] die einzige ist, die uns [=BK] in Deutschland noch bleibt, von der wir hoffen können, daß sie sich in der Linie der Bekennenden Kirche entwickeln läßt, ohne daß wir auf einen lutherischen, reformierten oder unierten Weg geraten müßten“! Diese zunächst eher aktualistisch-kirchenpolitisch klingende Zielvorstellung eines „Sonderwegs“ der EKHN im Blick auf ihre kirchenordnungsmäßige Gestaltung lässt sich aber auch als eine grundsätzliche theologische bzw. theologie- und kirchenpolitische Aussage interpretieren, denn: Als wesentliches Fazit aus dem sog. Kirchenkampf galt der Bekennenden Kirche die Notwendigkeit der theologisch-kirchlichen Begründung ihres Glaubens, Handelns und Gestaltens. Selbst das Dekanat wurde aus dem „Leib-Christi“ abgeleitet! Dies wurde als eine der wichtigsten und hoch zu haltenden Konsequenzen aus dem „Erbe des Kirchenkampfes“ verstanden.

Neu ist das allerdings nicht! Von der Geschichte her ist protestantisches Christentum theologisch geprägt; die Kirche ist letztlich eine Theologen- und Gebildetenkirche, und die Frömmigkeit ist vor allem durch Reflexion und weniger durch einen Kult geprägt. Welche Theologie ist aber die in der EKHN vorherrschende? Im Blick auf die Zeit bis etwa 1970 entsteht der auch medial vermittelte Eindruck, dass unter dem Einfluss der Bekennenden Kirche und dezidiert antiliberaler Theologie im Kontext der sog. Dialektischen Theologie in Hessen und Nassau eine gewisse „einheitliche“ theologische Linie entstanden sei, die sich dann (fast „naturwüchsig“) auch kirchen- und (vor allem) personalpolitisch auswirkte und auch im kirchlichen Gestalten ihren Nie-

derschlag fand. Dieses auch Identität stiften sollende Geschichtsbild geht eindeutig von einer Vorherrschaft der Theologie vor der Kirchenpolitik aus. Entspricht dies aber dem theologischen Profil der im hessen-nassauischen Raum zur Zeit der Entstehung bzw. Konsolidierung der EKHN wirkenden Pfarrerschaft?

Ich habe meine Zweifel an dieser „harmonistischen“ Vorstellung bereits genügend geäußert! Nach meiner Erkenntnis ist die Behauptung, durch das Wirken der BK sei in Nassau-Hessen und dann vor allem in Hessen und Nassau eine gewisse einheitliche theologische Linie entstanden, die sich dann (fast naturwüchsig) auch kirchen- und (vor allem) personalpolitisch auswirkte und auch im kirchlichen Gestalten ihren Niederschlag fand, historisch problematisch. Hier wird ein vor allem kirchenpolitisch nach 1945 hergestelltes Bild unter neuen kirchenpolitischen Machtverhältnissen in die Vergangenheit zurückprojiziert und durch eine bestimmte Personalpolitik und kirchliche Gestaltung herrschend gemacht. Theologie wird hier in einer kirchenpolitisch gewendeten Gestalt wirksam. Diesem Ziel diene wohl auch Niemöllers Berufungsliste für Mainz.

Bei allen Unterschieden in Theologie, Frömmigkeit und Kirchlichkeit lassen sich im Blick auf Hessen-Darmstadt, Nassau und Frankfurt/M. für die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg aber auch manche eher „klimatischen“ Gemeinsamkeiten vor allem bei der Kriegsgeneration feststellen. Der mit dem Krisenbewusstsein nach 1918 verbundene theologische Aufbruch im Zeichen der sog. Dialektischen Theologie bedeutete eine entschiedene Abkehr von den Traditionen des liberalen Kulturprotestantismus der Vorkriegszeit. Vom Liberalismus sprachen jetzt große Teile der jungen Theologengeneration nur mehr in verächtlichem Ton. Mit den Fragestellungen und Postulaten der Aufklärungszeit und des Idealismus des 19. Jahrhunderts glaubten viele endgültig fertig zu sein. Diese theologische Frontstellung gegen den Liberalismus geschah aber im Weimarer Deutschland in einem geistig-politischen Klima, das der 1919 etablierten und sich am Anfang auch kirchenkritisch, ja zuweilen kirchenfeindlich gebärdenden Republik ohnehin nicht sonderlich gewogen war. Die Absage an liberale Positionen und eine kritische Haltung dem Parlamentarismus gegenüber war und blieb ein gemeinsamer Nenner sonst eher verschiedener Geistesmächte und auch Theologien.

Kurz: Der Eindruck, dass in der EKHN unter dem Einfluss der BK und einer dezidiert antiliberalen Theologie im Kontext der sog. Dialek-

tischen Theologie eine gewisse „einheitliche“ theologische Linie entstanden sei, die sich dann auch fast zwangsläufig auch kirchen- und personalpolitisch sowie identitätsstiftend auswirkte, ist eher ein Ergebnis eines kirchenpolitischen Wirkens des nunmehr herrschenden Kirchenregiments als das eines theologischen Diskurses. Die „Großwetterlage“ für die „Machtübernahme“ der Bekennenden Kirche, die man innerhalb derselben allerdings ganz anders ansah und bewertete, bildete auch der Übergang von einem sich eher gemäßigt deutschnational-volkskirchlich definierenden Protestantismus auf der Grundlage etwa des Kleinen Katechismus Luthers und des Gesangbuchs hin zu eher „linken“ politischen und kirchenpolitischen Positionen. Von hier aus werden dann, auch unter dem Einfluss der nun stärker rezipierten sog. Dialektischen Theologie Karl Barths und seiner Freunde, traditionelle konfessionelle Lehrinhalte und volkskirchliche Gestaltungen der Frömmigkeit abgewertet oder zumindest im Sinne der Bekennenden Kirche überformt. Als das für den Start der EKHN Nützliche galt in erster Linie eine eher dem „Frühbarthianismus“ nahestehende „Je-und-Je-Ereignis-Theologie“: „Kirche ereignet sich je und je“! Und dieses „Je-und-Je-sich-Ereignen“ ist eng mit (jetzt eher linken) politischen und kirchenpolitischen Optionen verbunden, die durch Erfahrungen im Kirchenkampf sowie durch Berufung auf höhere Prinzipien und Werte (z.B. „Ökumene“, „Frieden“ usw.) legitimiert und durch moralisch aufgeladene Imperative (z.B. „Bekenntnis der Schuld“) als dringend notwendig zu realisieren eingeprägt werden. Dass man hier oft im Appellhaften stecken blieb und weniger pragmatische politische Wege aufzeigte, zeigen Erklärungen von Synoden und Kirchenleitungen etwa zur Westintegration der Bundesrepublik, zur Wiederbewaffnung und zur Militärseelsorge zur Genüge. Wichtig war eben die theologisch „richtige“, aber auch als moralisch höherwertig verstandene Gesinnung!

Was nun die Impulse für dieses vor allem von der BK gepflegte hessen-nassauische „Theologiegefühl“, für diesen von Niemöller skizzierten hessen-nassauischen „Sonderweg“ jenseits traditioneller theologischer Theoriebildung und kirchlicher Gestaltung angeht, so wird hier öfters auf den Einfluss von Karl Barth und seiner Schüler hingewiesen. Allerdings ist in historischer Perspektive hier doch eine gewisse Vorsicht geboten. Barth sprach am 26.9.1922 auf einer Tagung der „ausdrücklich über den kirchlichen Parteien stehenden Theologischen Arbeitsgemeinschaft“ nassauischer Pfarrer über „Das Problem der Ethik

in der Gegenwart“; der Vortrag erschien dann 1925 in Barths Sammelband „Das Wort Gottes und die Theologie“. Barth bekannte sich hier ausdrücklich zum Gedanken des Tausendjährigen Reiches „in der Form der sozialistischen Zukunftshoffnung“ als eines „Ziels der Geschichte“! Gesellschaftliche Utopie erscheint hier als Inhalt der Religion; Religion und Staat werden im Sinne einer politischen Theologie im Begriff des „ethischen Objekts“ zusammengezogen. Allerdings sprach auf derselben Tagung auch Heinrich Frick über das Thema: „Katholischer und evangelischer Gottesdienst“. Bei den weiteren Vorträgen ist eine Vorherrschaft des „Barthianismus“ nicht zu erkennen. Gießen, wo bis 1918 die hessen-darmstädtischen Theologen in der Regel studierten, und Marburg waren keine Vermittlungsagenturen Barthscher Theologie. Auch an den Predigerseminaren in Herborn und Friedberg wurde sie nicht besonders vermittelt, wohl aber dann am „Freien theologischen Seminar“, dem vor allem kirchenpolitisch motivierten Ersatz-Predigerseminar der BK, in Frankfurt/M., das am 1.5.1935 unter Walter Kreck, einem Schüler Barths, eröffnet, später aber von der Geheimen Staatspolizei wieder geschlossen bzw. in die Illegalität abgedrängt wurde. Im Blick auf Herborn sind nach 1945 Walter Kreck und Heinrich Graffmann, im Blick auf Friedberg später Walter Fürst und Karl Linke zu nennen, die auf unterschiedliche Weise auf Barths Theologie zurückgriffen.

Eine größere Bedeutung für das Eindringen des „Barthianismus“ in Hessen und Nassau besaß die im Zusammenhang mit der Barmer Theologischen Erklärung von 1934 stehende theologie- und kirchenpolitische Inanspruchnahme Barthscher Theologie und (vor allem) der persönlichen Haltung Barths während des „Kirchenkampfes“ in konkreten Situationen, z.B. in der Eidesfrage der Pfarrer. Auf der anderen Seite waren z.B. die Wiesbadener BK-Pfarrer eher Biblizisten als Barthianer.

Weiter ist im theologiepolitischen Kontext die Beobachtung wichtig, dass in Hessen und Nassau die in sich sehr unterschiedlichen „Deutschen Christen“ als „Bewegung“ schon 1934 ihren Höhepunkt überschritten hatten. In erster Linie waren sie jetzt nur noch im Kirchenregiment präsent, wo vor allem Fragen der Disziplin der Pfarrer (z.B. Einhaltung des Dienstwegs und der Dienstordnung, Kollektenablieferung) im Vordergrund standen. Das „Führerprinzip“ spielte vor allem in der Frühzeit der Evangelischen Landeskirche Nassau-Hessen (ELKNH) zuweilen eine wichtigere Rolle als schul- und fachtheologische Fragen.

Allerdings wurden dann von Seiten der BK solche Fragen der Dienstpragmatik in hohem Maße theologisiert und auch moralisiert, um sich von der DC-Kirchenleitung abzugrenzen und den eigenen kirchenleitenden Anspruch zu legitimieren. Dazu eigneten sich vor allem auch die „differenztheologischen“ Elemente des frühen Barth in besonderer Weise. Die weitergehende theologische Theoriebildung Barths wurde - nach meinem Eindruck - von nicht wenigen am Kirchenkampf Beteiligten kaum noch wahrgenommen.

Über diese eher den pfarramtlichen Alltag betreffende Ebene hinaus diente Barmen 1934 und die es (mit)fundierende Barth'sche Theologie theologisch und theologiepolitisch auch als „Bußbekenntnis für lange vor den Deutschen Christen vorhandene und nach ihnen wieder in neuer Gestalt auftretende Irrtümer und Verfälschungen des Evangeliums.“²⁸ Die „Deutschen Christen“ erscheinen in dieser Perspektive als zeitgenössische Ausprägung einer theologischen Vergangenheit, die in Barmen 1934 von Hans Asmussen, ein zeitweiliger Mitstreiter im Kirchenkampf in Nassau-Hessen, als eine durch eine zwei- bis dreihundertjährige Liberalisierung und Depravierung charakterisierte Fehlentwicklung verdammt und in „Kirchenzucht“ genommen wurde. Der „Kirchenkampf“ 1933/34 (und auch noch später) erscheint hier primär als theologischer und theologiepolitischer Kampf gegen die Aufklärung und den Liberalismus: „Das eigentliche innerkirchliche Kampftema nach 1933 ... ist die längst erledigt geglaubte ‚liberalistische Theologie‘. Die Vorstellungen von Kirche sind es, die bei Barthianismus und Neuprotestantismus völlig gegensätzlich sind.“²⁹

Seine Etablierung als kirchenordnende und kirchenleitende Gestaltungsmacht verdankt der Barthianismus in Hessen und Nassau in erster Linie dem kirchenpolitischen Wirken der im Blick auf ihre Wortführer zumindest nach 1945 mehrheitlich „bruderrätlich“ eingestellten BK. Diese war hauptsächlich durch eine aktualistisch-konfessorische Bar-

28 Ernst Wolf, Barmen. Kirche zwischen Versuchung und Gnade, in: Beiträge zur Evangelischen Theologie (BevTh) 29, 1957, S. 6 f. Vgl. auch S. 64, 83 f., 89. Vgl. Kurt Meier, Zum Aktualitätsproblem der Barmer theologischen Erklärung, in: Theologische Literaturzeitung (ThLZ) 97, 1972, Sp. 81-90. Vgl. Eberhard Jüngel, Barth, Karl, in: TRE 5, 1980, S. 251: „Barths bisherige Wirkungsgeschichte läßt erkennen, daß mehr als das Hauptwerk, die Kirchliche Dogmatik, seine aktuellen Äußerungen und der Einfluß seiner theologischen Existenz auf das theologische ‚Klima‘ zu seinen Lebzeiten wirksam geworden sind.“

29 Richard Ziegert, Kirche ohne Bildung. (Beiträge zur rationalen Theologie; Bd. 8), 1997, S. 222.

menrezeption geprägt: Barmen wurde nicht nur eine kirchengeschichtliche, sondern eine viel weitergehende Bedeutung zuerkannt, und zwar bekenntnismäßig, kirchlich und politisch. So gelangte die Barmer Theologische Erklärung von 1934 in den Grundartikel der Kirchenordnung der EKH von 1949! Daß das vor allem durch entsprechende Personalentscheidungen zur Herrschaft gelangte ekklesiologische und kirchenpolitische Programm des Barthianismus vor allem auf den Leitungsebenen, in Synoden und Gremien sowie in bestimmten Funktionsstellen lebendig wurde, sei ausdrücklich vermerkt.

Inwieweit hat die neu entstandene Mainzer Evangelisch-Theologische Fakultät diese hessen-nassauische theologische und kirchenpolitische Situation mitgestaltet? Entsprach sie den vielfältigen, zum Teil gegenläufigen Erwartungen, die mit ihrer Gründung verbunden waren? Unterschied sich Mainz hier wesentlich von der Arbeit der anderen deutschen Evangelisch-Theologischen Fakultäten? Es waren vor allem drei Erwartungen, die an die Fakultät von verschiedenen Seiten aus formuliert waren:

a) Dass die Mainzer Professoren „ihren akademischen Dienst aus der Hand der Kirche“ nehmen und „sich den Bekenntnissen der Kirche existentiell verpflichtet“ fühlen. So hatte es ein Mitarbeiter der Kirchenkanzlei der EKD formuliert.

b) Dass die Mainzer Professoren sich dem radikalen bruderrätlichen Flügel der BK in ihrer konkreten Arbeit verpflichtet fühlen. So hatte es z.B. „Feldbischof“ Sturm erwartet.

c) Dass die Mainzer Professoren den von der französischen Besatzungsmacht mitgesetzten und zumindest partiell auch von Martin Niemöller unterstützten politischen Zielen folgen. Frankreich hatte, wie wir sahen, klare politische Ziele im Blick auf die Universität Mainz. Zu deren Verwirklichung brauchte man deutsche Mithelfer. Als „Scharnier“ sollte die Französische Militärseelsorge bzw. die radikale bruderrätliche BK dienen.

Dass diese Ziele - bei aller Nähe zueinander - auch gegenläufig sein konnten, zeigt z.B. der Fall Wilhelm Boudriot; der Mainzer reformierte Kirchengeschichtler gehörte theologisch eindeutig dem bruderrätlichen Flügel der BK an, ohne jedoch „Barthianer“ zu sein, gegen den jedoch die französische Militärregierung wegen seiner eher konservativ-nationalen, nach ihrer Überzeugung nationalistischen, preußischen Gesinnung einschritt, was den Franzosen umso leichter fiel, als die Main-

zer Professoren sich von Boudriot wegen seines Angriffs auf Karl Barth, der vor seiner Mainzer Tätigkeit lag, distanzierten, allen voran Jannasch, während Niemöller sich zurückhielt. Barth, den Boudriot um ein versöhnliches Wort gebeten hatte, lehnte dies schroff ab. Daß neben diesen theologischen und kirchenpolitischen Differenzen aber auch der Umstand nicht ausgeschlossen werden kann, daß auch damals noch ungeklärte Anstellungsfragen bei dieser Distanzierung mancher Professoren von Boudriot eine Rolle spielten, zeigt die Komplexität der damaligen Situation! Insgesamt läßt sich sagen: Gemessen an den zahlreichen Erwartungen, die von verschiedenster Seite an die junge Mainzer Evangelisch-Theologische Fakultät gestellt wurden, ist das Ergebnis eher unspektakulär. Die Mainzer Fakultät entwickelte sich, trotz der genannten nicht wenigen „ideologischen“ Vorgaben, bald zu einer ganz „normalen“ Fakultät. Offenbar waren die institutionellen „Zwänge“, die die universitäre Tradition auch für die Theologenausbildung abgab, stärker als alle Versuche, sie für jeweils favorisierte theologische und kirchenpolitische Ziele und Zwecke zu instrumentalisieren. Im Blick auf handelnde Personen formuliert: Erler und Galling waren stärker als Jannasch und Niemöller, „General“ Schmittlein und „Feldbischof“ Sturm.

Theologie der Krise? Theologie in der Krise?

Von Seiten der Bekennenden Kirche wurde Front gegen das oben erwähnte Theologieverständnis Schleiermachers gemacht, für den die Einheit der Theologie in seiner Anschauung vom „Wesen des Christentums“ im Rahmen der Kulturethik begründet ist, zu der die Kirche einen wichtigen Beitrag leisten soll. Mit dem Zerfall der Einheit stiftenden Kulturethik wird die Kirchlichkeit der Theologie zum Problem der gesamten Theologie. Dagegen versucht die Dialektische Theologie (z.B. Karl Barth, Eberhard Jüngel), die Einheit der Theologie (dogmatisch) im Reden von Gott („Wort Gottes“) aufzuweisen und die verschiedenen theologischen Aufgaben auf die verschiedenen Wirkungsweisen der Offenbarung zu begründen. Demgegenüber setzt eine auch Identitätsstiftung fördernde Zeitgenossenschaft der Theologie letztlich eine Abkehr von feststehenden theologischen Systemen im Sinne von in sich geschlossenen Satz Wahrheiten zugunsten eines theologischen Denkens voraus, das sich eher dem Modell offener, konziliarer Konsensusbildung verpflichtet weiß. Wichtig ist dann auch die Beachtung der sozialen Kontexte von Theologie und ihrer Vermittlungen.

Es gilt dann, zwischen Theologie im Forschungskontext (z.B. Grundlagenforschung), im Vermittlungskontext kirchlichen und Verwendungskontext gesellschaftlichen Handelns sowie im Lebens- und Verhaltenskontext kirchlicher Gemeinde und gelebter christlicher Existenz schärfer zu unterscheiden. Und gerade hier ist die Kirche auf die universitäre Theologie angewiesen, wie umgekehrt diese auf die „gelebte Religion“! Denkender Glaube als Ursprungsakt der Theologie (Hermann Deuser), Theologie als Reflexion der Glaubenskommunikation (Ingolf Dalferth) - so wäre das heute zu formulieren. Es geht um das Ernstnehmen der Zeitgenossenschaft der Theologie, was über Kirchen- und auch über Hochschulpolitik hinausgeht! Die Identitätsfrage lässt sich, wie die Frage nach der akademischen Theologie, nicht mehr mit feststehenden theologischen Systemen im Sinne von in sich geschlossenen Satz Wahrheiten beantworten. Beide setzen ein Denken voraus, das sich eher dem Modell offener, konziliarer Konsensusbildung verpflichtet weiß.

W. H. Theodor Meyer (1820? – ?)

Erfolglos aber folgenreich – aus dem Leben und Schaffen eines hessischen Gelehrten

Günter Dörfel

1. Vorbemerkungen

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts, genauer: zum Jahreswechsel 1895 auf 96, erschütterte eine Entdeckung die wissenschaftliche Welt. Der Würzburger Physiker Wilhelm Conrad Röntgen (1845-1923) hatte „eine neue Art von Strahlen“¹ entdeckt. Nie vorher und selten nachher hatten sich Anwender – das waren damals vorwiegend Mediziner und ihre Gerätebauer, also Glasbläser und Elektrotechniker – so schnell und intensiv einer physikalischen Entdeckung bemächtigt. Und den Physikern war angesagt, dass sie ihr bis dahin als praktisch abgeschlossen geltendes Weltbild würden überdenken müssen.

Das „Studium des Funkens“ bzw. des „elektrischen Lichtes“, welches in diese Sensation mündete – gemeint war die Untersuchung jener Erscheinungen, die beim Durchgang hochgespannter elektrischer Entladungen durch verdünnte Gase beobachtet wurden –, galt in seiner Frühzeit als eher exotische Forschungsrichtung. Die Phänomene waren komplex und entzogen sich einfacher Beschreibung. Der Stand der Gerätetechnik engte die experimentellen Möglichkeiten ein. Der Beginn des Wandels hin zur systematischen Erforschung lässt sich ziemlich genau datieren, nämlich auf das Jahr 1857, genauer auf das Halbjahr zwischen Frühjahr und Herbst.² Zu Recht wird der Bonner Mathematiker und Physiker Julius Plücker (1801-1868) als der wissenschaftliche Gestalter dieses Wandels gesehen.³ Sowohl Plücker als auch seine

1 W. C. Röntgen: Eine neue Art von Strahlen, Würzburg 1895.

2 Dazu vergl. Günter Dörfel u. Falk Müller: 1857 – Julius Plücker, Heinrich Geißler und der Beginn systematischer Gasentladungsforschung in Deutschland, in: Internationale Zeitschrift für Geschichte und Ethik der Naturwissenschaften, Technik und Medizin (N.T.M.) N.S. 14 (2006), S. 16-45.

3 Ausgangspunkt und Kern späterer Darstellungen sind die vom Göttinger Mathematiker Alfred Clebsch (1833-1872) am 2. Dez. 1871 vor der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen gelesene Würdigung „Zum Gedächtnis an Julius Plücker“ (Abhandlungen 16 (1871), S. 1-40) und die Dissertation von Wilhelm Ernst: Julius

Laudatoren und Biographen sahen es als Glücksfall, dass Plücker den in Bonn niedergelassenen hochbegabten Glasbläser und Instrumentenbauer Heinrich Geißler (1814-1879)⁴ an seiner Seite hatte. So gut wie übersehen wurde der Assistent Plückers am physikalischen Kabinett der Bonner Universität, W. H. Theodor Meyer, und dessen herausgehobene Rolle in jenen wichtigen Monaten des Jahres 1857.

Ausgangspunkt dieses Übersehens und Vergessens war ein klassischer Lehrer-Schüler-Konflikt. Der Bedeutung der damals geleisteten Arbeit entsprechend entwickelte er sich schnell und heftig und beendete eine lange Phase durchaus nicht konfliktfreier aber doch meistens fruchtbarer Zusammenarbeit Plückers und Meyers. Tragischer Weise und von den Beteiligten so nicht angelegt, führte er dazu, dass Leistungshöhepunkt Meyers und Karriereknick zusammenfielen – mit dramatischen Konsequenzen. Aus Gründen, die auch heute nicht vollständig offen liegen, verschwand Meyer aus dem Blick der wissenschaftlichen Öffentlichkeit. Der Sprung in die biographischen Handbücher blieb ihm verwehrt. Es ist das Anliegen dieses Beitrages, einem nicht unproblematischen aber doch zu Unrecht vergessenen hessischen Gelehrten, den wir zu den Geburtshelfern der systematischen Gasentladungsforschung zählen dürfen, der aber auch mit eigenständigen Beiträgen zur Magnetismusforschung hervor getreten war und als stiller Helfer bei der Verwirklichung eines anspruchsvollen astronomischen Projektes wirkte, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Das Aufspüren und Nachzeichnen seiner Lebensumstände erlaubt auch manchen aufschlussreichen Blick auf akademische und bildungsbürgerliche Gepflogenheiten im Deutschland des 19. Jahrhunderts.

2. Die entscheidenden Schritte

Im Frühjahr 1857 bat der Glasbläser Geißler den Assistenten Meyer, eine von ihm gefertigte schlanke Entladungsröhre – 40 cm lang und den uns geläufigen Leuchtröhren nicht unähnlich – auf das Problem der Schichtung des elektrischen Lichtes⁵ zu untersuchen. Mitnichten hatte

Plücker – Eine zusammenfassende Darstellung seines Lebens und Wirkens als Mathematiker und Physiker auf Grund unveröffentlichter Briefe und Urkunden, Bonn 1933.

4 Hierzu siehe Karl Eichhorn: Heinrich Geißler – Leben und Werk des thüringischen Glasinstrumentenbauers und Pionier der Vakuumtechnik, in: Jahrbuch des Hennebergisch-Fränkischen Geschichtsvereins 10 (1995), S. 207-233.

5 Aus Gründen, die erst mit den quantenphysikalisch angelegten Arbeiten der dafür mit dem Nobelpreis gewürdigten Physiker Gustav Hertz (1887-1975) und James Franck

Geißler damit den Ordinarius Plücker, mit dem er schon mehrere wissenschaftliche Arbeiten ausgeführt hatte,⁶ übergangen. Plücker war mit magnetischen und kristallographischen Problemen befasst und offenbar zunächst nicht interessiert. So kam der Assistent ins Spiel. Aus Gründen, die erst später deutlich wurden, engagierte sich Meyer vehement. Er beobachtete und beschrieb, abhängig von Röhrengestalt, Entladungsbedingungen und magnetischen Einwirkungen, außergewöhnlich vielfältige und schöne Leuchterscheinungen. Es entwickelte sich eine intensive Zusammenarbeit. „Bei Geisslers bekanntem Interesse an der Lösung wissenschaftlicher Fragen bedurfte es kaum einer besonderen Aufmunterung ... weitere Röhren zur Darstellung des Phänomens anzufertigen“, so berichtete Meyer später in seinem *Buch*.⁷ Das war eine untertreibende Umschreibung der im Wechselspiel der Zusammenarbeit freigesetzten Synergien. Geißler hatte seine ursprüngliche Röhre mit den eingeschmolzenen Platinelektroden mit Quecksilber gefüllt, sie dann nach dem Barometerprinzip ohne Luftzutritt gegen ein Quecksilberreservoir leer laufen lassen und abgeschmolzen. Damit kam er dem nach damaligem Kenntnisstand bestmöglichen Evakuierungsgrad⁸ nahe. Geißler setzte das Barometerprinzip gerätetechnisch um und schuf so die erste wirklich effektive, quasi-kontinuierliche Pumpe, mit der die Röhren bestmöglich evakuiert und dosiert mit Spuren unterschiedlicher Gase befüllt werden konnten. Nur so konnte er Meyers Wünschen nach immer neuen Entladungsröhren unterschiedlichster Gestalt und Gasfüllung nachkommen.

(1882-1964) eine Erklärung finden konnten, ist die leuchtende („positive“) Säule einer Gasentladung häufig in viele helle und dunkle Streifen unterteilt; sie ist „geschichtet“. Hierzu siehe auch Dörfel/Müller wie Anm. 2.

- 6 Siehe hierzu insbesondere J. Plücker: Studien über Thermometrie und verwandte Gegenstände von Plücker und Geißler, in: Poggendorffs Annalen der Physik und Chemie 86 (1852), S. 238-279.
- 7 Nach W. H. Theodor Meyer: Beobachtungen über das geschichtete electricische Licht sowie über den merkwürdigen Einfluss des Magneten auf dasselbe nebst Anleitung zur experimentellen Darstellung der fraglichen Erscheinungen, Berlin 1858.
- 8 Dieser entspricht dem Dampfdruck des Quecksilbers und beträgt bei Raumtemperatur etwa 10^{-3} Torr (= 0,13 Pa). Wir müssen aber davon ausgehen, dass Geißler und Meyer reduzierende Effekte, z. B. Verunreinigungen und „tote“ Volumina, noch nicht vollständig ausschließen konnten. Die genannte Grenze erreichte man erst durch schrittweise Verbesserungen der Technologie und der Pumpe.

3. Ein Konflikt bricht auf

Meyer hatte die Ergebnisse seiner Forschungen schon im Spätsommer zur Veröffentlichung vorbereitet. Entgegen seiner Ankündigung, dass er seine Beobachtungen „ohne jedwede Diskussion“ mitteilen werde, hatte er sehr wohl eigene Auffassungen – aus heutiger Sicht auch sehr eigenwillige – zur Ursache der beobachteten Phänomene entwickelt und in eine *Schrift* einfließen lassen. Diese veröffentlichte er am 21. September 1857 anlässlich seines am gleichen Tage während der 33. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Bonn gehaltenen Vortrages über „... Phänomene der Schichtung des electrischen Lichtes in verdünnten Medien, der großen Ablenkung derselben und der Wirkung des Magneten auf dasselbe ...“.⁹ Zwei Tage später, am 23. September, trug Plücker zum gleichen Thema vor. Er „zeigte Versuche, betreffend die Stratification [d. h. die Schichtung] des electr. Lichtes und die Modifikation desselben unter Einwirkung des Magneten“.¹⁰ Das war nicht die erste Äußerung Plückers zum Thema. Er hatte schon im Juli vor der „physicalischen Section“ der „Niederrheinische(n) Gesellschaft für Natur- und Heilkunde zu Bonn“, deren Mitglied er war, über „die elctrischen Strömungen durch Räume, die verdünnte Gase enthalten, und über die merkwürdigen Einwirkungen, welche dieselben durch den Magnet erhalten“, referiert. Dort findet sich der erste und einzige Hinweis Plückers auf Meyers Arbeiten.¹¹

Die Entstehungsgeschichte dieser Lehrer-Schüler-Konkurrenzsituation ist nicht dokumentiert, aber sie erklärt sich in Teilen selbst. Plücker hatte zeitig das Potenzial des von Geißler initiierten und von Meyer in Bonn eröffneten Forschungsgebietes erkannt, eigene Untersuchungen angestellt und daraus wenig später – ab 1858, erstmals dargestellt 1859¹² – das ertragreiche Feld der Spektralanalyse elektrisch angeregter

9 Amtlicher Bericht über die 33. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Bonn im September 1857, S. 160.

10 Wie Anm. 9, S. 177.

11 Nach Kölnische Zeitung 1857, Nr. 201, Mittwoch d. 22. Juli; Beilage „Niederrheinische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde zu Bonn“; auch in Verhandlungen des naturhist. Vereins d. preuss. Rheinlande und Westfalens 14 (1857).

12 Vgl. Plücker: Fortgesetzte Beobachtungen über die elektrische Entladung, in: Poggendorffs Annalen 105 (1859), S. 67-84, Tafel II.

Gase entwickelt. Schon vorher - 1858 - hatte er den Begriff „Geißlersche Röhren“ geprägt.¹³

Man kann spekulieren, ob Meyer mit seinen Äußerungen – er setzte seine physikalischen Auffassungen der vorsichtigen Zurückhaltung Plückers bei der Interpretation der beobachteten Phänomene entgegen – den am axiomatischen Vorgehen orientierten Plücker verärgerte und damit den Konflikt anheizte, oder ob seine Polemik als Reaktion auf seine Ausgrenzung durch Plücker zu sehen ist. Als Meyer mit seiner *Schrift* und den auf Plücker zielenden kontroversen Bemerkungen an die Öffentlichkeit trat, war das Tischtuch schon zerschnitten. Er hatte seine (während seiner Arbeiten zur Gasentladung fertiggestellte!) Dissertation zu Problemen des Magnetismus nicht in Bonn sondern an der Universität Marburg eingereicht.

4. Meyers *Schrift* und Meyers *Buch*

Die schon mehrfach erwähnte *Schrift* vom September 1857 ist bibliographisch nicht dokumentiert. Aber sie war allgegenwärtig. Die Teilnehmer der Naturforscherversammlung 1857 in Bonn nahmen sie zur Kenntnis, der Versammlungsbericht weist sie aus. Meyers Promotionsakte in Marburg¹⁴ belegt, dass er neben seiner Dissertation und den üblichen Unterlagen auch jene vom Dissertationsthema abweichende *Schrift* eingereicht hatte, gewissermaßen als Selbstzeugnis für seine breit angelegten wissenschaftlichen Aktivitäten. 1858 verlegte Julius Springer das o. g. *Buch* Meyers zu eben dem in Rede stehenden Thema. Das Vorwort ist mit „Bonn, September 1857“ gezeichnet. Die bibliographische Literatur belegt, dass dieses *Buch* im ersten Halbjahr 1858 im Buchhandel auftauchte.¹⁵ Ein Jahr vorher hatte Meyer geholfen, die Tür zu einem neuen, grundsätzlichen Forschungsgebiet aufzustoßen – mit monatelanger intensiver Arbeit. Er sah sich veranlasst, die Ergebnisse – auch die Geißlers – schriftstellerisch und durch Vortrag ohne

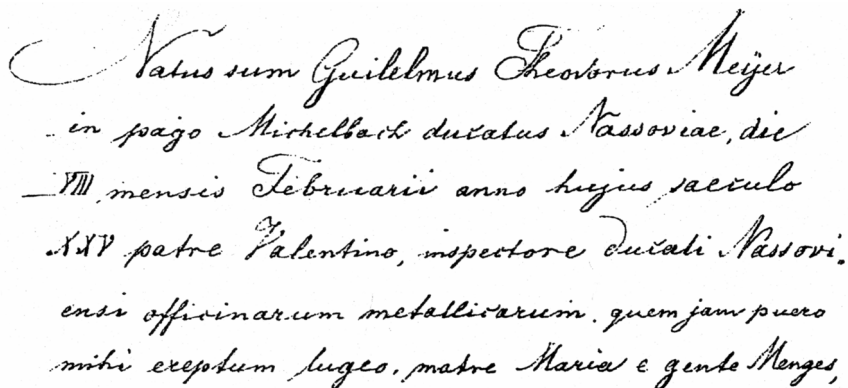
¹³ Vgl. Plücker: Ueber die Einwirkung des Magneten auf die elektrische Entladung, in: Poggendorffs Annalen 103 (1858), S. 88-106, Tafel I.

¹⁴ Archiv der Philipps-Universität Marburg, Hessisches Staatsarchiv Marburg, Personalakte W. H. Theodor Meyer, Sign, 307d Nr. 94 II,

¹⁵ Gegenüber anderen einschlägigen nach Jahrgängen geordneten Verzeichnissen engt Adolph Büchting: Repertorium über die nach den halbjährlichen Verzeichnis der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig in den Jahren 1857-1861 erschienenen Bücher, Landkarten ec; Nordhausen 1863, das Erscheinen auf das erste Halbjahr 1858 ein.

Verzug in der Öffentlichkeit zu vertreten. Zeitgleich schloss er sein *Buch* ab. Daneben musste er sich auf sein Promotionsverfahren einstellen und an eine neue berufliche Karriere denken – wir kommen darauf zurück. Wir dürfen davon ausgehen, dass sich besagte *Schrift* und das *Buch* inhaltlich gleichen. Aber was unterscheidet beide? Die Antwort liegt wohl im Formalen und Taktischen. Meyer veröffentlichte sein *Buch* 1858 als promovierter Autor; das verlieh seinen Darstellungen das notwendige akademische Gewicht. Andererseits musste er schon vor seiner Promotion an schneller Publikation und Prioritätssicherung interessiert sein. Da bot sich an, einen Vorabdruck zu verbreiten; diesen notgedrungen als Autor ohne akademischen Titel.

Wie dem auch sei. Wir verdanken Meyers *Buch* die erste Beschreibung der Vakuumpumpe Geißlers und, auch in ästhetischer Weise bemerkenswert, die ersten farbigen Darstellungen der attraktiven Leuchterscheinungen von Gasentladungen überhaupt. Das macht das *Buch* zu einer bibliophilen Kostbarkeit. Von der 1857 erschienen *Schrift*, dem wohl inhaltsgleichen Vorläufer, bleiben nur die indirekten Zeugnisse.



Natus sum Guilelmus Theoborus Meijer
in pago Michelbach ducatus Nassoviae, die
VIII mensis Februarii anno huius saeculo
XV patre Valentino, inspectore Ducati Nassovi-
ensi officinarum metallicarum, quem jam puero
mihi exoptum luges, matre Maria e gente Menges,

Abb. 1: Auszug aus Meyers dem Promotionsgesuch beigegebener Vita (Quelle wie Anm. 14)

5. Meyers Vita

Diese beginnt mit Widersprüchen. Meyer schrieb in der dem Promotionsgesuch beigegebenen lateinisch verfassten Vita, dass er, Wilhelm Theodor, am 8. Februar [18]25 in Michelbach im Herzogtum Nassau als Sohn des herzoglich nassauischen Aufsehers über die Metallhütten, Valentin Meyer, und seiner Ehefrau, Maria geb. Menges, geboren sei

(Abb. 1). Das „Verzeichnis der Gebornen in dem Kirchspiel Michelbach“, 1818-1838,¹⁶ hält fest, dass dem *ehemaligen* (!) Hütteninspektor Valentin Christian Meyer und seiner Ehefrau *Chatharina Margarethe* (!) geb. Menges, beide „Evangelischchristlich. Confession“ und wohnhaft zu Michelbach, am 8. Februar 1820 (!) um 12 Uhr des Mittags der Sohn Ludwig Christian Heinrich Karl Wilhelm Theodor Meyer geboren (Abb. 2) und am 3. März des gleichen Jahres getauft wurde. Die Unterschiede bei der Benennung der Vornamen der Mutter mögen sich aus familiären Gewohnheiten erklären. Schwerer wiegen die differierenden Jahresangaben. Meyer beklagte den frühen Verlust des Vaters. Wechselhafte Vermögensverhältnisse griffen in die Lebensplanung ein.

Zeit der Geburt im Jahr 1820.			Tauf: Name.	Des Vaters Familien: und Tauf: Name, Stand, Gewerbe, Confession, Wohn: und Geburts: Ort.	Der Mutter Tauf: und Geburts: Name, Stand, Confession, Wohn: und Geburts: Ort.
Monat.	Tag.	Stunde.			
Feb.	8.	12.	Ludwig Christian Heinrich Karl Wilhelm Theodor Meyer	Valentin Christian Meyer Hütteninspektor Michelbach	Chatharina Margarethe geb. Menges Michelbach

Abb. 2: Auszug aus dem „Verzeichnis der Gebornen in dem Kirchspiel Michelbach [des] Amts Wehen“, 1818 - 1838, (Evangelische Kirchengemeinde Aarbergen-Michelbach, Pfarramt)

Zunächst privat erzogen und auf humanistische Studien vorbereitet, bezog er ein Lehrerseminar und wies nach dreijähriger Ausbildung die Befähigung für das öffentliche Lehramt nach. Seine Hinwendung zu universitären Studien, denen ein sehr später Übergang (im Frühjahr 1846!) zum Realgymnasium in Wiesbaden vorausging – auch dieser war mit Hilfe privater Lehrer vorbereitet worden –, begründete er mit nunmehr verbesserten materiellen Lebensumständen und einem angestrebten großzügigeren Lebensstil. Von der dortigen Ausbildung und von seinen Lehrern sprach er mit Hochachtung. Er nannte neben anderen damals angesehenen Wissenschaftlern den heute noch bekannten Chemiker Carl Remigius Fresenius (1818-1897). Dem Direktor, dem Mathematiker und Oberschulrat Johann Traugott Müller (1797-1862), widmete er seine Inaugural-Dissertation.

16 Evangelische Kirchengemeinde Aarbergen-Michelbach, Pfarramt.

Meyer sah seine ursprüngliche Ausbildung und wohl auch eine (nicht erwähnte!) Tätigkeit als „Schullehrer“ als deklassierend an. Vielleicht war das Veranlassung, diese Lebensphase im Rückblick verkürzt darzustellen und das Geburtsdatum zu manipulieren. Möglicherweise sah er sich auch veranlasst, gesundheitliche Probleme und eine dadurch verzögerte Ausbildung zu kaschieren; eine spätere Bemerkung zielt in diese Richtung.

6. Studien in Leipzig und Bonn

Nach Erwerb des Reifezeugnisses Ostern 1849 begab sich Meyer nach Leipzig. Offenbar in der festen Absicht, die von der Familie gewährte materielle Sicherstellung zu universellen, um nicht zu sagen enzyklopädischen Studien zu nutzen. An der Universität hörte er Geologie und Geografie bei Carl Friedrich Naumann (1797-1873), Botanik bei Gustav Kunze (1793-1851) und Psychologie („Beziehungen zwischen Leib und Seele“) bei Gustav Theodor Fechner (1801-1887). Auffällig ist, dass sich sein physikalisches Interesse zunächst auf Astronomie beschränkte. Darüber hörte er, wie auch über Infinitesimalrechnung und Stereometrie, bei August Ferdinand Möbius (1790-1868). Alle seine Lehrer waren Mitglieder der Königlich-Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. Schon ein halbes Jahr später, im Herbst 1849, schrieb er sich in Bonn ein. Sein „Verzeichnis der ... gehörten academischen Vorlesungen“ mutet aus heutiger Sicht abenteuerlich an: Mathematik, Physik, Philosophie, Botanik, Zoologie, Geologie, Kameralwissenschaften und Landwirtschaft, Geschichte, Psychologie, französische Sprache, mittelhochdeutsche Grammatik, englische und französische Literatur – in 38 Kursen bei 24 Lehrern. Mathematik und Physik hörte Meyer bei Plücker, bei dessen Freund und früherem Schüler August Beer (1825-1863), beim Sternwartendirektor Friedrich Wilhelm August Argelander (1799-1875), bei Gustav Radicke (1810-1883), der sich als Autor sowohl physikalischer als auch mathematischer Lehrbücher einen Namen gemacht hatte, und bei dem Intimfeind Plückers, dem Gauß-Schüler Heinrich Eduard Heine (1821-1881).¹⁷

Zur thematischen Beschränkung zwangen dann materielle Umstände. Mit dem Tode der Mutter und dem Ausbleiben der vom Bruder gewährten Unterstützung geriet Meyer in Not, aus der er sich nur durch

17 Die Bemerkung zu Letzterem nach Wilhelm Ernst wie Anm. 3.

Anstellungen am physikalischen Kabinett – ab 1851¹⁸ – und an der Sternwarte einigermaßen befreien konnte. Damit war die Orientierung auf eine physikalisch angelegte Graduierungsarbeit vorgegeben.

7. Promotion in Marburg

Nachdem Meyer schon vorher die Bedingungen erkundet hatte, beantragte er am 18. August 1857 (Eingangsvermerk v. 21. August) die Zulassung zur Promotion in Marburg. Beigegeben war die später mit geringfügigen Auflagen genehmigte Dissertation.¹⁹ Neben den Universitätszeugnissen und der schon erwähnten *Schrift* zu Gasentladungsexperimenten hatte Meyer auch Beurteilungen durch Plücker, Beer und Argelander eingereicht. Sie waren im Juli 1857 ausgestellt, von der später öffentlich ausgetragenen Kontroverse unbeeinflusst und durchweg positiv; insbesondere die experimentellen Fähigkeiten Meyers und seine Zuverlässigkeit wurden übereinstimmend herausgestellt. Subjektiv bewertet, könnte man aus Beers Zeugnis eine besondere Wärme herauslesen.

Hauptgutachter der Dissertation war der Marburger Mathematiker und Physiker Christian Ludwig Gerling (1788-1864), der schon Plückers Doktorarbeit begutachtet hatte. Gegen dessen trotz positiven Urteils vielfältige und kleinliche Änderungswünsche wurde Meyer von dem Physiker und Geologen Johann Friedrich Christian Hessel (1796-1872) in Schutz genommen. Dieser hatte selbst zu Fragen des Magnetismus gearbeitet und publiziert²⁰ und sah sich von Meyer bestätigt. Die weiteren zuständigen Mitglieder der Fakultät schlossen sich beider Voten an. Das eigentlich Interessante an Gerlings Gutachten sind dessen Bemerk-

18 Universitätsakten hierzu liegen wegen kriegsbedingter Verluste nicht mehr vor. Aber Plücker sagt in seinem Zeugnis vom Juli 1857 für Meyer, dass dieser „seit sechs Jahren Assistent des physikalischen Cabinets an der Königlichen Universität gewesen ist“.

19 Vgl. die Druckfassung von W. H. Theodor Meyer: Bestimmung über den freien Magnetismus in künstlichen Magneten, nebst Untersuchungen über Coercitivkraft, Marburg 1857.

20 Hessel hatte 1831 und 1843 der „Gesellschaft zur Beförderung der gesamten Naturwissenschaften zu Marburg“ über seine Versuche über Magnetismus vorgetragen. An der letztgenannten Tagung hatte der in Magnetismusfragen als Autorität geltende Gauß-Vertraute Wilhelm Eduard Weber (1804-1891) teilgenommen. Hessel fühlte sich von Webers Hinweisen ermutigt, seine Erkenntnisse in einer Monographie – einer Beschreibung und phänomenologischen Ausdeutung von genau 100 Experimenten – zusammenzustellen. (Hessel: Versuche über die Magnetketten und über die Eigenschaften der Glieder derselben, besonders über jene, welche ihnen angewöhnt oder auf sonstige Weise willkürlich erteilt werden können, Marburg 1844.)

kungen zur Person. Er habe Meyer 1855 in Plückers Institut als dessen „geschickten Gehülften“ kennen gelernt und wisse, „daß er bis diesen Augenblick noch auf der Sternwarte bei dem großen Sterne-Karten-Werk²¹ mit hilft“. Das Gutachten war am 19. September ausgefertigt worden. Auch die Vielschichtigkeit der Motive Meyers für den Übergang nach Marburg wird deutlich. Gerling „erfuhr ... auf Erkundigung bei einem Bekannten noch in diesen Tagen daß der Grund weshalb er hier und nicht in Bonn promovieren wolle der sey, daß er als Nassauischer hier den Herren um 50 [Taler]²² als in Bonn 150 zahlen solle“.

Der Ablauf des Promotionsverfahrens weist einige Merkwürdigkeiten auf. Es drohte zu stocken, weil Meyer sein an der Bonner Universität verlegtes Abgangszeugnis aus Leipzig zunächst nicht vorlegen und keine Angaben über eine künftige Anstellung (!) machen konnte. Wenig später drehte Meyer den Spieß um. Er verwies auf alsbaldige Anstellung beim „Königlichen Telegraphenamte in Berlin“ und bestand angesichts des entstandenen Zeitdrucks, der hohen Reisekosten und seiner angegriffenen Gesundheit auf einer Promotion in Abwesenheit. Das wurde ihm schließlich zugestanden und, nachdem die 120 Pflichtexemplare der Dissertation eingereicht waren, am 6. November 1857 beurkundet (Abb. 3).

21 Gemeint ist Meyers Mitwirkung an Argelanders Projekt zur Durchmusterung des nördlichen Sternenhimmels. Dieses hatte, gestützt auf diverse Vorarbeiten, schon während der Bearbeitung große Beachtung gefunden. Sein berühmter „Atlas“ kartiert 324 182 Sterne. Die Originalausgabe (1863) ist als Arbeitsunterlage offenbar nicht mehr zugänglich. Denn im Vorwort zur 3. Auflage wird bedauert, dass punktuelle Papierfehler und lithographische Unzulänglichkeiten der 2. Auflage (1899), von der die dritte Auflage reproduziert wurde, in einzelnen Fällen zu Verwechslungen mit kartierten Sternen geführt haben könnten. (Friedrich Wilhelm August Argelander: Atlas des nördlichen gestirnten Himmels für den Anfang des Jahres 1855; Bonn, Hannover, Stuttgart 1953.)

22 Nach der Abrechnung der von dem „in absentia promovierten Dr. phil. W. H. Theodor Meyer ...“ gezahlten Gebühren vom 4. November gingen „50 Thaler“ in unterschiedlichen Beträgen an über zwanzig (!) Personen unterschiedlichen Standes und an einige gemeinschaftliche Einrichtungen. Zur Veranschaulichung der Sozialstruktur sei der Verteilungsmodus genannt: Die Magnifizenzen (Prorektor und Kanzler) erhielten je 1 Taler, die Professoren der Fakultät je 2 Taler + 1 Groschen + 5 Pfennige, der Dekan und der Promotor (siehe Promotionsurkunde, Abb. 3) zusätzlich je 1 Taler + 10 Groschen. Die gutachterlich tatsächlich tätigen Professoren genossen gegenüber den anderen Fakultätsmitgliedern, die sich den vorliegenden Gutachten lediglich anschlossen oder gar nicht aktenkundig wurden, offenbar keine Vorzüge. Der rechnungsführende Pedell bezog 1 Taler. Zwei weitere Pedellen und die Dienerschaft des Prorektors erhielten je 20 Groschen. An die Universitätsbibliothek und an die Witwenkasse gingen je 5 Taler. (1 Taler = 30 Groschen, 1 Groschen = 10 Pfennige)

Viro illustri ac excellentissimo
Guidelmo Suxner,
philos. Dr. & Prof. P. O., iust. min. nec non geolog. Dir.,
S. P. D.
N. Ced. Sigism. Löbell,
Acad. Praeceptor.

Potestatem, literis tuis humilissimis rogatum, confe-
reri facias in philosophia honori
Viro praecipuo ac doctissimo
Theod. Meyer, Michelbacheri,
Tibi, Praeceptor rite designato, humilissime tribuo.
Valeat michique faveat!
Marb. d. 27. Martii. MDCCCXV.

Abb. 3: Urschrift der Promotionsurkunde der philosophischen Fakultät der Universität Marburg für W. H. Theodor Meyer als Vorlage für das gedruckte Doktor-Diplom (Quelle wie Anm. 14, Nr. 49)

8. Meyers Dissertation, Plückers Methode und Geißlers Waage – ein eröffneter aber nicht ausgetragener Streit

Meyers Wechsel nach Marburg hatte nicht nur finanzielle Gründe. Er hatte im Vorwort seiner Dissertation wissen lassen, dass er sich von

Plücker in eine ungeliebte Richtung gedrängt sah und lieber, nach einem gemeinsam mit Geißler schon fixierten Konzept, über thermometrisch-barometrische Höhenbestimmung gearbeitet hätte. Das sei ihm von Plücker mit Verweis auf zu hohe Kosten und ein eigenes Interesse verwehrt worden. Letzteres muss erlahmt sein; jedenfalls sind keine wissenschaftlichen Arbeiten Plückers zu diesem Thema bekannt. Wir sehen hier den schon zeitig²³ angelegten Ursprung eines Konfliktes und wohl auch das Motiv für Meyers außergewöhnliches Engagement in der Zusammenarbeit mit Geißler Jahre später.

Zum Ablauf der Arbeit bemerkte Meyer, dass sich die von Plücker empfohlene Vorgehensweise zur Messung magnetischer Kräfte im gegebenen Zusammenhang nicht bewährt habe, und er andere Methoden habe suchen müssen. Die Kritik zielte auf die vom späteren Aachener Realschul-Oberlehrer Heinrich vom Kolke (1821-1857) am physikalischen Kabinett in Bonn verfasste Dissertation²⁴ und betraf eine zur Kraftbestimmung verwendete „Messingwaage, die Plücker und Kolke ... gedient und auf ein Decigramm einen kaum wahrnehmbaren Ausschlag gab“. Die Unempfindlichkeit der Waage und die große Eisenmasse des Probekörpers machten „klar, dass ein so rohes Instrument ... zu ... [seiner] Arbeit nicht dienen konnte“. Er habe sie „durch eine andere von Glas, an der nur die Wagschale von Messing und die Schneide von ... Stahl ist, und die bei einer Belastung von 50^{gr}, welcher Fall ... kaum vorkommt, auf 1/10 ^{mgr} noch einen namhaften Ausschlag giebt“, ersetzt. Meyers Kritik entspringt einem wechselseitigen Missverständnis und weist auf ein offenbar erhebliches Kommunikationsdefizit zwischen Plücker und Meyer hin. Vom Kolke hatte die Polschuhe des großen und für damalige Verhältnisse außerordentlich starken Elektro-Magneten des physikalischen Kabinetts vermessen. Plücker nutzte die unempfindliche Waage, um die Konstanz des starken

23 Das muss, wenn wir Plückers Zeitangaben (vgl. Anm. 18) und Meyers Bemerkung, dass er sich zwei Jahre nach Beginn seiner Assistententätigkeit um ein Dissertationsthema bemüht habe (Meyer wie Anm. 18, Vorwort) zusammen fügen, um 1853/54 gesehen sein.

24 Vom Kolke hatte seine lateinisch verfasste und von Plücker öffentlich gelobte Dissertation („De nova magnetismi intensiatem metiendi methodo ac de rebus quibusdam hac methodo inventis“) 1848 verteidigt und auf Veranlassung Poggendorffs in deutscher Sprache veröffentlicht. Hierzu siehe: Plücker: Ueber Intensitätsbestimmungen der magnetischen und diamagnetischen Kräfte, in: Poggendorffs Annalen 74 (1848), S. 321-379; und vom Kolke: Ueber eine Methode, die Intensität des Magnetismus zu bestimmen, nebst einigen mit Hülfe derselben gefundenen Resultaten, in: Poggendorffs Annalen 81 (1850), S. 321-347.

Magneten durch Kraftmessung zu überwachen. Diesem Verfahren traute er mehr als der Überwachung des erregenden Stromes. Die auf seine Substanzen dabei ausgeübten vergleichsweise geringen Kräfte vermaß er mit einer Waage, „die hinreichend fein ist, um ein Milligramm anzugeben, und an der, außer der Achse des Wagebalkens, kein Eisen sich befindet“.²⁵ Eine um eine Größenordnung empfindlicher und konsequent eisenfrei gestaltete Version brachte Plücker bei seinen Untersuchungen „über das magnetische Verhalten der Gase“ ins Spiel.²⁶ Die Waage war von Geißler geschaffen und mehrfach verbessert worden. Sie war zunächst für Chemiker gedacht. Den Werkstoff Glas wählte Geißler, weil er mit diesem im höchsten Maße vertraut war und wohl auch, um den allgegenwärtigen Korrosionsproblemen im Chemie-Labor zu begegnen. Die gute Eignung für Kraftbestimmungen in Gegenwart starker Magnetfelder war zunächst Nebenprodukt. Wer dieses erschloss, bleibt unklar. Möglicherweise kommt Geißler dieses Verdienst zu. Plücker hatte nämlich auch angemerkt,²⁷ dass er Geißler „die Zusammenstellung der ganzen Vorrichtung verdanke“, und dass dieser „auch bei den Bestimmungen selbst ... hilfreich zur Seite stand“. Was wohl heißen sollte, dass Geißler neben der Bereitstellung der Apparaturen auch gleich die Ausführung der Experimente übernommen hatte.²⁸ Meyer bleibt das Verdienst, eine bewährte aber ihm bis dahin unbekanntere Verfahrensweise methodisch und technisch an eine neue Aufgabenstellung angepasst zu haben. Immerhin war er höflich genug, im Vorwort der Dissertation seinem Lehrer Plücker das Attribut „verehrt“ zukommen zu lassen. Das Thema hatte ihn schließlich doch gefesselt. Er bekannte, dass, „nachdem erst die geeignete Methode ausfindig gemacht war“, sich „der Gesichtskreis erweitert“ und ihn zu weiteren Untersuchungen geführt habe. Über deren Ergebnisse wolle er in einer künftigen Schrift berichten.

25 Plücker wie Anm. 24, S. 323.

26 Plücker: Ueber das magnetische Verhalten der Gase, in: Poggendorffs Annalen 83 (1851), S. 87-108.

27 Plücker wie Anm. 26, S. 92.

28 Geißler hat 1858 gegenüber Justus von Liebig (1803-1873) die verkleinernde Darstellung seiner Leistungen durch Plücker thematisiert. Hierzu siehe Eichhorn wie Anm. 4, Dörfel/Müller wie Anm. 2 sowie Falk Müller: Gasentladungsforschung im 19. Jahrhundert, Berlin und Diepolz 2004.

9. Ungereimtes und Ungeklärtes

Die Kontakte zwischen Meyer und der Universität Marburg waren ab Herbst 1857 rein postalischer Natur. Der „Probist am K. Telegraphen-Amt zu Berlin“ hatte die Anschrift „Berlin, Dorotheenstraße 91, 1 Treppe No 1“ hinterlassen. An diese erbat er im Januar 1858 und nochmals im Februar dringend die Rücksendung in Marburg verbliebener Zeugnisse. Unterschrieben hatte er als „Dr. Theodor Meyer, früher Assistent am Physikalischen Cabinet zu Bonn“. Von einer angemessenen Position am Telegraphenamte oder einer anderen Dienststellung war nicht die Rede. Und hier verliert sich jede Spur. Die Personalakten des Königlichen Telegraphenamtes vermerken Meyer nicht, auch nicht die Adressbücher Berlins. Die Kirchenbücher der Dorotheen-Gemeinde enthalten keinen relevanten Eintrag, auch nicht die der benachbarten Gemeinden oder die des Stadtkrankenhauses Charité.²⁹ Eine Auswanderung konnte nicht nachgewiesen werden.³⁰ Weder die in seiner Dissertation angekündigte noch andere jüngere wissenschaftliche Arbeiten Meyers wurden gefunden. Auch zeitgenössischen Beobachtern waren weitere Veröffentlichungen nicht aufgefallen. Solche hätten ihn in Verbindung mit seinem Buch und seiner Dissertation für einen Eintrag in Poggendorffs berühmtes biographisches Handwörterbuch empfohlen.³¹ Ein einschlägiger mit „W. Meyer, Telegraphen-Ingenieur“ gezeichneter

29 Die Personalakten des Königlichen Telegraphenamtes verwahrt das Geheime Staatsarchiv Berlin Preußischer Kulturbesitz. Die Kirchenbücher Berlins sind im Evangelischen Landeskirchlichen Archiv zu Berlin, die Adressbücher Berlins („Allgemeiner Wohnungsanzeiger“) in der Staatsbibliothek Berlin Preußischer Kulturbesitz einsehbar.

30 Nach Recherchen des Historischen Museums Bremerhaven – Deutsche Auswanderer-Datenbank.

31 J. C. Poggendorff: Biographisch-Literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften, 2 Bde., Leipzig 1863. Johann Christian Poggendorff (1796-1877) hat Meyers Buch gekannt und am 24 April 1865 vor der Berliner Akademie darüber gesprochen, dass es „die Geißlersche Pumpe ... dem größerem (!) Publicum ... zuerst bekannt“ gemacht habe. (Vgl. Poggendorff: Über eine neue Einrichtung der Quecksilber-Luftpumpe, in: Monatsberichte der Königlichen Preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, April 1865, S. 158-166. Siehe auch Poggendorff: Über eine neue Einrichtung der Quecksilber-Luftpumpe, in: Poggendorffs Annalen 125 (1865), S. 151-160, Tafel I.) Möglicherweise stand einem Eintrag im Poggendorff auch das im Vorwort betonte Prinzip entgegen, wonach selbst bei hohem Bekanntheitsgrad diejenigen Personen unberücksichtigt bleiben mussten, von denen keine hinreichenden biographischen Daten nachweisbar seien.

Fachartikel muss dem Siemens-Vertrauten William Meyer zugerechnet werden.³²

10. Andere Ausdeutungen

Der Geißler-Forscher Karl Eichhorn meint in seiner sehr aufschlussreichen Biographie, dass Meyer bis 1864 *Mechaniker* bei Plücker gewesen sei.³³ Dieser dann aufgegriffene Irrtum³⁴ beruht auf einer Fehlinterpretation: Tatsächlich war in jenen Jahren die Unterscheidung der Tätigkeit eines Assistenten und eines Mechanikers in Bonn fließend. Der Wandel ergab sich erst 1865 mit der Einstellung des Mechanikers Epken und der Assistententätigkeit des später berühmten Mathematikers Felix Klein (1849-1925).³⁵ Heinrich Konen (1874-1948), in den 20er Jahren Ordinarius am physikalischen Institut in Bonn und insofern indirekter Nachfolger Plückers, sprach davon, dass der Mechaniker Etter 1855 in „bezeichnender Weise durch den bisherigen Assistenten Dr. Theodor Meyer ersetzt“ worden sei.³⁶ Abgesehen davon, dass diese Aussage bezüglich der Promovierung Meyers unscharf ist, erlaubt die Bemerkung Konens, dass Plücker ab 1864 über einen erhöhten Etat verfügte, was ihm die o. g. Einstellung des Mechanikers Epken ermöglichte, nicht den Schluss, dass Meyer bis dahin als Assistent und Mechaniker in Bonn tätig gewesen sei.³⁷ Auch die hier geschilderte Konfliktsituation steht gegen eine solche Annahme.

32 Vgl. W. Meyer: Sinus-Tangentenbussole nach Siemens und Halske, in: Zeitschrift des deutsch-österreichischen Telegrafenvereins 7 (1860), S. 107-108, Kupfertafel IV. Die Zuordnung folgt indirekt aber eindeutig aus dem Vergleich dieses Fachartikels mit den Lebenserinnerungen des Werner von Siemens (vgl. v. Siemens: Lebenserinnerungen, Berlin 1892) und dem Allgemeinen Wohnungsanzeiger für Berlin. Letzterer weist für 1860 den „Telegraphen-Ingenieur u. Prem. Lieut. a. D. W. Meyer, Markgrafenstr. 94,“ aus.

33 Vgl. Eichhorn wie Anm. 4.

34 Vgl. Falk Müller wie Anm. 28.

35 Vgl. Ernst wie Anm. 3.

36 Konen: Das Physikalische Institut, in: Geschichte der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn am Rhein, Bd. 2, Institute und Seminare 1818-1933, Bonn 1933, S. 347.

37 Verwiesen sei auch auf Plückers im Zeugnis von 1857 im Plusquamperfekt formulierte Zeitangabe, die das Ende der Tätigkeit Meyers für das physikalische Kabinett eindeutig auf 1857 datiert; vgl. Anm. 18.

Resümee und Dank

Vom Physiker W. H. Theodor Meyer wissen wir mit einigem Verlass nur von seinen Studien in Wiesbaden, Leipzig und Bonn, die Letzteren begleitet von und fortgesetzt mit beruflicher Tätigkeit im physikalischen Kabinett und an der Sternwarte, und von seiner Graduierung in Marburg. Es scheint, dass sich problematische und wechselhafte Lebensumstände, ein schwieriger Charakter und unglückliche Zufälle auf verhängnisvolle Weise überlagerten. Auffällig wurde Meyer durch eine wenige Monate andauernde äußerst ertragreiche Zusammenarbeit mit dem damals schon berühmten Glastechniker Heinrich Geißler in Bonn. So nachhaltig seine gemeinsam mit Geißler gegebenen Anstöße waren, so lückenhaft bleibt sein Bild – trotz neu recherchierter Fakten. Vielleicht ist deren Darstellung eine Anregung für weitere Nachforschungen.

Für inhaltliche und technische Hilfestellung sei Frau Prof. Dr. Inge Auerbach, Hessisches Staatsarchiv Marburg, sowie den Herren Karl Eichhorn, Steinach in Thüringen, Christian Lind, Regensburg, Dr. Falk Müller, Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a. M., Pfarrer Georg Schmidt, Evangelische Kirchgemeinde Aarbergen-Michelbach, und Dr. Aloys Schwersmann, ebenfalls Hessisches Staatsarchiv Marburg, herzlich gedankt.

Dr. med. Karl Theodor Friedrich Stamm (1812-1902)*

Das Lebensschicksal eines Darmstädters im hessischen Vormärz Eine genealogisch-historische Studie

Karl Heinrich Stamm

Karl Theodor Friedrich Stamm entstammte einer hessischen Beamten- bzw. Juristenfamilie, die seit mehreren Generationen im Dienste der Landgrafen (seit 1806 Großherzögen) von Hessen gestanden hatte.¹ Sein Großvater, Friedrich Wilhelm Stamm (1734-1793), war aus dem Oberhessischen, wo die Familie ursprünglich beheimatet war, in die landgräfliche Residenz Darmstadt übergesiedelt. Er war „Cammerrath“ und bekleidete dort zuletzt das Amt eines General-Staatskassendirektors. Karls Vater, Ludwig Christian Philipp Stamm, der von 1776 bis 1828 lebte, war nach dem Studium der Jurisprudenz in Gießen und

* Frau Dr. Irmgard Stamm, Rastatt, hat die Mühe auf sich genommen, die Straßburger Archive nach relevanten zeitgenössischen Quellen zu Karl Theodor Friedrich Stamm zu durchforschen. Die Ergebnisse ihrer Untersuchungen wurden in den Text eingearbeitet. - Ich habe Frau Dr. Stamm sehr herzlich zu danken.

1 Zu den Angaben zur Familie vgl. Moritz Stamm, Geschichte der Familie Stamm in Hessen, Frankfurt 1912 (zit. FG).

Wie Albrecht Eckhardt in seinem Beitrag „Beamtentum und Pfarrerstand in Hessen“ in dem von Günther Franz herausgegebenen Band „Beamtentum und Pfarrer 1400 bis 1800“ (Büdinger Vorträge 1967), Limburg 1972, feststellt, traten nach dem Anfall der oberhessischen Gebiete an Hessen-Darmstadt viele Oberhessen in darmstädtische Dienste (a.a.O., S. 90). Als Beispiel einer solchen oberhessischen Familie, deren Angehörige dann mehr als zwei Jahrhunderte im Dienst der hessischen Landgrafen bzw. Großherzöge standen, kann auch die ursprünglich aus Alsfeld stammende Familie Stamm angesehen werden. War der aus Alsfeld gebürtige Jeremias Stamm (1537-1601) seit etwa 1580 Rentmeister in Marburg, so übernahm sein Sohn Johann Daniel (1564-1621), auch er noch in Alsfeld geboren, im Jahre 1592 eine Stelle als Rentmeister in Gießen, wo er u.a. auch als Ökonom für die 1607 gegründete Universität Gießen tätig war. Von diesem lässt sich eine nur einmal unterbrochene Linie bis zu den hier erwähnten Friedrich Wilhelm (1734-93), Ludwig Philipp Christian (1776-1828) und Moriz Stamm (1778-1839) verfolgen. Als Repräsentanten der Lokal- und mittleren Zentralbehörden finden wir Mitglieder der Familie als Amtskeller in Gleiberg, als Rentmeister in Grünberg, Battenberg und Biedenkopf, ehe sie im späten 18. Jahrhundert in der Verwaltung des Ministeriums aufstiegen. - Ein Lexikoneintrag zu Karl Theodor Friedrich Stamm findet sich in dem von Helge Dvorak u.a. herausgegebenen Biographischen Lexikon der Deutschen Burschenschaft, Bd. I: Politiker, Teil 5 (R-S), Heidelberg 2002, S. 482 (zit. Dvorak).

Erlangen ebenfalls in den Dienst der hessen-darmstädtischen Landgrafen getreten und hatte eine Stelle als Oberforstsekretär, später als Justizrat, in der Forstabteilung des großherzoglichen Ministeriums inne.²

Darmstadt hatte zu Beginn des 19. Jahrhunderts etwa 9000 Einwohner;³ um 1838 war die Wohnbevölkerung bereits auf 22000 Einwohner angewachsen, wobei 32% der männlichen Bevölkerung dem Beamtenstand angehörten.⁴ Im Laufe des 18. Jahrhunderts hatte die Residenz mancherlei bauliche Veränderungen erfahren. So wurde z.B. in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts außer dem für die lokalen Bedingungen übertrieben großen Exerzierhaus auch das in seiner Planung auf den Hanauer Oberbaudirektor Franz Ludwig von Cancrin zurückgehende Kollegiengebäude gebaut. Im Zusammenhang mit dieser öffentlichen Bautätigkeit ließ sich Friedrich Wilhelm Stamm in den 1780er Jahren an der Rückseite des neuen Verwaltungsbaus, dem heutigen Mathildenplatz, ein Wohnhaus errichten, dessen Entwurf ebenfalls von F. L. von Cancrin stammte.⁵ - Nach einem Eintrag im Häuserverzeichnis von 1799 hatte die „Wwe des Cammerraths Stamm“ zu diesem Zeitpunkt ihren Wohnsitz in der Ludwigstraße.⁶

Als Wohnsitz Ludwig Christian Philipp Stamms geben die Adressbücher von 1819 und 1821 die Bezeichnung F 16 an. Hinter dieser Bezeichnung, die auf die Einteilung Darmstadts in verschiedene Viertel zurückgeht, deren Häuser straßenweise durchnummeriert wurden, verbirgt sich das Collegienhaus am Luisenplatz. Die gleiche Adresse findet sich in diesen Jahren auch für Moriz, Ludwig Christian Philipp Stamms jüngeren Bruder, der zunächst Rechtsanwalt, dann Kirchenrat und

2 Lt. Mitteilung des Stadtarchivs Darmstadt vom 12.2.2002; vgl. FG S. 83 und S. 88.

3 Academia Gissensis. Beiträge zur älteren Gießener Universitätsgeschichte, hrsg. v. P. Moraw und V. Press, 1982, S. 285.

4 Thomas Michael Mayer u.a., Georg Büchner. Leben, Werk, Zeit. Katalog der Ausstellung zum 150. Jahrestag des „Hessischen Landboten“. Marburg 1987 (zit. Katalog Marburg). - Alex Büchner, Georg Büchners Bruder, spricht von Darmstadt als „Pensio-nopolis“. Vgl. Das „tolle“ Jahr. Vor, während und nach. Von einem der nicht mehr toll ist. Erinnerungen von Alex Büchner, Gießen 1900, S. 13, 20, 23.

5 Friedrich Battenberg, Jürgen Reiner Wolf, Eckhardt G. Franz, Franz Deppert, Darmstadts Geschichte - Fürstenresidenz und Bürgerstadt im Wandel der Jahrhunderte, Darmstadt 1984, S. 276.

6 Stadtarchiv Darmstadt, wie Anm. 2.

Geheimer Oberconsistorialrat in Darmstadt war. Später - für 1839 belegt - wohnte Moriz in der Waldstraße, der heutigen Adelongstraße.⁷

Ludwig Christian Philipp Stamm war in erster Ehe mit Charlotte Fabricius, Tochter eines Gießener Forstverwalters, verheiratet. Nach dem frühen Tode seiner Frau - sie war im Dezember 1807 fünf Wochen nach der Geburt ihres Sohnes Wilhelm Christian Moritz gestorben - hatte er in zweiter Ehe die Darmstädterin Louise Kückler, die Tochter des Großherzoglichen Mundschenks, geheiratet. Karl Theodor Friedrich Stamm, der am 4. Oktober 1812 geboren wurde, ging als erstes Kind aus dieser Ehe hervor. Zwei Jahre später wurde den Eltern ein weiteres Kind geboren, die Tochter Wilhelmine Mathilde Julia. Das Mädchen war erst 14 Monate alt, als die Familie wiederum von einem Schicksalsschlag getroffen wurde: die Mutter starb, erst 25 Jahre alt. Auf dem Vater lastete nun die Sorge für seine drei unmündigen Kinder (8 Jahre, 3 Jahre, 14 Monate).

Auf welche Weise es dem Witwer gelang, seine Kinder großzuziehen, wissen wir nicht. Denkbar wäre, dass der jüngere Bruder seines Vaters, Karls Onkel Moriz (1778-1839), und dessen Frau, die ja mit ihnen in dem gleichen Hause wohnten, sich des Vaters und seiner Kinder annahmen. - Ein weiteres Unglück ereilte Karl Theodor Friedrich und seine Geschwister, als ihr Vater im Jahre 1828 starb.

Über die Kindheit und die frühe Erziehung Karls gibt die Familiengeschichte keine Auskunft. Es kann jedoch angenommen werden, dass die frühen Jugendjahre ähnlich verliefen wie bei den Kindern anderer Familien der Oberschicht, zumal der akademisch gebildeten Beamten-schaft der Residenz. Als Beispiel möge der Erziehungsgang des Arztsohnes Georg Büchner dienen, wie ihn uns Hauschild in seiner großen Biographie Büchners⁸ eingehend geschildert hat. Die Kinder des Arztes besuchten zunächst eine Vorschule, in der ihnen grundlegende schulische Kenntnisse vermittelt wurden, ehe sie - sieben bis acht Jahre alt - auf eine private Erziehungs- und Unterrichtsanstalt übergingen, in der sie auf das Gymnasium vorbereitet wurden. In diesem Unterricht wurde

7 Stadtarchiv Darmstadt, wie Anm. 2.

8 Jan-Christoph Hauschild, Georg Büchner. Biographie. Stuttgart/Weimar 1993 (zit. Hauschild, Büchner), S. 69-75.

Vgl. dazu auch Jan-Christoph Hauschild, Georg Büchner, Reinbek³1997, sowie den Aufsatz von Gerhard Schaub, Georg Büchner und das Darmstädter Gymnasium, in: Trierer Beiträge 2/1976, S. 7-14.

bereits in die Anfangsgründe des Lateinischen eingeführt, denn beim Eintritt in die Quarta, die unterste Klasse des Gymnasiums (oder des Pädagogs, wie man damals oft sagte), wurden bereits „die ersten Elemente des Lateinischen“ vorausgesetzt.⁹

Georg Büchner trat aufgrund einer verlängerten Vorbereitungszeit in der privaten Anstalt des Dr. Weitershausen erst im Alter von 12 Jahren in die Tertia des Gymnasiums ein.¹⁰ Demgegenüber besuchte Karl Stamm, wie aus dem Schulprogramm des Jahres 1830 hervorgeht, das „Pädagog“ schon im Alter von 10 Jahren, also von der ersten Klasse, der Quarta, an. Welche Vorbereitung er für das Gymnasium erhielt, ist nicht bekannt.

Galt damals als formaler „Cursus“ für den Schulbesuch bis zur Abschlussklasse eine Zeit von 9 ½ Jahren, so ließ das System jener Jahre mit seinen halbjährlichen Prüfungen den früheren Übergang in eine höhere Klasse zu, so dass begabte Schüler den Abschluss in kürzerer Zeit erreichen konnten. Pflicht war es allerdings, die Selecta, die Abschlussklasse, eineinhalb Jahre zu besuchen. Diese Regelung ermöglichte es Karl Stamm, schon nach 7 ½ jährigem Besuch des Gymnasiums den erforderlichen Abschluss zu erreichen. Somit endete für ihn die Schulzeit zu Ostern 1830. Eine offizielle Abschlussprüfung gab es zu dieser Zeit noch nicht; es wurde vielmehr nach erfolgreichem Besuch der Selecta ein „Exemptionsschein“, eine Bescheinigung über den Schulbesuch, ausgestellt, in dem der Direktor des Gymnasiums bestätigte, dass der Absolvent die für den Besuch der Universität nötigen Voraussetzungen besaß.¹¹ Der um ein Jahr jüngere Georg Büchner schloss seine Gymnasialzeit im folgenden Jahr, also 1831, ab; somit waren Karl Stamm und Georg Büchner zeitweilig auch Klassenkameraden.

Der gymnasiale Lehrplan in Darmstadt war im Sinne der Zeit von neuhumanistischen Vorstellungen geprägt. Kernfächer waren Latein und Griechisch, auf die etwa 40% der jeweiligen Stundenzahl entfielen. So wurde in der Selecta Latein mit neun Wochenstunden, Griechisch mit sechs Wochenstunden unterrichtet; dagegen stand „Deutsch“ damals

9 Georg Kriegk, bei Karl Esselborn, Das Gymnasium zur Biedermeierzeit, in: Beiträge zur Geschichte des Ludwig-Georg-Gymnasiums zu Darmstadt, Darmstadt 1929, S. 106.

10 Hauschild, Büchner, wie Anm. 8, S. 72 f.

11 Programm des Großherzoglichen Gymnasiums zu Darmstadt, Darmstadt 1830, S. 16-31, bes. 22 f.

(und noch Jahrzehnte später) mit nur zwei Stunden pro Woche auf dem Lehrplan.¹² In der Erinnerung eines früheren Mitschülers von Karl Stamm: „Die Grundfärbung des Unterrichts war Griechisch-Lateinisch.“¹³ Die modernen Fremdsprachen waren demgegenüber von sekundärer Bedeutung. So wurde Französisch ab Quarta gelehrt, zweistündig außer in Tertia und Sekunda, wo dreistündige Kurse vorgesehen waren.

Als „Pflanzstätte der Wissenschaften“ war es Aufgabe des Gymnasiums, die damals als notwendig erachteten Bildungsinhalte zu vermitteln, auch als Vorbereitung für ein späteres Universitätsstudium.

Über den in den einzelnen Fächern jeweils gebotenen Lernstoff hinaus aber galt das Gymnasium nach einem Wort seines Direktors Dilthey als „Wohnsitz der Religion und Tugend“.¹⁴ Dem Religionsunterricht kam damit im Hinblick auf die sittliche Erziehung eine herausragende Bedeutung zu. Dies lässt sich auch daran erkennen, dass der Besuch der Sonntagspredigt, der für die Gymnasiasten im „Aktusaal des Gymnasiums“ stattfand, den Schülern zur Pflicht gemacht wurde. Oder, wie es in der Sprache der Zeit hieß: Sie waren gehalten, der Predigt „bei strenger Ahndung stets beizuwohnen“.¹⁵ Aber auch aus rein praktischen Gründen empfahl es sich teilzunehmen, denn die Predigten, die der Religionslehrer (und spätere Hofprediger) Palmer hielt, bildeten die Grundlage für Religionsaufsätze.

Dem Geist der Zeit entsprechend bedeutsam war die Konfirmation. Sie fand für Karl Stamm am 26. Mai 1828, einem Pfingstmontag, statt. Unter den Mitkonfirmanden befanden sich, wie das Kirchenbuch der Evangelischen Civilgemeinde Darmstadt ausweist, auch 23 andere Schüler des Gymnasiums, darunter der schon erwähnte - und später als Dichter bekannt gewordene - Georg Büchner.¹⁶ Klassenkameraden, die Karl Stamm auch in den Folgejahren wiedertreffen wird, waren die Brüder Soldan sowie zeitweilig auch noch Hermann Wiener, Hermann Dittmar und Georg Büchner: Alles später Studenten der hessen-darmstädtischen Landesuniversität Gießen, die in die „politischen Umtriebe“ der dreißiger Jahre verwickelt waren.

12 Zum „Cursus“: Programm, wie Anm. 11, S. 38 ff.

13 Hauschild, Büchner, wie Anm. 8, S. 75.

14 Hauschild, Büchner, wie Anm. 8, S. 77.

15 Hauschild, Büchner, wie Anm. 8, S. 89.

16 Hauschild, Büchner, wie Anm. 8, S. 88.

Um Büchner herum hatte sich schon in der Schulzeit, wohl ab Herbst 1828, ein Freundeskreis von Primanern gebildet, der sich im Anschluss an die Schule und an Wochenenden zu gemeinsamer Lektüre traf. Hauschild, der Biograph Büchners, vermutet, dass möglicherweise auch einige der oben erwähnten Klassenkameraden, darunter Karl Stamm, diesem Kreise angehörten.¹⁷

Zum Sommersemester 1830 bezog der siebzehnjährige Karl Stamm die Universität Gießen, um dort, wie schon sein Halbbruder Wilhelm Christian Moritz, Medizin zu studieren. Am 12. Mai 1830 erfolgte seine Einschreibung unter der Matrikelnummer 1263.¹⁸ Er wohnte, auch hier folgte er seinem Bruder, im Hause des Geheimen Medizinalrats und Professors der Medizin Dr. Georg Friedrich Wilhelm Balsler (1780-1846), der mit Karls 1784 geborener Tante Sophie Dorothea Juliana, der Schwester seines Vaters, verheiratet war.

Gießen, seit 1607 Landesuniversität der Landgrafschaft (seit 1806 Großherzogtum) Hessen-Darmstadt, zählte um 1830 7000 Einwohner und 500 Studenten.¹⁹ Für jeden hessen-darmstädtischen Studenten, der eine Stellung in seinem Heimatterritorium anstrebte, war es nach einer Verordnung aus dem Jahre 1788 Pflicht, wenigstens vier Semester an der Landesuniversität zu studieren. - Die Stadt war zugleich Sitz der Verwaltungsbehörden der Provinz Oberhessen. Trotz dieser Institutionen war die Stadt in den zwanziger und dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts ein eher unbedeutender Ort, ein „Studentendorf“, wie Alex Büchner, der jüngste der Büchnerbrüder, später schreiben wird.²⁰ Georg Büchner selbst, der 1833 von Straßburg, wo er sein medizinisches Studium begonnen hatte, nach Gießen übergewechselt war, erschien die Stadt „abscheulich“. Ähnlich äußerte sich Anfang der 1840er Jahre der damalige Gießener Jurastudent Ludwig Bamberger, der später als liberaler Politiker bekannt werden sollte: Für ihn war Gießen nichts anderes als ein „abscheuliches Nest“.²¹ Hier also begann Karl Stamm sein Medizinstudium. Die Aufnahme im Hause seines Onkels Balsler

17 Hauschild, Büchner, wie Anm. 8, S. 108.

18 Freundliche Mitteilung des Universitätsarchivs Gießen.

19 Katalog Marburg, wie Anm. 4, S. 114.

20 Alex Büchner, wie Anm. 3, S. 109.

21 Georg Büchner, Brief Nov. 1833, in: Georg Büchner, Werke und Briefe, dtv Gesamtausgabe, München 1972 (zit. Büchner, Werke), S. 161; Ludwig Bamberger, Erinnerungen, Berlin 1899, S. 7.

mit seinen sieben ungefähr gleichaltrigen Kindern - einem Sohn und sechs Töchtern - und der damit verbundene Familienanschluss dürfte ihm den Wechsel von der Residenz in die Provinzstadt ohne Zweifel weniger schwer gemacht haben. Im Übrigen war es ja „eine kleine Welt in Hessen, in der im Milieu der etwas Hervorgehobenen jeder von jedem fast alles wußte, zumal beinahe alle dieselben beiden Engpässe, die Gymnasien in Darmstadt oder Gießen, passiert und sich womöglich schon als Schüler gekannt hatten ...“.²² So traf auch Karl Stamm in der Tat hier in Gießen auf zahlreiche Ehemalige des Darmstädter Gymnasiums: Dittmar, Gladbach, Rosenstiel, Wiener und, seit 1833, Georg Büchner. Weitere Kontakte ergaben sich durch seinen Eintritt in die Gießener Burschenschaft Germania.²³ Hier tauchen, neben anderen, die eben erwähnten Darmstädter noch einmal auf. Eine Person aus seinem Bekanntenkreis wäre noch besonders hervorzuheben, weil sie im späteren Leben Karl Stamms eine Rolle spielen sollte: Friedrich Wilhelm Adolf Heumann. Dieser, auch er Darmstädter, nur eineinhalb Jahre älter als Karl Stamm, hatte bereits im Sommersemester 1828 das Studium der Medizin in Gießen aufgenommen. Und auch er hatte sich der Germania angeschlossen.²⁴ Auf ihn treffen wir zudem im Hause der Balsers: Als junger Arzt wird er deren Tochter Mathilde, Karl Stamms Cousine, heiraten.

Es waren prägende Jahre, die Karl Stamm im Hause der Verwandten in Gießen verlebte, prägend durch das Aufgenommensein in die Familie, prägend vor allem auch durch die Persönlichkeit des Onkels. Dieser, seit 1803 Extraordinarius, seit 1812 Ordinarius an der medizinischen Fakultät der Universität Gießen, war ein anerkannter Mediziner seiner Zeit. Als Arzt fand der spätere Direktor der medizinischen und ophtalmologischen Klinik Anerkennung durch sein „glänzendes Talent, sein Wissen und seine rege Tätigkeit“. Schon 1828 hieß es von ihm, dass er zu der „geringen Anzahl genialer und dabei höchst gründlicher Kliniker

22 Peter Moraw, Einleitung zu Carl Vogt, Aus meinem Leben. Erinnerungen und Rückblicke. Hrsg. Eva-Maria Felschow u.a., Gießen 1997, *Studia Gissensia* 7, S. VI.

23 Eintritt in die Germania: SS 1830; vgl. Hans Schneider/Georg Lehnert, Die Gießener Burschenschaft 1814 bis 1936. Burschenschafterlisten Bd. 2, Straßburg-Gießen-Greifswald, Sonderdruck Gießen, Görlitz 1942, S. 71, Nr. 373.

24 Büchner, Werke, wie Anm. 21, Register S. 368; Burschenschafterlisten, wie Anm. 23, SS 1928, S. 68, Nr. 275. Ein Lexikonartikel zu Heumann findet sich bei Dvorak, wie Anm. 1, Teilband 2, 1999, S. 325.

beizuzählen ist, welche Teutschland besitzt“.²⁵ Zu den von ihm eingeführten Neuerungen gehörte die Gründung einer „ambulatorischen Klinik“, für die er, wie es in einem Nekrolog heißt, „manche Opfer“ brachte, „indem er Armen Arzneien auf eigene Rechnung reichen ließ“.²⁶ Er war zudem „ein ungemein wohlwollender, liebenswürdiger Mann“ und als Augenarzt „weit berühmt“.²⁷ Balsler nahm aber auch an den öffentlichen Angelegenheiten seiner Zeit regen Anteil, gehörte zu den politisch Engagierten seiner Generation. So vertrat er, nachdem 1820 eine Verfassung für Hessen-Darmstadt erlassen worden war, die Stadt Gießen für zwei Sitzungsperioden in der zweiten Kammer des Landtages. Er galt dabei als starke liberale Persönlichkeit.²⁸ Die von ihm geprägte häusliche Atmosphäre, aber auch die Einflüsse, die von den jugendlich bewegten, zum Teil auch radikal gesinnten Mitgliedern der burschenschaftlichen Bewegung sowie von seinen Darmstädter Freunden ausgingen, trugen ohne Zweifel dazu bei, Karl Stamms politische Auffassungen zu beeinflussen und sein Weltbild zu prägen.

Die Julirevolution in Frankreich 1830 und die von ihr ausgelösten Bewegungen in anderen europäischen Staaten wie z.B. in den Niederlanden, in Italien und in Polen hatten auch Auswirkungen auf die deutsche Staatenwelt. Es kam dabei zu einer zunehmenden Politisierung der Öffentlichkeit und zu immer offeneren Demonstrationen gegen die restaurativen Tendenzen der Zeit. Verbreitet waren beispielsweise Solidaritätskundgebungen für die polnischen Freiheitskämpfer, wie sie 1831 an vielen Orten stattfanden. Nach der Unterdrückung des Aufstandes in Polen wurden durchziehende Emigranten oft feierlich begrüßt und, um ihnen zu helfen, Unterstützungsvereine gegründet oder auch Unterstützungslotterien aufgelegt. Als im Januar 1832 430 polnische Flüchtlinge durch Gießen und Butzbach kamen, wurden sie feier-

25 Zitiert bei Heinrich Eduard Scriba, Biographisch-literarisches Lexikon der Schriftsteller des Großherzogtums Hessen, 1. Abt. 1831, Darmstadt, S. 221.

26 Neuer Nekrolog der Deutschen, hrsg. v. Bernhard Friedrich Voigt, Ilmenau, Jg. 24/1846 (1848).

27 Carl Vogt, Aus meinem Leben, wie Anm. 22, S. 58.

28 Diese politische Haltung dürfte auch der Grund dafür gewesen sein, dass Balsler, der auch für den dritten Landtag von 1826/27 gewählt worden war, keinen Urlaub zur Wahrnehmung seines Mandats erhielt. Cf. Siegfried Büttner, Die Anfänge des Parlamentarismus in Hessen-Darmstadt und das du Thilsche System, Darmstadt 1969, S. 133. Vgl. auch Hessische Abgeordnete 1820-1963: Biographische Nachweise für die Landstände des Großherzogtums Hessen (2. Kammer) und den Landtag des Volksstaates Hessen, bearb. v. Hans Georg Ruppel und Birgit Groß, Darmstadt 1980.

lich mit Gastmählern begrüßt. Ebenso dienten Empfänge für heimkehrende Landtagsabgeordnete politischen Zielen. Ein gutes Beispiel dafür aus dem Gießen der frühen dreißiger Jahre berichtet uns Georg Büchner. Er schrieb unter dem Datum des 19. November 1833 an seine Eltern: „Gestern war ich bei dem Bankett zu Ehren der zurückgekehrten Deputierten. An zweihundert Personen, unter ihnen Balsers und Vogt. Einige loyale Toaste, bis man sich Courage getrunken und dann das Polenlied, die Marseillaise gesungen und den in Friedberg Verhafteten ein Vivat gebracht!“²⁹

Eine erste größere politische Demonstration in Deutschland, die über das Lokale hinausging, war im Mai 1832 das „Hambacher Fest“, das „von der Leidenschaft des politischen Veränderungswillens“³⁰ getragen war. Im darauf folgenden Jahr kam es, als „Nachspiel des Hambacher Radikalismus“ (Faber) in Kreisen der Heidelberger Burschenschaften zu einem Plan, der vorsah, dass man sich in Frankfurt, dem Sitz des Bundestages, in einem Handstreich der Wachlokale der Stadtpolizei und des Bundestages in der Eschenheimer Gasse bemächtigen wollte, um dann, die Fanalwirkung nutzend, die deutsche Republik auszurufen. - Abgesandte der Heidelberger und Frankfurter waren auch nach Gießen und an andere Orte in Oberhessen gekommen, um dort Unterstützung für ihre Pläne zu finden. In Gießen fanden im März des Jahres 1833 vier Versammlungen statt, in denen man sich mit der gegenwärtigen politischen Situation beschäftigte. Ein Punkt, der offensichtlich einigen der Anwesenden besonders bedeutsam erschien, war das damals kursierende Gerücht, dass der Deutsche Bund in Frankfurt plane, sämtliche einzelstaatliche Verfassungen zu suspendieren.³¹ Es wurde aber auch darüber gesprochen, wie man das in Frankfurt geplante Vor-

29 Büchner, Werke, wie Anm. 21, S. 161. - Vogt, der Vater Carl Vogts (vgl. Anm. 22), war ein Kollege Balsers. - Die Bedeutung dieser Demonstration wird erst voll verständlich, wenn man erfährt, in welchem Zusammenhang die Rückkehr der Abgeordneten zu sehen ist. Nachdem nämlich der neu zusammengetretene Landtag mit seiner liberalen Mehrheit die Forderung nach Nichtbeachtung der Bundesbeschlüsse vom 28. Juni 1832, durch die wesentliche landständische Rechte eingeschränkt worden waren, erhoben hatte, war der Landtag von dem leitenden Minister du Thil am 2. November 1833 aufgelöst worden. Vgl. Büttner, wie Anm. 28, insbes. S. 181.

30 Dirk Blasius, Geschichte der politischen Kriminalität (1800-1980), Frankfurt 1983, S. 31.

31 Reinhard Görisch/Thomas Michael Mayer, Hrsg., Untersuchungsberichte zur republikanischen Bewegung in Hessen, Frankfurt 1982, S. 367 und S. 369.

gehen unterstützen könne und welche Maßnahmen nach einem erwarteten Erfolg in Gießen getroffen werden sollten.

Von den Versammlungen fand eine bei dem Kandidaten Schüler statt, eine andere bei dem mit Karl Stamm etwa gleichaltrigen Darmstädter Gladbach; zweimal traf man sich bei dem Darmstädter Mitgymnasiasten Hermann Wiener. Es waren vorwiegend Studenten bzw. Akademiker, die sich zu den Treffen einfanden, in der Mehrzahl Angehörige der Burschenschaft Germania. An der Zusammenkunft bei dem Kandidaten Schüler nahm Dr. Heumann teil; bei dem ersten Treffen in der Wohnung Wieners, das am 30. oder 31. März 1833 stattfand - nach Görisch/Mayer die entscheidende Versammlung -, war nach der späteren gerichtlichen Aussage eines der Teilnehmer auch Karl Stamm anwesend.³²

Der Wachensturm, der dann wenige Tage später, am 3. April 1833, stattfand, erwies sich als so schlecht vorbereitet, dass er in einem Fiasko endete. Auch die Hoffnung auf eine Signalwirkung und auf Ausweitung der radikalen Bewegung blieb unerfüllt.³³

Der Deutsche Bund hatte auf die politischen Reaktionen, die durch die französische Julirevolution ausgelöst worden waren, mit einer Reihe von restriktiven Maßnahmen reagiert, so mit den „Maßregeln zur Erhaltung der Ruhe in Deutschland“ vom 21. Oktober 1830. Andere einschränkende Beschlüsse betrafen das Presserecht und die landständischen Vertretungen in den einzelnen Gliedstaaten. Die „Maßregeln zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und gesetzlichen Ordnung“ vom 5. Juli 1832 brachten zusätzliche Beschränkungen der Vereins- und Versammlungsfreiheit und untersagten öffentliche Reden zu politischen Themen. Schließlich wurde durch Bundesbeschluss vom 30. Juni 1833 eine Zentralbehörde für politische Untersuchungen geschaffen, die „die näheren Umstände, den Umfang und den Zusammenhang des gegen den Bestand des Bundes und gegen die öffentliche Ordnung in Deutschland gerichteten Complots, insbesondere des am 3. April d.J. in Frankfurt stattgehabten Attentats ...“ Sorge tragen sollte. - Die Durchführung der Maßnahmen, wozu vor allem die strafrechtliche

32 Görisch/Mayer, wie Anm. 31, S. 152 ff., bes. S. 154.

33 Zum Wachensturm vgl. Harry Gerber, Der Frankfurter Wachensturm vom 3. April 1833, Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Deutschen Burschenschaft, Bd. 14, 1934, sowie Ernst Rudolf Huber, Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1739, Band 2 (Nachdruck), Stuttgart, ²1975.

Verfolgung der an den revolutionären Bewegungen Beteiligten gehörte, war Aufgabe der Gliedstaaten des Bundes.

Die hessen-darmstädtischen Behörden reagierten auf die Vorgänge in Frankfurt bald, indem sie Ende Mai/Anfang Juni 1833 einige der aktiv am Wachensturm Beteiligten - darunter zwei Gießener - verhaften ließen. Im Laufe des Juni und Juli erfolgte die Festnahme von Teilnehmern an den Gießener Versammlungen, die als Mitwisser in Verdacht geraten waren. Insgesamt waren die Namen von 28 an den Vorbereitungen des Wachensturms Beteiligten bekannt geworden, von denen 15 im Laufe des Jahres verhaftet wurden, während sich neun - unter ihnen der inzwischen zum Doktor der Medizin promovierte Adolf Heumann - der Verhaftung durch Flucht entzogen.

Am 1. November 1833 berichtete Georg Büchner aus Gießen an seine Eltern, dass am Vortage „der kleine Stamm und Gros“ verhaftet worden seien.³⁴ Die Inhaftierten wurden nach Friedberg verbracht, wo sie zum Teil in der Burg, zum Teil in einem ehemaligen Augustinerkloster untergebracht waren. Das Kloster, so berichtet Wiener in seinen Erinnerungen, sei „ein ziemlich modernes, als Kaserne benutztes Gebäude“ gewesen, „in dessen oberem Stock man durch Zwischenwände Zellen hergestellt hatte“.³⁵ Die Untersuchungen gegen die Inhaftierten wurden vom Gießener Hofgericht durchgeführt. - Karl Stamm wurde bereits am 5. Dezember wieder aus der Haft entlassen und kehrte nach Gießen zurück, wo er sein Studium fortsetzte. Offensichtlich hatte man ihn zu diesem Zeitpunkt wohl mehr als Mitläufer angesehen. Die Mehrzahl der übrigen Verhafteten kam bis zum März 1834 wieder frei.

Der am 28. April 1835 abgeschlossenen offiziellen „Zusammenstellung der Ergebnisse der Untersuchung wegen der zu Gießen in den Monaten März und Anfangs April 1833 stattgehabten revolutionären Versammlungen“ war ein Verzeichnis mit den Namen der Personen beigefügt, die beschuldigt wurden, an diesen Versammlungen teilgenommen zu haben. Die alphabetisch geordnete Liste umfasst 28 Namen und nennt unter der Nummer 27:

34 Büchner, Werke, wie Anm. 21, S. 161.

35 Jan-Christoph Hauschild, Hermann Wieners Lebenserinnerungen aus dem Jahr 1895. Ein Flüchtlingsschicksal aus dem Kreis von Georg Büchners „Gesellschaft der Menschenrechte“. In: Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde NF 44, 1986, S. 363-406, hier S. 380.

Stamm, Karl Theodor Friedrich aus Darmstadt. Stud.med. 22 Jahre alt. Wurde am 5. Dezember (aus) der Haft entlassen. Aufenthaltsort Gießen.³⁶

Andere offenbar schwerer Beschuldigte wurden nicht nur, wie oben erwähnt, bis März 1834 in Haft gehalten, sondern auch, wie Wiener, nur gegen „juratorische Kautio“ - gegen eidliches Versprechen, Handversprechen - entlassen. Von einigen wird berichtet, dass sie flüchtig oder weiter in Haft seien. Unter den Personen, die sich der Haft durch Flucht entzogen hatten, wird auch noch einmal der dem Hause Balsler verbundene Dr. Heumann erwähnt.

Inzwischen war auf Initiative Georg Büchners im Frühjahr 1834 die „Gesellschaft der Menschenrechte“ gegründet worden, im März in Gießen, im April in Darmstadt. Folgen wir den Untersuchungen Erich Zimmermanns, so bildete diese Vereinigung die direkte Fortsetzung der Gießener Gruppierung zur Vorbereitung des Frankfurter Wachensturmes und übernahm die früheren Mitglieder, soweit sie nicht geflohen waren.³⁷

Die Haftentlassung Karl Stamms und der übrigen Angeschuldigten bedeutete noch nicht, dass sie damit freigesprochen waren, vielmehr wurden die Untersuchungen, nicht zuletzt aufgrund verschärfter Bundesgesetze, „unter neuer Leitung“ und in „anderer sehr verschärfter Weise“ (Wiener) fortgesetzt. Dies, vielleicht aber auch die Tatsache, dass durch seine Zugehörigkeit zu der „Gesellschaft der Menschenrechte“³⁸ ein neues Verdachtsmoment hinzugekommen sein mochte, war Grund genug, sich im Falle der Gefahr einer möglichen neuen Verhaftung zu entziehen.

36 Lt. „Verzeichnis derjenigen Personen, welche der Teilnahme an den in den Monaten März und April zu Gießen stattgehabten revolutionären Versammlungen oder der Wissenschaft davon angeschuldigt sind“. Das Verzeichnis findet sich als Anhang zu der „Zusammenstellung der Ergebnisse der Untersuchungen wegen der zu Gießen in den Monaten März und April 1833 stattgehabten revolutionären Versammlungen“. Görtsch/Mayer, wie Anm. 31, S. 199.

37 Erich Zimmermann, Für Freiheit und Recht, Darmstadt 1987.

38 Dass Karl Stamm Mitglied der „Gesellschaft der Menschenrechte“ war, erwähnt Eckhardt G. Franz in seinem Beitrag „Auf der Flucht und im Exil. Das Schicksal der Büchner-Freunde.“ In: Georg Büchner 1813-1837. Revolutionär, Dichter, Wissenschaftler. Katalog Ausstellung Mathildenhöhe Darmstadt Aug./Sept 1987, Hrsg. S. Lehmann/St. Ottermann, Basel/Frankfurt/M. 1987, S. 212.

Die Situation spitzte sich zu, als den Behörden durch die Geständnisse eines früheren Mitgliedes interne Informationen zugeflossen waren. Zudem war bekannt geworden, dass in Gießen, Butzbach und Darmstadt der Bau von 20 neuen Einzelhaftzellen in den Untersuchungsgefängnissen geplant war, was auf eine erneute Verhaftungswelle schließen ließ.³⁹ Gegen Ende Mai 1835 wurde Karl Stamm vor einer drohenden Festnahme gewarnt. Mit Hilfe von Freunden gelang es ihm, Gießen unerkannt zu verlassen und sich auf den Weg an einen Ort zu machen, der außerhalb der Jurisdiktion des Deutschen Bundes bzw. seiner Gliedstaaten lag und somit Sicherheit für ihn bot. Dieser Ort war Straßburg, das schon „seit einigen Jahren Sammel- und Treffpunkt für die studentischen Flüchtlinge aus Deutschland“ war.⁴⁰

Nachdem Karl Stamm also Gießen heimlich verlassen hatte, begab er sich auf Schleichwegen zunächst nach Bensheim und von da weiter nach Worms. Dort stieß der ebenfalls gewarnte Hermann Wiener zu ihm. Gemeinsam wurden sie nun von unbekanntem Helfern von Station zu Station weitergeführt: Über Neustadt a. d. Weinstraße und Landau i. d. Pfalz nach Weißenau (nach Hauschild wohl irrtümlich für Weißenburg im Elsass) wurden sie auf heimlichen Wegen nach Straßburg gebracht, wo sie im Tiefen Keller, einem historischen Gasthaus in der Altstadt, zunächst unterkamen. Hermann Wiener beschreibt die Vorgänge, die sich Ende Mai/Anfang Juni 1835 abspielten, folgendermaßen:

„In der Mitte Mai’s 1835 trat morgens ein Bekannter, der mich sonst nicht oft besuchte, in meine Stube ... ‚Was Neues?’ - ‚Dienst. Es muß sofort in Bensheim angezeigt werden, daß S. (= Stamm) von Gießen durchkommen wird. Sie können dabei auch für sich selbst Quartier machen. Ich habe dort ein Vögelchen pfeifen hören. So wie ich genau weiß, schicke ich eine Darmstädter Zeitung!’ Ich machte mich ... sofort auf den Weg. Es war nämlich vor mehreren Monaten von einem feinen Kopfe eine Flüchtlings-Schnellpost eingerichtet worden. Es sollte da, so meinte er, gehen wie bei einem gewissen Spielzeug, trichterförmig

39 Hauschild, Büchner, wie Anm. 8, S. 484.

40 Franz, wie Anm. 38, S. 214. Schon in den frühen Jahren der Französischen Revolution hatte Straßburg eine ähnliche Bedeutung gehabt. Am 12. Juli 1791 schrieb Christian Friedrich Daniel Schubarth in seiner „Chronik“: „Viele reiche und zum Teil auch geistvolle Köpfe aus Deutschland lassen sich jetzt in Straßburg nieder, um dort in einer weitern und freiern Atmosphäre zu athmen.“

mit schneckenförmigen Zügen im Innern und Oeffnungen an den Seiten und unten. Da unten, das war der Tiefe Keller in Strasburg, in den der entwichene Flüchtling hineinkam, nachdem er unterwegs vom einen dem andren zugeschoben worden war. Jeder der Mittelmänner kannte nur seinen Vordermann und seinen Hintermann, war immer bereit, und fragte nicht. Auf diese Art hatte ich unter andren mitgearbeitet, als um Weihnachten Wilhelm Schulz aus der Festung entkam. Jetzt also war an mir die Reihe, denn ich erhielt Tags darauf die Zeitung und in Bensheim, wo sich der Spediteur jetzt auch bereit hielt, die Nachricht, S. sei glücklich in Worms und warte auf mich. Das geschah auch und zwar im gastlichen Hause eines liberalen Weinhändlers, auch Altertumsforschers, mit dem wir einen sehr angenehmen Abend verbrachten. ‚Morgen machen wir Geschäftsreisen zusammen‘, sagte er, ‚also üben Sie sich jetzt noch tüchtig ein, damit Sie im Keller nicht aus der Rolle fallen.‘ Ich denke, es geschah nicht; abends aber kehrten wir bei dem lieben Mayer in Neustadt ein. Es wurde beschlossen, in der Nacht abzufahren, und zwar in der Hut des treuen Jakob, eines Holzmachers, der seit mehreren Monaten den Flüchtlingsschub als Nebengeschäft betrieb. Mit ihm fuhren wir nach Landau, wo wir Namen und Reisezweck anzugeben hatten. ‚Die Herren sind Gerber und reisen auf die Loblinden-Versteigerung in R.; ich soll ihnen den Weg zeigen.‘ Also Jakob. Der Weg ging aber über Bergzabern und wir kamen im vertrauten Gasthaus eben zum Kaffee. ‚Wer hat die Woche?‘ fragte der Wirt die Tochter. - ‚Der Wilhelm!‘ - ‚Er soll kommen.‘ - ‚Grüß Gott, deutsche Brüder‘, sagte er uns. ‚So! Der Strom fließt wieder voller! Nun gut! Trinken wir erst einen Trollsoppen und dann bringe ich Euch nach Weißenau‘ (nach Hauschild irrtümlich für Weißenburg). Es war bald geschehen, und wir wurden daselbst einem Omnibus anvertraut. Früh morgens waren wir in Strasburg und gingen, der Mahnung des Omnibusführers folgend, um nicht als fremde Reisende im Localwagen aufzufallen, in Sommerrock und Handschuhen durch das Festungstor, wo vielleicht Neugier zu befriedigen gewesen wäre. Ein Junge, dem wir in der Ferne folgten, trug unser - bescheidenes - Reisegepäck in den Tiefen Keller.⁴¹

41 Zusammenfassende Darstellung und Wieners Beschreibung bei Hauschild, Wieners Lebenserinnerungen, vgl. Anm. 41, S. 384 f. - Nach Ansicht Hauschilds, der ich hier folge, handelt es sich bei dem mit S. bezeichneten Flüchtling um Karl Stamm. Vgl. ebenda, Anm. 55, S. 401 f.

Am Mittwoch nach Pfingsten 1835, es war der 10. Juni, berichtete Georg Büchner, der bereits im März nach Straßburg geflohen war, seinen Eltern, dass wieder fünf Flüchtlinge aus Darmstadt und Gießen in der Stadt angekommen seien: „Wiener und Stamm sind unter ihnen.“ Und noch einmal im Juli erwähnt er, dass Gießener Freunde angekommen seien und fügt hinzu: „... auch ist der junge Stamm hier“.⁴²

Dass die Flucht wirklich nicht leichtfertig unternommen worden war, sollte bald eine Erklärung finden. Aufgrund der weiterhin geführten Ermittlungen der Darmstädter Behörde veröffentlichte die Frankfurter Untersuchungskommission ein „Verzeichniß der im Ausland befindlichen Verdächtigen und solcher Individuen, welche als offenbare Feinde der in Deutschland bestehenden Ordnung erscheinen“. Dieses besteht aus einer ersten Liste mit 26 Namen sowie einem Nachtrag mit weiteren 29 Namen. Unter der Nummer 25 des Nachtrages ist hier Carl Theodor Friedrich Stamm aus Darmstadt aufgeführt. Als Begründung für die Anschuldigung wird, wie auch bei dem unter Nummer 29 genannten Darmstädter Freunde Wiener, „Hochverrath“ genannt. Als Zeitpunkt der „Entweichung“ wird der Sommer 1835 angegeben, das Ziel der Flucht als unbekannt bezeichnet. Als „Tag, an welchem der Steckbrief oder die öffentliche Vorladung erlassen worden“, nennt die Zusammenstellung den 23. März 1836.⁴³

Auch ein anderes Dokument macht deutlich, dass die Justiz das, was man als „verbrecherisches Getriebe“ ansah, durch „vollständige Aufklärung“ und die „Ausmittelung der Schuldigen“ weiter verfolgen würde. In einem als „Vortrag in Untersuchungs-Sachen wider die Teilnehmer an revolutionären Umtrieben in der Provinz Oberhessen“ betitelten Schriftstück, das in revidierter Fassung im Februar 1838 abgeschlossen wurde und das die bisherigen Ergebnisse der Justizbehörden zusammenfasste, hat der Verfasser, der Gießener Hofgerichtsrat Schäffer, zwei Listen veröffentlicht, die eine mit den Namen von 45 Angeschuldigten, die andere mit den Namen von den „Inkulpaten“, die auf „flüchtigem Fuße“ waren. In dieser zweiten Auflistung mit 27

42 Büchner, Werke, wie Anm. 21, S. 178 f.

43 L. Fr. Ilse, Geschichte der politischen Untersuchungen, welche durch die neben der Bundesversammlung errichteten Commissionen, der Central-Untersuchungs-Commission zu Mainz und der Bundes-Central-Behörde zu Frankfurt in den Jahren 1819 bis 1827 und 1833 bis 1842 geführt sind. Frankfurt 1860 (Nachdruck Hildesheim 1975). - Das Verzeichnis befindet sich auf den Seiten XXXVIII bis LI, der Eintrag zu Karl Stamm auf S. XLVIII.

Namen ist neben den Darmstädtern (und zumeist Burschenschäftern) Büchner, Dittmar, Heumann, Minnigerode, Rosenstiel und Wiener auch Karl Stamm aufgeführt.⁴⁴ Schließlich wird Karl Stamms Name in dem am 8. August 1838 abgeschlossenen „Alphabetischen Verzeichniß derjenigen Personen gegen welche nach den Acten der Centralbehörde bezüglich revolutionärer Umtriebe, im Untersuchungswege eingeschritten worden ist“, aufgeführt. Unter der Nummer 1618 dieses Verzeichnisses, des so genannten „Schwarzen Buches“, findet sich der Eintrag zu Karl Theodor Friedrich Stamm. Als Grund der Ermittlungen werden „revolutionäre Umtriebe und Versammlungen in Gießen im Frühling 1833“ sowie die „Theilnahme an der Gießener Burschenschaft“ angegeben. Zur Lage der Ermittlungen heißt es, dass die Untersuchung bereits abgeschlossen gewesen sei, dass man den „Aktenschluß“ aber im Mai 1835 wieder aufgehoben habe. Da Karl Stamm flüchtig sei, habe man einen Steckbrief erlassen und das „Contumacialverfahren“, das Verfahren wegen Ausbleibens vor Gericht, vorbereitet.⁴⁵

In Straßburg waren die Flüchtlinge vor weiteren strafrechtlichen bzw. politischen Verfolgungen durch deutsche Behörden sicher, doch bedeutete das Erreichen französischen Bodens für viele von ihnen keineswegs das Ende des Flüchtlingsdaseins. Die Behörden in Straßburg schoben nämlich „die recht unerwünschten Gäste zumeist nach der Schweiz ab“⁴⁶ - ein Weg, der auch Wiener bevorzugen. Lediglich Mediziner konnten bleiben, was Karl Stamm ermöglichte, sein Studium bald nach seiner Ankunft an der dortigen Hochschule wieder aufzunehmen und am 20. April 1836 mit der Promotion abzuschließen.

Nach einer Bemerkung Wieners⁴⁷ führten die Flüchtlinge in Straßburg „noch ein Stückchen ‚Studentenleben‘“. Wie auch immer dies im Einzelnen ausgesehen haben mag: Dass Karl Stamm sich daran beteiligt haben könnte, ist eher zu bezweifeln. Aufgrund der Tatsache, dass nach

44 Martin Schäffer, Vortrag in Untersuchungs-Sachen wider die Teilnehmer an revolutionären Umtrieben in der Provinz Oberhessen, bei Görisch/Mayer, wie Anm. 31, S. 257-346, hier S. 264.

45 Bundesarchiv Koblenz, DB 8/7. Ich habe dem Bundesarchiv für die freundliche Auskunft zu danken.

46 Paul Wentzke, Straßburg als Zufluchtsort deutscher politischer Flüchtlinge in den Jahren 1819 bis 1850. In: Elsaß-lothringisches Jahrbuch 12/1933, S. 229-247, hier S. 241.

47 Hauschild, Büchner, wie Anm. 8, S. 489.

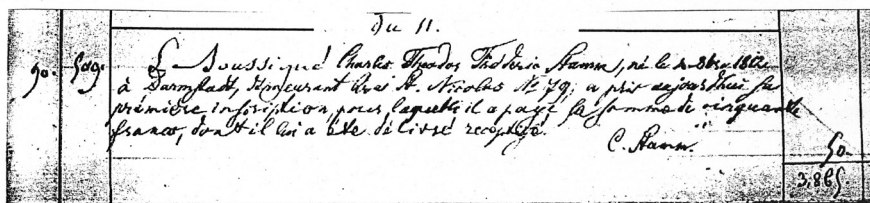
dem frühen Tod seiner Mutter auch sein Vater noch während seiner Schulzeit gestorben war, ist anzunehmen, dass er finanziell von seiner Verwandtschaft abhängig war. Jedenfalls musste es für ihn in erster Linie darauf ankommen, sein Studium ohne weitere Verzögerung abzuschließen. Eine grundsätzliche Schwierigkeit musste sich dabei für den politischen Flüchtling aus dem Sprachenproblem ergeben: Französisch, das an den Gymnasien seines Heimterritoriums nur als Randfach betrieben wurde, war jetzt die übliche Lehrsprache, und der Student war zudem gezwungen, seine Dissertation in der offiziellen Landessprache abzufassen. Gleiches galt für die im Rahmen der Promotion vorzulegenden und zu verteidigenden Thesen. Somit dürfte ein wesentlicher Teil der täglichen Arbeit, vor allem in den Anfangsmonaten, auf das Studium des Französischen entfallen sein.

Wie gestaltete sich der weitere Lebensweg Karl Stamms in Straßburg? Als wichtiger Umstand für den politischen Flüchtling erwies sich, dass die Beziehungen zu seiner Familie nicht abgebrochen waren. Schon im August 1835, wenige Wochen nach seiner Ankunft im Elsass, erhielt er den Besuch seiner Schwester Julia aus Darmstadt, die zusammen mit der Mutter des ebenfalls ins Elsass geflohenen Dr. Heumann gekommen war, um ihren Bruder zu sehen.⁴⁸ Sicher dürfte der Besuch auch dazu gedient haben, die drängenden Probleme des mittellosen Flüchtlings zu besprechen: die Frage der Fortsetzung des Studiums und dessen Finanzierung. Aus einem eigenhändigen Eintrag in der Matrikel der medizinischen Fakultät der Universität Straßburg geht hervor, dass Karl Stamm bald nach seiner Ankunft in der Stadt bei den Universitätsbehörden einen Antrag auf Zulassung zum Studium gestellt haben muss, denn unter dem 20. Oktober 1835 war einem entsprechenden Antrag stattgegeben worden. Erst daraufhin konnte er sich immatrikulieren lassen. Die Immatrikulation erfolgte zunächst „pour quatre inscriptions“, wie es in der Matrikel der medizinischen Fakultät heißt.⁴⁹ Es war dafür eine Gebühr von 185 Franken zu entrichten, wofür ihm eine Quittung ausgestellt wurde. Nach Mitteilung des Wissenschaftshistorikers Professor Christian Bonah von der Universität Straßburg war dies die für Einheimische wie für Ausländer übliche jährliche Ein-

48 Hauschild, Büchner, wie Anm. 8, S. 476.

49 Arch. Dép. T Sup. 378, Faculté de Médecine de Strasbourg, S. 33, Nro d'ordre d'inscription 81.

schreibgebühr bei der medizinischen Fakultät.⁵⁰ Darüber hinaus findet sich unter der Nummer 90 der Matrikel der Fakultät vom 11. November 1835 ein weiterer handschriftlicher Eintrag Karl Stamms. Diesmal handelte es sich um die „première inscription“. Eine solche gesondert vorzunehmende Einschreibung war für die Promotion notwendig.⁵¹ Die Gebühr, die dafür zu entrichten war, betrug 50 Franken.



Eintrag bei der Medizinischen Fakultät vom 11. Nov. 1835

Welche Vorlesung(en) der angehende Mediziner gehört und wie er sich auf sein Examen vorbereitet hat, wissen wir nicht. Jedenfalls muss er das Wintersemester dazu verwendet haben, um die geplante Dissertation zur Vorlage bei der Fakultät vorzubereiten. Die Arbeit, die er dann einreichte und die sich mit dem Problem der Pockenimpfung beschäftigte, trug den Titel

„Recherches sur les Causes qui influent sur l’Affaiblissement de la Vertu preservatrice de la Vaccine.“

(Untersuchungen über die Ursachen, die die Abschwächung der schützenden Eigenschaften der Impfung beeinflussen.)⁵²

Am 20. April 1836 verteidigte er die darüber vorgelegten Thesen in einer öffentlichen Sitzung der Fakultät und erwarb damit den medizinischen Doktorgrad.⁵³ - Die Arbeit wurde noch im gleichen Jahr gedruckt.⁵⁴ Karl Stamm widmete die Dissertation seinem „Onkel und ersten Lehrer“, dem an der Universität Gießen lehrenden angesehenen

50 Vgl. Email vom 6.3.2006 von Professor Bonah (professeur d’histoire des sciences à l’université Louis Pasteur) an die Archivarin Mme Glessgen.

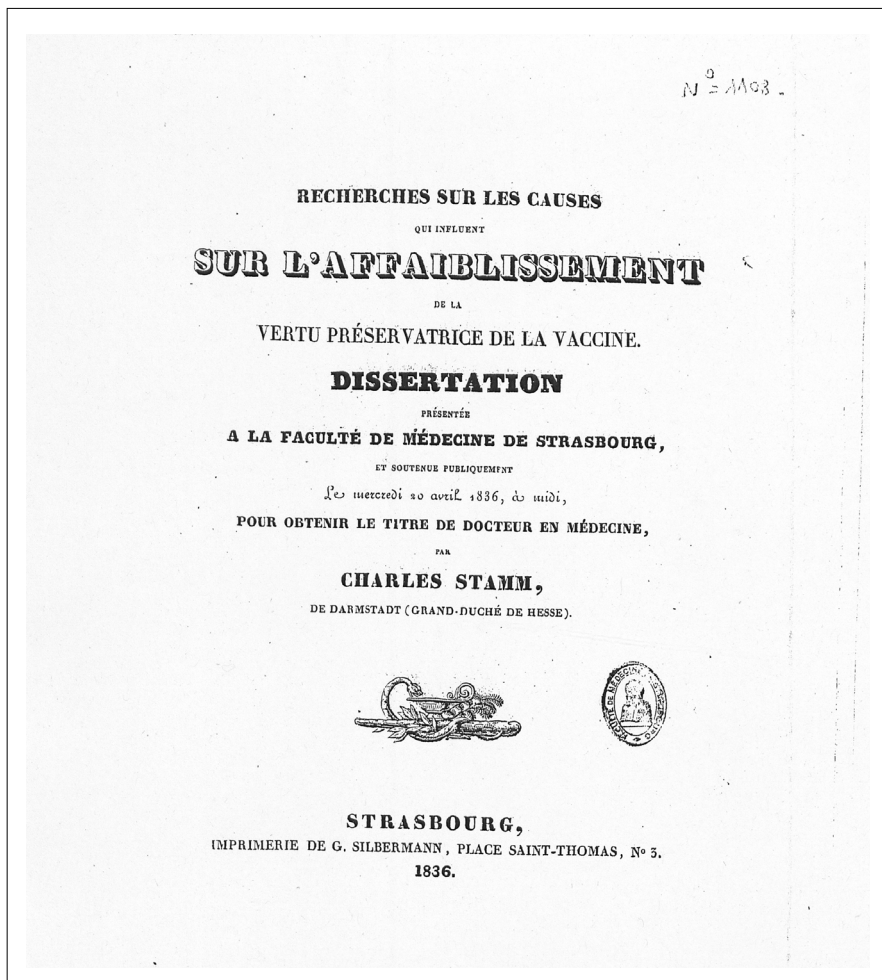
51 Arch. Dép. T Sup. 392, Faculté de Médecine de Strasbourg Nro 90; vgl. auch Bonah, Anm. 50.

52 Die unter diesem Titel veröffentlichte Dissertation befindet sich im Archiv der Medizinischen Fakultät der Universität Straßburg.

53 Arch. Dép. T Sup. 383; Matrikel sowie S. 74.

54 Strasbourg 1836, Imprimerie de G. Silbermann.

Pathologen und Internisten Professor Georg Friedrich Wilhelm Balsler, von dem es schon 1828 heißt, er verbinde „mit der reichen Fülle von Kenntnissen einen trefflichen praktischen Blick, eine gereifte Erfahrung und einen seltenen Reichthum an Talent und Genie.“⁵⁵



Titelblatt der Dissertation von Karl Theodor Friedrich Stamm

55 Scriba, wie Anm. 25.

Von der praktischen Seite her wäre zu fragen, wie es Karl Stamm in so kurzer Zeit gelingen konnte, eine Dissertation zu verfassen, noch dazu in französischer Sprache. Zunächst kann vermutet werden - und darauf lässt auch die Widmung der Dissertation schließen -, dass der Vorschlag für das Thema auf seinen Onkel zurückzuführen ist. Dieser hatte sich theoretisch - in seinen Vorlesungen - und praktisch - durch Anwendung der neuen Methode des Impfens - mit diesen Fragen beschäftigt. Wahrscheinlich dürfte Karl Stamm schon in Gießen mit diesen Fragen bekannt geworden sein. Jedenfalls bezog er sich bei seinen Vorarbeiten auf Erfahrungen und Untersuchungsergebnisse seines Onkels, der, wie es in der Arbeit unter Berufung auf Balsers Vorlesung „Cours de Pathologie spéciale“ heißt, Impfungen dieser Art seit ihrer Einführung in Deutschland durchgeführt habe.⁵⁶

Der Text der Dissertation zeigt allerdings auch, dass der Verfasser die Ergebnisse von neueren französischen Arbeiten aus den Jahren 1833 und 1834 mit herangezogen hat, darunter Untersuchungen, die sich auf das Elsass beziehen. Auch die Kürze der Studiendauer in Straßburg legt den Schluss nahe, dass sich der Promovend schon vorher intensiv mit Vorarbeiten zu dem Thema beschäftigt haben muss. Es bleibt indessen die Frage, wie die entsprechenden Materialien nach Straßburg gelangt sein konnten. Dass Karl Stamm sie in seinem Fluchtgepäck gehabt haben könnte, ist auf Grund der Umstände wenig wahrscheinlich; es kann jedoch vermutet werden, dass ihm die Unterlagen von seiner Schwester, die ihn im August 1835 zusammen mit der Mutter des Balserschen Schwiegersohnes Dr. Heumann in Straßburg besuchte, mitgebracht worden waren.

Seine erste Stelle als Arzt fand Karl Stamm in Brumath, einem etwa 20 km nördlich von Straßburg gelegenen Städtchen. Es wird vermutet, dass er diese Stelle durch Vermittlung des ihm aus Gießen bekannten Bundesbruders, des Arztes Dr. Adolf Heumann, der, wie schon berichtet, mit seiner Gießener Cousine Mathilde Balser verheiratet war, erhielt.⁵⁷

56 Dissertation, S. 10 und 41.

57 Hauschild, Büchner, wie Anm. 8, S. 616; zu Brumath vgl. A. Bostetter, Geschichtliche Notizen über die Stadt Brumath, Straßburg 1896, S. 120. Durch die Bemühungen von Frau Dr. Irmgard Stamm, Rastatt, und das Entgegenkommen von M. Charles Muller vom Geschichtsverein in Brumath erhielt ich die entsprechenden Hinweise aus dem Werk Borstellers. Beiden gilt mein herzlicher Dank.



*Straßburg, Quai St. Nicolas, Karl Theodor Friedrich Stamms
Adresse als Student (3. Haus von rechts)*

Da Heumann selbst auch zeitweilig in Brumath praktizierte, aber seit 1835 bereits Kantonsarzt in dem nur wenige Kilometer von Brumath entfernten Hochfelden war, ist es möglich, dass Karl Stamm dessen

Stelle in Brumath übernahm. Jedenfalls finden wir seinen Namen in der für das Jahr 1838 zusammengestellten Liste der Ärzte und im Gesundheitswesen tätigen Personen des Kantons Brumath.⁵⁸

Offensichtlich hatte es Karl Stamm nicht auf Dauer in der Kleinstadt gehalten. Die Familiengeschichte weiß nur zu berichten, dass er in Straßburg eine ärztliche Praxis unterhielt.⁵⁹ Das genaue Datum, wann er nach Straßburg übersiedelte, ist bisher nicht bekannt. Wir erfahren jedoch aus der Ärzteliste der Stadt Straßburg vom 1. September 1849, dass er zu diesem Zeitpunkt in der Stadt tätig war.⁶⁰ Einen weiteren Hinweis darüber, dass er in Straßburg ansässig war, gibt es aus dem Jahre 1853. Damals empfing er den Besuch des im Schweizer Exil lebenden Journalisten Dr. Georg Fein,⁶¹ eines Radikalen der 1830er Jahre. Bei dieser Gelegenheit lieh sich dieser von seinem Gastgeber die „Nachgelassenen Schriften“ Georg Büchners aus, die dessen Bruder Ludwig 1850 herausgegeben hatte. Dies mag zugleich ein Zeichen dafür sein, dass sich Karl Stamm weiterhin für seinen früheren Mitschüler und dessen Werke interessierte.

In fortgeschrittenerem Alter konnte Karl Stamm, wie die Familiengeschichte berichtet, aus Gesundheitsgründen (Schwerhörigkeit) wohl seinen Beruf nicht länger ausüben und verließ das inzwischen zum Deutschen Reich gehörige Elsaß. Nach anfänglichem Aufenthalt in Gengenbach im Badischen kehrte er 1892 in seine Heimatstadt Darmstadt zurück, wo er eine Wohnung in der Karlstraße 17 bezog.⁶² Hier starb er zehn Jahre später „als wohl letztes Mitglied der Gießener ‚Gesellschaft für Menschenrechte‘“.⁶³

58 S. die für den Kanton Brumath angefertigte „Liste générale Des Docteurs en Médecine, chirurgiens, officiers de santé, Sage-femmes, Pharmaciens“, Arch. Dép. SM 17.

59 Moritz Stamm, FG, wie Anm. 1, S. 93.

60 „Liste Générale des Médecins, Officiers de Santé, Pharmaciens et Sage-femmes“ vom 1. Sept. 1849, Arch. Dép. M 18, S. 240.

61 Hauschild, Büchner, wie Anm. 8, S. 476.

62 Moritz Stamm, FG, wie Anm. 1, S. 93; zur Wohnung: Mitteilung des Stadtarchivs Darmstadt, wie Anm. 2.

63 Eckhart G. Franz, Auf der Flucht und im Exil I. Das Schicksal der Büchner-Freunde. In: Georg Büchner 1813-1837 (Ausstellungskatalog 1987 Darmstadt). Basel/Frankfurt/M. 1987, S. 212; ähnlich auch Erich Zimmermann, Für Freiheit und Recht. Der Kampf der Darmstädter Demokraten im Vormärz (1815-1848), Darmstadt 1987, S. 186: „Stamm ... ist im Ruhestand nach Darmstadt zurückgekehrt, wo er wohl als letzter Überlebender des Verschwörerkreises bis 1902 gelebt hat.“

Karl Stamm war mit der am 18. April 1833 geborenen Christina Ulrich kinderlos verheiratet. Er war 89 Jahre alt, als er am 13. Mai 1902 in seiner Geburtsstadt Darmstadt verstarb. Seine Frau, die ihn um 11 Jahre überlebte, starb am 5. November 1913.⁶⁴

Karl Friedrich Theodor Stamm war eine der etwa 100 Personen gewesen, gegen die wegen „revolutionärer Umtriebe“ im Großherzogtum Hessen in den Jahren zwischen 1833 und 1835 ermittelt worden war und der noch im Jahre 1837 steckbrieflich gesucht wurde.⁶⁵ Durch seine Flucht gelang es ihm, sich der Gerichtsbarkeit seines Heimatterritoriums Hessen-Darmstadt zu entziehen. - Ob Karl Stamm dem „Verschwörerkreis“ als aktives Mitglied angehört hat, lässt sich aufgrund der bisherigen Unterlagen nicht schlüssig nachweisen. Soweit wir erkennen können, hatte Karl Stamm eher am Rande an den radikalen politischen Bewegungen der 1830er Jahre teilgenommen; er war aber durch seine Mitgliedschaft in der Gießener Burschenschaft Germania und durch seine Teilnahme an wenigstens einer der Versammlungen, die der Vorbereitung des Frankfurter Wachensturmes dienten, in das Räderwerk der politischen Justiz geraten, das ihn lange nicht freigegeben wollte. - Seine spätere Rückkehr in die angestammte Heimat legt die Vermutung nahe, dass er in Straßburg nicht eigentlich Fuß gefasst hatte. Dennoch: Gegenüber dem, was andere betroffene Freunde und Bundesbrüder sowie frühere Mitschüler hatten hinnehmen müssen, war ihm ein eher glimpfliches Schicksal beschieden.

64 Eigenhändiger Nachtrag von Moritz Stamm in seinem Handexemplar der Familiengeschichte.

65 Hauschild, Büchner, wie Anm. 8, S. 611.

„Ihnen, liebe Mutter, bin ich zu ganz besonderem Dank verpflichtet ...“

Das Leben der Freifrau Emily von Fritsch, geb. van der Hoop, und ihr Einsatz als freiwillige Hilfsschwester in Gießen während des Ersten Weltkriegs

Jutta Failing

„ (...) Liebe Mutter, sie werden mir doch oft schreiben, nicht wahr? Ich habe doch niemand. Sie waren ja doch so gut gegen die Soldaten richtig wie eine Mutter für ihre Kinder. Den Namen Mutter verdienen sie mit Recht. Sie tun ja Ihre Pflicht zu Hause. Ich werde sie im Felde im Donner der Kanonen tun und erhalten bis ans Ende. Tapferkeit und Treue sind die ersten Pflichten des Soldaten. (...) Leben sie wohl, auf Wiedersehen. Wilhelm Bohn, Szolnok, Ungarn, 12. Juli 1915, Musketier 2. Verwundeten Komp. Inf. Rgt. 116 Gießen.“ (Auszug aus einem Feldpostbrief an Emily von Fritsch)

Die in Rodheim (Biebental) geborene Emily Freifrau von Fritsch meldete sich 1914 zum freiwilligen Krankenpflegedienst im Gießener Lazarett. Dort versorgte sie als Hilfsschwester verwundete Soldaten und organisierte für diese u.a. ein Hilfsprojekt in Gießen. Darüber hinaus engagierte sie sich in ihrem Heimatort ehrenamtlich, etwa als sie 1916 eine Verwundetenhilfsinitiative anleitet und betreut. Erhalten sind zahlreiche Feldpostkarten, Briefe und Fotografien aus dem privaten Nachlass der beliebten Lazarettschwester.¹ Sie erreichten Grüße und Dankeschreiben ehemaliger Patienten, aber auch Zeilen, in denen die gefährliche und nervenaufreibende Situation im Schützengraben anklingt. Wie sehr sie es verstand, den Verwundeten auch auf freundschaftlich-mütterlicher Ebene beizustehen, macht nicht zuletzt die häufig verwendete Anrede „liebe Mutter“ deutlich. An Emily von Fritsch und ihr ehrenamtliches Engagement will dieser Beitrag erinnern, auch wird damit ein Stück der Geschichte der Kriegskrankenpflege in Gießen in Erinnerung gebracht.

1 Durch die Erben dem Ortsarchiv Biebental übergeben. Wenn nicht anders angegeben, stammen die abgedruckten Bilder aus dem persönlichen Nachlass von Emily von Fritsch.



Emily von Fritsch in dunkelblauer Ausgehkleidung und Verdienstorden. Der weiße Rand der Haube „RK“ weist sie als examinierte Hilffschwester aus. Die Kürzel „H“ und „S“ auf der Brosche stehen für „Hessische Hilffschwester des Alice-Frauenvereins“.

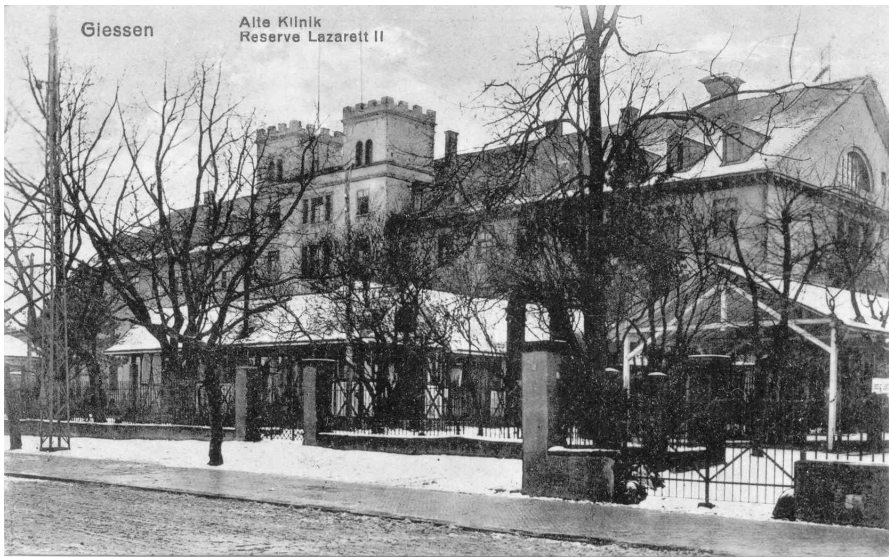
In der anfänglichen Kriegsbegeisterung meldeten sich Tausende deutscher Frauen für den Krankenpflegedienst – die meisten ohne medizinische oder pflegerische Vorbildung und eilig in wenigen Monaten zur Helferin oder Hilfsschwester geschult.² In Aufrufen ermutigten Kaiserin Auguste Viktoria und in Hessen Großherzogin Eleonore die Frauen, sich „zur Linderung der Kriegsnot“ als Helferinnen zu melden:

„An die deutschen Frauen! (...) Darum rufe ich euch, deutsche Frauen und Jungfrauen und alle, denen es nicht vergönnt ist, für die geliebte Heimat zu kämpfen, zur Hilfe auf! Es trage jeder nach seinen Kräften dazu bei, unseren Gatten, Söhnen und Brüdern den Kampf leicht zu machen.“ (Aufruf der Kaiserin Auguste Viktoria vom 6. August 1918, u.a. auf Postkarten gedruckt)

Die Freiwilligen rekrutierten sich vornehmlich aus den Ehefrauen und ledigen Töchtern der Ober- und Mittelschicht, und damit aus einem Kreis, der sich traditionell im Bereich der Krankenpflege und allgemeinen Wohltätigkeit engagierte. Da die Frauen für die Kriegskrankenpflege kein Gehalt erhielten – nur Verpflegung und Unterkunft waren frei – mussten sie notwendig eigenes Vermögen besitzen bzw. ihre Unterstützung durch die Familie gewährleistet sein. Ihr Einsatzort waren die Reserve-Lazarette an der „Heimatfront“. Gefahren durch Feindberührung waren sie dabei nicht ausgesetzt. In Gießen bildete der *Alice-Frauenverein* Hilfsschwestern aus, unter ihnen Emily von Fritsch. Die Geschäftsstelle des Vereins befand sich damals in der Alten Klinik, Universitätsstraße (heute Liebigstraße), wo auch das Rote Kreuz seinen Sitz hatte.³

2 Die Verfasserin dankt Dietrich Holle, Lich, für Informationen zum Hessischen Roten Kreuz und den Verdienstorden. Siehe auch Birgit Panke-Kochinke, Monika Schaidhammer-Placke: Frontschwester und Friedensengel. Kriegskrankenpflege im Ersten und Zweiten Weltkrieg. Frankfurt am Main 2002, S. 13 ff.

3 Der Alice-Frauenverein wurde im Ersten Weltkrieg dem Roten Kreuz zugeordnet und hieß dann *Hessischer Landesfrauenverein vom Roten Kreuz*. Die Ortsgruppe Gießen des Alice-Frauenvereins wurde 1878 gegründet (1874 in Darmstadt, auf Initiative und unter dem Protektorat der Großherzogin Alice von Hessen). In Darmstadt stand die Krankenpflege im Zentrum, in Gießen die berufliche Ausbildung von Mädchen, anfangs im Bereich der Haushaltsführung. Nach bisheriger Kenntnis ist Emily von Fritsch in den verschiedenen Gießener Frauenvereinen nicht in Erscheinung getreten. Sie war mit Maria Birnbaum (1872-1959) bekannt, der damaligen Lehrerin an der Höheren Mädchenschule und späteren (ab 1921) Abgeordneten der DVP im Hessischen Landtag. In einem Soldaten-Brief werden Emily von Fritsch „Grüße auch an Maria Birnbaum“ aufgetragen. Vgl. Dagmar Klein: Von der Wohltätigkeit zum politischen Engagement. Die Gießener Frauenvereine 1850-1933, Gießen 2006, S. 58 ff.



Die Alte Klinik, zwischen Provinzial-Arresthaus (heute Mathematikum) und Frankfurter Straße gelegen, nahm als „Reserve-Lazarett II“ ebenfalls Verwundete auf, Feldpostkarte (Sammlung JF)

Neben den Freiwilligen zog man die Berufsschwestern der Schwesternverbände zum „vaterländischen Ehren- und Liebesdienst“ heran. Nach offiziellen Zahlen des Deutschen Roten Kreuzes waren rund 25.000 Krankenschwestern bis Kriegsende 1918 in der Etappe tätig, also in unmittelbarer Nähe zur kämpfenden Front. Diese Frauen kamen aus den unterschiedlichsten Orden und Verbänden, u. a. den Schwesternschaften des Roten Kreuzes, den Diakonie-Schwestern, dem Johannerorden und den Ritterorden. Das Rote Kreuz und die Orden hatten sich bereits in Friedenszeiten verpflichtet, im Kriegsfall Krankenschwestern zu stellen. Nur bedingt für den Kriegsdienst zugelassen war die Berufsorganisation der Krankenpflegerinnen Deutschlands; ihre Mitglieder arbeiteten hauptsächlich in den Lazaretten Österreich-Ungarns.

Die Reservelazarette in Gießen

Die Lazarette an der Heimatfront, bezeichnet als Reserve-Lazarette, waren ortsfeste Einrichtungen außerhalb des Kriegsgebietes. Man hatte sie unmittelbar nach Kriegsbeginn eingerichtet, meist in Krankenhäusern, Schulen und Turnhallen, aber auch in Schwimmbädern und

Fabriken. Dorthin wurden Verwundete mit einer absehbar längeren Behandlungsdauer verlegt, etwa nach Amputationen. Bis Oktober 1915 entstanden im Großherzogtum Hessen-Darmstadt 63 Reservelazarette mit insgesamt 3.758 Betten, betreut vom *Hessischen Landesverein vom Roten Kreuz* und dem Alice-Frauenverein. In diesen Einrichtungen wurden allein bis Oktober 1915 über 25.000 Verwundete betreut – von insgesamt 3.000 freiwilligen Hilfskräften.⁴ Die Kriegslazarette wurden von der Militärregierung organisiert und nicht vom Träger der Ursprungseinrichtung (Krankenhaus).

Für die mit Lazarettzügen in Gießen ankommenden Verwundeten diente zunächst der *Windhof* in Heuchelheim als Reservelazarett. Der 1810 begonnene Gebäudekomplex mit industrieller Nutzung und einem bekannten Ausflugslokal („Rittersaal“ mit 800 Plätzen) lag an der Westfälischen Straße zwischen Gießen und Gladenbach und war Haltepunkt der Biebertalbahn (Bieberlies).⁵ Zu Kriegsbeginn nutzte man den Windhof außerdem als Internierungslager für russische Badegäste aus Bad Nauheim.

Mit Fortschreiten des Krieges kamen weitere Reservelazarette auf Gießener Stadtgebiet hinzu: Im Oktober 1916 musste die Stadt das Gebäude der Stadtknabenschule an der Nordanlage zur Verfügung stellen und laut Vertrag gewährleisten, dass es bis sechs Monate nach Kriegsende zu „Lazarettzwecken“ verfügbar ist. Die 33 Schulklassen verteilte man größtenteils auf Baracken. Erst 14 Monate nach Kriegsende erhielt die Stadt das Schulhaus zurück; erhebliche Schäden „infolge der Revolution“ und „weit über das Maß einer normalen Abnutzung hinaus“ (zertrümmerte Scheiben, eingetretene Wandverkleidungen etc.) waren zu beklagen.⁶

4 Aus dem Bericht des Hessischen Landesvereins vom Roten Kreuz über die „Kriegsfürsorge in der Heimat“ vom 1. Oktober 1918.

5 Konrad Reidt: Heuchelheim bei Gießen. Geschichte eines Dorfes im Lahnbogen, 1939.

6 Freundliche Mitteilung durch Heinz Minke, Gießen.



Turnhalle Nordanlage, Feldpostkarte (Sammlung JF)



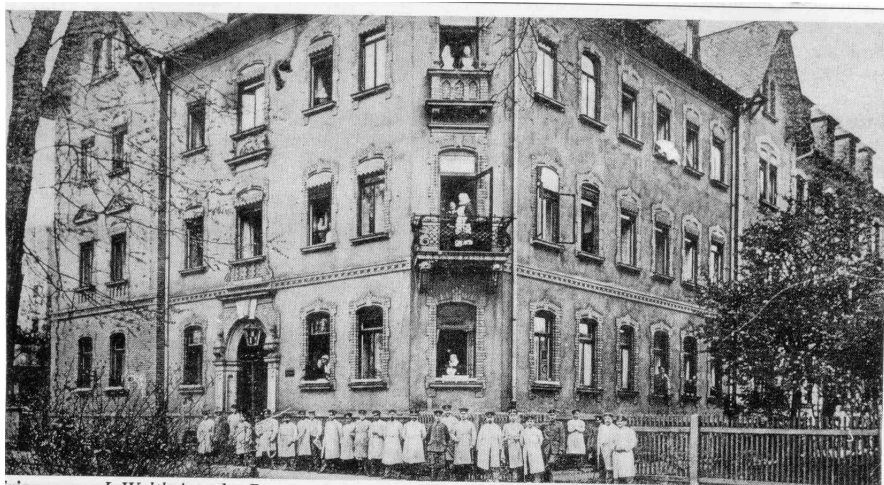
Kaufmännisches Vereinshaus, Feldpostkarte (Stadtarchiv Gießen)

An der Nordanlage/Ecke Steinstraße diente die Turnhalle des Gießener Turnvereins von 1846 als Reservelazarett. In unmittelbarer Nähe, neben der orthodoxen Synagoge, befand sich im Kaufmännischen Vereinshaus ein weiteres provisorisches Lazarett. Die drei Reservelazarette an der Nordlage (Stadtknabenschule, Turnhalle und Kaufmännisches Vereinshaus) waren von der nahen Main-Weser-Bahnstrecke gut erreichbar. Auch das beliebte Gartenrestaurant *Stein's Garten* funktionierte man spätestens 1916 zum Reservelazarett (I) um und nutzte den Festsaal zur Aufstellung von Krankenbetten. Daneben nahmen zivile Krankenhäuser Verwundete auf. Im Evangelischen Schwesternhaus (Diakonissenhaus) in der Johannesstraße standen insgesamt 52 Lazarettbetten zur Verfügung und das Katholische Schwesternhaus in der Liebigstraße bot 29 Lazarettbetten. Als „Teil-Reservelazarett II“ wurde die Provinzial-Siechenanstalt an der Licher Straße genutzt. Die ab 1903 in Betrieb befindliche Einrichtung, unweit der Bahnstrecke Gießen-Fulda (Vogelsbergbahn), galt zu ihrer Erbauungszeit als vorbildlich, da die chronisch Kranken, die „Siechen“ (Gelähmte, Alterschwache etc.), dezentral untergebracht waren (Pavillon-Stil).⁷



Saalbau Stein's Garten, Reservelazarett I, Feldpostkarte (Stadtarchiv Gießen)

7 In den erhaltenen Gebäuden der Provinzial-Siechenanstalt befindet sich seit 1957 die Universität Gießen mit den Fachbereichen Jura und Wirtschaftswissenschaften.



Erinnerung: I. Weltkrieg, das Reserve-Lazarett im Gießener Diakonissenhaus Foto: Privat-Archiv Johannes-StV.

Diakonissenhaus in der Johannesstraße (Stadtarchiv Gießen)



Gießen.
Res.-Laz. I, Abt. kath. Schwesternhaus.

für Wohninfo

Kath. Schwesternhaus in der Liebigstraße, Feldpostkarte (Stadtarchiv Gießen)



Emily von Fritsch arbeitete in der Provinzial-Siechenanstalt, Teil-Reservelazarett II, Feldpostkarte (Sammlung JF)

Angrenzend befand sich die 1905-1912 erbaute *Landes-Heil- und Pflegeanstalt*, heute Psychiatrisches Krankenhaus (Licher Straße 106). In dieser „Irrenanstalt“ entstand ebenfalls 1914 ein Reservelazarett (II) mit insgesamt 65 Betten für Verwundete, die man je nach Art der Verletzung auf den verschiedenen Abteilungen der Anstalt verteilte. Mehr und mehr entwickelte sich das dortige Reservelazarett, auch dem Charakter der Einrichtung entsprechend, „zur Sammelstelle für nerven- und geistesranke Kriegsteilnehmer aus den umliegenden Lazaretten“.⁸

Die gewaltigen Detonationen und das Inferno eines teilweise 24-stündigen Trommelfeuers zerrütteten die Psyche Tausender Soldaten bis zum Kollaps. Manche Männer schrieten Tag und Nacht, wälzten sich in Krämpfen, andere konnten nicht mehr aufhören zu zittern. Insgesamt waren es 4.758 Soldaten, die im Lazarett der Heil- und Pflegeanstalt wegen „Kriegsneurosen“ behandelt wurden; zum Teil blieben diese Patienten bis 1921 dort.

8 Herwig Groß: Das Reservelazarett während des Ersten Weltkriegs und die offene Nervenheilanstalt, in: *Psychiatrie in Gießen* (Historische Schriftenreihe des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen, Quellen und Studien Bd. 9), Gießen 2003, S. 162 ff.

Bislang sind einige Standorte von Reservelazaretten bekannt, es gab vermutlich weitere. Die bekannten sind nach Abteilung I und II getrennt, anscheinend aus verwaltungstechnischen Gründen. Zu erwähnen sind außerdem das Garnisonslazarett in der Braugasse und der Lazarettendienst in der Alice-Schule.

Emily von Fritsch war seit Oktober 1914 im Lazarett der Siechenanstalt tätig und betreute dort körperlich verletzte Soldaten. Jegliche Post erreichte die Hilfsschwester unter der Adresse „Siechenanstalt – Teil-/Reservelazarett II, Gießen“. Ob sie anfangs auch im Lazarett der benachbarten Heil- und Pflegeanstalt beschäftigt war, ist nicht mehr festzustellen.⁹



Emily von Fritsch bei der Verwundetenpflege

Die theoretische und praktische Schulung der Freiwilligen beinhaltete im Wesentlichen die für die Verwundetenpflege notwendigen Bereiche wie Anatomie, Erste Hilfe, Wundbehandlung, Verbandlehre und Krankenbeförderung. Daneben unterwies man die Frauen in der Haushalts-

9 Mitteilungen des Landeswohlfahrtsverbands Kassel und des Militärarchivs Freiburg.

führung eines Lazarett mit Wäschekammer, Buchhaltung und Apothekendienst. Hinzu kamen – bedingt durch den Umstand, dass im Lazarett ein enger pflegerischer Kontakt zu Männern nicht zu vermeiden war – Appelle an die sittliche Moral.

Auszug aus dem knapp 300 Seiten umfassenden *Unterrichtsbuch für die weibliche freiwillige Krankenpflege – im Besonderen die freiwillige Kriegskrankenpflege*, herausgegeben vom Zentralkomitee des Preußischen Landesvereins vom Roten Kreuz, Berlin 1913:

„Die von den kirchlichen und weltlichen Verbänden ausgebildeten Berufskrankenschwester und -pflegerinnen sind nicht zahlreich genug, um dem Friedensbedürfnis zu genügen. Im Kriege werden sie in erster Linie in den Heilanstalten auf dem Kriegsschauplatze gebraucht werden. Daher müssen in der Heimat freiwillige Pflegekräfte eintreten; zu einem großen Teil weibliche. (...) Die Frau ist durch Charakter wie Geschicklichkeit mehr für das Werk der Barmherzigkeit geeignet als der Mann. (...) Es handelt sich in der Kriegstätigkeit ausschließlich um die Pflege von kranken Männern. Dazu gehört Rüstigkeit und Umsicht, aber noch viel mehr sittliche Kraft. Nur sie kann über manches Peinliche hinweghelfen, was mit dem Dienst auf den Abteilungen kranker Männer, auf den Operationssälen wie im Zusammenarbeiten mit jungen Ärzten und Sanitätsmannschaften unvermeidlich verbunden ist. Die Frau, welche nicht von dem festen Glauben an das Unpersönliche ihrer Tätigkeit als Pflegerin durchdrungen ist, welche nicht um des hohen patriotischen Zieles willen von reinster, selbstloser Menschenliebe beseelt ist, bleibe dem Krankenpflagedienst fern.“

Im Anhang des Unterrichtsbuchs sind die erforderliche Bekleidung und Ausrüstung einer freiwilligen Hilfsschwester aufgeführt, insgesamt 51 Positionen, darunter Militärgesangbuch, Regenschirm und Erkennungsmarke, aber auch so Privates wie das neue, für körperliche Arbeit praktischere *Reformkorsett*.

Emily von Fritsch

Am 14. Dezember 1914 hielt Emily von Fritsch ihr Ausbildungszeugnis in der Hand. Sie hatte den dreimonatigen Lehrgang des Gießener *Alice-Frauenvereins für Krankenpflege* zur „freiwilligen Krankenschwester im Krieg“ bestanden, unterzeichnet von der Vorsitzenden Berta Gebhardt (1845-1919). Um eine zivile Nutzung dieser Ausbildung auszuschließen, vermerkt das Kleingedruckte: „Gilt nicht als Befähigung“.

gungsnachweis für Privatpflege“. Bereits am 20. Oktober 1914 hatte Emily von Fritsch ihren Dienst, zunächst als „Helferin“, im „Reserve-lazarett II“ in der Siechenanstalt angetreten. Am 31. März 1915 ernannte man sie „ohne vorangegangene Prüfung“ zur Hilfsschwester vom Roten Kreuz. Die offizielle Prüfung erfolgte schließlich am 29. November 1915.

Bei Kriegsausbruch im August 1914 hatte Emily von Fritsch mit ihrem Mann in Weimar gelebt. Friedrich (Fritz) von Fritsch war sächsischer Kammerherr und Königlich-Preußischer Major a. D. Trotz seiner 63 Jahre fand er bald Verwendung als Etappen- und Ortskommandeur in Polen, und später als Kommandant eines Gefangenenlagers. Emily von Fritsch verließ Weimar und meldete sich in Gießen zur freiwilligen Kriegskrankenpflege. Ihre beiden Kinder Dorothee und Albrecht gingen bereits eigene Wege. Es waren familiäre Bindungen, die sie nach Gießen und ins Biebertal führten. In Rodheim stand ihr Elternhaus, das ländliche Gut *Hof Schmitte*, das seit 1908 von ihrem Bruder Georg bewirtschaftet wurde.

Kindheit auf Hof Schmitte

Emily (Emmy) von Fritsch kommt als Freiin van der Hoop am 15. Mai 1868 auf Hof Schmitte zur Welt. Ihr Vater Adrian (1839-1908), ein studierter Landwirt und begabter Freizeitmaler, bewirtschaftet das Hofgut mit über 400 Morgen Acker, Wiese und Wald.¹⁰ Die Mutter Georgine, aus der althessischen Adelsfamilie von Dörnberg stammend, stirbt als Emily acht Jahre alt ist. Mit ihrem ein Jahr jüngeren Bruder Georg verbindet sie in jungen Jahren ein inniges Verhältnis. Die Anwesenheit eines Kinderfräuleins ist nicht belegt, aber wahrscheinlich, da es generell zum adligen und großbürgerlichen Kinderalltag gehörte. Die Geschwister besuchen Schulen in Gießen, genießen das ungezwungene Landleben und durchstreifen mit dem gleichaltrigen Georg Geilfus (der spätere Schriftsteller Georg Edward), die bewaldete Anhöhe hinter dem

10 Urkundlich 1412 als Eisenhammer-Waldschmiede eines Henne von Rodheim nachgewiesen, mit 1457 errichtetem Burghaus. Gutshof und Mühle ab 1854 im Besitz der ursprünglich in den Niederlanden heimischen Freiherren van der Hoop. Adrians namensgleicher holländischer Großvater, Major Adrian van der Hoop, besaß einige Jahre (1798-1803) Schloss Schönfeld bei Kassel (www.verein-schoenfeld.de). Schmitter Erbegräbnis auf dem Rodheimer Friedhof (ab Willem-Gerrit van der Hoop, gest. 1857), in der Kirche eigener Zugang (Durchgangsrecht) und „Schmitter Kirchenstuhl“.

romantischen Anwesen. Edward wird später notieren: „(die Anhöhe) auf der wir uns oft herumtrieben oder im Grase lagen und tiefsinnige Gespräche führten, wie Jungen die wenig Phantasie besitzen sie zu führen pflegen“.¹¹



Schmitte in Rodheim, vor 1907. Im Vordergrund rechts Adrian van der Hoop, „de alt' Baron“.

Das Mädchen Emmy lernt Sprachen (Englisch, Französisch), feine Umgangsmanieren und das Führen eines vornehmen Haushalts. Auch das Erlernen der Hauswirtschaft und das Musizieren (Klavier) stehen auf dem Stundenplan für die „höhere Tochter“. Der Vater schickt den Backfisch zu Dörnberg-Verwandten nach Kassel, wo die junge Frau „ihre Kenntnisse in Literatur und Kunstgeschichte erweitert“ und sie den letzten Schliff zur „Dame des Hauses“ erhält.¹² In Kassel lernt sie

11 Georg Edward, geboren als Georg Geilfus (1869-1969). Edward führte über 70 Jahre Tagebuch, das interessante Informationen zur Gießener Stadtgeschichte enthält. Er bewohnte die Gründerzeit-Villa Geilfus, gegenüber der Goethe-Schule/Westanlage. Vgl. Wolfgang G. Bayerer, Brigitte Hauschild: Georg Edward zu Ehren: Ausstellung der Unibibliothek Gießen zum 125. Geburtstag des Poeten am 13. Dezember 1994 (<http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2006/3639>).

12 Kurt Hinze: Mutter der Verwundeten zum Gedächtnis. Vor hundert Jahren wurde auf der Schmitte „Barons Emmi“ geboren, Gießener Allgemeine, 15.05.1968.

ihren späteren Mann, den Husarenrittmeister Friedrich Heinrich von Fritsch, kennen.



Husarenrittmeister Friedrich von Fritsch mit seiner jungen Braut

Das Paar wird am 1. Juli 1891 in der Rodheimer Dorfkirche getraut. Der fast zwanzig Jahre ältere Mann kommt aus besten Weimarer Kreisen: die Familie von Fritsch hat leitende Hofbeamte hervorgebracht; u. a. den Staatsminister Carl-Wilhelm von Fritsch (1769-1853, Großvater von Friedrich von Fritsch).

Als Kind besuchte Friedrich von Fritsch die Keilhau, jene von Friedrich Fröbel 1817 im Thüringer Wald eröffnete *Allgemeine deutsche*

Erziehungsanstalt.¹³ Er schlug dann zunächst eine militärische Laufbahn ein und gehörte in Kassel dem 2. Husarenregiment an.

Seine junge Frau folgt ihm nach Kassel, Marburg, Rotenburg und schließlich nach Weimar. 1892 kommt in Kassel Tochter Dorothee (Dodo) zur Welt, 1900 in Weimar Sohn Albrecht. Nachdem sich die Hoffnung auf ein Erbe zerschlägt, nimmt er seinen militärischen Abschied und wird in Weimar Flügeladjutant des Erbherzogs Karl August von Sachsen-Weimar (bis 1894). Danach steht er als Kammerherr in Diensten der Großherzogin Feodora von Sachsen-Weimar und betreut u.a. deren karitative Einrichtungen. Ab 1904 bis zu seinem Tod 1918 unterstützt er das *Patriotische Institut der Frauenvereine*, das soziale Lebenswerk des Großherzogs Maria Pawlowna (1786-1859). Seine Frau Emily engagiert sich ebenfalls in dem Weimarer Frauenverein.



Emily von Fritsch als elegante Radfahrerin in Weimar

Im nachklassischen Weimar führt die Familie ein gastliches Haus, erfüllt von musischer Atmosphäre. Man spielt Theater im privaten Kreis, und der junge Hermann Hesse ist zu Gast. Auch besteht eine freundschaftliche Verbindung zum Leiter der Weimarer Kunstgewerbeschule, dem späteren Bauhaus, Henry van der Velde. Emily von Fritsch fährt das modische Damenrad, malt Aquarelle und reist mit der Familie nach

13 Die neue Fröbel-Pädagogik war weniger autoritär und hierarchisch ausgelegt als das herkömmliche Schulsystem und legte Wert auf praktische Übungen und die Ausbildung des individuellen Charakters jedes Kindes.

Italien. Man verbringt die Hofsaion in Weimar, die Sommerfrische auf Hof Schmitte. 1908 stirbt „de alt' Baron“ Adrian van der Hoop und sein Sohn Georg übernimmt, nach seinem Abschied als Hauptmann, das Rodheimer Anwesen.

„Extrablatt! Mobilmachung!“ – Kriegsausbruch 1914

Die Familien van der Hoop und von Fritsch sind stolz auf ihre militärische Vergangenheit. Zu den Vorfahren der Hilfsschwester Emily von Fritsch gehört der hannover'sche General der Infanterie Hugh Halkett, der „tapfere Offizier aus der Schlacht bei Belle Alliance 1815“ (Waterloo).¹⁴ Für Emilys Sohn Albrecht, der sich später nach Halkett benennt, wird eine militärische Laufbahn in die Wege geleitet als man ihn 1914 auf die sächsische Kadettenschule Naumburg schickt. 1917 erlebt dieser in Flandern „die volle Härte eines Stellungskrieges gegen britische und französische Truppen“.¹⁵ Zunächst ist Deutschland noch von euphorischem Wirbel erfasst und in Vorfreude auf den Kriegseinsatz meldet sich auch ihr Neffe Adrian (geb. 1898) als Fahnenjunker beim Großherzoglich-Hessischen Feld-Artillerie-Regiment Nr. 25. Der damals 17-jährige Adrian van der Hoop schreibt in einem Brief:

„Schmitte, 19.12.1915 - Liebe Tante Emmy, vielen Dank für deine Karte. (...) Mein Vater (Georg van der Hoop) schrieb mir neulich, daß ich mich als Fahnenjunker im Januar melden werde, dann bis zur Matur (Abitur) beurlaubt und darauf eingezogen werde. Ich freue mich schrecklich, wenn ich denke, daß ich so bald aus der Schule bin. Viele Grüße von deinem Neffen Adrian.“

Nach Kriegsende wird Adrian van der Hoop Berufssoldat, im Januar 1945 befördert man ihn in Norwegen noch zum Generalmajor. 1948 kehrt er aus britischer Kriegsgefangenschaft zurück, er stirbt 1967 in Rodheim. Seine Frau, die Zahnärztin Dr. Dorothea Sinner (Heirat 1935 in München), folgt ihm am 10. Juni 2007 im Alter von 98 Jahren.¹⁶

14 Freundliche Mitteilung des v. Fritsch'schen Familienarchivs, Berlin.

15 Heidi Haas: René Halkett (Albrecht G. F. Freiherr von Fritsch), hrsg. von der Kulturinitiative und der Gemeinde Biebental, anlässlich der Ausstellung „René Halkett – Ein Leben.“ Biebental 2005.

16 Dorothea Sinner: Behandlungsarten und Heilerfolge des Lippenkrebses in den letzten 10 Jahren, München 1935 (Diss.).

An die liebe Mutter – Die Soldatenbriefe

Zu den Tätigkeiten von Emily von Fritsch im Reservelazarett gehören Verbandswechsel, Wundversorgung und Medikamentengaben. Ansonsten sind Fiebermessen, Essensausgabe und Hygienemaßnahmen wie das Sterilisieren von Spritzen und Operationsbesteck ihr Alltag.



Am Sterilisationsgerät. Aufnahme Fotograf Brück, Gießen

Auch in der Nacht können Lazarettzüge ankommen und Neuzugänge bringen, die versorgt werden müssen. „Lungenschüsse“, Amputationen und körperlich wie seelisch völlig erschöpfte Männer füllen die Krankensäle. In ruhigeren Stunden widmen sich die Schwestern der „Seelenpflege“ ihrer Patienten und gehen mit jenen, die aufstehen dürfen, auf dem Gelände spazieren. Manchmal werden kleinere Ausflüge in die nähere Umgebung unternommen. Die Soldaten vertreiben sich die Tage mit Kartenspielen, Gesang und Gespräch. Den Weihnachtsabend verbringt man gemeinsam, aufgemuntert durch Lied- und Gedichtvorträge der Schwestern.

„Im Schützengraben, 26. April 1915 (...)

Liebe Mutter, meine beiden Karten von Gießen und von hier, hoffe ich in ihrem Besitz. Ich bin nun schon 10 Tage wieder im Schützengraben und habe mich auch wieder ganz gut hier eingewöhnt. Die ewige Knallerei regt einem mit der Zeit auch mehr auf, denn es geht ja bei Tag und bei Nacht. Fast andauernd pfeifen die Artilleriegeschosse über unsere Köpfe hinweg.“

Hilfsschwester Emily ist beliebt und hochgeschätzt und wird von den Verwundeten mit „Mutter“ angesprochen. Es erreichen sie sogar Feldpostbriefe, die nur die Adresse „An die liebe Mutter, Siechenhaus Gießen“ tragen. Man kennt sie. Die Soldaten vertrauen ihr und halten teils über Jahre Briefkontakt.

„(...) Nun soll es heute weitergehen nach Galizien. Wir werden den Russen schon heimzahlen, was sie an uns angetan haben. (...) Liebe Mutter! Ich mache kalte Umschläge um mein Knie, es hat mir wieder zu schaffen gemacht, aber es wird schon wieder gehen mit Gottes Hilfe.“
(1915)

Zur Erinnerung entstehen Fotoaufnahmen, die Emily von Fritsch im Lazarettsaal oder mit Kolleginnen zeigen. Mehrfach ist sie im Kreis der Verwundeten ihrer „Stube 46“ zu sehen oder am Bett eines Verwundeten. Für die Aufnahmen wird der Gießener *Fotograf Brück* bestellt. Lazarett-Fotos im Postkartenformat an Familie und Freunde zu versenden, ist sehr beliebt.

Zur Verwundetenfürsorge gehört „leichte Arbeit“, das sind in erster Linie kleine Handarbeiten wie Holzschnitzerei, Buchbinden, Laubsägearbeiten oder Sticken. Auch das Ausfegen der Stube erledigen schon mal die Kranken, die aufstehen dürfen. Ziel dieser „Arbeits-therapie“ ist es, neben den medizinischen Bemühungen, die Wehrtauglichkeit durch Muße und „Lärmlosigkeit“ schnellstmöglich wiederherzustellen. Und Blinde, Bein- und Handamputierte sollen so wieder Lebensmut gewinnen. Tatsächlich kehren Hunderttausende als „Kriegskrüppel“ von der Front zurück. Männer ohne Arme und Beine, die sich auf Stümpfen oder mit Krücken vorwärts schleppen oder bewegungsunfähig auf die Hilfe Dritter angewiesen sind.



Gießener Anzeiger, 1915:

„Arbeiten von Verwundeten. Seit einigen Tagen ist im Schaufenster des Ausstattungsgeschäfts von Fritz Noack eine Ausstellung von Arbeiten Verwundeter zu sehen. Neben dem bunten, künstlerischen Bild, das das Auge erfreut, ist es Bewunderung und Rührung, die diese Ausstellung besonders anziehend machen, denn alles dies ist von den Männerhänden unserer Kriegsverletzten gefertigt, ja oft wurden diese bunten Dinge gar nicht mit Händen, sondern nur mit einer Hand gearbeitet. (...) Zugleich soll sie (die Tätigkeit) Anregung zu weiterem Schaffen in den Lazaretten geben, für die diese Arbeit wie keine zweite geeignet ist, infolge ihrer Leichtigkeit, fröhlichen Buntheit und vor allem Lärmlosigkeit und der Möglichkeit des Arbeitens mit einer Hand. Die ausgestellten Gegenstände, die sämtlich im Lazarett Siechenanstalt, Station Dr. Klein, unter Leitung von Hilfsschwester Freifrau v. Fritsch hergestellt worden sind, werden gerne auf Bestellung angefertigt.“



Ausstattungs-geschäft Fritz Nowack, Seltersweg



*Emily von Fritsch (1. Reihe, rechts) im Kollegenkreis,
mit „Frl. von Jungenfeld“ (2. Reihe, links) und Stationsarzt Dr. Klein.*

An Festtagen, so Pfingsten 1916 und Weihnachten 1918, lädt Emily von Fritsch Patienten auf Hof Schmitte ein. Die Gäste bedanken sich bei der „gütigen Gastgeberin für die Tage im stillen, gemütlichen Heim“ (Gedenkblatt der Soldaten, Weihnachten 1918).



Hof Schmitte, Pfingsten 1916. Zu Besuch ist auch der Kadett Albrecht von Fritsch (neben seiner Mutter). Noch im gleichen Jahr meldet er sich freiwillig zum Kriegseinsatz. Von November bis Dezember 1916 lässt sich Emily von Fritsch als Hilfsschwester ins Lazarett des Kadettenhauses Naumburg versetzen.

Im Frühsommer 1918 erreicht die erste Welle der „Spanischen Grippe“ Gießen. „In den ersten Wochen des Juni 1918 trat in der Kaserne des hiesigen Infanterieregiments und in mehreren Reservelazaretten eine Erkrankung auf, die im großen und ganzen unter dem Bild der Influenza verlief, aber doch mancherlei Besonderheiten in bezug auf bestimmte Komplikationen zeigte. Es erkrankten in ganz kurzer Zeit mehrere hundert Soldaten, von denen die schwereren Fälle alle in unsere (Medizinische) Klinik aufgenommen wurden. Von den letzteren sind 20 % gestorben.“¹⁷ Das Militär hatte die Seuche weiträumig in

17 Utz Thimm: Die vergessene Seuche – Die „spanische“ Grippe von 1918-19 in Gießen, in: Mitteilungen des OHG, 92. Bd., Gießen 2007. Thimm zitiert hier E. Becher: Zur Klinik der Influenza von 1918, Medizinische Klinik, Bd. 14, Nr. 41 (1918), S. 1009. Die hoch ansteckende Krankheit (Panepidemie) forderte weltweit mehr Menschenleben als alle Schlachten des Ersten Weltkriegs zusammen. Man nannte sie „spanisch“, weil Spanien als kriegsneutraler Staat als erster umfassend über die Grippe berichtete. Sie kam wahrscheinlich aus Amerika, aus Kasernen wie Fort Riley/Kansas, deren Soldaten

Deutschland verteilt, bald war auch die Zivilbevölkerung davon betroffen. Die Empfehlung des Gießener Anzeigers, auf Mund- und Nasenhygiene zu achten, die Nase mit schwacher Kochsalz- oder Zuckerlösung und den Mund mehrfach am Tag mit schwacher Thymollösung auszuspülen, dürfte insbesondere für das Pflegepersonal in den Lazaretten gegolten haben.¹⁸



In Rodheim organisiert die Adlige 1916 einen „Schuhmacher Kursus“, Pantoffel für die Verwundeten. Tochter Dodo schreibt später „Bei uns zu Hause verschwand dahin alles, das sich zum Fertigen von Pantoffeln (...) eignete, z. B. das Mandolinenfuteral für Sohlen, meine Mäntel für den Oberteil.“ Aufnahme vor dem Schulhaus.

Emily von Fritsch „infiziert sich im Lazarett“ – die genaue Ursache ist nicht bekannt – und leidet bis zu ihrem Tod an den Spätfolgen.¹⁹ Wohl aufgrund ihrer Erkrankung scheidet sie aus dem Lazarettendienst aus. Weihnachten 1918 lädt sie noch Verwundete für ein paar Tage nach Rodheim ein. Hinweise auf den Ausbruch und Verlauf der Seuche in

über den Ozean nach Europa geschickt wurden. In Deutschland waren Bezeichnungen wie „Blitzkatarrh“ und „Flandern-Fieber“ verbreitet.

18 Gießener Anzeiger, 11. Juli 1918.

19 Freundliche Mitteilung durch Prof. Dr. Ingeborg Siegfried, Biebertal, deren Mutter mit Emily von Fritsch bekannt war.

Gießen, speziell in den Lazaretten, liefert der persönliche Nachlass der Hilfsschwester nicht. Sie erhält einige Verdienstorden, u.a. das Sanitätskreuz in Bronze, gestiftet vom Großherzog Ernst Ludwig von Hessen am 12.08.1914).

Die letzten Jahre

In den letzten Kriegswochen wird Friedrich von Fritsch bei einer vereinbarten Übergabe eines Ortes an die polnische Regierung schwer verwundet und stirbt in einem Lazarettzug bei Lyck in den Masuren. Sohn Albrecht überführt den Sarg in einer gefährlichen Odyssee nach Weimar, wo Friedrich von Fritsch am 21. Dezember 1918 im Grab seiner Mutter und Großmutter auf dem Hauptfriedhof seine letzte Ruhe findet.²⁰

1919 gibt Emily von Fritsch ihren Wohnsitz in Weimar auf und zieht auf das Schmitter Hofgut. Bis zu ihrem Tod bewohnt sie das Burghaus, das sie mit Gegenständen aus dem Weimarer Besitz einrichtet. Ihr Bruder Georg lebt mit seiner Familie im vorderen Schmitter Haus am Bach. 1920 reist sie mit Sohn Albrecht nach Java, Indonesien (Niederländisch-Indien), um dort ihre Tochter zu besuchen, die seit 1919 in zweiter Ehe mit dem jüdischen Tropenmediziner und Augenarzt Alfred Leber verheiratet ist.²¹ Die wochenlange Schiffsreise und der Aufent-

20 Mutter: Sophie, geb. v. Herda, gest. 1908; Großmutter: Henriette Antoinette Albertina, geb. Reichsfreiin v. Wolfskeel v. Reichenberg, 1776-1859. Die Familiengrabstätte ist erhalten: Hauptfriedhof Weimar, Westmauer, mittlere Begräbnishalle, Nr. 88 (Information des Stadtmuseums Weimar). Die Großmutter war Hofdame der Herzogin Anna Amalia am Weimarer Musenhof. Goethe schwärmte von Henriette als dem „liebenswertesten Stern unter Sternen“ und als dem „allergefälligsten Wesen, das ich je gekannt habe“. Die Briefkorrespondenz mit Goethe ist heute im Besitz des Freien Deutschen Hochstifts/Goethe-Archiv Frankfurt am Main.

21 Alfred Leber (1881-1954) betrieb in Malang eine angesehene Augen- und Tropenklinik. Zuvor hatte er Südsee-Expeditionen geleitet, u.a. 1913/14 in Neuguinea, begleitet vom Maler Emil Nolde und dessen Frau Ada. Leber gilt als Begründer der Tropenophthalmologie, der das Fach Augenheilkunde als erster mit der Tropenmedizin in Ausbildung und Forschung verknüpfte. 1933 Scheidung von Ehefrau Dorothee. Wegen seiner deutschen Staatsangehörigkeit wurde Leber in Malang 1940 unter Arrest gestellt, interniert und 1942 nach Indien deportiert, wo er bis zu seinem Tod als Augenarzt in Neu-Delhi praktizierte. Siehe dazu: Johannes W. Grüntzig u. Heinz Mehlhorn: Expeditionen ins Reich der Seuche. Medizinische Himmelfahrtskommandos der deutschen Kaiser- und Kolonialzeit, München 2005, S. 244 ff. Unter dem Arzt und Bakteriologen Prof. Georg Gaffky (1850-1918) arbeitete Leber von 1905 bis 1908 am Berliner Kgl. Institut für Infektionskrankheiten. Der Robert Koch-Schüler Gaffky war zuvor (1888-

halt im tropischen Klima stellen ein couragiertes Unternehmen für die 52-jährige dar. Prompt erkrankt sie, erhält aber in der Klinik ihres Schwiegersohns eine umfassende medizinische Versorgung. Ihre Reiseindrücke hält sie in einem Tagebuch fest, das in Auszügen 1922 in den *Frankfurter Nachrichten* publiziert wird:

„(...) Der Höhepunkt der Seereise war für mich die Fahrt durch den Kanal. (...) Die ersten Sonnenstrahlen beleuchteten die Küste Arabiens, Wüste, Sand, Sandberge, Sandmeere, Sandtäler in leuchtendem Gelb. (...) Dann Batavia, wo wir von einem sehr liebenswürdigen Herrn Helfferich, Bruder des ehemaligen Reichskanzlers abgeholt (Emil Helfferich, 1878-1972, Südostasienskaufmann) und in ein sehr schönes Haus gebracht wurden. (...) Wundervolle Autofahrten haben wir gemacht, sehr weit hoch hinauf in die schroffe Gebirgswelt der feuerspeienden Berge, durch Zuckerrohr- und Reiskulturen, an die Meeresküste, soweit die Wege fahrbar waren in Urwälder, in die wir zu Fuss weiter vordrangen. (...) Ja, es ist wundervoll, dies alles zu erleben, in fremdem Land und auf Reisen zu sein, und dabei doch in seiner Familie, allen Unbequemlichkeiten und Schwierigkeiten entrückt.“²²

Die Folgen des Krieges mit Geldentwertung und erhöhten Steuern bringen für das Schmitter Hofgut schwierige Zeiten. Die Einnahmen sind in der Hauptsache Pachtgelder, die infolge der Inflation in kurzer Zeit an Wert verlieren. Anfang der 20er Jahre übernehmen die Geschwister Georg und Emily je 20 Morgen Land aus dem Schmitter Besitz in ihren Privatbesitz. Emily von Fritsch erhält die „Großen Gräben am Freienkoben“ in Rodheim, wo sie eine Gärtnerei anlegt, um für ihren Sohn und dessen junge Familie eine Existenzgrundlage zu schaffen. Doch Albrecht hat keine Neigung zur Scholle und will Maler werden. Er geht schließlich nach Weimar, wo er durch die Vermittlung von Lyonel Feininger zum Staatlichen Bauhaus kommt.²³

Mit Emily von Fritsch leben nun Schwiegertochter Elisabeth, geb. Seyb, und der 1922 geborene Enkel Wolfgang auf der Schmitte. Geldsorgen belasten sie, außerdem wirft die Gärtnerei keinen Gewinn ab.

1904) Direktor des Instituts für Infektionskrankheiten an der Universitätsklinik Gießen und erster Vertreter des Fachs in Gießen.

22 Emily von Fritsch: Bilder aus Java, in: *Frankfurter Nachrichten* 1922, Nr. 143 (18.03.), S. 2 f.

23 Albrecht von Fritsch wird 1946 unter dem Namen George René Halkett britischer Staatsbürger. Er stirbt 1983 in Camelford/Cornwall.

Sie vermietet Zimmer im Burghaus, etwa 1925 an einen Geologie-Studenten aus Java, der in Gießen promoviert und das Biebertal erforscht. Ihre Tochter und der Schwiegersohn Leber unterstützen sie finanziell. Diese Situation trübt auch nachhaltig das Verhältnis zu ihrem Bruder Georg, der seit 1920 in zweiter Ehe mit Agnes von Schuckmann verheiratet ist.²⁴

Am 27. Dezember 1928 stirbt Emily von Fritsch überraschend. Am 31. Dezember spricht der Rodheimer Pfarrer August Vömel am Grab: „(...) Gott hat sie, die lieber diente als sich dienen ließ, vor einem Krankenlager bewahrt und unvermutet rasch abgerufen am vorigen Donnerstag, den 27. Dezember, nachmittags 3 $\frac{3}{4}$ in einem Alter von 60 Jahren 7 Monaten und 12 Tagen. Gott gebe ihr die ewige Ruhe und einst eine selige Auferstehung!“ Ihr Grab auf dem Rodheimer Friedhof, gegenüber dem Schmitter Erbbegräbnis, ziert eine weiße Porträtbüste, die ihre Züge aufs treffendste wiedergibt.²⁵

„Emily von Fritsch war eine stolze, ihrer selbst sehr bewusste Frau“, vermerkt die Familienchronik. Sie war eine patriotisch gesinnte, unpolitische Frau. Als sie 1914 nach Gießen und ins Biebertal kam, dachte sie nicht an eine dauerhafte Rückkehr, doch der Tod ihres Mannes mischte die Lebenskarten neu. Sie verließ Weimar und nahm auf dem Schmitter Gut ihren Witwensitz. Beherzt versuchte sie ihren finanziellen Schwierigkeiten zu begegnen und wagte noch eine Reise nach Java.

24 Seine erste Ehefrau Mary, geb. Drescher, war 1915, wenige Tage nach der Geburt des zweiten Sohnes Willem-Gerrit, verstorben. Georg van der Hoop stirbt mit 64 Jahren am 4. August 1931 und wird neben seiner ersten Frau im Schmitter Erbbegräbnis in Rodheim beigesetzt. An den seit 1944 in Russland vermissten Willem-Gerrit erinnert dort eine Tafel.

25 Die Büste ist vermutlich eine Arbeit von Adolf Brütt (1855-1939), dem Gründer der Weimarer Bildhauerschule und Bronzegießerei. Sie entstand in Weimar und wurde nachträglich als Grabschmuck gewidmet. Sie befand sich sogar zeitweise im Salon von Tochter Dorothee (Dodo) auf Hof Schmitte. Letztere war nach ihrer zweiten Scheidung und Jahren im Ausland (u. a. Java, USA, Niederlande) nach Rodheim zurückgekehrt und bewohnte bis zu ihrem Tod 1983 das Schmitter Burghaus. Sie ruht im Grab der Mutter.



Grabmal auf dem Rodheimer Friedhof

Mit dem verlorenen Krieg ging auch das Kaiserreich zu Ende – und ganz Europa wurde radikal in die Moderne gestoßen. Und für Emily von Fritsch, die einen großzügigen Lebensstil gewohnt war, brachen schwierige Zeiten an. Die Frau, die als Backfisch und später als Ehefrau keine Ansprüche jenseits der Konvention stellte, nahm ihr Leben selbstbewusst in die Hand. Nur einmal veröffentlichte sie ihre private Schriftstellerei (Bilder aus Java). Sie hatte Talent für mehr, doch die schwierigen Jahre mit Inflation und Knappheit verlangten nach bodenständiger Arbeit. Damit stand die „höhere Tochter“ nicht allein, vielen Frauen aus der „Nesthäkchen Generation“ erging es nach dem Krieg ähnlich.

In ihrem Heimatort Rodheim ist die Erinnerung an die „gute Frau“ noch lebendig, selbst in kleinen Dingen. So bewahrt eine Familie als Andenken eine gehäkelte Babyhaube, ein Geschenk der Adligen.

Otto Eger: „herzensguter Mensch“, Mitläufer oder „Nazi“?

Zur Kontroverse um den Gießener Juristen

Peter Gruhne

Den „lauteren und unbestechlichen Charakter“ Otto Egers lobt Max Kaser in seinem Nachruf und bezeichnet den am 11. April 1949 verstorbenen Gießener Juristen als „warmfühlenden und herzensguten Menschen“.¹ Auch Friedrich Weber bestätigt in seinem Nekrolog dieses Urteil und spricht im Hinblick auf seinen ehemaligen Lehrer Eger vom „Vertrauen seiner Kollegen“, von der „Liebe der Studenten“ und der „Lauterkeit seiner Persönlichkeit“.²

Der „treueste der Treuen“, wie Karl Engisch den Gießener Ordinarius noch 1957 aus Anlass der 350-Jahr-Feier der Universität nennt,³ weil er über 30 Jahre – von 1918 bis zu seinem Tod 1949 - in Gießen wirkte,

-
- 1 Kaser, Max: Otto Eger †, in: Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft, Bd. 18, 1949, S. 94-103, hier: S. 103. Das ganze Zitat im Wortlaut: „Um ihn trauern zahlreiche Schüler, denen er in allen Lagen ein väterlicher Freund und warmherziger Förderer war. Um ihn trauern die akademischen Kollegen, die in ihm einen unermüdlichen Mitarbeiter und fürsorglichen Ratgeber verlieren, die ehemaligen Studenten, deren Nöte er gelindert und von denen er vielen überhaupt das Studium ermöglicht hat, und endlich ein weiter Kreis von Freunden in der Stadt Gießen und im hessischen Land, die wissen, wieviel Otto Eger für die Landesuniversität, aber auch für das geistige und künstlerische Leben der geliebten Heimat geleistet hat. Sie alle verehren in ihm den verdienten Gelehrten und hochbegabten Juristen, den lauteren und unbestechlichen Charakter und den warmfühlenden und herzensguten Menschen.“
 - 2 Weber, Friedrich: „Otto Eger †“, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, hrsg. von Heinrich Mitteis u.a., 67. Bd (LXXX Band der Zeitschrift für Rechtsgeschichte), Romanistische Abt., Weimar 1950, S. 623-627, hier: S. 623. Das Zitat im Wortlaut: „1910 wurde er [Eger] als Ordinarius nach Basel berufen. Dort traten alsbald jene Eigenschaften hervor, die ihm während seiner ganzen akademischen Laufbahn die Sympathie und das Vertrauen seiner Kollegen, die Liebe der Studenten, aber auch die Achtung der Unterrichtsverwaltungsbehörden erwarben und ihm eine führende und zugleich ausgleichende Stellung im Leben der Universität, an der er wirkte, zuwiesen: die Lauterkeit seiner Persönlichkeit, das warmherzige Interesse für Kollegen und Studenten, die klare Bestimmtheit, mit der er das in universitätspolitischen Fragen als richtig Erkante verfolgte, der Takt in der Behandlung akademischer Fragen und Spannungen und sein Geschick in der Erledigung von Verwaltungsaufgaben“.
 - 3 Engisch, Karl: Gießener Juristen der letzten 100 Jahre, in: Ludwigs-Universität. Justus-Liebig-Hochschule 1607-1957. Festschrift zur 350-Jahrfeier, Gießen 1957, S.17-30, hier: S. 24.

und mehrfach Rufe an andere Universitäten ausgeschlagen hatte,⁴ wird 25 Jahre später im Umfeld der 375-Jahrfeier noch einmal von Max Kaser positiv bewertet: Der Jurist, der von 1929 bis 1932 seine Assistenten- und Dozentenjahre an der Gießener Universität verbrachte, charakterisiert 1982 seinen „väterlichen Freund“ Eger als einen Menschen, der sich „allgemeine Achtung, Liebe und Dankbarkeit“ erworben habe.⁵ „Otto Eger“, schreibt Kaser, „[...] war in den Zwanzigerjahren und zu Anfang der Dreißigerjahre eine der profiliertesten Persönlichkeiten der hessischen Landesuniversität“.⁶

Noch im selben Jahr, 1982, begann der Wind jedoch schon aus einer anderen Richtung zu wehen: Am Institut für Soziologie im Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Gießener Justus-Liebig-Universität hatten sich Studenten und Dozenten über „Die Universität Gießen im Nationalsozialismus“ Gedanken gemacht. Als Ergebnis der zweisemestrigen Projektveranstaltung im Sommersemester 1981 und Wintersemester 1981/82 erschien die Publikation „Frontabschnitt Hochschule“,⁷ mit der die schon lange ausstehende Grundlagenarbeit zu den bislang eher vernachlässigten zwölf Jahren zwischen 1933 und 1945 angeschoben wurde.

Im weiteren Verlauf dieser Auseinandersetzung geriet ab 1989 auch der Jurist Otto Eger in den Fokus der Untersuchungen.⁸ Dies überrascht

4 So z.B. 1921 nach Königsberg. Um Eger in Gießen zu halten, wird allerdings u.a. eine Angleichung der Bezüge auf das preußische Niveau der Königsberger Stelle sowie eine Hilfsassistenten in Aussicht gestellt, vgl. Personalakte Eger, Universitätsarchiv Gießen.

5 Vgl. Kaser, Max: Otto Eger (1877-1949)/Jurist, in: Gießener Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, hrsg. von Gundel, Hans Georg, Peter Moraw und Volker Press, 1. Teil (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen in Verbindung mit der Justus-Liebig-Universität Gießen, Bd. 35, Lebensbilder aus Hessen, 2. Band), Marburg 1982, S. 188-195, hier: S. 188.

6 Kaser, Otto Eger, in Gießener Gelehrte ..., S. 188.

7 Frontabschnitt Hochschule. Die Gießener Universität im Nationalsozialismus. Mit Beiträgen von Hans-Jürgen Böhles, Peter Chroust, Ralf Fieberg, Udo Jordan, Ernst Meredig, Wolfgang Pusch, Brigitte Reifenrath, Bruno W. Reimann, Christine Schröder, Gießen 1982.

8 Zum ersten Mal wird Eger, ebenfalls 1982, in folgender Publikation erwähnt: Aeskulap und Hakenkreuz [sic]. Zur Geschichte der Medizinischen Fakultät in Gießen zwischen 1933 und 1945. Eine Dokumentation der Arbeitsgruppe „Medizin und Faschismus“ Helga Jakobi, Peter Chroust und Matthias Hamann. Hrsg. vom Allgemeinen Studentenausschuß der Studentenschaft der Justus-Liebig-Universität Gießen, Gießen 1982. Hier ging es um seine Rolle als Verteidiger der Studentin Renate Roesse vor dem Dreierausschuß der Universität 1942 im Zusammenhang mit den Verhaftungen aufgrund des Heimtückegesetzes rund um den sog. Kaufmann-Will-Kreis.

schon aufgrund der herausgehobenen Stellung Egers nicht: Er war während seiner über 30 Jahre währenden Gießener Hochschultätigkeit zwei Mal Rektor der Landesuniversität, über viele Jahre hinweg Vorsitzender der Gießener Hochschulgesellschaft, stellvertretender Vorsitzender der mit der Gießener Universität eng verbundenen William-G.-Kerckhoff-Stiftung in Bad Nauheim und spielte darüber hinaus in weiteren universitären Ämtern und Organisationen sowie in zahlreichen Vereinen und Institutionen Gießens eine wichtige Rolle für das Geistesleben der Stadt. Außerdem war er wegen seines Einsatzes für die nach dem 1. Weltkrieg notleidenden Studenten und als Initiator der „Gießener Studentenhilfe“ über Jahrzehnte hinweg und über seinen Tod hinaus als „Studentenvater“⁹ stadtbekannt. Nicht zuletzt ist sein Name noch heute vielen Gießenern durch das nach ihm benannte „Otto-Eger-Heim“ des aus der „Studentenhilfe“ hervorgegangenen Studentenwerks geläufig. Nach dem Krieg wurde er zum Sonderbeauftragten der hessischen Landesregierung für die Überführung der Universität in eine Hochschule, und hat damit kurz vor dem Ende seines Lebens noch einmal eine bedeutende Position besetzt.

Auf das Bild vom „herzensguten Menschen“, der sich durch seinen „lauteren und unbestechlichen Charakter“ auszeichne, wie es die nach Egers Tod 1949 verfassten Nachrufe im zeittypischen Stil vermittelten, folgte 40 Jahre später die kritische Auseinandersetzung mit dieser Leitfigur der Universität. Ausgangspunkt für die öffentlich geführte Diskussion war die alljährlich am Totensonntag im November stattfindende Kranzniederlegung am Grab von Otto Eger auf dem Gießener Alten Friedhof: Am 1. Dezember 1989 berichtete der Gießener Anzeiger darüber, dass sich der damalige AStA-Vorsitzende Frank Sygusch beim Präsidenten der Universität, Heinz Bauer, mit „Bestürzung und Entsetzen“ über die Kranzniederlegung „im Auftrag des Studentenwerks“ beschwert und darauf verwiesen habe, dass Eger „einer der umstrittenen politischen Amtsträger der NS-Universitäts-Administration“ gewesen sei. Sygusch forderte zudem die Umbenennung des Otto-Eger-Heimes.¹⁰

9 Vgl. u.a. Gießener Anzeiger vom 18.10.1937 „Prof. Dr. Eger 60 Jahre alt“: „[...] wurde Professor Eger schon bald nach dem Beginn seiner sozialen Fürsorgetätigkeit von den Studenten der Ehrentitel ‚Studentenvater‘ gegeben [...]“.

10 Gießener Anzeiger vom 01.12. 1989

Auf diesen Artikel reagierte Jörg-Peter Jatho unterstützend mit einem Leserbrief, der am 5. Dezember 1989 unter der Überschrift „Weißgewaschen“ im Gießener Anzeiger erschien. Der 1945 von der Universität „weißgewaschene“ Eger sei, so Jatho, unter anderem die „Hauptstütze der mörderischen Freikorps-Organisation Escherich in Hessen“ gewesen.¹¹ Am 20. Januar 1990 berichtete dann die Gießener Allgemeine, dass sowohl im Studentenparlament als auch im Konvent über Otto Eger gesprochen werden sollte, und wieder ging es auch um die Umbenennung des Otto Eger-Heimes. Die Zeitung zitierte Frank Sygusch, der nach eigenen Recherchen herausgefunden haben wollte, dass Eger „durch die Betreuung von wissenschaftlichen Arbeiten, in Stellungnahmen und Gutachten, in den 30er und 40er Jahren nationalsozialistische [sic], völkische, rassistische und antisemitische Denkfiguren gefördert“ habe.¹²

Dem entgegen stand die offizielle, vom Präsidenten Bauer zum Ausdruck gebrachte Haltung der Universität: „Insgesamt seien“, zitierte die Gießener Allgemeine den Präsidenten in indirekter Rede, „spezifische nationalsozialistische Verfehlungen nicht ersichtlich; dagegen sei das jahrzehntelange hervorragende Engagement Egers für die Studenten unbestritten wie auch seine Verdienste um die Universität nach dem Zweiten Weltkrieg“.¹³

Damit waren beide Positionen besetzt, und eine Annäherung hat in den vergangenen rund zwanzig Jahren nicht stattgefunden. Im Gegenteil: Vor allen Dingen Jörg-Peter Jatho und Bruno W. Reimann haben mit ihren Publikationen den kritischen Diskussionen um Otto Eger immer wieder neue Nahrung verschafft.¹⁴ Den bisherigen Kulminationspunkt

11 Jatho, Jörg-Peter: „Weißgewaschen“, Leserbrief im Gießener Anzeiger, 05.12.1989.

12 Zitiert nach dem Artikel Studenten auf den Spuren Otto Egers. Weiteres Kapitel zur „Aufarbeitung“ der JLU-Geschichte? – Thema in StuPa und Konvent, in: Gießener Allgemeine vom 20.01.1990.

13 Gießener Allgemeine vom 20.01.1990

14 So zuletzt: Jatho, Jörg-Peter, Dr. Gerd Simon: Gießener Historiker im Dritten Reich, Gießen (Focus Verlag) 2008, sowie: Jatho, Jörg-Peter: Das Gießener „Freitagskränzchen“. Dokumente zum Mißlingen einer Geschichtslegende – zugleich ein Beispiel für Entsorgung des Nationalsozialismus, Fulda 1995, und: Jatho, Jörg-Peter: Der Gießener Goethe-Bund. Eine Bestandsaufnahme zum öffentlichen Literaturbetrieb in Weimarer Republik und NS-Zeit, Gießen²2005 (Erstauflage: 2004).

Reimann trat zuletzt mit folgender Publikation hervor: Reimann, Bruno W.: Avantgarden des Faschismus. Studentenschaft und schlagende Verbindungen an der Universität Gießen 1918-1937. Analyse (= Materialien und Analysen zur politischen Geschichte Gießens), Frankfurt am Main 2007, vgl. außerdem: Reimann, Bruno W., Angelika

liefert Bruno W. Reimann, der Eger als „rechtsradikalen Kämpfer“ bezeichnet, dessen 1941 erfolgten Eintritt in die NSDAP er für ebenso folgerichtig wie zwangsläufig hält.¹⁵

Nicht unerwähnt bleiben soll, dass sich in den vergangenen Jahren einige Forscher im Grundsätzlichen und in Einzelaspekten um eine Aufarbeitung der jüngeren Vergangenheit der Gießener Ludoviciana verdient gemacht haben.¹⁶ Die Person Otto Eger stand hierbei allerdings nicht im Zentrum der Betrachtung.¹⁷

Albach, Heiko Boumann, Ralf Fieberg, Susanne Meinel: Antisemitismus und Nationalsozialismus in der Gießener Region. Katalog auf der Basis der Ausstellung, Materialien zur sozialen und politischen Geschichte, Bd. 2, Gießen 1990 (Privatdruck), Reimann, Bruno W., Heiko Boumann, Susanne Meinel, Bettina Metz: Zur Vorgeschichte, Entwicklung und Durchsetzung der nationalsozialistischen Bewegung, Ideologie und Organisation in Gießen 1918-1933 (Institut für Soziologie. Materialien und Analysen zur sozialen und politischen Geschichte Gießens, hg. von Reimann, Bruno W., Bd. 1/Teil 1, Gießen 1994.

- 15 Reimann schreibt auf seiner persönlichen Internetseite: „Otto Eger, das haben viele Arbeiten zu Gießen erwiesen, z.B. die Arbeiten von J. Jatho, F. Sygusch, B. Reimann u.a., war ein Rassist, ein Sympathisant und Unterstützer rechtsgerichteter Gruppen, zu deren Programmpunkten Putsch und Hochverrat gehörten, ein ideologischer Komplize der ‚Marburger Mordbuben‘ von 1920, der schließlich den Weg in die Nazi-Partei fand, wo er ganz offensichtlich auch hingehörte.“ Vgl.: <http://www.bruno-w-reimann.de> (Mai 2008), das erste Zitat („rechtsgerichteter Kämpfer“) unter der Überschrift „Hauptberuf Dekan – Nebenbeschäftigung: Professor“, das folgende im Kapitel „Otto Eger“.
- 16 Zum Beispiel: Bernhard, Markus: Die Entnazifizierung in Gießen am Beispiel der Stadtverwaltung und der Universität (1945-1946), in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins, N.F., Bd. 75, 1990, S. 95-130 oder ders.: Gießener Professoren zwischen Drittem Reich und Bundesrepublik. Ein Beitrag zur hessischen Hochschulgeschichte 1945-1957, Gießen 1990, oder Breitbach, Michael: Das Amt des Universitätsrichters an der Universität Gießen im 19. und 20. Jahrhundert. Zugleich ein Beitrag zu den Dokortenzierungsverfahren zwischen 1933 und 1945, in: Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde, N.F., Bd. 59, 2001, S. 267-334. Auch die Publikation zum jüngsten Universitätsjubiläum bietet hierzu Aufschlussreiches: Panorama. 400 Jahre Universität Gießen. Akteure, Schauplätze, Erinnerungskultur, hrsg. im Auftrag des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität Horst Carl, Eva-Marie Felschow, Jürgen Reulecke, Corinna Sargk, Frankfurt 2007, hier u.a. Greschat, Martin: Gustav Krüger. Wider die gleichgeschaltete Wissenschaft, S. 120-124; Roelcke, Volker: Gerhard Pfahler und Heinrich Wilhelm Kranz. Zwei Rektoren im Nationalsozialismus, S. 125-130; Felschow, Eva-Marie: Schwieriger Anfang, jähes Ende und ein Neubeginn in der Ferne. Das Schicksal der Margarete Bieber, S. 278-283; Fritzsche, Klaus: Die Gießener Universität in der NS-Zeit. Bedingungen und Probleme des Erinnerns und Gedenkens, S. 284-291.
- 17 Hinzuweisen ist in diesem Zusammenhang aber auf die Publikation: 50 Jahre Kriegsende. Stadt und Universität Gießen im Wiederaufbau 1945-1960, bearb. von Brake, Ludwig und Eva-Marie Felschow, Gießen 1996. Eva-Marie Felschow hat hier zum ersten Mal das Spruchkammerurteil von Otto Eger veröffentlicht: vgl. S. 49 f.

Die vorliegende Studie geht vom gegenwärtigen Stand der Literatur zu Otto Eger aus und beabsichtigt, mit einem - bisher zwar ansatzweise erfolgten aber häufig nicht zufriedenstellenden - Quellenstudium Versäumtes nachzuholen. Dies scheint geboten, um den nicht abreißen Diskursen eine sachliche Basis vorzustellen und Eger im Kontext seiner Zeit mit historischer Methodik bewerten zu können. Hinzu kommt erstmals eine Auseinandersetzung mit Otto Egers Wirken für die Bad Nauheimer William-G.-Kerckhoff-Stiftung.

Die Schwerpunktsetzung folgt dabei drei Zeitabschnitten: Weimarer Republik, Nationalsozialismus und amerikanische Besatzungszeit.

1. Weimarer Republik

Familie und Studium

Ernst Ludwig Theodor Otto Eger, am 19. Oktober 1877 in Darmstadt geboren, wurde zum 1. April 1918 Nachfolger seines Lehrers Alexander Leist an der hessischen Landesuniversität, der Gießener Ludoviciana. Der Vater, Gustav Eger, aus dem hessischen Grünberg stammend, war Professor der Sprachwissenschaften an der Technischen Hochschule in Darmstadt und starb bereits 1894.¹⁸ Zwei Jahre zuvor hatte der Sohn schon die Mutter verloren.¹⁹ Im Alter von 16 Jahren wurde Otto Eger also Vollwaise. Bis zu seiner Volljährigkeit übernahm ein Vormund die Betreuung des Heranwachsenden, nachdem der Vater, offensichtlich um sein baldiges Ableben wissend, mit einem Legat für die Ausbildung des jüngsten Sohnes gesorgt hatte.²⁰

Otto Eger begann zum Wintersemester 1895/96 das Studium der Rechtswissenschaften in Göttingen, das er im Sommersemester 1896 in Gießen fortsetzte und - nach einer kurzen Unterbrechung in Berlin (Sommersemester 1897) - schließlich auch in Gießen am 10. Juli 1900 mit der Promotion bei Alexander Leist abschloss. Von 1903 bis 1908

18 Hessisches Staatsarchiv Darmstadt, G 18, Nr. 44/3 (Zivildienere-Witwenkasse-Kommission; Gustav Eger).

19 Kaser, Max: Otto Eger. (1877-1949)/Jurist, in: Gießener Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Hans Georg Gundel, Peter Moraw, Volker Press, Hgg., 1. Teil (= Veröffentlichungen der Hist. Kommission für Hessen in Verbindung mit der Justus Liebig-Universität Gießen, Bd. 35, Lebensbilder aus Hessen, 2. Bde.), Marburg 1982, 2. Bd., S. 188-195, hier: S. 188.

20 Der Nachlass und das Testament von Prof. Gustav Eger im Hessischen Staatsarchiv Darmstadt, Abt. G 28, Nr. F 1505/30.

war er hier auch Assistent²¹ und heiratete im Jahr 1905 Margarete Zöppritz (1880-1973), die Tochter des Gießener, später Königsberger Geographen Prof. Dr. Carl J. Zöppritz (1838-1885) und der Sophie Zöppritz (1850-1940), die wiederum eine Tochter des Nachfolgers von Justus Liebig in Gießen, Heinrich Will (1812-1890),²² war.



Abb. 1: Otto Eger, ca. 1919

21 Die Angaben beruhen auf dem von Eger eigenhändig ausgefüllten und mit 18. April 1918 datierten „Fragebogen zum Universitäts-Album“, vgl.: Universitätsarchiv Gießen, PrA, Personalakte Eger.

22 Zu den Verbindungen der Gießener Professorenfamilien untereinander vgl. z.B.: Klein, Dagmar: Die Gießener Friedhöfe. Erinnerungsorte der Universitätsgeschichte, in: Panorama. 400 Jahre Universität Gießen ..., S. 250-255, hier: S. 252.

Nach seiner Habilitation 1909 in Leipzig ging Eger im Frühjahr 1910 als Ordinarius nach Basel, wurde zu Beginn des Jahres 1914 mit nur 36 Jahren Rektor der Universität und zog sieben Monate später als Oberleutnant der Reserve in den Ersten Weltkrieg. 1916 wurde er verwundet, kehrte nach Basel zurück und nahm seine Lehrtätigkeit wieder auf. Am 14. September 1917 erhielt er einen Ruf an die Großherzoglich Hessische Landesuniversität Gießen, dem er mit Wirkung vom 1. April 1918 folgte.²³

Im „Fragebogen zum Universitäts-Album“ gab er am 18. April 1918 an, folgende Orden und Ehrenabzeichen erhalten zu haben: „Eisernes Kreuz II. Kl., Hessische Tapferkeitsmedaille, Königl. Sächs. Albrechtsorden, Ritterkreuz II. Kl. m. Schw., Landw. Dienstausz. 2. Kl., Rektor der Universität Basel 1914“.²⁴

Die soziale Herkunft Egers, seine freiwillige Teilnahme am Krieg, in dem er verwundet wurde, sein beruflicher Werdegang und schließlich der Entschluss, eine standesgemäße Ehe innerhalb des akademisch geprägten Gießener Bildungsbürgertums einzugehen, verweisen schon vorab darauf, dass er sich auch hinsichtlich seiner politischen und weltanschaulichen Ansichten kaum außerhalb der Grenzen bewegt haben dürfte, die für das aus dem wilhelminischen Deutschland stammende Bildungsbürgertum weithin üblich waren. Und dies legt nahe, dass er nach dem Zusammenbruch der Monarchie dem neu entstehenden demokratischen Staatsgebilde kritisch gegenübergestanden haben wird, dass er tendenziell antidemokratisch eingestellt und eher monarchistisch geprägt gewesen sein wird und vermutlich die Gefahr einer bolschewistischen Machtübernahme fürchtete: „[...] der durchschnittliche Gießener Gelehrte war national und konservativ – von einigen Ausnahmen abgesehen“, schreibt auch Markus Bernhardt in seiner Studie über „Professoren in der NSDAP“.²⁵ Und der Gießener Historiker Volker Press konstatiert: „Die Ludoviciana bildete in der deutschen Universitätslandschaft keine Ausnahme – die Grundtendenzen im deutschen Bürgertum artikulierten sich hier, wenn auch zuweilen eingespannt in den Rahmen einer akademischen Gesellschaft, die Zusammenhalt und äußere Lebensformen aufrecht erhielt. Der Schock des

23 Vgl. Großherzoglich Hessisches Regierungsblatt, Beilage Nr. 8, vom 8. Mai 1918, S. 85.

24 „Fragebogen zum Universitäts-Album“, vgl.: Universitätsarchiv Gießen, PrA, Personalakte Eger, hier auch die Angaben zur beruflichen Laufbahn.

25 Bernhardt, Professoren, S. 42.

Krieges und der Niederlage, der Zusammenbruch einer als heil und unantastbar gewählten bürgerlichen Welt unter der Schirmherrschaft einer starken Militärmonarchie war somit tief; die Universitätsprofessoren waren deutsch-national“, und weiter: „[...] Distanz zur Demokratie und Republik waren verbreitet“.²⁶ Dies allerdings wird man fast euphemistisch nennen dürfen angesichts der deutlich antidemokratischen Einstellung vieler Professoren, mögen sie nun später zu Befürwortern oder Gegnern des Hitlerregimes geworden sein. Beides war möglich. Im Folgenden wird anhand der zugänglichen Quellen auszuloten sein, wo zwischen diesen Polen Otto Eger zu verorten ist.

Eger zählte zu einer Generation, die mit Begeisterung in den Krieg gezogen war, und die zu großen Teilen nicht verstehen konnte, warum kein „Siegfriede“ zu erringen gewesen war. „Die Unterzeichnung des Friedensvertrages am 28. Juni 1919 im Spiegelsaal von Versailles und dessen Inkrafttreten am 10. Januar 1920 änderten nichts an der illusionären Erwartung, ihn durch passive Nichterfüllung unterlaufen zu können“, schreibt Hans Mommsen in seinem Standardwerk „Aufstieg und Untergang der Republik von Weimar“ und konstatiert: „Das formelle Ende des Kriegszustands bedeutete nicht, dass eine Gesinnung des Friedens und des Friedenswillens die Oberhand gewann. Die Nation verdrängte die Erkenntnis, dass der Weltkrieg verlorengegangen war. Der Friede war ihr von den Alliierten aufgezwungen worden. Es war nicht ihr Friede.“²⁷

Das sich daraus speisende Potential nutzte die Reichsregierung bei der Aufstellung von Zeitfreiwilligenverbänden und Freikorps, mit denen sie vor allen Dingen gegen die Kommunisten vorzugehen gedachte. Diese Verbände waren bekanntermaßen Sammelbecken für rechtsnational und zumeist monarchistisch gesinnte ehemalige Frontsoldaten, die nicht unbedingt die Verteidigung der jungen Republik im Auge hatten. Auch die Gießener Studentenschaft bestand damals fast ausnahmslos aus ehemaligen Frontsoldaten, die politisch rechts stehend und überwiegend antidemokratisch orientiert waren.²⁸ Demgegenüber

26 Press, Volker: Die Universität Gießen 1933-1957 – Niedergang, Auflösung und Wiedergeburt, in: Gießener Universitätsblätter, Heft 2, 1983, S. 9-34, hier: S. 11 f.

27 Mommsen, Hans: Aufstieg und Untergang der Republik von Weimar 1918-1933, München 2004, S. 103.

28 Vgl. z.B. Reimann, Bruno W.: Avantgarden des Faschismus. Studentenschaft und schlagende Verbindungen an der Universität Gießen 1918-1937. Analyse (= Material-

standen überall im Land die linken Kräfte, die Spartakisten, die Arbeiter- und Bauernräte, gegen die Reichswehrminister Gustav Noske die als „Noskejungs“²⁹ verspotteten Zeitfreiwilligen einsetzte. Nach dem Spartakusaufstand und dem Zusammentritt der Nationalversammlung am 6. Februar 1919 verstärkte Noske die Aufrufe zur Bildung von Freikorps und Einwohnerwehren.³⁰ Dies betraf insbesondere auch die an den Universitäten studierenden Frontheimkehrer, für die sich Eger in Gießen in besonderer Weise einsetzte.

Mechterstädt

Auch in Gießen und Marburg bildeten sich studentische Zeitfreiwilligenverbände, von denen das Studentenkorps Marburg (StuKoMa) traurige Berühmtheit erlangte, weil es im Frühjahr 1920 in die sogenannten Arbeitermorde von Mechterstädt in Thüringen verwickelt war. Führer des Gießener Freiwilligenverbandes war Otto Eger.

Am 20. März 1920, unmittelbar nach dem gescheiterten Kapp-Putsch, wurde das Marburger Studentenkorps, das unter Befehl der Reichswehr-Brigade in Kassel stand, nach Thüringen transferiert,³¹ um dort gegen Aufständische eingesetzt zu werden. Am 25. März wurden dort bei dem Ort Mechterstädt 15 festgenommene Arbeiter von den Studenten „auf der Flucht“ erschossen. Der Tathergang erscheint mehr als dubios, und die Vermutung, die Gefangenen seien als Akt der Willkür einfach liquidiert worden, führte zu einer reichsweiten Welle der Empörung, sodass schließlich Anklage gegen 14 Mitglieder des StuKoMa erhoben wurde. Der Prozess endete, auch in zweiter Instanz, mit einem Freispruch: ein Freispruch, der freilich die Kluft zwischen linker Arbeiter- und rechter Studentenschaft nur noch größer werden ließ.³²

lien und Analysen zur politischen Geschichte Gießens), Frankfurt am Main 2007, hier z.B.: S. 50 ff.

29 Vgl. Mommsen, *Aufstieg*, S. 60, vgl. auch Selchow, Bogislav von: *Hundert Tage aus meinem Leben*, Leipzig 1936, der den Begriff „Noskehunde“ zitiert, vgl. S. 330.

30 Vgl. Hans Mommsen: *Aufstieg und Untergang*, S. 58.

31 Rosenwald, Walter: *Das Studentencorps Marburg 1920 im Kapp-Lüttwitz-Putsch und in Thüringen und die Rolle des Corps Hasso-Nassovia*, in: *Nassauische Annalen. Jahrbuch des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung*, Bd. 113, 2002, S. 421-434, hier: S. 429.

32 Siehe hierzu auch: Bleuel, Hans Peter und Ernst Klinnert: *Deutsche Studenten auf dem Weg ins Dritte Reich. Ideologien – Programme – Aktionen 1918-1935*, Gütersloh 1967, S. 72-78.

Aufgrund ihrer Verbindungen zu den Marburgern gerieten auch die Gießener Studenten rasch und noch vor der gerichtlichen Auseinandersetzung in die Kritik. Daraufhin wandte sich Otto Eger mit der Bitte um Unterstützung an den Rektor der Marburger Universität. Hier setzt Bruno W. Reimann mit seiner Kritik an und schreibt: „[...] vor aller gerichtlichen Verhandlung stellte sich Eger hinter das StuKoMa. In einem Schreiben an den Rektor der Universität Marburg wies er darauf hin, daß das Corps ‚Gegenstand zahlreicher Verdächtigungen geworden‘ sei. Dabei seien, so Eger, bei den ‚Anfeindungen auch die ja zweifellos falschen Berichte über die angebliche Erschießung von 17 Arbeitern durch die Marburger Studenten verwertet‘ worden. Eger, der Jurist, wußte es“, so Reimann, „vor allen gerichtlichen Verhandlungen ganz genau: es müsse sich um ‚zweifellos falsche Berichte‘ handeln“.³³

Bei Reimann ist das Corps, das „Gegenstand zahlreicher Verdächtigungen“ wurde, das StuKoMa, hinter das sich, wie er beweisen möchte, Eger gestellt haben soll. Eger spricht jedoch an dieser Stelle des Briefes nicht von den Marburgern, sondern von seinem Gießener Studentenkorps. Reimann stellt folglich einen falschen Bezug her. Und so lohnt sich auch hier wieder ein Blick in die Quellen. Am 4. April 1920 schrieb Eger an den Rektor der Philipps-Universität: „In meiner Eigenschaft als Führer der Zeitfreiwilligenkompanie der Gießener Studentenschaft erlaube ich mir folgende Bitte an Ew. Magnifizenz zu richten. Die Gießener Studentenkompagnie, die so spät einberufen wurde, daß sie nicht mehr außerhalb Gießens verwendet werden konnte, ist der Gegenstand zahlreicher Verdächtigungen geworden. Sie beabsichtigt daher, alsbald mit einer Erklärung an die Öffentlichkeit zu treten.“ Die nun folgende Passage gibt Reimann in seinen oben zitierten Ausführungen wieder. Allerdings steigt er nach der Hälfte des Zitats mitten im Satz aus und lässt eine entscheidende Passage weg: „Da bei den Anfeindungen auch die ja zweifellos falschen Berichte über die angebliche Erschießung von 17 Arbeitern durch die Marburger Studenten verwertet werden, so wäre es sehr erwünscht,“ schreibt Eger weiter, „wenn diesen unwahren Angaben auch in der fraglichen Erklärung der Gießener Zeitfreiwilligen aufgrund einer authentischen Mitteilung des wahren Tatbestands entgegengetreten werden könnte.“³⁴

33 Reimann, Avantgarden (Analyse) ..., S. 59.

34 Brief Otto Egers vom 4. April 1920 an den Rektor der Universität Marburg, Universitätsarchiv Marburg, 305a, Nr. 77 (Microfiche). Die Hervorhebungen vom Autor.

Eger ging es also, wie aus den von Reimann nicht übernommenen Passagen deutlich wird, darum, Schaden von seinen Gießener Studenten abzuwenden und den wahren Hergang der Ereignisse zu klären: Aus diesem Grund forderte er von seinem Marburger Kollegen eine „authentische Mitteilung des wahren Tatbestands“ ein. Er hätte auch nach der Vereinbarung einer taktisch sinnvollen „Sprachregelung“ fragen können, mit der die Ereignisse in einem für die Studenten möglichst positiven Sinne erschienen wären, aber es ging ihm um den „wahren Tatbestand“. Dass er – gerade als Jurist – vor einem gerichtlichen Verfahren und vor dem Beweis des Gegenteils von der Unschuld seiner Studenten ausging, spricht nicht gegen ihn.³⁵

Außerdem wird durch Egers Brief noch einmal deutlich, dass die Gießener Studenten am 20. März, als die Marburger bereits nach Thüringen abgereist waren, noch gar nicht einsatzbereit waren. Das Gießener Studentenkorps, das, so Reimann, bereit gewesen sein soll, den Kapp-Putschisten beizuspringen, war folglich im Gegensatz zu dem Marburger Verband noch nicht einmal eine Woche nach dem Kapp-Putsch vom 13. März, fertig aufgestellt. Wie also hätte es den Kapp-Putschisten „beispringen“ sollen?

Zur Entstehung des Gießener Studentenkorps

In Deutschland herrschten zu Beginn des Jahres 1919 bürgerkriegsähnliche Zustände: In Bremen wurde am 10. Januar 1919 die „Selbständige Sozialistische Republik Bremen“ ausgerufen, das Ruhrgebiet und Mitteldeutschland wurden von einer Streikwelle erfasst, und in Berlin mündeten die Proteste der Spartakisten schließlich in die sogenannten Märzauftände. Mommsen spricht deshalb von einer „viele Monate anhaltenden Bürgerkriegssituation“.³⁶ Vor diesem Hintergrund und bereits ein Jahr vor dem Kapp-Putsch und der Ereignisse von Mechterstädt kam es am 4. März 1919 „infolge der Dringlichkeit“ zu einer kurzfristig einberufenen Sitzung des Gesamtausschusses der Gießener

35 Noch nach der juristischen Klärung verurteilte der preußische Kultusminister Haenisch die Studenten und sprach von dem „feigen Meuchelmord der Marburger Buben“. Dass ausgerechnet der Kultusminister ‚seine‘ Studenten, die er doch erst zum Eintritt in die Freiwilligenverbände aufgefordert hatte, nicht verteidigte, sondern öffentlich (und auch noch nach dem Freispruch) bloßstellte, führte zu einer reichsweiten Protestwelle unter den Studenten. Eger hingegen hatte durch sein Verhalten vermutlich auch einer Eskalation vorgebeugt. Das vorgenannte Zitat nach Bleuel/Klinnert: Deutsche Studenten, S. 75.

36 Mommsen, Aufstieg, S. 60.

Studentenschaft, in der über die Bildung einer bewaffneten „Studentenwehr“ zum Einsatz gegen die Spartakisten beraten wurde.³⁷ Die Professoren Otto Eger, Richard Laqueur³⁸ und Fritz Vigener waren anwesend. Aus dem Protokoll dieser Sitzung geht hervor, dass man sich von städtischer Seite keine Unterstützung bei der Beschaffung von Waffen erhoffte, und so wurde vorgeschlagen, sich an den Kommandeur des I.R. 116 zu wenden. Um „von vorne herein den Anschein reaktionärer Bestrebungen“ zu vermeiden, sollte der Rektor der Universität die Verhandlungen mit dem Regimentskommandeur führen. Man war sich also seiner „reaktionären“ Handlung durchaus bewusst und hielt es für besser, sie (zunächst) nicht öffentlich werden zu lassen.

Die Führerschaft müsse in der Hand von „Herren von anerkannter Autorität“ liegen, heißt es im Protokoll weiter. Daraufhin bot Professor Eger an: „Wir Dozenten sind hergekommen nicht nur, um zu führen, sondern schlechthin, um mitzuarbeiten, wenn es gewünscht wird, natürlich auch als Führer“: Eger bot sich also als „Gleicher unter Gleichen“ an, der freilich auch zu mehr bereit ist: zum Führen. Dies mag ein erster Hinweis darauf sein, dass Eger sich als „Waffenbruder“ der gerade aus dem Krieg zurückgekehrten Studenten verstand. Und möglicherweise mag man darin auch das Aufscheinen einer die Volksgemeinschaft in den Vordergrund stellenden Gesinnung erkennen, bei der es mehr um das gemeinsame Ziel als um eine trennende Hierarchie ging. Professor Vigener äußerte sich verhaltener und ergänzte: „Die Studenten werden aus ihrer Mitte kriegserfahrene Führer genug finden, dort wäre die Beteiligung eines Professoren an den Beratungen des Wehrausschusses von Nutzen“. Professor Laqueur schlug schließlich ebenfalls vor, die Studenten mögen doch innerhalb der Korporationen nach geeigneten Führern suchen. Und so geschah es schließlich auch. Man vereinbarte einvernehmlich, dass jede Korporation bis zum nächsten Tag aus ihren Reihen geeignete Führer benennt und diese an das Corps Teutonia meldet, dessen Führer den Vorsitz des so zu bildenden Wehrausschusses innehaben sollte.³⁹

37 Das Protokoll im Universitätsarchiv Gießen, PrA Nr. 703. Die folgenden Informationen sind, sofern nicht anders vermerkt, diesem Protokoll entnommen.

38 Der Jude Richard Laqueur ist vor den Nazis nach Amerika geflohen, vgl. Chroust, Peter: Gießener Universität und Faschismus. Studenten und Hochschullehrer 1918-1945 (zugl. Univ. Gießen, Diss. 1993), Münster, New York 1994, S. 307, vgl. zu Laqueur auch Reimann, Avantgarden (Analyse) ..., S. 41 f.

39 Auch diese Informationen lt. Protokoll der Versammlung, vgl. Universitätsarchiv Gießen, PrA 703.

Was dann tatsächlich geschah, lässt sich aus den Akten nicht mehr eindeutig rekonstruieren. Sicher ist jedoch, dass sich die Studenten ein Jahr darauf, im März 1920, erneut zu einem Zeitverband formierten. Dies wird nicht nur durch Otto Egers Schreiben an den Marburger Rektor bestätigt, sondern auch durch eine Publikation der Burschenschaft Frankonia, in der es heißt: „Im März 1920 war unter dem Kommando von Professor Eger eine Gießener Studentenkompanie aufgestellt worden, die bei den Aufständen in Thüringen und im Ruhrgebiet mit eingreifen sollte“.⁴⁰ Und auch in der Chronik der Ludwigs-Universität lesen wir für das Jahr 1920 unter dem Datum 23.3.: „Das Zwischensemester wird wegen des Kapp-Putsches suspendiert. Viele Studierende stellen sich zwecks Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit unter ihrem selbstgewählten Führer, Prof. Eger, wieder zur Verfügung („Zeitfreiwillige““.⁴¹ Die Studenten stellten sich „wieder zur Verfügung“. Dieser Hinweis auf das Bestehen einer Studentenwehr bereits vor dem März 1920 wird wiederum durch eine Publikation des Corps Alemannia bestätigt, in der es heißt, das Studentenkörps sei auf Veranlassung der Regierung entwaffnet worden, und weiter: „Erst nach dem Kapp-Lüttwitz’schen Putsch [also im März 1920] wird die seinerzeit begrabene Studentenwehr wieder zum Leben erweckt“.⁴² Vorausgesetzt, es handelt sich hier um eine korrekte Wiedergabe der Ereignisse, dann spricht sie auch gegen Reimanns Darstellung, der zufolge die Gießener um Otto Eger beim Kapp-Putsch hätten beteiligt werden sollen.

Auch der ehemalige Fregattenkapitän Bogislav von Selchow, Führer der Marburger Studentenkompanie, erwähnt in seinen Erinnerungen „Hundert Tage aus meinem Leben“ Otto Eger als Führer der Gießener Kompanie und schreibt: „Am schnellsten gelang es, in dem nahen Gießen ein Studentenkörps aufzustellen, dessen Führung der Universitätsprofessor Dr. jur. Otto Eger übernahm.“⁴³ Allerdings lässt sich aus

40 Berger, Dieter, Gernot Schäfer u.a.: Die Gießener Burschenschaft Frankonia 1872-1972, Gießen 1972, S. 90.

41 Chronik der Ludwigs-Universität 1907-1945 und der Justus-Liebig-Hochschule Gießen 1946-1957, im Auftrage der Justus-Liebig-Hochschule bearb. und herausgegeben von Oberbibliothekar Dr. phil. Wilhelm Rehmann Bibliotheksrat a.D., in: Ludwigs-Universität Justus-Liebig-Hochschule 1607-1957. Festschrift zur 350-Jahrfeier, Gießen 1957, S. 447-543, hier: S. 533.

42 Geschichte der Gießener Burschenschaft Alemannia 1861-1961, herausgegeben von Carl Walbrach, Gießen 1961, S. 113.

43 Selchow Bogislav v.: Hundert Tage ..., S. 355.

dem Zusammenhang des Textes bei v. Selchow nicht eindeutig klären, zu welchem Zeitpunkt dies geschah.

Auf jeden Fall ist davon auszugehen, dass die studentischen Zeitfreiwilligenverbände nicht dauerhaft unter Waffen standen. Vielmehr werden sie je nach Lage der Dinge zusammengetreten sein. Die genauen chronologischen Abläufe sind jedenfalls – ebenso wie die Rolle Egers – im Detail nicht zu rekonstruieren.

Gleichwohl vermittelt Bruno W. Reimann in seiner publizistischen Auseinandersetzung mit den Freikorps dem Leser das Bild einer rekonstruierbaren Kontinuität, in der auch das Verhalten Otto Egers so konturiert zutage tritt, wie es nach Lage der Akten gar nicht zu gewinnen ist. In seiner Publikation „Avantgarden des Faschismus“ erwähnt er eine „Studentenversammlung“ vom 18.3.1919, bei der die „Bewaffnung der Studentenwehr von der grundsätzlichen Seite erörtert“⁴⁴ worden sei, entnimmt dies einer Sekundärquelle⁴⁵ und schreibt – nun aus einer anderen Publikation zitierend - weiter: „An die Korporationen wurden Handfeuerwaffen und Munition verteilt, die allerdings wenig später auf Weisung des Hessischen Innenministeriums wieder eingesammelt werden mussten“. Er gibt damit sinngemäß eine Passage aus einer Publikation des Corps Hassia Gießen zu Mainz wieder, in der es heißt: „Die politische Unsicherheit nach dem 1. Weltkrieg hatte bereits im Jahr 1919 dazu geführt, dass sich der SC mit der Frage einer Meldung zu dem ‚Studentischen Sicherheitsdienst‘ beschäftigte. Das Polizeiamt Gießen hat in der Folgezeit dann auch Handfeuerwaffen und Munition an die Korporationen ausgegeben, die Anfang 1920 auf Weisung des Hessischen Innenministeriums wieder eingesammelt wurden“.⁴⁶ Ob sich dies allerdings, wie Reimann nahe legt, auf die „Studentenwehr“ bezieht, um deren Bildung es in einer der oben erwähnten Studentenversammlungen vom Frühjahr 1919 ging, ist eher unwahrscheinlich, denn sonst hätte die Studentenwehr fast ein Jahr unter Waffen gestanden und man könnte nicht davon sprechen, die Waffen

44 Reimann, Bruno W.: Avantgarden (Analyse) ..., S. 57.

45 Imgram, Leopold, Geschichte der Verbindung katholischer deutscher Studenten Hassorhenania zu Gießen. Groß-Steinheim 1933, S. 152“, zitiert nach Reimann, Avantgarden (Analyse) ..., S. 57, Anm. 216. Zu der zitierten Versammlung unter dem angegebenen Datum sind im Archiv der Justus-Liebig-Universität Gießen keine Dokumente zu finden.

46 Geschichte des Corps Hassia Gießen zu Mainz 1815-1965, Gießen (Selbstverlag der Alten Herren) 1965, S. 417.

seien „wenig später“ wieder eingesammelt worden. Reimann setzt seine Beobachtungen, wiederum in Anlehnung an die Publikation des Corps Hassia, fort: „Am 23. Oktober 1919 wandte sich das Bezirkskommando Gießen ‚streng geheim‘ an die Korporationen und warb um die Meldung Zeitfreiwilliger“.⁴⁷ Er zitiert sodann auszugsweise den dort abgedruckten Aufruf und behauptet unmittelbar anschließend: „Der Professor für Römisches Recht Otto Eger (1877-1949) stellte zusammen mit Mitgliedern des Corps Teutonia und“ – nun zitiert Reimann aus der Sekundärliteratur – „in *Fühlungnahme mit der Reichswehr das ‚Gießener Studentencorps‘ auf ..., dem die meisten Korporationen angehörten*“.⁴⁸ Das (hier vom Verf. kursiv kenntlich gemachte) Zitat entnimmt er einem Bericht des Corpsbruders Hermann Sievers in der Publikation „Corps Teutonia zu Gießen 1839-1935“ aus dem Jahr 1939.⁴⁹ Im Originaltext heißt es weiter: „Führer war ein Teutone, mein Bruder Otto Sievers, ich sein Adjutant“.⁵⁰ Von Otto Eger ist in dieser Quelle gar nicht die Rede,⁵¹ sein Name wird von Reimann nur dem Zitat vorangestellt.

Reimann „amalgamiert“ also drei unterschiedliche Publikationen und kombiniert sie mit eigenen Interpretationen: So schafft er in Verbindung mit Zitaten aus Quellen verschiedener Provenienz ein assoziatives Nebeneinander disparater Elemente, das nur schwer wieder zu entwirren ist. Inhaltliche Bezüge werden verwischt und Beziehungen hergestellt, die die Dokumente gar nicht hergeben: ein methodisch äußerst fragwürdiges Vorgehen, das ganz gewiss nicht dazu beiträgt, Eger als „rechtsradikalen Kämpfer“ darzustellen.

Es bleibt festzuhalten, dass Reimann keinen Beleg liefert. Er stützt sich vielmehr auf Informationen „aus zweiter Hand“, auf Sekundärquellen, die - wie die zitierte Burschenschaftsliteratur - nicht eins zu eins übernommen werden können, weil sie selbst das Geschehen in ihrem Sinne

47 Reimann, *Avantgarden (Analyse) ...*, S. 57.

48 Reimann, *Avantgarden (Analyse) ...*, S. 57.

49 Corps Teutonia zu Gießen 1839-1935, Gießen [1939], S. 132 (Sievers, Hermann: Das Corps im Kampf gegen die inneren Feinde, in: Corps Teutonia ..., S. 125-142).

50 Sievers in: Corps Teutonia ..., S. 132.

51 An anderer Stelle erwähnt Hermann Sievers noch einmal: „Beim Kapp-Putsch unterstanden die Waffenstudenten von Gießen und Marburg dem Freikorps von Selchow. Sein Verbindungsmann war unser Corpsbruder Otto Sievers.“, vgl.: Corps Teutonia ..., S. 125.

interpretieren und im nationalsozialistischen Staat für ihre Zwecke nutzbar machen wollten.

OrgEsch

Umstürzler und Republikfeinde mit einem hohen Potential an Gewaltbereitschaft fanden sich auch in der kurz nach dem Kapp-Putsch und den hier zur Diskussion stehenden Gießener Ereignissen vom Frühjahr 1920 gegründeten Organisation Escherich von Forstrat Georg Escherich. Die sogenannte OrgEsch, am 9. Mai 1920 ins Leben gerufen, war vorwiegend in Bayern tätig und bemüht, sich als Einwohnerwehr zu tarnen. In der Literatur wird immer wieder auch Otto Eger mit der Organisation in Verbindung gebracht, zuletzt 2008 in der Publikation „Gießener Historiker im Dritten Reich“ von Jörg-Peter Jatho und Dr. Gerd Simon.⁵² Dort heißt es: „Eger wird schon 1920 als eine ‚Hauptstütze‘ der Organisation Escherich in Hessen genannt, zusammen mit seinem Freund, Bankier Ludwig Griesbauer“.⁵³ Statt einer Quellenangabe verweisen die Autoren in ihrer Fußnote auf die zahlreiche Sekundärliteratur, die sich zwar mit Otto Eger auseinandersetzt aber nicht explizit mit seiner Beziehung zur OrgEsch. Woher die Autoren ihre Information haben, wird dem Leser vorenthalten. Dass sie überdies falsch ist, wird im Folgenden noch dargelegt.

Auch Bruno W. Reimann erwähnt die Beziehung Egers zur OrgEsch und bezieht sich in dieser Hinsicht, zuletzt 2007, auf Jatho: „Auch der Gießener Historiker Jörg-Peter Jatho verwies in einem Leserbrief auf eine Reihe gravierender Tatsachen, u.a. auf das historisch unbestreitbare Faktum von Egers Mitgliedschaft in der Freikorps-Organisation Escherich in Hessen“.⁵⁴ Jathos Leserbrief „Weißgewaschen“ im Gießener Anzeiger vom 5.12.1989, auf den sich Reimann bezieht, liefert in dieser Hinsicht allerdings kein „Faktum“, sondern man liest dort lapidar: „Außerdem war er eine ‚Hauptstütze‘ der mörderischen Freikorps-Organisation Escherich in Hessen“.⁵⁵ Und auch in seiner Publikation „Der Gießener Goethe-Bund“, zuerst 2004 erschienen, führt Jörg-Peter

52 Jatho, Jörg-Peter, Dr. Gerd Simon: Gießener Historiker im Dritten Reich, Gießen (Focus Verlag) 2008.

53 Jatho/Simon, S. 84.

54 Reimann, Avantgarden (Analyse) ..., S. 60.

55 Jatho, Jörg-Peter: „Weißgewaschen“, Leserbrief im Gießener Anzeiger, 05.12.1989. Bereits 1994 hatten Reimann und andere auf diesen Leserbrief Bezug genommen und unter anderem behauptet, Jatho habe darin auf die „Mitgliedschaft von Otto Eger“ in der ‚mörderischen Freikorps-Organisation Escherich in Hessen‘ verwiesen.

Jatho die OrgEsch unter den Mitgliedschaften Egers auf.⁵⁶ Nirgendwo wird ein Beleg für diese behauptete „Tatsache“ angeführt. Die Darstellung der beiden Autoren muss aus Mangel an Beweisen zurückgewiesen werden.

Auch Heiko Boumann setzt sich 1990 innerhalb einer Arbeitsgruppe unter Beteiligung von Bruno W. Reimann mit der Beziehung Egers zur OrgEsch auseinander und kommt sogar zu dem Schluss, dass die Aufstellung des Gießener Studentenkorps unter Führung von Otto Eger Ergebnis der Bemühungen der Organisation Escherich um reichsweite Ausdehnung gewesen sein soll.⁵⁷ Belege hierfür werden auch in diesem Fall nicht angeführt. Die zugehörige Fußnote verweist auf Textstellen in Bogislav von Selchows autobiographischer Schrift: „Hundert Tage aus meinem Leben“.⁵⁸ An den angegebenen Stellen finden sich aber nur v. Selchows Bemerkungen zur OrgEsch, doch ein Beleg, der einen Zusammenhang zwischen der OrgEsch und der Gießener Studentenkompagnie nahelegen könnte, ist dort nicht auszumachen.

Selchow erwähnt im Zusammenhang mit seiner Wahl zum Führer der OrgEsch für Westdeutschland zahlreiche Namen von Personen, mit denen er zu tun hatte. Otto Eger taucht jedoch nicht auf, allerdings der Bankier Ludwig Griesbauer.⁵⁹ Griesbauer war seit 1920 Mitglied des „Dienstagskränzchens“, einem Gießener Honoratiorenverein, dem Otto Eger aber erst seit 1924 angehörte.⁶⁰ 1923 wird er zum Ehrensenator

56 Jatho, Jörg-Peter: Der Gießener Goethe-Bund. Eine Bestandsaufnahme zum öffentlichen Literaturbetrieb in Weimarer Republik und NS-Zeit, Gießen 2005 (Erstaufgabe: 2004), S. 229.

57 Boumann, Heiko: Zur Entwicklung des Antisemitismus und der rechtsradikalen Gruppen in der Gießener Region 1890 bis 1933, in: Reimann, Bruno W., Angelika Albach, Heiko Boumann, Ralf Fieberg, Susanne Meinel: Antisemitismus und Nationalsozialismus in der Gießener Region. Katalog auf der Basis der Ausstellung, Materialien zur sozialen und politischen Geschichte, Bd. 2, Gießen 1990 (Privatdruck), S. 27-59, auch hier behalten sich die Autoren bzw. die Arbeitsgruppe „Soziale und politische Geschichte Gießens“, Institut für Soziologie Karl-Glöckner-Str. 21E, 63 Gießen, das recht vor, Nachdruck – auch auszugsweise – zu genehmigen. Deshalb hier nur sinngemäße Wiedergabe.

58 Bogislav von Selchow: Hundert Tage aus meinem Leben, Leipzig 1936.

59 v. Selchow, Hundert Tage ..., S. 351: Ludwig Griesbauer war nach Selchow zum Schatzmeister gewählt worden.

60 Vgl. Töpelmann, Alfred: Der Dienstagskranz zu Gießen. Seine Geschichte von 1825 bis 1940, Gießen 1940, hier: S. 43 f.

der Ludwigs-Universität ernannt.⁶¹ Belege oder Hinweis auf die Art „Freundschaft“ zwischen Eger und Griesbauer, die zur Klärung der Sachverhalte beitragen könnten, bleiben die Autoren Jatho und Simon ebenfalls schuldig. Annahmen, Vermutungen und Interpretationen werden nicht als solche gekennzeichnet, sondern – schlimmer noch – als Tatsachen dargestellt:

Gehen wir noch einmal vom Zitat der Autoren Jatho und Simon aus: „Eger wird schon 1920 als eine ‚Hauptstütze‘ der Organisation Escherich in Hessen genannt, zusammen mit seinem Freund, Bankier Ludwig Griesbauer“.⁶² Überprüft man diese Behauptungen im Einzelnen, so wird Folgendes deutlich: Im Jahr 1920 ist Eger nicht als „Hauptstütze“ der OrgEsch genannt worden, sondern im Jahr 1973, und auch nicht in einer Quelle, wie die falsche Jahresangabe 1920 nahelegen könnte, sondern in der Sekundärliteratur. Und weder 1920 in einer Quelle, noch 1973 in der Sekundärliteratur sind Eger und sein „Freund Griesbauer“ gemeinsam genannt worden: Wie Jatho und Simon darauf kommen, legen sie nicht dar. Die Behauptung ist nicht nachvollziehbar.

Die Behauptung, Eger sei eine „Hauptstütze“ der OrgEsch in Hessen gewesen, findet sich nach meiner Kenntnis zum ersten Mal in Horst Nußers Publikation „Konservative Wehrverbände in Bayern, Preußen und Österreich 1918-1923“⁶³ und fand wahrscheinlich von dort ihren Weg in die neuere Sekundärliteratur, ohne dass Nußers Behauptung bislang hinterfragt worden wäre. Nußer schreibt: „In der Provinz Hessen war die ORGESCH verboten, jedoch erwiesen sich die Behörden als sehr großzügig. Hier waren vor allen Dingen der Jungdeutsche Orden mit seinem Rechtsberater Trauner in Cassel und Professor Eger aus Gießen die Hauptstützen“.⁶⁴ Horst Nußer gibt auch seine Quelle an: „Akten des Bayerischen Kriegsarchivs, Einwohnerwehren/Orgesch, B5/A 3b, Reise vom 23.-27.8.1920 gez. Gademann“. In diesem Dokument, das in einer Unterabteilung des Bayerischen Hauptstaatsarchivs München, dem Bayerischen Kriegsarchiv, aufbewahrt wird, heißt es in Gademanns Brief im Wortlaut: „Durch Vermittlung Beumelburg bin

61 [Chronik] in: Eger, Otto: Vom heutigen und künftigen deutschen bürgerlichen Recht. Akademische Rede zur Jahresfeier der Hessischen Ludwigs-Universität am 1. Juli 1923, Gießen 1923, S. 21.

62 Jatho/Simon, S. 84.

63 Nußer, Horst: Konservative Wehrverbände in Bayern, Preußen und Österreich 1918-1923 mit einer Biographie von Forstrat Georg Escherich 1870-1941, München 1973

64 Horst Nußer: Konservative Wehrverbände ..., S. 184.

ich sofort mit Professor Dr. Eger in Giessen (jurist. Fakultät [?]⁶⁵) und Rechtsanwalt Trauner in Cassel brieflich in Verbindung getreten, damit diese in der dortigen Presse die Rechtslage zwischen der Orgesch und den preussischen Verwaltungs-Behörden erörtern und ihre Ansichten über diese Materie mir mitteilen“.⁶⁶ Im weiteren Verlauf des Dokumentes kommt Otto Eger nicht mehr vor. Als „Hauptstütze“ wird er, wie Nußers Ausführungen Glauben machen, nicht einmal erwähnt. Bei Boumann wiederum wird 1990 aus der „Hauptstütze“ Eger der „Vertrauensmann“⁶⁷ der Orgesch, und in der Fußnote wird als Bestätigung (?) auf die Magisterarbeit von Susanne Meinel verwiesen, aus der man leider nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Autorin zitieren darf. Dort findet sich allerdings die Bezeichnung „Vertrauensmann“⁶⁸ wieder, unter Bezugnahme u.a. auf Bogislav von Selchow. Eine Quelle aber, der die Bezeichnung „Vertrauensmann“ entstammen könnte, wird auch hier nicht genannt.

Es bleibt festzuhalten: Außer einem brieflichen Kontakt zur Orgesch zwecks juristischer Beratung belegen die Quellen keine Beziehung Egers zu dieser Organisation und schon gar keine Mitgliedschaft. Aus einem „Briefkontakt“ wird zunächst abgeleitet, Eger sei eine „Hauptstütze“ gewesen, dann wird aus der „Hauptstütze“ der „Vertrauensmann“ und schließlich bei Reimann das „historisch unbestreitbare Faktum“ seiner Mitgliedschaft. Diese Fakten sind indes nicht vorhanden. Eine Mitgliedschaft Egers in der Organisation Escherich ist nach gegenwärtigem Kenntnisstand nicht nachweisbar. Das Stille-Post-Prinzip hat einmal mehr die seriöse Recherche ersetzt.

Reichsgründungsfeier / Universitätsjubiläum und Albert Leo Schlageter

1923 wurde Otto Eger Rektor der Ludwigs-Universität und äußerte sich aufgrund seiner herausgehobenen Stellung auch bei öffentlichen Anlässen. Solche Anlässe stellten zum Beispiel die Jahrestage der Univer-

65 Im maschinenschriftlichen Original nicht eindeutig zu entziffern.

66 Bayerisches Hauptstaatsarchiv München / Bayerisches Kriegsarchiv, Einwohnerwehren / Organisation Escherich, Bd. 5 / A 3b (Blatt 79).

67 Boumann, Zur Entwicklung, in Reimann ..., S. 42.

68 Meinel, Susanne: Ein konservativer Revolutionär in der Weimarer Republik und im „Dritten Reich“ – Eine politisch-biographische Skizze des Friedrich Wilhelm Heinz 1918 bis 1945. Wissenschaftliche Hausarbeit zur Erlangung des Magistergrades im Fachbereich Geschichtswissenschaft der Justus-Liebig-Universität Gießen, 7. März 1990 (unpublizierte Arbeit), S. 82.

sitätsgründung dar, aber auch die überall im universitären Rahmen begangenen Reichgründungsfeiern. Nach dem Ende des zweiten deutschen Kaiserreiches mag die Veranstaltung dieser alljährlich zum 18. Januar stattfindenden Feierlichkeiten anachronistisch anmuten, gleichwohl waren diese Erinnerungsfeiern an das Kaiserreich Bismarcks geübte Praxis im republikanischen Deutschland nach 1918 und damit gewiss Ausdruck der tiefen inneren Distanz des akademischen Bürgertums zum neuen republikanischen Staat.

Das Jahr des Rektorats von Otto Eger war eines der härtesten der Nachkriegszeit, sowohl in wirtschaftlicher Hinsicht als auch im Hinblick auf die politischen Folgen des Krieges und insbesondere das äußerst angespannte Verhältnis zu Frankreich:

Als Deutschland Ende 1922 mit den Reparationslieferungen in Rückstand geriet, begannen Frankreich und Belgien am 11. Januar 1923 mit der Besetzung des Ruhrgebietes, über das sofort der Ausnahmezustand verhängt wurde. Die Reichsregierung rief zum passiven Widerstand auf und wies die Beamtenschaft an, den Abtransport von Waren zu verhindern und sich der Besatzungsmacht zu verweigern. Auf den eskalierenden und von beiden Seiten auch blutig ausgetragenen Konflikt antwortete Frankreich zunehmend mit Härte. Der Widerstand im Reich gegen die Besatzer war, wenn auch von der Regierung bewusst gesteuert,⁶⁹ parteiübergreifend und erfasste nahezu das gesamte Volk. Hinzu kam, dass die Verbraucherpreise, die im Vergleich zum Jahr 1913/14 im Jahr 1922 schon um 15.036 Prozent gestiegen waren, im Jahr des von der Regierung in seiner Kostenintensität wohl unterschätzten Ruhrkampfes noch einmal um 15.897.000.000 Prozent anwuchsen,⁷⁰ bis am 15. November 1923 schließlich die Rentenmark eingeführt wurde. Neben dem Ruhrgebiet war infolge des verlorenen Krieges auch Westdeutschland bis zum Rhein besetzt. Dies bedeutete, dass Rheinhessen, das damals zu Hessen-Darmstadt gehörte, und für das Gießen die

69 Vgl. hierzu Mommsen, Hans: Aufbruch zur Nation: Irrwege des deutschen Nationalismus in der Zwischenkriegsepoche, in: Mommsen, Hans: Von Weimar nach Auschwitz. Zur Geschichte Deutschlands in der Weltkriegsepoche. Ausgewählte Aufsätze, Stuttgart 1999, S. 44-57, hier insbes. S. 45 (zuerst veröffentlicht in: Deutsch-Norwegisches Studienprogramm für Geschichtswissenschaften. Bericht über das 6. deutsch-norwegische Historikertreffen in Leipzig, Mai 1993: Nationale und andere Solidarstrukturen, Oslo 1994, S. 130-145).

70 Vgl. Kluge, Ulrich: Die Weimarer Republik, Paderborn 2006, S. 82.

Landesuniversität war, zum besetzten Gebiet zählte, das erst 1930 wieder geräumt werden sollte.

Vor diesem politischen und wirtschaftlichen Hintergrund, der hier nur kurz angerissen werden kann, müssen auch die Reden Otto Egers im Jahr 1923 und sein Eintreten für Albert Leo Schlageter gesehen werden, der von den Franzosen während des Ruhrkampfes verurteilt und am 26. Mai 1923 in Düsseldorf erschossen wurde, weil er einen Stoßtrupp für Sabotageakte gegen die Besatzungstruppen geleitet hatte. Schlageter hatte zum Jahresbeginn am ersten Parteitag der Nationalsozialisten in München teilgenommen und wurde nach seiner Hinrichtung zum Märtyrer der nationalsozialistischen Bewegung hochstilisiert. Otto Eger ließ, als Rektor der Universität, den Toten mit einem Anschlag am Schwarzen Brett ehren, über dessen Inhalt der Gießener Anzeiger am 11. Juni 1923 Auskunft gab. Darin heißt es unter anderem: „Die Universität ehrt das Andenken Schlageters, der als Deutscher Held für sein Vaterland gestorben ist. Zwar ist er nicht in offenem ehrlichem Kampfe gefallen, sondern er ist hingeschlachtet worden, von einem Feinde, der wider göttliches und menschliches Recht im Frieden in deutsches Gebiet eingebrochen ist und hier raubt, schändet und mordet.“⁷¹ Die Tatsache, dass Schlageter im Laufe der Jahre zu einer Ikone der nationalsozialistischen Bewegung wurde, kann allerdings nicht dazu benutzt werden, Eger in die Nähe des Nationalsozialismus der dreißiger Jahre zu rücken, wie dies gelegentlich in der Literatur geschieht, so zuletzt bei Jatho und Simon: „Er [Eger] feiert anlässlich der Durchfahrt der Leiche Leo Schlageters durch den Bahnhof in Gießen diesen als nationalen Helden, damit ein Ritual des Dritten Reiches vorwegnehmend.“⁷² Bereits 1995 hatte Jörg-Peter Jatho in seiner Publikation über „Das Gießener ‚Freitagskränzchen‘“ geschrieben: „1923 engagierte er [Eger] sich als Rektor bei der großen Schlageterkundgebung zusammen mit der SA, als der Leichnam Schlageters durch den Bahnhof in Gießen fuhr, und als Mit-Organisator der studentischen Kompanien (Stukopa) [sic], die in Thal/Mechterstädt in Thüringen hinterhältige Arbeitermorde verübten.“⁷³ Die Formulierung „zusammen mit der SA“ verschleiern die Situation: Sie legt nahe, Eger

71 Gießener Anzeiger, 11.06.1923.

72 Jatho/Simon: Gießener Historiker ..., S 85.

73 Jatho, Jörg-Peter: Das Gießener „Freitagskränzchen“. Dokumente zum Mißlingen einer Geschichtslegende – zugleich ein Beispiel für Entsorgung des Nationalsozialismus, Fulda 1995, S. 188.

habe mit der SA zusammengearbeitet, obwohl - da keine Belege angeführt werden - doch nur gemeint sein kann, dass neben Eger und vielen anderen auch die SA auf dem Gießener Bahnhof zugegen war.⁷⁴

Egers Einstellung zum Nationalsozialismus zehn Jahre darauf, also 1933, lässt sich gewiss nicht aus dieser Begebenheit des Jahres 1923 ableiten. Überdies war die Empörung über das Vorgehen Frankreichs im gesamten Land groß, und die nationalen Wellen schlugen überall hoch, auch wenn vielleicht nicht jeder mit Leo Schlageters Handeln einverstanden gewesen sein mag. Dass man auch innerhalb der Linken nicht mit dem Vorgehen der Franzosen konform ging, geht aus einem Zeitungs zitat hervor, dass Bruno W. Reimann wiedergibt: „Obgleich auch die sozialdemokratische Oberhessische Volkszeitung der Auffassung war, daß die Franzosen kein Recht hätten, über Deutsche im Ruhrgebiet Gericht zu halten, verurteilte sie Schlageters Sabotageakte und hielt es für ganz unangebracht, diesen Mann als Helden und Märtyrer zu feiern.“⁷⁵

Am 18. Januar 1923, also elf Tage nach dem Beginn der Besetzung des Ruhrgebietes, hielt Otto Eger als Rektor der Ludwigs-Universität (vor der Festrede des Theologen Emil Walter Mayer) die Ansprache und bestritt auch das Schlusswort zur Feier der Reichsgründung. Angesichts der angespannten politischen Lage und der erheblichen wirtschaftlichen Probleme erstaunt es nicht, dass er gleich zu Beginn von einer „ernsten Feierstunde“ spricht, die wappnen möge „gegen all das unendlich Schwere, das auf uns lastet und uns schier zu erdrücken droht“.⁷⁶ Eger spricht weiter von der „Volks- und Schicksalsgemeinschaft“, deren Glieder die „heilige Pflicht“ zur Mitarbeit hätten, um sich trotz aller Feinde behaupten zu können.

So wird auch an diesem Text deutlich, wie sehr auf konservativer Seite über alle sozialen Grenzen hinweg das Volk als Basis des Handelns begriffen wurde, das in dieser Stunde auch „Schicksalsgemeinschaft“ sei. Die politisch schwierige Lage und vor allen Dingen das repressive Vorgehen Frankreichs führten so letztendlich im rechten Spektrum zu

74 Überdies liefert Jatho keine Anhaltspunkte für die Behauptung, Eger sein „Mit-Organisator“ des StuKoMa gewesen, vgl. die Ausführungen in diesem Aufsatz unter dem Punkt „Mechterstädt“.

75 Reimann, *Avantgarden (Analyse) ...*, S. 60.

76 Ansprache des Rektors Professor Dr. jur. Eger, in: *Die Feier der Reichsgründung veranstaltet am 18. Januar 1923 von der Universität Gießen, Gießen 1923*, S. 3.

einem beständigen Anwachsen völkischen Gedankenguts. Hierzu gehörte auch ein sich weiter entfaltender „Antiindividualismus“, der im Sinne des Überlebens der „Volksgemeinschaft“ persönliche Interessen und Vorteile als absolut zweitrangig betrachtete. Er wurde dem, wie man auf rechtskonservativer Seite meinte, von Partikularinteressen und persönlicher Vorteilnahme geprägten demokratischen System als notwendige Alternative gegenübergestellt.

In diesem Zusammenhang mag man auch Egers einleitende Sätze zu seinem Schlusswort zur Reichgründungsfeier verstehen: „Des Vaterlands Not, das höchste Gebot. Diesen Gedanken, der herausführt aus dem Hader der Parteien und hoch hinaushebt über die Sorgen um das kleine Ich – ihn wollen wir mit Inbrunst in uns aufnehmen und heute aufs neue ins Herz pflanzen.“⁷⁷

Auch in seiner Rede zum Universitätsjubiläum am 1. Juli 1923 kam Eger auf dieses alles beherrschende Thema zu sprechen und betonte: „Aber nicht nur der individuelle Egoismus der vielen Einzelnen ist es, der unser Rechtsleben untergräbt – nicht minder große Gefahr droht der Herrschaft des Rechts von den sich innerhalb des Staats bekämpfenden Verbänden. In ihrem Streben, ihren Angehörigen Vorteile zu sichern, schwindet der Gedanke an das Wohl des Ganzen und nur zu häufig werden im Kampfe die Schranken des Rechts nicht beachtet. Macht geht vor Recht!“⁷⁸ Auch hier wird einmal mehr deutlich, wie sehr er den „Parteihader“ und das Tauziehen um die Macht in der Politik – oder das Austarieren der Machtverhältnisse, um es positiver zu formulieren, - nicht als notwendigen Teil eines im Grunde nicht infrage zu stellenden demokratischen Systems verstand. Er war ihm Ausdruck des Egoismus Weniger, die sich mit Hilfe der Politik Macht und Einfluss zu sichern suchten. Opfer dieses Egoismus seien diejenigen, so kann man Eger verstehen, die im Krieg „eigne Interessen für das Wohl des Ganzen“ geopfert hätten, „während sie nun erleben müssen, wie andere, die so ‚klug‘ waren, schon damals nur auf ihren eigenen Vorteil zu sehen, ihrer spotten, als die Dummen, die nicht an sich selbst dachten und dem Gesetz gehorchten“.⁷⁹ Auch hier scheint wieder die bekannte Einschätzung auf, die die Demokratie und das Weimarer Parteiensystem einem der „Volksgemeinschaft“ abträglichen Egoismus zu-

77 Die Feier der Reichsgründung, Schlusswort ..., S. 14.

78 Eger, Vom heutigen und künftigen deutschen bürgerlichen Recht ..., S. 17.

79 Eger, Vom heutigen und künftigen deutschen bürgerlichen Recht ..., S. 16.

ordnet, während auf der anderen Seite die vielen Verlierer aus der Generation der Frontsoldaten stehen; eine Einschätzung, die in den zwanziger Jahren keine Einzelmeinung darstellte: „Bis weit in die bürgerliche Mitte hinein“, schreibt Hans Mommsen, „verknüpfte sich die Vision, die Fesseln von Versailles endgültig abzustreifen, mit der Zielsetzung, das der deutschen Verfassungstradition nicht gemäße, im Grunde vom Westen aufgezwungene parlamentarische System zugunsten von berufsständisch-autoritär geprägten Formen abzustreifen.“⁸⁰ Und Rainer Hering konstatiert: „Betrachtet man die politische Kultur der Republik, also die Akzeptanz der politischen Ordnung bei den Regierenden wie den Regierten, so ist festzuhalten, dass es zumindest nach 1920 keine Mehrheit zugunsten der Verteidigung der Demokratie gab.“⁸¹ Er verweist damit auf ein zentrales Problem, das ebenso bei Eger aufscheint, nämlich auf die mangelnde Akzeptanz der Demokratie mit ihren Spielregeln auch bei den Regierenden, also den Politikern. Dies ist unter anderen Egers Thema, wenn er schreibt, dass „Macht vor Recht“ ginge: An anderer Stelle dieses Textes beklagt er, dass „die Achtung vor der bestehenden Rechtsordnung fast ganz geschwunden zu sein scheint“.⁸² Dies mag man im Übrigen als Hinweis darauf verstehen, dass Eger, trotz aller Vorbehalte, die er gegen den neuen demokratischen Staat gehabt haben mag, zu dessen Tolerierung bereit war. Auch seine Zugehörigkeit zur Partei Stresemanns, der DVP,⁸³ legt dies nahe.

Wenn Eger gleich zu Beginn seiner Rede zum Universitätsjubiläum „in Ehrerbietung und Dankbarkeit unseres letzten Rectors magnificentissimus, des Großherzogs Ernst Ludwig“ gedenkt,⁸⁴ dann mag man auch daran erkennen, wie sehr er sich zugleich aber noch den alten Strukturen und einer verloren gegangenen Zeit verbunden fühlte. In dieser Hinsicht unterschied er sich gewiss nicht von der Generation der Frontkämpfer, die bis etwa Mitte der zwanziger Jahre die Universitäten dominierten. Nach dem Eklat von Mechterstädt ging der preußische Kultusminister Konrad Haenisch nach anfänglich harten Worten auf die

80 Mommsen, *Aufstieg und Untergang ...*, S. 171.

81 Hering, Rainer: *Konstruierte Nation. Der alldeutsche Verband 1890-1939*, Hamburg 2003, S. 70.

82 Eger, *Vom heutigen und künftigen deutschen bürgerlichen Recht ...*, S. 16.

83 Dies geht aus dem Entnazifizierungsfragebogen hervor, den Otto Eger am 26. Juli 1945 ausfüllte, Universitätsarchiv Gießen (Entnazifizierungsfragebögen).

84 Eger, *Vom heutigen und künftigen deutschen bürgerlichen Recht ...*, S. 4.

deutsche Studentenschaft zu und zeigte Verständnis für die von ihnen vertretenen Werte: „Kein Mensch mutet Ihnen zu, das große innere Erlebnis, zu dem für so viele von Ihnen der Krieg geworden ist, zu verleugnen, in der Auguststimmung heute nur Phrase und Betrug, in dem Krieg nur Wahnsinn und Mord zu sehen, wie es der Durchschnittspazifist tut. ... Ich habe Achtung auch vor dem Gefühl altgermanischer Mannentreue, durch das viele von Ihnen sich immer noch dem Hohenzollernhause und anderen deutschen Fürstengeschlechtern verbunden fühlen. Ich begreife endlich durchaus, wenn es Ihnen [sic!] schwer wird, sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß es künftig offizielle Kaiserfeste, Sedanfeiern und ähnliche Dinge, die Ihnen bisher von hohem symbolischem Wert waren, nicht mehr geben wird.“⁸⁵ Haenisch, der damals um sein politisches Überleben rang, versuchte mit diesen Worten genau den Tenor zu treffen, mit dem er am meisten bei der Studentenschaft punkten konnte, und das waren vor allen Dingen: Monarchie, Deutschtum und Frontkämpfermythos, so wie sie auch bei Otto Eger anklingen. Die Überhöhung des Fronterlebnisses schlug noch einmal mehr in Egers Schlusswort zur Reichsgründungsfeier von 1923 durch, als er mit heute fremd anmutendem Pathos mit Bezug auf die Winterschlacht in der Champagne 1915 über Soldaten aus Westfalen schrieb: „Mit ihrer Leiber lebendigem Wall haben sie deutsche Erde vor feindlichem Einbruch geschützt“.⁸⁶ Natürlich bezog Eger auch das französisch besetzte Rheinhessen in seine Rede ein und sprach von den „deutschen Brüdern und Schwestern“, die „gemartert werden mit der schlimmsten geistigen Folter, von Farbigen niederer Kultur als Bütteln bewacht, und so ein Los erdulden, das eines freien Menschen unwürdig ist“.⁸⁷ Für Jörg-Peter Jatho und Gerd Simon ist das „im Stil der damaligen rechtsradikalen Propaganda“⁸⁸ formuliert. Der Begriff „rechtsradikal“ ist in diesem Zusammenhang unangebracht, weil er heutige politische Einordnungen und Denkmuster auf eine Zeit projiziert, in der diese gar nicht bestanden: Egers Formulierungen sind ohne Zweifel nationalkonservativ und von einem elitären Rassedanken geprägt, das aber nicht untypisch für die akademisch geprägte Gesellschaftsschicht war. Man denke nur an die bekannten Sätze, die Claus

85 Haenisch, Konrad: Staat und Hochschule, Berlin 1920, hier zitiert nach: Bleuel/Klinnert: Deutsche Studenten ..., S. 77.

86 Schlußwort des Rektors Prof. Dr. jur. Eger, in: Die Feier der Reichsgründung ..., S. 14.

87 Schlußwort des Rektors Prof. Dr. jur. Eger, in: Die Feier der Reichsgründung ..., S. 15.

88 Jatho/Simon: Gießener Historiker ..., S. 85.

Schenk Graf von Stauffenberg 1939 seiner Frau Nina aus Polen nach Hause schrieb: „Die Bevölkerung ist ein unglaublicher Pöbel, sehr viele Juden und sehr viel Mischvolk. Ein Volk, welches sich nur unter der Knute wohlfühlt. Die Tausenden von Gefangenen werden unserer Landwirtschaft recht gut tun.“⁸⁹

Exkurs: Die Krise des Geistes und der neue Mystizismus im Europa der 20er Jahre

Viele mögen sich heute schwer tun, solche Äußerungen mit der Geisteshaltung und inneren Einstellung des Hitler-Attentäters Stauffenberg in Einklang zu bringen. Aber die Dinge sind differenzierter zu betrachten, als sie in der hier zur Diskussion stehenden Literatur gelegentlich dargestellt werden. Von einer allgemeinen Akzeptanz einer demokratischen Verfassung kann zu Beginn der zwanziger Jahre gar nicht ausgegangen werden, vielmehr galt die westliche an die französische Revolution anknüpfende Demokratie vielen als „Fremdkörper“, der den Deutschen von außen durch die Kriegsniederlage aufgezungen worden war“, schreibt Rainer Hering.⁹⁰ Das Gefühl in einer Zeit des Umbruchs, einer Krise, zu leben, in der eine Orientierung nach ganz neuen Kriterien notwendig ist, bestimmte vielleicht in besonderem Maße Deutschland, es war aber insgesamt auch prägend für Europa. Nicht umsonst war Oswald Spenglers „Untergang des Abendlandes“ ein so unglaublicher Erfolg beschieden – nicht nur in Deutschland. 1919 publizierte Paul Valéry in Frankreich seine Schrift „Krise des Geistes“, und Ortega y Gasset schrieb „Der Aufstand der Massen“ (1930 erschienen, aber ab 1926 entstanden): alles Bücher, in denen der Suche nach neuer Orientierung Ausdruck verliehen wird.

Ein Weg führte zu einer Entfernung vom Rationalismus der Moderne hin zu einem metaphysisch-mystischen Weltentwurf: 1924 erschien in Deutschland ein Buch mit dem Titel „Das neue Mittelalter“. Der Autor ist der russische Philosoph Nicolai Berdiajew, der damit international bekannt wurde und in Italien – seit 1922 bereits faschistisch – die sogenannten „Nuovi Cattolici“ beeinflusste. In seinem Buch lesen wir: „Aber was ist denn eine humanistische Demokratie anders als eine Verkündigung des Rechts auf Irrtum und Lüge, als Relativismus und

89 Hier zitiert nach Lohre, Matthias: Das Attentat als moralische Dimension gegen die Machthaber. Kontroverse um Ziele und Charaktere der Verschwörer des 20. Juli, in: Das Parlament, Nr. 26 vom 21.06.2004.

90 Hering, Konstruierte Nation ..., S. 80.

Sophistik auf dem Boden der Politik, als Überantwortung des Schicksals der Wahrheit dem Beschluß durch Stimmenmehrheit. [...] Was ist das Parlament anderes denn die Erhebung des Zwistes zum Gesetz [...]?“⁹¹ Und auch der italienische Kommunist und Literat Antonio Gramsci schreibt 1918: „La dittatura è l’istituto fondamentale che garantisce la libertà, che impedisce i colpi di mano delle minoranze faziose. È garanzia di libertà perchè non è un metodo da perpetuare, ma permette di creare e solidificare gli organismi permanenti in cui la dittatura si dissolverà, dopo aver compiuto la sua missione.“⁹²

In Deutschland mündete dieser mystische oder irrational-metaphysische Entwurf von Politik, Gesellschaft und Geschichte in die völkische Bewegung. Kritisiert wurden unter anderem der Liberalismus, der „Parteienstaat“ und der Parlamentarismus. Eine der Außenpositionen besetzte hier ohne Zweifel Carl Schmidt mit seiner Idee vom „totalen Staat“. Er sah „den stärkeren Mythos im Nationalen liegen, die Nation sei die ‚Willenserklärung eines Volkes, sein besonderes Sein in der Sphäre des Politischen zu behaupten‘. Zur Durchsetzung ihrer Ideen wurde von den meisten Autoren quasi messianisch ein ‚Führer‘ erwartet“, konstatiert Rainer Hering.⁹³

Auch der Alldeutsche Verband, mit dem Eger in der Literatur in Verbindung gebracht wird,⁹⁴ ist unzweifelhaft in dieses Spektrum einzu-

91 Berdiajew, Nicolai: Das neue Mittelalter. Betrachtungen über das Schicksal Russlands und Europas, Tübingen 1950 (1924), hier: S. 33. Berdiajew, eigentlich Kommunist, wurde 1922 aus der UdSSR ausgewiesen und wendete sich dann dem italienischen Faschismus zu.

92 „Die Diktatur ist die grundlegende Einrichtung, die die Freiheit garantiert, die dem Handstreich von aufrührerischen Minderheiten Einhalt gebietet. Sie ist Garant der Freiheit, weil sie nichts perpetuiert, sondern es zulässt, dass dauerhafte Organismen geschaffen und gefestigt werden, in denen schließlich die Diktatur, nach Vollendung ihrer Mission, aufgehen wird.“, Gramsci, Antonio: Utopia, in: Avanti! Giornale del partito socialista, 25.07.1918, Jg. XXII, Nr. 204 (gez. mit: A.G.) (Der Artikel bezieht sich auf die Situation in Russland!). Vgl. zu diesen kulturhistorischen Aspekten und insbesondere zum Einfluss von Berdiajew und der neuen Mystik auf bildende Kunst und Architektur auch: Gruhne, Peter: Carlo Belli und die Utopie von der absoluten Kunst. Italiens Beitrag zum ‚Internationalen Stil‘ zwischen den beiden Weltkriegen, Frankfurt am Main 1995, S. 83 ff.

93 Hering, Konstruierte Nation ..., S. 81, vgl. übrigens auch Nicolai Berdiajew: „Die materiellen und geistigen Bedürfnisse der Macht müssen befriedigt werden, nicht aber ihr Verlangen nach Macht. Die Macht hat nie der Mehrheit gehört, das ist unmöglich, das widerspricht der Natur der Macht [...] Das Volk kann sich selber nicht regieren, es braucht Führer.“, Berdiajew, Mittelalter, S. 56.

94 Vgl. hierzu z.B.: Jatho, „Freitagskränzchen“..., S. 188, oder: Jatho, Goethe-Bund ..., S. 229.

ordnen. Doch auch hier muss vor einer allzu pauschalen Betrachtung gewarnt werden: Der Soziologe Stefan Breuer hat über „Die Völkischen in Deutschland“ ein kenntnisreiches Buch geschrieben und sagt über den Alldeutschen Verband: „Befunde dieser Art [Kolonialismus, Expansion und Antisemitismus] werden in der Forschung freilich meist etwas zu schnell zum Anlaß genommen, den ADV en bloc zu einem Repräsentanten der völkischen Ideologie oder gar zu einem Teil der völkischen Bewegung zu erklären und diese wiederum als Erscheinungsform eines neuen ‚radikalen Nationalismus‘ zu interpretieren. Gewiß gibt es ein nicht unerhebliches Maß an Übereinstimmungen: im ethnischen Nationsverständnis, im Wunsch nach einer geschlossenen, die Kräfte der ‚Zivilisation‘ überformenden und sie integrierenden Nationalkultur, in der Wendung zu einem ‚imperialistischen Nationalismus‘, dessen wirtschafts- und bevölkerungspolitische Aspekte so eng verknüpft sind, daß Dichotomien à la ‚Weltpolitik‘ versus ‚Lebensraum‘ fehl am Platze sind. Aber erstens ist dies alles nicht neu, sondern steht in Kontinuität mit der sehr viel älteren Tradition des liberalen Nationalismus, und zweitens weist der ADV eine Reihe von Zügen auf, die für den aus dieser Tradition entspringenden ‚alten‘ Nationalismus und nicht für den völkischen typisch sind.“⁹⁵ Breuer hält mit seiner Einschätzung auch ein Plädoyer für das akkurate Hinsehen.

In diesem Spektrum ist in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre Otto Eger unzweifelhaft anzusiedeln, doch nicht der DNVP gehörte er an, wie man vielleicht vermuten könnte,⁹⁶ sondern der DVP, die zwar mit dem Versailler Vertrag und der Weimarer Verfassung nicht einverstanden war, aber zur Mitarbeit bei der demokratischen Gestaltung des Landes bereit war.

Eine genauere Positionierung muss – Breuers Plädoyer bedenkend – allerdings einer eingehenderen Analyse vorbehalten bleiben. Der kleine Exkurs im Rahmen dieser Studie soll allein belegen, wie vielfältig das Spektrum ist, wie sehr antidemokratische Tendenzen in ganz Europa, im rechten wie im linken Lager verbreitet waren, wie sehr es gilt, genau zu differenzieren, und wie groß für alle „Mitspieler“ immerhin der

95 Breuer, Stefan: Die Völkischen in Deutschland. Kaiserreich und Weimarer Republik, Darmstadt 2008, S. 63.

96 Vgl. Sygusch, Frank, in: Universität und Nationalsozialismus. Ein Gespräch mit dem Präsidenten des StudentInnenparlaments Frank Sygusch über die öffentlichen Präsentationsformen von Geschichte und das soziale Gedächtnis an der Universität Gießen, in: Asta-Info Nr. 3, 07.02.1990.

Freiraum war, letztendlich beim Hitlerfaschismus mitzutun, oder sich auch gegen ihn zu entscheiden.

Betrachten wir im folgenden Otto Egers Weg in die dreißiger Jahre und seine Auseinandersetzung mit dem beginnenden Nationalsozialismus.

2. Nationalsozialismus

Otto Eger als Doktorvater

Im März 1926 beurteilte Otto Eger die juristische Dissertation, die der Student Esra Hildesheimer zum Thema „Das jüdische Gesellschaftsrecht“ angefertigt hatte. Seinem Gutachten stellte er die Bemerkung voran, dass er „infolge der mangelnden Kenntnis der hebräischen Sprache und angesichts der hier nur unvollständig vorhandenen Literatur“ nicht alles im Detail nachprüfen konnte. In Verbindung mit dem vom Kollegen Rudolf Strothmann (Semitische Philologie) eingeholten Gutachten glaubte Eger aber dennoch zu einem Urteil gelangen zu können.⁹⁷ Eger schreibt: „Die Arbeit zeugt nicht nur von dem großen Fleiß des Verf., sondern auch von einer guten juristischen Begabung.“ Und auf der zweiten Seite seines Gutachtens urteilt Eger: „Dieser Hauptteil der Arbeit ist m. E. als ein wesentlicher Fortschritt gegenüber den seitherigen Bearbeitungen dieser Materie anzusprechen“. Und an späterer Stelle: „Besonders ist zu betonen, daß Verf. sich augenscheinlich bei seinen Studien durchaus nicht einseitig auf das jüdische Recht beschränkt hat. Vielmehr zeigt sich an vielen Stellen der Arbeit, daß der Verf. mit dem römischen Recht und seiner Geschichte, ebenso aber auch mit dem modernen Recht wohlvertraut ist.“ Und abschließend kommt Eger zu folgender Einschätzung: „Die Arbeit steht, was wissenschaftlichen Ernst, Umfang der Kenntnisse und Fähigkeit zu klarem Denken anlangt, erheblich über dem Durchschnitt der Dissertationen. Ich beantrage deshalb – unter Vorbehalt der von Herrn Kollegen Strothmann angegebenen Änderungen – deren Annahme.“

Aus der Beurteilung spricht nichts, was Rückschlüsse auf eine antisemitische Grundhaltung Egers zuließe. Man muss sogar konstatieren, dass sich Eger dezidiert mit dem Thema auseinandersetzte und dem Kandidaten eine außergewöhnliche Arbeit bescheinigte. Hinzu kommt,

97 Die Zitate von Egers „Bericht über die Dissertation des cand. iur. Esra Hildesheimer“ vom 25. März 1926 im Universitätsarchiv Gießen, Jur Prom 637.

dass sich Esra Hildesheimer sein Thema selbst gewählt hatte, und sich sicher für einen Doktorvater entschieden hat, bei dem er sich - zumal mit seinem Thema - gut aufgehoben wusste.

Bereits zwei Monate vor diesem Gutachten erreichte Otto Eger ein Brief seines Doktorsohnes⁹⁸ aus dessen Wohnort Berlin. In diesem Schreiben vom 31. Januar 1926 bat Esra Hildesheimer darum, alle Prüfungen vor dem 14. April anzusetzen, weil an diesem Tag Semesterbeginn am Rabbiner-Seminar in Berlin sei, das er, wie Eger ja wisse, besuche. Eger notierte handschriftlich auf dem Brief: „Nach Rücksprache mit den Mitgliedern der Fakultät geantwortet, daß voraussichtlich, falls die Kollegen anwesend seien, die mündliche Prüfung in den Ferien, vor dem 14. IV. stattfinden könne.“

Doch aus dem vorgezogenen Prüfungstermin wurde nichts, weil Esra Hildesheimer erkrankte und sein Vater aus diesem Grund beim Dekan der juristischen Fakultät, Rosenberg, mit der Bitte um Information an Eger, bat, den Prüfungstermin um acht Tage verschieben zu wollen. Doch einen Tag vor dem neu festgesetzten Termin, dem 8. April 1926, musste der Vater erneut zur Feder greifen und wegen der noch immer nicht abgeklungenen Grippe seines Sohnes nochmals um Verschiebung bitten. Auch dem wurde stattgegeben: Die Prüfung fand schließlich am 1. Juni 1926 statt. Erteilt wurde die Promotionsurkunde allerdings erst am 4. Juli 1930, weil Esra Hildesheimer den Druck der Arbeit vorher nicht ermöglichen konnte und die Fakultät die Führung des Dokortitels, wie dies heute noch üblich ist, von der Veröffentlichung der Arbeit abhängig machte. Trotz der Problematik der mehrfachen Verschiebung der mündlichen Prüfung zeigte sich Eger immer wieder konzilient und absolut korrekt.

Und auch im zweiten Fall eines jüdischen Doktoranden verhielt sich Eger kaum anders: Szmuel Chonowicz, ein aus Polen stammender Jude, reichte 1930 bei Otto Eger die Dissertation „Das Arbeitsrecht im Talmud“ ein, und Eger notierte am 8. Juli am Rand der Arbeit: „Die Ausführungen lassen unzweifelhaft erkennen, daß Verf. auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechts gründliche Kenntnisse besitzt und diese auch verständig anzuwenden weiß“.⁹⁹ In seinem „Bericht über die Dis-

98 Diese Informationen und die folgenden Zitate aus einem Brief von Esra Hildesheimer auf Briefpapier seines Vaters Dr. Meier Hildesheimer vom 31.01.1926, Universitätsarchiv Gießen, Jur Prom 637.

99 Diese und die folgenden Zitate aus: Universitätsarchiv Gießen, Jur Prom 704.

sertation“ sprach Eger im Vergleich zu zwei älteren Publikationen zum nämlichen Thema von einem „sehr wesentlichen Fortschritt“ und lobte die „selbständigen Ergebnisse“ der Arbeit. Hinsichtlich der deutschen Rechtschreibung und der Interpunktion bedürfe das vorgelegte Exemplar, so Eger, noch einer „sehr gründlichen Prüfung“. Und sein abschließendes Urteil lautete: „Im ganzen kann die Arbeit als eine sehr sorgfältige und gründliche Bearbeitung des Themas bezeichnet werden, welche den Anforderungen, die an eine Dissertation zu stellen sind, vollständig genügt.“

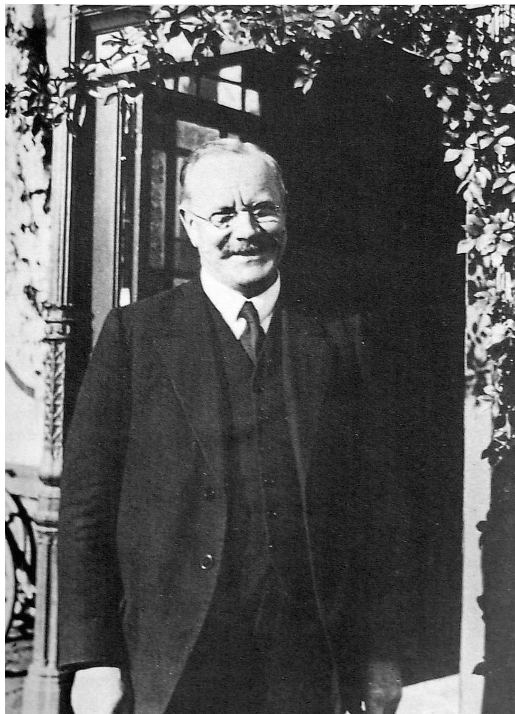


Abb. 2: Otto Eger vor seinem Haus in Gießen, Wilhelmstraße 24, ca. 1930

Rassistische oder antijüdische Vorbehalte sind auch in diesem Gutachten Egers nicht feststellbar. Er urteilte rein auf der fachlichen Ebene und wies allenfalls auf eine sprachliche Unsicherheit des aus Polen stammenden Kandidaten hin. Tatsächlich promoviert wurde Szmuel Chononowicz aber erst drei Jahre später am 3. August 1933, und damit nach der „Machtübernahme“ durch die Nationalsozialisten.

Dem entgegen steht die Auffassung, mit der der damalige StuPa-Vorsitzende Frank Sygusch 1990 vom Universitätspräsidenten Bauer die

Umbenennung des Otto-Eger-Heims forderte, weil Eger „durch die Betreuung von wissenschaftlichen Arbeiten, in Stellungnahmen und Gutachten, in den 30er und 40er Jahren nationalsozialistische, völkische, rassistische und antisemitische Denkfiguren gefördert“ habe.¹⁰⁰ In einem im „Asta-Info“ abgedruckten Gespräch erläutert Frank Sygusch dies näher und bezieht sich konkret auf den Fall einer Dissertation aus dem Jahr 1941 mit dem Titel „Eigentumsschutz im Dritten Reich“, in der es darum gehe, die Arisierungsvorhaben der Nationalsozialisten zu legitimieren. Tatsächlich handelt es sich bei der Arbeit um eine Dissertation ganz im Sinne der nationalsozialistischen Rechtsauslegung. Doch Sygusch verschweigt entscheidende Details: So gibt gleich das Vorwort des Doktoranden darüber Aufschluss, dass der Doktorvater und Erstgutachter ursprünglich Hans Gmelin war, der den Nationalsozialisten bekanntermaßen nahe stand: „Vorliegende Arbeit wurde von Herrn Professor Dr. Gmelin angeregt und betreut. Leider verstarb er kurz vor Vollendung der Arbeit plötzlich und unerwartet“.¹⁰¹ Eger übernahm den Doktoranden also nur. Er hat weder das Thema vergeben, noch die Arbeit – abgesehen von der Schlussphase – betreut. Eger habe überdies, so schreibt Sygusch weiter, den Doktoranden „mit Auszeichnung“ promoviert.¹⁰² Auch dies ist so nicht korrekt, denn das Endergebnis nach der mündlichen Prüfung durch drei Dozenten lautete „gut“, und Otto Eger konstatierte als Fazit seines Gutachtens lapidar und ohne Verwendung lobender Adjektive: „Die Arbeit erfüllt die an eine Dissertation zu stellenden Anforderungen“.¹⁰³

Eger hat während seiner Gießener Jahre an die 250 Dissertationen als Doktorvater betreut, davon 72 allein zwischen 1933 und 1945. Eine genauere Untersuchung dieser Arbeiten steht noch aus und kann derzeit noch in vielen Fällen aus datenschutzrechtlichen Gründen nicht unter Einbeziehung der Promotionsakten im Universitätsarchiv erfolgen. Die von Sygusch angeführte Arbeit mag vielleicht ein eklatantes Beispiel sein, sie dient aber aus den vorgenannten Gründen nicht dazu, Eger vorzuwerfen, er habe „in Stellungnahmen und Gutachten, in den 30er

100 Zitiert nach dem Artikel Studenten auf den Spuren Otto Egers. Weiteres Kapitel zur ‚Aufarbeitung‘ der JLU-Geschichte? – Thema in StuPa und Konvent, in: Gießener Allgemeine vom 20. Januar 1990.

101 Die Promotionsakten im Universitätsarchiv Gießen, Jur Prom 915 (die maschinenschriftliche Dissertation in der Universitätsbibliothek).

102 Sygusch, Universität und Nationalsozialismus ...

103 Universitätsarchiv Gießen, Jur Prom 915.

und 40er Jahren nationalsozialistische, völkische, rassistische und antisemitische Denkfiguren gefördert“. Den Beweis hierfür hat Frank Sygusch nicht erbracht, wichtige Informationen hat er vorenthalten.

Die beiden einzigen Dissertationen mit Inhalten aus dem jüdischen Recht, die von Otto Eger betreut wurden, lassen überdies keine Unregelmäßigkeiten erkennen, obwohl sie bereits im Umfeld des aufkeimenden beziehungsweise sich verfestigenden Nationalsozialismus entstanden und in einem Fall die Promotion sogar erst nach der „Machtergreifung“ erfolgte.

Mit gutem Beispiel voran, und persönliche Nachteile in Kauf nehmend, ging damals, wie inzwischen allseits bekannt ist, Egers Fakultätskollege Wolfgang Mittermaier, der noch 1933 die Promotion des Juden Alfred Gutsmuth durchsetzte.¹⁰⁴ Zur Prüfungskommission zählten Hans Gmelin und Otto Eger. „Eger war, wenn ich mich recht erinnere, noch kein Parteimitglied – judenfreundlich war er aber gewiss auch nicht“, erinnert sich Abraham Bar Menachem,¹⁰⁵ der damals noch Alfred Gutsmuth hieß.

Mittermaiers Doktoranden Gutsmuth wurde damals, im Sommer 1933, für eine juristische Arbeit auch ein Preis der Osann-Beulwitz-Stiftung zugesprochen. Das Preisgeld erhielt er, nach eigenem Bekunden, jedoch nie, zur Preisverleihung wurde er nicht einmal eingeladen.¹⁰⁶ Erst nach Aufforderung schrieb ihm der Vorsitzende der Stiftung, Otto Eger, reichlich verspätet und ganz lapidar, am 26. Dezember 1933: „Auf Ihren Wunsch bescheinige ich Ihnen hiermit, dass eine von Ihnen eingereichte Arbeit im Sommer 1933 einen Preis von der Osann-Beulwitz-Stiftung erhalten hat“. ¹⁰⁷ Welche Rolle Eger hier spielte, warum er so knapp antwortete, und vor allen Dingen, warum der Preisträger sein Preisgeld nie erhielt, ist bislang nicht bekannt und bedarf einer weiteren Recherche.

104 Zu den Vorgängen vgl. auch: Bar Menachem, Abraham [das ist Alfred Gutsmuth]: Menschlichkeit trotz Unmenschlichem. Ein etwas anderes Zeugnis für die Ludwigs-Universität während des Nazi-Regimes, in: Spiegel der Forschung, 24. Jg. Nr. 2, November 2007, S. 39-45.

105 Abraham Bar Menachem, Menschlichkeit ..., S. 43.

106 Vgl. Abraham Bar Menachem, Menschlichkeit ..., hier: S. 42.

107 Der Originalbrief im Besitz von Abraham Bar Menachem, zitiert auch in: Abraham Bar Menachem, Menschlichkeit ..., S. 42.

Trotz aller Vorbehalte, die der 96-jährige Abraham Bar Menachem nach wie vor gegen Otto Eger hegt, schreibt er aber auch: „Aber – andererseits muss ich ihm sehr zugute halten, dass er der Überwindung der objektiven Schwierigkeiten, die meiner Zulassung zur Promotion entgegenstanden, zustimmte. Sein Verhalten ist also zu werten als Zeichen der inneren Zerrissenheit beim Folgen der Nazi Politik, die manchen beherrschte.“¹⁰⁸

Der Fall Kurt G.

Im Mai 1931 war die Macht der Nazis überall im Lande spürbar, und auch in Gießen kam es zu einem Zwischenfall, der nicht zuletzt die Universität beschäftigte: Der jüdische Student Kurt G. soll bei einem Aufmarsch der NSDAP einen Mitmarschierenden bespuckt haben, der durch Orden und Ehrenzeichen deutlich als Frontsoldat gekennzeichnet gewesen sein soll. Daraufhin wandte sich der Fraktionsführer der NSDAP im Asta, Oskar Wendnagel, sich selbst als Augenzeugen bezeichnend, mit einem offenen Brief an den Rektor der Ludwigs-Universität, Otto Eger, und bat um ein Eingreifen der Universitätsbehörden: Es gehe ihm nicht um die Ehre eines Parteigenossen, schrieb Wendnagel, sondern um die Ehre eines Frontsoldaten und damit zugleich darum, „das deutsche Frontheer vor solch unerhörten Beleidigungen seiner Angehörigen zu schützen“.¹⁰⁹ Bestürzend und zugleich bezeichnend ist hier die Drohung, mit der Wendnagel seinen Brief an Eger beschloss: „Sollte es von Seiten der zuständigen Universitätsbehörden nicht möglich sein, gegen derartige Ausschreitungen immatrikulierter Studenten vorzugehen, so müssen wir Führer der 750¹¹⁰ nationalsozialistischen Studenten die Verantwortung ablehnen, wenn einen [sic] schönen Tages die Studentenschaft zur Selbsthilfe se [sic] greift und auf irgendwelche Art und Weise eine solche Untat ahndet, weil sie sonst auf die Studentenschaft, gleich welcher politischen Einstellung, zurückfallen müsste.“

108 Abraham Bar Menachem in einer E-Mail vom 13.03.2008 an den Autor dieser Arbeit.

109 Schreiben von Oskar Wendnagel an den Rektor der Hessischen Landes-Universität Herrn Professor Dr. Eger vom 12. Mai 1931, Universitätsarchiv Gießen, PrA, Nr. 581. Die folgenden Zitate zum Fall Kurt G. ebenfalls im Universitätsarchiv Gießen, PrA 581.

110 Zum Vergleich: Das Vorlesungsverzeichnis der Universität Gießen für das Sommersemester 1931 weist für das vorangegangene Wintersemester 1925 an der Landesuniversität immatrikulierte Studierende aus.

Es wurde ein Disziplinarverfahren angestrengt, das schließlich dazu führte, den Jurastudenten Kurt G., auf Beschluss des Engeren Senats,¹¹¹ „für vier Semester von der Landes-Universität“ auszuschließen. Doch den Einschüchterungsversuchen der Nazis beugen wollte sich die Untersuchungskommission unter dem Juristen Frölich denn auch nicht sogleich. Frölich schrieb am 21. Juli 1931 an Eger ausführlich unter anderem: „Wenn Herr Wendnagel, wie es nach dem von ihm eingereichten Augenzeugenbericht den Anschein hat, und wonach ich ihn nochmals zu befragen gedachte, das Anspucken des in dem Zuge marschierenden Kriegsteilnehmers nicht selbst gesehen hat, so muss erwartet werden, daß zur Stütze der Anzeige andere einwandfreie Zeugen namhaft gemacht und zu dem mit weiteren Ungelegenheiten nicht verknüpften Erscheinen in dem Disziplinarverfahren veranlasst werden. In erster Linie denke ich dabei an den nach der Anzeige von Herrn G[...] beleidigten Kriegsteilnehmer. Wird in dieser Hinsicht nicht weiteres Material von derjenigen Seite beigebracht, von der die Anzeige ausgegangen und die These von der Schuld des Herrn G[...] in die Öffentlichkeit getragen ist, so ist es mir unklar, in welcher Weise das Verfahren bei der von dem Beschuldigten gegebenen Darstellung des Sachverhaltes weiter gefördert werden soll.“

Der „beleidigte Kriegsteilnehmer“ fand sich schließlich: Es handelte sich um einen Landwirt aus Mücke-Merlau. Als Zeuge erschien er der Untersuchungskommission jedoch nicht sehr geeignet, weil er, wie Frölich vor dem Engeren Senat vortrug, vom 5. auf den 6. Juli 1931 in eine Schlägerei zwischen Nazis und Kommunisten verwickelt gewesen und daraufhin zu einer Geldstrafe verurteilt worden sei.¹¹²

Der Untersuchungskommission wird klar gewesen sein, dass die Nationalsozialisten den Vorgang zur Agitation benutzen wollten, und aus diesem Grund hätte man wohl die Sache gerne auf sich beruhen lassen. Leider stand der „Fragwürdigkeit“ (Frölich) der Person des Zeugen ein Beschuldigter gegenüber, der sich ebenfalls nicht einwandfrei benommen und einige Unregelmäßigkeiten erlaubt hatte. Letztendlich wird er nicht wegen Beleidigung eines Frontsoldaten relegiert, sondern weil er

111 Laut Vorlesungsverzeichnis der Universität vom Sommersemester 1931 gehörten zum Engeren Senat unter Vorsitz des Rektors [Eger]: „Der Exrektor [Brüggemann], Cordier, Gmelin, Georg Herzog, Jakob, Viëtor, Fischer, Lenz, Steinbüchel, O. Behaghel jr.“

112 Frölich bezieht sich auf eine Zeitungsnotiz in der Oberhessischen Volkszeitung vom 25.09.1931, vgl. Universitätsarchiv Gießen, PrA 581.

gegen einen Radfahrer tötlich geworden und deshalb schon rechtskräftig zu einer Geldstrafe verurteilt worden war. In der Sitzung des Engeren Senats vom 15.01.1932 wurde der Student für vier Semester vom Studium ausgeschlossen. Zur Begründung hieß es interessanterweise: „In Anbetracht des Umstands, daß der Beschuldigte infolge seiner starken radikalen politischen Betätigung vielfach angefeindet und erregt ist, hält der Engere Senat es für nicht angebracht, ihn durch dauernde Ausschließung das weitere Studium so gut wie unmöglich zu machen, sondern will ihm die Möglichkeit einer Fortsetzung seiner Studien offen halten, in der Annahme, daß er sich während einer Zeit des Fernbleibens von der L.U. in seinem politischen Auftreten ändern könne.“ Ganz deutlich ist hier das Bemühen um Deeskalation zu spüren und der Versuch, die politischen Konfrontationen dieser Jahre nicht noch durch allzu harsche Urteile zu forcieren.¹¹³

Die ersten Jahre der nationalsozialistischen Diktatur

Aufzuhalten war die Entwicklung bekanntermaßen nicht: Kaum ein Jahr später wurde Adolf Hitler Reichskanzler. Am 3. März 1933 erschien im Völkischen Beobachter ein Wahlauftruf zur Unterstützung der Liste 1. Unter den 300 Professoren, die unterschrieben, waren auch einige Gießener Hochschullehrer.¹¹⁴ Otto Eger fehlt jedoch. Rein politische Aktivitäten jenseits seiner Tätigkeiten für die zahlreichen Vereine und Organisationen, denen er vorstand oder verbunden war, sind für die Zeit von 1933 bis 1945 nicht nachweisbar. Auch Bruno W. Reimann muss konstatieren, dass im Hinblick auf das politische Wirken von Otto Eger nur wenige Fakten bekannt seien.¹¹⁵

Ein Rektorat übernahm Otto Eger jedenfalls nicht mehr: Am 21. Juli 1939 schrieb er an den amtierenden Rektor der Universität, Professor Adolf Seiser: „Ew. Magnifizenz bitte ich bei den weiteren Schritten

113 Auch in der Sekundärliteratur wird auf diesen Vorfall gelegentlich Bezug genommen, so z.B. bei Fieberg, Ralf: Die Durchsetzung des Nationalsozialismus in der Gießener Studentenschaft vor 1933, in: Frontabschnitt Hochschule ..., S. 38-67, hier: S. 63, oder: Reimann, Avantgarden des Faschismus ..., S. 109 f. Allerdings bleibt das moderate Agieren des Engeren Senats um den Rektor Eger in beiden Veröffentlichungen unerwähnt.

114 Vgl. Bruno W. Reimann: Avantgarden des Faschismus ..., S. 100, oder auch: Reimann, Bruno W. u.a., Antisemitismus und Nationalsozialismus ..., S. 84.

115 Vgl. Reimann, Bruno W. u.a.: Zur Vorgeschichte, Entwicklung und Durchsetzung ..., S.71 (wörtliches Zitieren auch auszugsweise nur mit Genehmigung der Arbeitsgruppe, deshalb hier nur sinngemäße Wiedergabe).

wegen Bestimmung Ihres Nachfolgers im Rektorat von meiner Person absehen zu wollen“, und er begründet dies mit körperlichen Problemen: „Mein Gesundheitszustand hat sich zwar wesentlich gebessert. Es sind aber in der vergangenen Nacht wieder Beschwerden aufgetreten, die erkennen lassen, daß sich zur Zeit noch nicht sagen läßt, ob ich überhaupt in der Zukunft neben den engsten Berufspflichten noch weitere amtliche Funktionen ausüben kann.“¹¹⁶ Eger hatte damals tatsächlich erhebliche gesundheitliche Probleme und musste sich im Juni 1939 in München einer Augenoperation unterziehen.¹¹⁷ Gleichwohl ist nicht auszuschließen, dass ihm die gesundheitlichen Probleme einen willkommenen Anlass gaben, um sich von einer Verpflichtung als Rektor der Universität – mit aller Nähe, die dies zum Regime zwangsläufig bedeutet hätte – zu distanzieren.

Außerdem wäre ohnehin fraglich gewesen, ob Eger, der damals noch nicht Parteimitglied war, überhaupt vom Reichstatthalter als Rektor bestätigt worden wäre: Schon zum 13. Oktober 1933 trat eine neue Universitätsverfassung in Kraft, mit der faktisch die Selbstbestimmung der Universitäten aufgehoben wurde. Von nun an wurde der Rektor nicht mehr von den ordentlichen Professoren des Gesamtsenats gewählt, sondern vom Reichstatthalter in Hessen ernannt und verpflichtet.¹¹⁸ Der Senat wurde zum beratenden Organ und durfte auch keine Beschlüsse mehr fassen. Auch die Dekane wurden nun nicht mehr von den ordentlichen Professoren gewählt, sondern vom Rektor ernannt und mussten durch den Reichstatthalter bestätigt werden.

Aus diesem Grund wurde es für den nationalsozialistischen Rektor Kranz schwierig, Otto Eger 1939 als Dekan für die juristische Fakultät vorzuschlagen. Da sich viele der Professoren bei der Wehrmacht befanden, blieb Kranz für die Besetzung des Prorektorats, der Dekane und Prodekane offenbar keine große Auswahl. Er schrieb am 19. Oktober 1939 an den Reichstatthalter in Hessen und unterbreitete seine Vorschläge. Er schickte voraus: „Die Auswahl der betreffenden Professo-

116 Universitätsarchiv Gießen, PrA 2056. Den Hinweis verdanke ich Dr. Eva-Marie Felschow.

117 Otto Eger erwähnt in einer Karte an die Sekretärin der William-G.-Kerckhoff-Stiftung in Bad Nauheim, Liselotte Zander, vom 10.06.1939 die Operation in München, vgl.: Archiv der William-G.-Kerckhoff-Stiftung, Nr. 726. Aus weiteren Unterlagen dieser Akte geht hervor, dass sich Eger nach seiner Rückkehr nach Gießen, im Juli 1939, im Balseischen Stift bei Professor Erwin Schliephake aufhält.

118 Vgl. hierzu: Pusch, Wolfgang: Die neue Verfassung, in: Frontabschnitt Hochschule ..., S. 159-166.

ren ist, gering, da gerade unter den m.E. geeigneten Professoren sich ein grösserer Teil bei der Wehrmacht befindet und daher im Augenblick nicht zur Verfügung steht.“¹¹⁹ Für die juristische Fakultät schlug Kranz Otto Eger als Dekan vor und fügte hinzu: „(ist vorläufig noch nicht Parteigenosse, wird sich aber m.W. in die Partei anmelden), Professor Eger hat sich nach Auskünften älterer Parteigenossen seit vielen Jahren Verdienste um die Universität erworben und besitzt zur Zeit unter den Giessener Professoren die größte Sachkenntnis.“ Kranz musste also vor dem Reichstatthalter den Vorschlag Eger rechtfertigen. Eger wurde schließlich Dekan, bat aber den Rektor bereits im Mai 1940 mit Erfolg wegen Arbeitsüberlastung um seine Entbindung. Eger wurde dann doch noch einmal von September 1941 bis September 1942 Dekan, um den eingerückten Professor Frölich zu ersetzen.

1941-1943 – Der Parteieintritt Egers und die Kerckhoff-Stiftung in Bad Nauheim

Der angeblich bevorstehende Parteieintritt Egers, den Rektor Kranz im Oktober 1939 erwähnte, ließ allerdings auf sich warten: Erst zwei Jahre später trat Otto Eger der NSDAP bei. Peter Chroust kommentiert diesen späten Schritt Egers wie folgt: „Andererseits liebe sich z.B. der erst 1940 erfolgte NSDAP-Beitritt des Rechtswissenschaftlers Otto Eger interpretieren als ein Nachgeben gegenüber langanhaltendem, zu starkem Druck. Dass der Eintritt in die Partei nach Entfesselung des Zweiten Weltkrieges, nach dem Erlaß der Nürnberger Gesetze und nach der Reichspogromnacht, im relativ ‚geschützten‘ Alter von 63 Jahren und am Ende einer Karriere als Ordinarius erfolgte, lässt dieses Verhalten eher als eine unnötige Verbeugung gegenüber dem NS-Regime erscheinen mit einer nicht zu unterschätzenden politischen Integrations- und Legitimationswirkung.“¹²⁰ Überzeugend ist diese Argumentation nicht, denn sie gibt keine Antwort auf die Frage, warum die „Verbeugung“ erst so spät erfolgte. Sie erklärt auch nicht, warum

119 Schreiben des Rektors der Ludwigs-Universität Heinrich Wilhelm Kranz an den Reichsstatthalter in Hessen vom 19.10.1939, Universitätsarchiv Gießen, PrA Nr. 98. daraus auch die folgenden Zitate. Diesen Hinweis sowie die folgenden Informationen verdanke ich Eva-Marie Felschow.

120 Peter Chroust, Gießener Universität und Faschismus ..., S. 296 f. Tatsächlich erfolgte der Parteieintritt Egers sogar erst 1941, vgl. z.B. Spruchkammerurteil, Universitätsarchiv Gießen, PrA 2159 und: Entnazifizierungsfragebogen Otto Eger, Universitätsarchiv Gießen, vgl. hierzu auch: Jörg-Peter, Jatho, Das Gießener „Freitagskränzchen“ ..., S. 188, der Chroust zitiert.

Otto Eger nach dem Brief von Rektor Kranz, in dem sein Parteieintritt angekündigt wurde, noch zwei Jahre verstreichen ließ. So handelt kein überzeugter Nationalsozialist. In Egers Entnazifizierungsverfahren gibt es aber einen Hinweis auf eine mögliche Ursache für den so spät erfolgten Eintritt:

Seit 1930 war Eger stellvertretender Vorsitzender der Kerckhoff-Stiftung in Bad Nauheim. Im Spruchkammerurteil der Stadt Gießen vom 02.09.1946 wird Otto Eger – unter anderem wegen seines Engagements für die renommierte Stiftung und das aus ihr 1931 hervorgegangene Herzforschungsinstitut - in die Gruppe V der Entlasteten eingereiht.¹²¹ Zur Begründung heißt es dort: „Er trat 1941 in die Partei ein, um das Institut von einem Nazivorsitzenden zu verschonen und dieses durch die Nazizeit im nichtnazistischen Sinne durchzusteuern, getreu seinem Versprechen, dass [sic] er Frau Kerckhoff gelegentlich ihres Besuches 1937 in Deutschland gegeben hat.“

Das heutige Bad Nauheimer Max-Planck-Institut für Herz- und Lungenforschung, das „William-G.-Kerckhoff-Institut“, ist 1931 aus der Stiftung von Louise Kerckhoff hervorgegangen: Nach dem Tod ihres Mannes und dessen Intentionen erfüllend, hatte sie 1929 die nach ihrem Mann benannte Stiftung gegründet und den Vorsitz dem Arzt ihres Mannes, dem ersten Herzspezialisten Deutschlands, Prof. Franz Groedel anvertraut. Otto Eger, von Anfang an, seit 1930, Kuratoriumsmitglied und stellvertretender Vorsitzender der eng mit der Universität Gießen verbundenen Stiftung, war 1933 de facto die Leitung zugefallen, nachdem Franz Groedel als Jude in die Vereinigten Staaten übersiedelt war. Zeit seines Lebens führte Eger den Vorsitz nur „stellvertretend“, Groedel blieb 1. Vorsitzender. Vor dem Hintergrund der von den Nationalsozialisten geschaffenen Rechtsgrundlage, die es erlaubte, dauerhaft nicht mehr in Deutschland lebenden Personen die Staatsbürgerschaft und die akademischen Grade zu entziehen,¹²² ist allein diese Tatsache schon erstaunlich genug.

121 Universitätsarchiv Gießen, PrA 2159.

122 Vgl. hierzu: Breitbach, Michael: Rechtsgrundlagen für Doktorgradentziehungsverfahren in der NS-Zeit, in: Uni-Forum, 19. Jg. 2006, Nr. 1/16. Feb. 2006, S. 4, sowie ders.: Das Amt des Universitätsrichters an der Universität Gießen im 19. und 20. Jahrhundert. Zugleich ein Beitrag zu den Doktorentziehungsverfahren zwischen 1933 und 1945, in: Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde. N.F. 59, Bd. 2001, S. 267-334.

Im Sommer 1937 war Louise Kerckhoff, die in Los Angeles lebende Witwe des Namensgebers, in Bad Nauheim zu Besuch, und mehrere Treffen Egers mit der Geldgeberin des ihm anvertrauten Instituts werden durch die Dokumente bestätigt. Am 3./4. August 1937 berichtete Eger von seinem letzten Zusammentreffen mit Louise Kerckhoff an den (ebenfalls stellvertretenden) medizinischen Leiter Eberhard Koch:¹²³ „Frau K. sagte u.a. daß sie so dankbar sei, daß Männer wie Sie und ich sich der Sache annähmen – sonst würde ja wohl das Institut zu anderen Zwecken. verwendet. Letzterem widersprach ich natürlich. – „¹²⁴ Der Nachsatz und der Gedankenstrich am Ende sind bezeichnend: Was Eger wirklich dachte, wird er Louise Kerckhoff wohl nicht anvertraut haben, aber das Zitat legt nahe, dass die Stifterin ihrem stellvertretenden Vorsitzenden das Versprechen abgenommen haben wird, die Stiftung ihrem originären Zweck entsprechend weiterzuführen.

Am 30. Januar 1938 erneuerte Louise Kerckhoff, inzwischen nach Amerika zurückgekehrt, ihr Vertrauen in Eger und schrieb ihm: „My visit to Bad Nauheim this summer was most gratifying, it gave me a better understanding of the fine work you are all doing and I also wish to tell you how very much I appreciate your efforts in behalf of the Institute.“¹²⁵ 1939, kurz nach Kriegsausbruch, antwortete die Stifterin am 18. September noch einmal auf ein Schreiben Egers: „In regard of the affairs of the Institute mentioned in your letter, I hope that your present illness will be of short duration and that you will continue your personal connection with the Institute for many years.“¹²⁶ Bei der Krankheit, auf die sich Louise Kerckhoff bezieht, handelt es sich gewiss um die Augenoperation, der sich Eger im Juni 1939 unterziehen musste, und die auch Ursache für seine Bitte an den Rektor der Gießener Universität war, ihn bei der Besetzung von offiziellen Universitätsämtern nicht berücksichtigen zu wollen. Den stellvertretenden Vorsitz

123 Die Briefe, die Eger an Koch schreibt, beginnen in der Regel mit der Anrede „Lieber Herr Kollege“. Schon aufgrund des Inhaltes dieser Schreiben wird klar, dass es sich bei dem „Kollegen“ um Professor Eberhard Koch handeln dürfte, der im Oktober 1933 stellvertretender Direktor des Kerckhoff-Instituts geworden war und 1939 o. Prof. in Gießen wurde. Am 13.05.1946 wurde Koch, der 1937 in die Partei eintrat, entlassen. Vgl. zu Koch: Chronik der Ludwigs-Universität ..., S. 469.

124 Archiv der William-G.Kerckhoff-Stiftung, Nr. 724.

125 Abschrift eines Briefes von Louise Kerckhoff vom 30.01.1938 an Otto Eger, Archiv der William-G.-Kerckhoff-Stiftung, Nr. 185.

126 Abschrift eines Briefes von Louise Kerckhoff vom 18.09.1939 an Otto Eger, Archiv der William-G.-Kerckhoff-Stiftung, Nr. 185. Die Hervorhebung im Original.

der Kerckhoff-Stiftung gab er, was bezeichnend sein mag, nicht auf, obwohl dieser rein ehrenamtlich und nicht mit einer Entlohnung verbunden war.

Nach Kriegsende kam Eger auf sein Engagement für die Stiftung und sein Verhältnis zur Stifterin zurück und schrieb am 29. Juni 1945 an den damaligen Rektor der Gießener Universität Bechert: „Bei ihrer Anwesenheit in Deutschland habe ich Frau Kerckhoff versprochen, die Stiftung in ihrem Sinne weiterzuleiten. Ich glaube, daß ich dieses Versprechen in vollem Umfang erfüllt habe. Die Satzung der Stiftung ist seit ihrer Gründung bis heute unverändert geblieben.“¹²⁷ Es gibt also deutliche Anzeichen für die Richtigkeit der von Eger im Entnazifizierungsfragebogen gemachten Angabe. Es handelt sich demnach nicht, wie so oft, um eine im Nachhinein konstruierte Rechtfertigung.

Die weitere Entwicklung, wie sie den Akten des Instituts zu entnehmen ist, bestätigt Egers Einsatz für die Stiftung überdies. Sein Hinweis auf den unveränderten Fortbestand der Stiftungssatzung ist zutreffend, auch wenn es an erkennbaren Versuchen, diese zu unterlaufen, nicht mangelte.¹²⁸ Gewiss hat man nicht ohne Grund das Konstrukt mit einem Vorsitzenden, der seit 1933 in den USA lebte und an keiner Sitzung mehr teilnehmen konnte, über die Jahre der nationalsozialistischen Herrschaft hinweg aufrecht erhalten. Dies hing zunächst vor allen Dingen damit zusammen, dass die Stifterin in unverbrüchlicher Treue zu Professor Groedel, dem Arzt und Freund ihres verstorbenen Mannes, hielt: „Groedel ist tabu!!! – „, schrieb Eger am 15. Juli 1937 nach einer Unterredung mit Louise Kerckhoff an Professor Koch.¹²⁹ Gewiss hätte man sich in Bad Nauheim vorstellen können, Institut und Stiftung ohne Groedel weiterzuführen, der de facto nicht anwesend war und auch kaum Einfluss auf das Geschehen im fernen Deutschland ausüben konnte. Ohne Groedel hätte Louise Kerckhoff, so stand zu befürchten, ihr finanzielles Engagement erheblich reduziert, und das wollte niemand. Eine Aktennotiz zum Protokoll der 19. außerordentlichen Kuratoriumssitzung vom 22. Juni 1938 ist hier aufschlussreich. Es ging um

127 Auszugsweise Abschrift eines Briefes von Otto Eger an Rektor Bechert vom 29.06.1945, Archiv der William-G.-Kerckhoff-Stiftung, Nr. 185.

128 Vgl. hierzu die in diesem Kapitel noch folgenden Ausführungen.

129 Brief von Otto Eger an Eberhard Koch vom 15.07.1937, Archiv der William-G.-Kerckhoff-Stiftung, Nr. 724.

die „Dritte Verordnung zum Reichbürgergesetz“,¹³⁰ die, so der stellvertretende Vorsitzende, „Bedeutung für die Stiftung haben kann, da Herr GROEDEL nominell noch dem Vorstand der Stiftung angehört“. ¹³¹ Es wurde vereinbart, sich beim Reichsstatthalter dafür einzusetzen, dass die Stiftung „unter die Ausnahmebestimmungen der erwähnten Verordnung einbezogen wird“. Das Protokoll vermerkt weiter: „Alle Mitglieder sind sich darüber einig, daß bei der starken Bindung von Frau Kerckhoff an die Persönlichkeit von Herrn Professor GROEDEL eine zwangsweise Entfernung aus dem Vorstande eine starke Brückierung unserer Stifterin bedeuten würde [...] Die einhellige Ansicht geht dahin, daß man am bestehenden Zustand nichts ändern dürfe [...]. Im übrigen dürfe man wohl annehmen, daß die Ausnahmebestimmungen auch für die Stiftung Geltung besitzen dürften.“

Da Groedel (zunächst) weiterhin im Amt blieb, ist davon auszugehen, dass das Kuratorium mit seiner Eingabe erfolgreich war. Doch auf Dauer ließ sich die Einflussnahme durch die Politik nicht verhindern. Im Juli 1940 wurde eine schriftlich festgehaltene Vereinbarung getroffen, mit der der Einfluss der Universität Gießen – und damit seines nationalsozialistischen Rektors Kranz - auf das Institut vergrößert wurde: „In Zukunft“, heißt es dort unter Punkt 1, „soll der Dekan der Medizinischen Fakultät Giessen von allen Angelegenheiten des Kerckhoff-Instituts, soweit sie irgendwie die Belange der Universität Giessen berühren, in Kenntnis gesetzt werden, bevor sie dem Kuratorium der Kerckhoff-Stiftung vorzulegen sind.“¹³² Außerdem mussten künftig alle Kuratoriumsmitglieder, die auch der Universität angehören, eine einheitliche Meinung im Kuratorium vertreten. Unter Punkt 4 heißt es dann: „Kommt in der Vorbesprechung eine Einigung nicht zustande, so ist die Angelegenheit dem Rektor der Universität Giessen vorzulegen, der bindend für alle Beteiligten entscheidet.“ Damit lag faktisch – jedenfalls im Hinblick auf die Kuratoriumsmitglieder aus dem Kreis der Universität - die Entscheidungsmacht in den Händen des Rektors der Ludoviciana. Bezeichnend ist auch der letzte Absatz: „Diese Vereinbarung gilt zunächst nur für die Zeit, während Prof. Kranz Rektor

130 In der dritten Verordnung vom 14. Juni 1938 wurde geregelt, unter welchen Voraussetzungen ein Betrieb als „jüdisch“ zu gelten hat.

131 Aktennotiz zum Protokoll der 19ten außerordentlichen Kuratoriums-Sitzung der William G. Kerckhoff-Stiftung zu Bad Nauheim am 22.6.1938, Archiv der William-G.-Kerckhoff-Stiftung, Nr. 104, die folgenden Zitate aus diesem Dokument.

132 Vereinbarung vom 5. Juli 1940, Archiv der William-G.-Kerckhoff-Stiftung, Nr. 104, die weiteren Zitate aus diesem Dokument.

der Universität und Prof. Riehm Dekan der medizinischen Fakultät sind.“ Die beiden Nationalsozialisten bestimmten also fortan für diesen Bereich des Kuratoriums die „Marschrichtung“. Ein weiterer Teil der Kuratoriumsmitglieder bestand aus Vertretern der hessischen Landesregierung. Sie wurden, auch dies geht aus der Vereinbarung hervor, vor der Kuratoriumssitzung von der Stellungnahme der Mitglieder der Landesuniversität in Kenntnis gesetzt.

Doch der Prozess der Gleichschaltung ging noch weiter: Am 11. Dezember 1942 wurde vom Amtsgericht Bad Nauheim ein Beschluss beurkundet, mit dem Louise Kerckhoff und drei weitere dem Kuratorium angehörende Mitglieder aus Los Angeles ersetzt wurden, „da ein Verkehr mit dem feindlichen Ausland nicht möglich ist“ und sie „an der Ausübung ihrer Rechte als Kuratoriumsmitglieder verhindert sind“.¹³³ An ihre Stelle sollten treten: der Physiologe Hermann Rein, Professor in Göttingen, Fritz Hildebrandt, Professor in Gießen, Arthur Ernst Weber, medizinisches Institut Bad Nauheim, und Heinrich Wilhelm Kranz, der zum 1. Dezember 1942 Professor in Frankfurt geworden war.

Kurz darauf wird schließlich auch Franz Groedel ersetzt. Am 9. Januar 1943 teilt Otto Eger dem Amtsgericht Bad Nauheim mit, dass der Reichsgesundheitsführer, Staatssekretär Conti, als weiteres Mitglied für das Kuratorium „Herrn Oberregierungsrat Dr. Friedrich Maier, Berlin Reichministerium des Inneren, Medizinalabteilung, benannt“ hat.¹³⁴ Er wird „an Stelle des in Amerika weilenden Professor Dr. Franz Groedel als Ersatzmitglied“ bestellt. Mit dieser Gleichschaltung, die 1940 begann und zum Jahreswechsel 1942/43 abgeschlossen war, ist zwar nicht belegbar, dass Otto Eger 1941 in die Partei eintrat, um „das Institut von einem Nazivorsitzenden zu verschonen“, wie es im Spruchkammerurteil heißt, aber die etwa zeitgleichen Vorgänge am Institut, die einer fast vollständigen Gleichschaltung entsprachen, lassen diesen Hinweis mehr als plausibel erscheinen.

Hinzu kommt, dass Rektor Kranz durchaus Egers Entfernung hätte veranlassen können, denn § 10 der Stiftungssatzung besagt: „Solange Herr Professor Dr. Franz Groedel lebt, ist er Vorsitzender des Kurato-

133 Abschrift eines Beschlusses vom 11. Dezember 1942, Aktenzeichen II 8/42, Amtsgericht Bad Nauheim, Archiv der William-G.-Kerckhoff-Stiftung, Nr. 124.

134 Schreiben von Otto Eger an das Amtsgericht Bad Nauheim vom 09.01.1943, Archiv der William-G.-Kerckhoff-Stiftung, Nr. 124.

riums. Bei seiner Verhinderung ist stellvertretender Vorsitzender derjenige Vertreter der Hessischen Landesuniversität zu Gießen, welchen diese bestimmt. Später wählt das Kuratorium aus seiner Mitte einen Vorsitzenden und einen stellvertretenden Vorsitzenden.¹³⁵ Und nicht zuletzt war Kranz ein Protegé des Reichsstatthalters und Gauleiters Jacob Sprenger, der bei der Durchsetzung seiner Interessen nicht gerade zimperlich war.¹³⁶

Als kleine, aber vielleicht aufschlussreiche Anmerkung am Rande sei erwähnt, dass die rege dienstliche Korrespondenz, die Otto Eger mit der Sekretärin des Kerckhoff-Instituts, Liselotte Zander, pflegte, und die dazu diente, die Amtsgeschäfte des in Gießen ansässigen stellvertretenden Vorsitzenden mit der Bad Nauheimer Stiftung zu regeln, anfänglich mit „Heil Hitler!“ unterzeichnet ist. Im Laufe der Jahre aber wurde die offizielle Formel durch „Freundliche Grüße“ gänzlich verdrängt. Positiv fällt auch die unaufdringliche Liebenswürdigkeit Egers auf, der bei aller dienstlichen Distanziertheit in der Korrespondenz stets auch eine persönliche Note anklingen ließ.

1944/45 – Das Ende der nationalsozialistischen Diktatur und Adolf Zycha

Kurz vor dem Ende der Hitler-Diktatur wurden, wie im ganzen Land so auch in der Kerckhoff-Stiftung noch einmal die Zügel kräftig angezogen. Noch einmal bäumt sich das Regime auf, und 1944 werden auch die in einer sogenannten „privilegierten Partnerschaft“ lebenden jüdischen Ehepartner von „Ariern“ von der Gestapo verhaftet und in Konzentrationslager abtransportiert. Für Gießen hat dies in eindringlicher Weise der Mediziner Werner Schmidt dokumentiert, dessen jüdische Mutter Ende 1944 von Gießen nach Theresienstadt verschleppt wurde.¹³⁷

Auch ein Bekannter Otto Egers aus früheren Zeiten musste sich mit einem solchen Schicksal auseinandersetzen: Adolf Zycha (1871-1948). Bevor auf die Beziehung zu Otto Eger zurückzukommen ist, soll hier Zycha kurz vorgestellt werden: Der in Wien geborene Jurist war seit

135 Archiv der William-G.-Kerckhoff-Stiftung, Nr. 1.

136 Vgl. hierzu und zu Kranz allgemein: Oehler-Klein, Sigrid: Das Institut für Erb- und Rassenpflege der Universität Gießen: Aufbau des Instituts und Eingliederung in die Universität, in: Gießener Universitätsblätter, 38. Jg. 2005, S. 25-42, hier insbes.: S. 26.

137 Schmidt, Werner: Leben an Grenzen. Autobiographischer Bericht eines Mediziners aus dunkler Zeit, Frankfurt ²2003.

1903 Professor an der deutschen Karls-Universität in Prag und nahm nach dem Ende der Donaumonarchie 1919 einen Ruf an die Ludovicianiana nach Gießen an. Dies geschah vor allen Dingen vor dem Hintergrund, dass Prag nun Hauptstadt eines neu entstandenen souveränen Staates geworden war, und die Situation für Deutsche beziehungsweise Österreicher zunehmend schwieriger wurde. Dies musste vor allen Dingen Adolf Zycha schmerzen, der für sein konsequentes Eintreten für das Deutschtum in Böhmen und den Erhalt des Vielvölkerstaates Österreich-Ungarn bekannt war. Bei Zychas Trauerfeier würdigte der Dekan der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Bonn, Professor Dr. Ernst Friesenhahn, am 8. Dezember 1948 den Verstorbenen wie folgt: „Aber diese Prager Jahre sahen Zycha nicht nur im Hörsaal und in der stillen Studierstube, sondern auch mitten im politischen Tageskampf. Und hier muss der nationalen Linie seines Wesens gedacht werden, die ihn entscheidend mitbestimmte, eine nationale Haltung, die ihren Akzent durch die besonderen Verhältnisse der Donaumonarchie erhielt. Habe ich das Wienerische, das Österreichische zu Beginn als Grundzug seines Wesens herausgestellt, so muss hier betont werden, dass in der politischen Entscheidung die Liebe zur österreichischen Heimat stets eingebettet war in das gesamtdeutsche Bewusstsein, das Zycha zum Anhänger des grossdeutschen Gedankens machte. In den späteren Prager Jahren stand Zycha an der Spitze der nationalpolitischen Organisation des Prager Deutschtums [...]. Er bezeichnete es als Tragik des deutschen Schicksals, dass der österreichische Staat ‚zu früh zugrunde ging und folgeweise Millionen deutscher Volksgenossen der Bedrohung durch eine Rassendespotie verfielen, die weit alle Grenzen des Absolutismus von einst überschritt.‘¹³⁸ Würde es eine stringente Linie von solch national-konservativ gesinnten Intellektuellen geben, die sie konsequenterweise in die Arme der Nationalsozialisten hätte treiben müssen, wie dies im Fall von Otto Eger in der Literatur immer wieder, und vor allen Dingen von Bruno W. Reimann, behauptet wird, so hätte auch Adolf Zycha dort enden müssen. Aber nichts dergleichen geschah: 1923 wechselte Zycha an die Universität Bonn und erlebte dort 1933 als Rektor der Universität die „Machtergreifung“. Nachdem öffentlich sein Rücktritt und anderer nicht linientreuer Dekane und Senatsmitglieder gefordert worden war, um sie durch zuverlässige Nationalsozialisten zu ersetzen, wandte er sich an

138 Ansprache des Dekans Professor Dr. Ernst Friesenhahn, Universitätsarchiv Bonn, PA 12049 (Adolf Zycha).

das Ministerium in Berlin, um diesem Treiben ein Ende zu setzen.¹³⁹ Adolf Zycha hat sich noch mit weiteren hier nicht zur Diskussion stehenden Aktionen den Nationalsozialisten nicht gerade angedient.¹⁴⁰ Es blieb sein letztes Rektorat. Zycha musste 1934, nach der „Machtergreifung“ noch einmal einen Personalbogen ausfüllen und gab hier unter „Mitgliedschaft in nationalen Verbänden“ an: „n.s. Juristenbund“, und unter „Politische Betätigung“: „nationalpolitisch in Prag [...] gehörte damals und seither keiner politischen Partei an“.¹⁴¹

Negativ hat sich für Adolf Zycha auch ausgewirkt, dass er in zweiter Ehe mit Paula Lutonsky (1886-1961) verheiratet war,¹⁴² die zwar katholischer Konfession, aber „nicht arisch“ war. Im Entnazifizierungsfragebogen des „Military Government of Germany“ gab Zycha am 1. Juni 1946 unter der Rubrik „Remarks/Bemerkungen“ an: „Verhaftung und Verschleppung meiner Frau von November 1944 bis Kriegsende“.¹⁴³ Steffen Wiederhold erwähnt, dass es sich auch um „Zwangsarbeit“ gehandelt haben könnte.¹⁴⁴ Aber die Dinge lagen wohl etwas anders.

Im Spruchkammerurteil von Otto Eger heißt es indessen: „Besonders entlastend für den Betroffenen ist seine Hilfeleistung politisch Verfolgten gegenüber. So hat er im Herbst 1944 die Frau seines Kollegen Prof. Dr. Zycha, die als Nichtarierin von der Gestapo in Bonn verhaftet wurde und in einem Transport nach Norddeutschland verschickt werden sollte, in seinem Hause aufgenommen, nachdem Frau Zycha dem Transport in Kassel entfliehen konnte.“¹⁴⁵ Ob Paula Zycha verschleppt

139 Vgl. hierzu: Wiederhold, Steffen: Adolf Zycha. Als Rechtshistoriker standfest, als Rektor nicht von Bestand, in: Die Juristen der Universität Bonn im „Dritten Reich“, hrsg. von Mathias Schmoeckel (= Rechtsgeschichtliche Schriften. Im Auftrage des Rheinischen Vereins für Rechtsgeschichte e.V. zu Köln, Bd. 18, hrsg. von Dieter Strauch), Köln u.a. 2004, S. 603-640, hier: S. 613 ff.

140 Steffen Wiederhold schreibt mit Bezug auf (nationalsozialistische) Störungen des Fakultätsbetriebs im Jahr 1933: „Zycha hatte gegen die Übergiffe beim kommissarischen Oberbürgermeister protestiert und erreichte dessen Einschreiten: Der Universitätsboden sei ‚immun und nicht nur betreten‘. Daraufhin hatte Zycha gefährdeten Professoren empfohlen, sich im Interesse der Gesamtuniversität einer Amtsführung zu enthalten“, vgl. Wiederhold, Adolf Zycha, S. 615 mit Angabe der Quellen im Universitätsarchiv Bonn.

141 Universitätsarchiv Bonn, PA 12049 (Adolf Zycha).

142 Wiederhold, Adolf Zycha ..., S. 606.

143 Universitätsarchiv Bonn, PA 12049 (Adolf Zycha).

144 Wiederholt, Adolf Zycha, S. 635.

145 Universitätsarchiv Gießen, PrA 2159.

oder tatsächlich von Otto Eger versteckt wurde, kann mit Gewissheit wahrscheinlich nicht mehr geklärt werden. Im Universitätsarchiv in Bonn hat sich jedoch eine aufschlussreiche Postkarte erhalten, die Adolf Zycha am 25. November 1944 an das Dekanat der juristischen Fakultät der Universität Bonn schrieb: „Ich habe am vergangenen Mittw. meine Bonner Wohnung verlassen. Meine Adresse ist bis auf weiteres die obige (bei Prof. Eger). In Aussicht genommen ist meine aushilfsweise Beteiligg. am hiesigen Fakultätsbetrieb“.¹⁴⁶ Warum sollte sich Adolf Zycha genau zu dem Zeitpunkt bei Otto Eger in Gießen aufhalten, zu dem seine Frau „verschleppt“ wurde? Und warum sollte ein Mann, der nicht Parteimitglied ist, sich von allen politischen Veranstaltungen fernhielt und mit einer Nichtarierin verheiratet war, die überdies genau zu jener Zeit Repressionen ausgesetzt war, ausgerechnet zu einem „überzeugten Nazi“ nach Gießen retten, anstatt in seiner Bonner Wohnung auszuharren, bis seine verschleppte Frau zurückkehrt? Selbst wenn durch Zychas Postkarte nach Bonn nicht bewiesen werden kann, dass Eger tatsächlich dessen Frau versteckte, so gewinnt die Aussage durch dieses Dokument deutlich an Glaubwürdigkeit, und es belegt, dass eine spezielle Beziehung zwischen Zycha und Eger bestand, die dazu führte, dass sich Zycha in für ihn schwierigen Zeiten in Egers Obhut begab.¹⁴⁷

3. Nachkriegs- und amerikanische Besatzungszeit

Otto Eger als Sonderbeauftragter

Nach dem Ende des Krieges engagierte sich der 68-Jährige weiter für die Universität und wurde 1946 zum Sonderbeauftragten der Hessischen Landesregierung für die Überführung der Universität Gießen in eine Hochschule ernannt. Im Zusammenhang mit dieser Tätigkeit ist Otto Eger dann in den 90er Jahren ebenfalls in die Kritik geraten. Er soll, so der Vorwurf, seine Position dazu missbraucht haben, freie Stellen für alte Nationalsozialisten freigehalten zu haben. Peter Chroust

146 Universitätsarchiv Bonn, PA 12049 (Adolf Zycha).

147 Jörg-Peter Jatho und Gerd Simon weisen im Hinblick auf Otto Egers Schwiegersohn, den Historiker Rudolf Stadelmann, auf Kontakte hin, die die Familie Stadelmann zu ungarischen Juden während des 2. Weltkriegs hatte, und kommentieren dies: „Ein überzeugter Nationalsozialist hätte wohl kaum eine Beziehung zum ‚verachteten‘ jüdischen Volk während des Krieges aufgebaut (vgl. Jatho/Simon, S. 216). Auffällig ist ganz grundsätzlich, dass die Autoren mit Rudolf Stadelmann sensibler umgehen, als mit Otto Eger und auch zu einem moderateren Urteil finden.“

bezieht sich auf eine Beschwerde des Personalrats der Gießener Hochschulklinik beim hessischen Kultusministerium und schreibt: „Noch über zwei Jahre nach Kriegsende waren fast sämtliche Klinikleitungen unbesetzt. Wie der Betriebsratsvorsitzende Wagner vermutete, wurden diese Positionen freigehalten ‚bis zur politischen Durchschleusung‘ der in Wartestellung verharrenden bisherigen Leiter, da Wiederberufungen erst nach Abschluß des Spruchkammerverfahrens erfolgen konnten.“¹⁴⁸ Und weiter führt er aus: „Auf die Behinderungen durch den Sonderbeauftragten für die Überleitung der Gießener Universität in eine Hochschule, den Rechtswissenschaftler Otto Eger, wurde besonders hingewiesen.“¹⁴⁹

Ein paar Jahre später findet Chroust Beobachtung noch einmal Eingang in Jörg-Peter Jathos Publikation über das Gießener Freitagskränzchen: „Als sich 1947 der Personalrat der Universität darüber beschwerte, daß die ns-belasteten Professoren entgegen den ausgesprochenen Intentionen der Entnazifizierung wieder in ihre Positionen einrückten, heißt es über Professor Eger: ‚Auf die Behinderungen durch den Sonderbeauftragten für die Überleitung der Gießener Universität in eine Hochschule, den Rechtswissenschaftler Otto Eger, wurde besonders hingewiesen.“¹⁵⁰ Wird bei Chroust noch eine „Vermutung“ des Betriebsratsvorsitzenden Wagener (so die korrekte Schreibweise) erwähnt, so ist bei Jatho daraus bereits ein Faktum geworden, und er formuliert, „daß die ns-belasteten Professoren [...] wieder in ihre Positionen einrückten“.

Auch hier fällt erneut auf, dass durch nicht akkurates Wiedergeben von Zitaten, die bereits Zitate aus Quellen enthalten, in der „zweiten Generation“ nicht mehr ersichtlich ist, was dem Originaldokument entnommen wurde, und was auf die Sekundärliteratur zurückgeht. Die Beweisführung wird hierdurch ungenau: Steht in der Quelle tatsächlich „Auf die Behinderungen durch den Sonderbeauftragten für die Überleitung der Gießener Universität in eine Hochschule, den Rechtswissenschaftler Otto Eger, wurde besonders hingewiesen“? Das ist kaum vorstellbar. Das von Chroust und Jatho zitierte Dokument ist ein Schreiben des „Betriebsrats der klinischen Universitätsanstalten, Wag-

148 Chroust, Gießener Universität ..., S. 322.

149 Chroust, Gießener Universität ..., S. 322.

150 Jatho, Das Gießener Freitagskränzchen ..., S. 188 f.

ner, an Ministerium für Kultus und Unterricht, 15.9.1947“.¹⁵¹ Die Autoren erwähnen nicht, wo sich das Dokument heute befindet und einzusehen ist.

Im Bestand des Hessischen Hauptstaatsarchivs Wiesbaden haben sich jedoch Akten zu diesen Vorgängen erhalten. Das Schreiben vom 15.9.1947 ist jedoch nicht darunter.¹⁵² Andere Schriftstücke belegen aber, dass es 1947 tatsächlich Auseinandersetzungen zwischen dem Betriebsrat der klinischen Universitäts-Anstalten und dem Sonderbeauftragten Eger gegeben hat. In einem dokumentierten Fall ging es um die Ernennung eines Mediziners zum Oberarzt an der Frauenklinik. Im Zusammenhang mit der Ernennung, so berichtet Eger am 25.08.1947 (also zeitlich vor dem zitierten Beschwerdebrief des Betriebsrates) an die Verwaltungsdirektion der klinischen Universitäts-Anstalten, „ergab sich die Notwendigkeit, die von ihm in politischen Fragebögen gemachten Angaben nachträglich zu überprüfen“.¹⁵³ Diese Überprüfung ergab zunächst eine zeitweilige Mitgliedschaft in der SA: „Dienstgrad: SA-Mann“. Außerdem gehörte der Überprüfte dem „NS.Ärztetbund seit 1.8.1939“ an. Diese Angaben seien in den von dem Mediziner „vorgelegten gelben und weissen politischen Fragebögen vom 6.10.1945 und 6.12.1945 nicht enthalten“. Wegen des Verdachts der Fragebogenfälschung erbittet Eger eine Stellungnahme. Eine Suspendierung vom Dienst spricht er vorläufig „aus dienstlichen Gründen“ nicht aus. Sie folgt jedoch mit Schreiben vom 4.9.1947 an die Verwaltungsdirektion der klinischen Univ.-Anstalten: Eger suspendiert den Arzt „bis zum Eingang des angeforderten Entscheids des Ministeriums über das weitere Verfahren“.¹⁵⁴ Bereits am 12.9.1947 erhält Eger die Nachricht, dass die Landesmilitärregierung die politischen Verhältnisse des Oberarztes überprüft habe, und zu dem Schluss gekommen sei, dass „nichts

151 Chroust, Gießener Universität ..., S. 488, Anm. 261, siehe auch: Jatho, Das Gießener Freitagskränzchen ..., S. 189, Anm. 440.

152 Es handelt sich um den Aktenbestand Abt. 504, 1078. Im Hauptstaatsarchiv Wiesbaden.

153 Der Sonderbeauftragte an die Verwaltungsdirektion der klinischen Universitäts-Anstalten Giessen, Brief vom 25.08.1947, Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, Abt. 504, 1078, die folgenden Zitate aus diesem Schreiben.

154 Schreiben des Sonderbeauftragten an die Verwaltungsdirektion der klinischen Univ.-Anstalten vom 04.09.1947, Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, Abt. 504, 1078.

Nachteiliges“ gegen ihn vorliege: „Damit entfällt jeder Anlass zur Suspendierung [...]“.¹⁵⁵

Die Vorgänge um den Oberarzt der Gießener Frauenklinik machen deutlich, dass sich Eger in diesem dokumentierten Fall absolut korrekt verhielt und wegen einer eventuell verschwiegenen Mitgliedschaft des Arztes in der SA eine genauere Untersuchung einforderte. Dies entspricht nicht dem Bild eines Altnazis, der bestrebt ist, Stellen für ehemalige Parteigenossen freizuhalten. Peter Chrousts und Jörg-Peter Jathos Darstellung von Egers Verhalten vermittelt ein ebenso einseitiges wie falsches Bild.

Dies gilt umso mehr, als die Auseinandersetzung um den Oberarzt noch in weiterer Hinsicht nicht ohne Brisanz war: Am 20.3.1947 wurde er zum kommissarischen Leiter der Frauenklinik ernannt, war aber gleichzeitig, darauf weist Eger in einem Schreiben an den Verwaltungsdirektor der Kliniken am 28.10.1947 hin,¹⁵⁶ Mitglied des Betriebsrates. Aus diesem Grund wurde diese Betriebsvertretung, wie Eger weiter ausführt, vom Ministerium nicht anerkannt, die Betriebsratswahl war zu wiederholen. Die Auseinandersetzungen nahmen schließlich zu und entzündeten sich an der Frage, ob ein kommissarischer Leiter über die uneingeschränkten Befugnisse eines Direktors, auch in personellen Angelegenheiten, verfüge. Eger bejaht dies und schlussfolgert: „Demnach verstößt die Kandidatur wie die Zugehörigkeit [...] zum Betriebsrat der klinischen Anstalten gegen Sinn und Zweck des Artikels 37 der Verfassung des Landes Hessen und gegen die Bestimmungen des Gesetzes Nr. 22 des alliierten Kontrollrates vom 10.4.1946.“¹⁵⁷ Wie man sich über diesen Punkt letztendlich einig wurde, ist nicht mehr dokumentiert.

Die Begebenheiten machen deutlich, dass es für ein einseitiges Fehlverhalten Egers keine Anhaltspunkte gibt. Die Interpretation von Quellen setzt die Bereitschaft zu einer differenzierten Betrachtung unter Einbeziehung des Gesamtumfeldes voraus. Nur so hätten Chroust und

155 Schreiben (ohne Briefkopf) an den Sonderbeauftragten Eger vom 12.09.1947, Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, Abt. 504, 1078.

156 Schreiben des Sonderbeauftragten an den Verwaltungsdirektor der klinischen Anstalten vom 28.10.1947, Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, Abt. 504, 1078, die folgenden Zitate aus diesem Dokument.

157 Schreiben des Sonderbeauftragten an das Ministerium für Kultus und Unterricht in Wiesbaden vom 22.11.1947, Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, Abt. 504, 1078.

Jatho erkennen können, dass in der Auseinandersetzung zwischen Betriebsrat und Sonderbeauftragtem ganz offensichtlich noch andere Dinge eine Rolle spielten: Der Betriebsrat könnte aufgrund von Egers Vorstoß gegen ein Betriebsratsmitglied ausreichend Grund gehabt haben, ihn zu diskreditieren. Ursache und Wirkung, Reaktion und Gegenreaktion sollten abschätzbar sein, bevor man sich zu einer einseitigen Interpretation von nur einer isolierten Quelle hinreißen lässt.

4. Zusammenfassung und Wertung

Otto Eger – Zur Person

Otto Eger entstammt dem wertkonservativen Bildungsbürgertum des Kaiserreichs und wird durch das Fronterlebnis im Ersten Weltkrieg tief geprägt. Zu Beginn der Weimarer Republik zeigt er die für seine soziale Klassenzugehörigkeit und die Kriegsgeneration typische monarchistische, tendenziell antidemokratische Grundeinstellung sowie eine gewisse Nähe zu völkischen Denkmustern. Er engagiert sich für die studentischen Zeitfreiwilligenverbände und steht dem Parteiensystem der Republik zunächst kritisch bis ablehnend gegenüber. Er wird aber Mitglied der DVP, der Partei Gustav Stresemanns, was – bei allen möglichen Vorbehalten – auf eine grundsätzliche Tolerierung und pragmatische Haltung gegenüber der republikanischen Staatsform schließen lässt. Inwieweit er dem späteren Rechtsruck der Partei folgt, lässt sich nicht sagen.

Ende der zwanziger und zu Beginn der dreißiger Jahre ist der inzwischen über 50-jährige mehrmalige Rektor eine der meistgeachteten Hochschullehrer an der hessischen Landesuniversität. Vor allen Dingen sein Engagement für die Studenten, das 1919 zur Gründung der „Studentenhilfe“ führt, trägt ihm den Ehrennamen „Studentenvater“¹⁵⁸ ein. Im Laufe seines über 30 Jahre andauernden Wirkens als Hochschullehrer in Gießen hat er über 250 Dissertationen betreut, darunter auch – gleichermaßen vorbehaltlos und engagiert - Arbeiten von jüdischen Doktoranden. In den ersten öffentlichen Auseinandersetzungen mit nationalsozialistischen Studenten ist er um Ausgleich bemüht und lässt keine Parteinahme – auch nicht für die Nationalsozialisten – erkennen.

158 Vgl. u.a. Gießener Anzeiger vom 18.10.1937 „Prof. Dr. Eger 60 Jahre alt“: „[...] wurde Professor Eger schon bald nach dem Beginn seiner sozialen Fürsorgetätigkeit von den Studenten der Ehrentitel ‚Studentenvater‘ gegeben [...]“.

Er ist Mitglied in verschiedenen Unterverbänden der NSDAP und tritt 1941 auch der Partei bei, freilich ohne dort je ein Amt zu bekleiden. Auch Rektor der Universität wird er ab 1933 nicht mehr, gleichwohl aber - vermutlich aufgrund der engen Personaldecke während der Kriegsjahre¹⁵⁹ - mehrfach Dekan der juristischen Fakultät. Dass Eger der Partei beitrifft, um weiterhin die Geschicke der Bad Nauheimer William-G.-Kerckhoff-Stiftung als stellvertretender Vorsitzender bestimmen zu können, wie er selbst nach dem Krieg angibt, erscheint plausibel.

Nach dem Krieg wird Eger Sonderbeauftragter für die Überführung der Universität in eine Hochschule und erfüllt damit einen Auftrag, der manchen Konflikt mit sich gebracht haben dürfte. Aber auch hier erscheint Eger als derjenige, der um sachliche und möglichst unparteiische Entscheidungen bemüht ist. Ein überzeugter Nationalsozialist ist Otto Eger, nach den hier vorliegenden Erkenntnissen, nicht gewesen.

Literaturkritik

In der Literatur findet man von bloßen, teilweise unzutreffenden Behauptungen ohne Belege des Angeführten über unzulässige Verallgemeinerungen bis hin zu an Rufmord grenzenden Aussagen alles Mögliche, so dass von einer historisch korrekten Aufarbeitung der Vergangenheit nicht gesprochen werden kann:

Die lokale Gießener Forschung zu Otto Eger wird vor allen Dingen von Bruno W. Reimann und Jörg-Peter Jatho dominiert, in den neunziger Jahren auch von Frank Sygusch und Peter Chroust.

Vor allen Dingen Reimann und Jatho zeichnen bis in die unmittelbare Gegenwart hinein ein Bild von Otto Eger, das weder der Person noch der historischen Wahrheit gerecht wird. Eine differenzierte und unvoreingenommene Herangehensweise lassen sie in ihren Publikationen zu Otto Eger vermissen. So werden zum Beispiel - vor allen Dingen bei Reimann - Textstellen, die ursprünglich aus der Sekundärliteratur stammen, mit Zitaten aus Quellen sprachlich so miteinander verwoben, dass ihre jeweilige Herkunft kaum mehr voneinander zu unterscheiden

159 Vgl. das bereits oben zitierte Schreiben von Rektor Kranz vom 19. Oktober 1939, an den Reichsstatthalter, in dem er u.a. Eger als Dekan vorschlägt: „Die Auswahl der betreffenden Professoren ist gering, da gerade unter den m.E. geeigneten Professoren sich ein grösserer Teil bei der Wehrmacht befindet und daher im Augenblick nicht zur Verfügung steht“, Universitätsarchiv Gießen, PrA 98.

ist. Durch weiteres wechselseitiges Zitieren verwischen sich bei Chroust, Jatho und Reimann die Grenzen zusehends, so dass schließlich Autorenmeinungen den Anschein quellenmäßig belegbarer historischer Wahrheiten annehmen konnten und aus Vermutungen oder Annahmen am Ende der Kette „Tatsachen“ entstehen.

Immer wieder aufs Neue hat sich gezeigt, dass Quellen nicht korrekt wiedergegeben und dass Textpassagen abgekürzt und bestimmte, nicht ins Bild passende Stellen weggelassen werden: So gibt es bis heute keinen Beleg für die behauptete Mitgliedschaft Egers in der OrgEsch, keinen Beleg für seine Bereitschaft, den Kapp-Putschisten beizuspringen und keinen Beleg dafür, dass er „Mit-Organisator“ des StuKoMa gewesen sein könnte. Die von Frank Sygusch angeführte Dissertation nationalsozialistischen Inhalts wurde weder von Eger angeregt, noch von ihm, wie behauptet, überdurchschnittlich bewertet. Auch für seine Bereitschaft nach dem Krieg frei werdende Stellen für alte Nationalsozialisten reservieren zu wollen, werden keine Beweise vorgelegt. Positives Wirken hingegen wird stets verschwiegen: kein Hinweis auf die vorurteilsfreie Betreuung von Dissertationen jüdischer Doktoranden, kein Hinweis auf sein positives Wirken für die Kerckhoff-Stiftung und kein Hinweis auf sein unvoreingenommenes Handeln als Sonderbeauftragter findet sich in der Sekundärliteratur zu Otto Eger.

Warum spricht Bruno W. Reimann davon, Eger sei ein „Sympathisant und Unterstützer rechtsgerichteter Gruppen“ gewesen, der „ganz offensichtlich“ in die „Nazi-Partei“ gehörte?¹⁶⁰ Die Beweise für seine Behauptungen bleibt der Autor dem Leser schuldig: Es gibt es keine Quellen, die eine Mitgliedschaft Egers in der OrgEsch belegen, gleichwohl spricht Reimann vom „historisch unbestreitbare[n] Faktum“.¹⁶¹

Frank Sygusch forderte 1990 die Umbenennung des Otto-Eger-Heimes, weil Eger „durch die Betreuung von wissenschaftlichen Arbeiten, in Stellungnahmen und Gutachten, in den 30er und 40er Jahren nationalsozialistische, völkische, rassistische und antisemitische Denkfiguren gefördert“¹⁶² habe. Doch warum zitiert Sygusch nicht aus diesen Stellungnahmen und Gutachten? Warum erwähnt er nicht, dass die von ihm

160 Reimann, Homepage ...

161 Reimann, Avantgarden (Analyse) ..., S. 60.

162 zitiert nach dem Artikel Studenten auf den Spuren Otto Egers. Weiteres Kapitel zur ‚Aufarbeitung‘ der JLU-Geschichte? – Thema in StuPa und Konvent, in: Gießener Allgemeine vom 20. Januar 1990.

als Beweis angeführte einzige Dissertation eigentlich von dem den Nazis nahestehenden Hans Gmelin angeregt und bis zu seinem Tod als Erstgutachter betreut wurde? Eger übernahm die Arbeit nur in der Endphase. Hat Sygusch das Vorwort nicht gelesen? Warum beachtet Sygusch die zwei Dissertationen von jüdischen Kommilitonen nicht, die Eger vorbehaltlos zur Promotion geführt hat?

Warum folgt Peter Chroust der Vermutung des Personalrats der Kliniken, der glaubt Eger habe bei der Neubesetzung von Stellen nach dem Krieg alte Nationalsozialisten bevorzugen wollen? Sind Personalräte a priori glaubwürdiger als Professoren? Hat er beim Archivstudium die Dokumente nicht gesehen, die eine andere Sprache sprechen?

Warum schreibt Jörg-Peter Jatho, der 2004 unter den Mitgliedschaften Egers – ohne Beweise vorlegen zu können - die OrgEsch aufführt,¹⁶³ in seiner neuesten Publikation „Eger wird schon 1920 als eine ‚Hauptstütze‘ der Organisation Escherich in Hessen genannt [...]“¹⁶⁴ wo er doch wissen müsste, dass Eger in keiner Quelle 1920 als „Hauptstütze“ genannt wurde, sondern erst in der Sekundärliteratur 1973?¹⁶⁵

* * *

„Totalitäre Regime sind ja nicht zuletzt dadurch gekennzeichnet, dass sie zum Schuldigwerden kaum Alternativen übrig lassen“, sagt Klaus Hildebrand in einer Gedenkstunde der Bonner Universität zur 60. Wiederkehr der Reichspogromnacht.“¹⁶⁶ Um in diesem Sinne nicht schuldig zu werden, bleibt in Zeiten totalitärer Herrschaft nur der vollständige Rückzug. Der Gießener Theologe Gustav Krüger hat mit seiner berühmten Rede vom 14. Juni 1933¹⁶⁷ vor dem Gesamtsenat der Universität und der Niederlegung seiner öffentlichen Ämter ein Bei-

163 Jatho, Der Gießener Goethe-Bund ..., S. 229.

164 Jatho/Simon, S. 84.

165 Nußer, Konservative Wehrverbände ..., S. 184.

166 Hildebrand, Klaus: Universität im „Dritten Reich“, in: Opfer nationalsozialistischen Unrechts an der Universität Bonn. Gedenkstunde anlässlich der 60. Wiederkehr der Reichspogromnacht, hrsg. von Klaus Borchard (= ALMA MATER 88, Beiträge zur Geschichte der Universität Bonn im Auftrag des Rektors herausgegeben vom Archiv der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn), Bonn 1999, S. 25-35, hier: S. 30.

167 Die Rede ist abgedruckt bei: Heyne, Kurt, u.a.: Widerstand in Gießen und Umgebung 1933-1945, in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins NF, Bd. 71, 1986, S. 186-189.

spiel für diese einzig mögliche Alternative in schlimmen Zeiten gegeben.

Otto Eger hat dies nicht getan. Er hat sich arrangiert und ist Kompromisse eingegangen. Er ist nicht aus seinem weitverzweigten Netzwerk ausgestiegen und hat weiterhin – wenn auch nicht als Rektor so doch als Dekan - universitäre und öffentliche Ämter bekleidet. Das mag man ihm vorhalten, auch wenn man sich nicht dafür interessiert, wie er den persönlichen Spielraum, den es immerhin auch in dieser Zeit gab, nutzte. Die bislang vorliegenden Fakten reichen indes nicht für eine öffentliche Verurteilung, und sie reichen auch nicht, um immer wieder aufs Neue eine Umbenennung des Otto-Eger-Heimes zu fordern.

Die Zeiten, in denen diejenigen, die am lautesten schrieen, das Recht auf ihrer Seite hatten, sollten eigentlich vorbei sein. Es ist an der Zeit, den leisen, differenzierteren Tönen eine Chance zu geben. Nur so dokumentiert man vorurteilsfreies Erkenntnisinteresse und wird auch den Menschen, um die es dabei geht, gerechter.¹⁶⁸

Abbildungsnachweis:

Abb. 1:

Bildarchiv von Universitätsbibliothek und -archiv der Justus-Liebig-Universität Gießen

Abb. 2: Bildarchiv von Universitätsbibliothek und -archiv der Justus-Liebig-Universität Gießen

Ungedruckte Quellen:

Archiv der William-G.-Kerckhoff-Stiftung: Nr. 1, 104, 124, 185, 724, 726

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München / Bayerisches Kriegsarchiv: Einwohnerwehren / Organisation Escherich, Bd. 5 / A 3b (Blatt 79)

Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden: Abt. 504, 1078

Hessisches Staatsarchiv Darmstadt: G 18, Nr. 44/3; G 28, Nr. F 1505/30

Universitätsarchiv Bonn: PA 12049 (Adolf Zycha)

168 Mehr als eine Anmerkung: Mein Dank geht für unermüdliche Unterstützung und für manches hilfreiche Gespräch an die Leiterin des Universitätsarchivs Gießen Dr. Eva-Marie Felschow und an Torsten Dette, der mich in ebensolcher Weise auch im Archiv der William-G.-Kerckhoff-Stiftung unterstützte. Für die außerordentlich freundliche Genehmigung, das Archiv der Stiftung konsultieren zu dürfen, danke ich dem Vorstand der William-G.-Kerckhoff-Stiftung und ihrem Vorsitzenden Prof. Dr. Wolfgang Koenig. An Barbara Zimmermann vom Bildarchiv der Universität Gießen geht mein Dank für die Bereitstellung der Fotografien von Otto Eger.

Universitätsarchiv Gießen: Jur Prom 637; 704

Universitätsarchiv Gießen: PrA 98; 581; 703; 2056; 2159; Personalakte Eger

Universitätsarchiv Marburg: 305a, Nr. 77

Literatur:

50 Jahre Kriegsende. Stadt und Universität Gießen im Wiederaufbau 1945-1960, bearb. von Brake, Ludwig und Eva-Marie Felschow, Gießen 1996

Aeskulap und Hakenkreuz [sic]. Zur Geschichte der Medizinischen Fakultät in Gießen zwischen 1933 und 1945. Eine Dokumentation der Arbeitsgruppe „Medizin und Faschismus“ Helga Jakobi, Peter Chroust und Matthias Hamann. Hrsg. vom Allgemeinen Studentenausschuß der Studentenschaft der Justus-Liebig-Universität Gießen, Gießen 1982

Ansprache des Rektors Professor Dr. jur. Eger, in: Die Feier der Reichsgründung veranstaltet am 18. Januar 1923 von der Universität Gießen, Gießen 1923

Bar Menachem, Abraham [d.i.: Alfred Gutmuth]: Menschlichkeit trotz Unmenschlichem. Ein etwas anderes Zeugnis für die Ludwigs-Universität während des Nazi-Regimes, in: Spiegel der Forschung, 24. Jg. Nr. 2, November 2007, S. 39-45

Berdiajew, Nicolai: Das neue Mittelalter. Betrachtungen über das Schicksal Russlands und Europas, Tübingen 1950 (†1924)

Berger, Dieter, Gernot Schäfer u.a.: Die Gießener Burschenschaft Frankonia 1872-1972, Gießen 1972

Bernhardt, Markus: Die Entnazifizierung in Gießen am Beispiel der Stadtverwaltung und der Universität (1945-1946), in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins, N.F., Bd. 75, 1990, S. 95-130

Bernhardt, Markus: Gießener Professoren zwischen Drittem Reich und Bundesrepublik. Ein Beitrag zur hessischen Hochschulgeschichte 1945-1957, Gießen 1990

Bernhardt, Markus: Professoren in der NSDAP – ein sozialgeschichtliches Modell zur sogenannten „Selbst“-Gleichschaltung der Hochschulen am Beispiel der Universität Gießen, in: Hochschule und Nationalsozialismus. Referate beim Workshop zur Geschichte der Carolo-Wilhelmina am 5. und 6. Juli 1993, Braunschweig 1994, S. 37-53

Bleuel, Hans Peter und Ernst Klinnert: Deutsche Studenten auf dem Weg ins Dritte Reich. Ideologien – Programme – Aktionen 1918-1935, Gütersloh 1967

Boumann, Heiko: Zur Entwicklung des Antisemitismus und der rechtsradikalen Gruppen in der Gießener Region 1890 bis 1933, in: Reimann, Bruno W., Angelika Albach, Heiko Boumann, Ralf Fieberg, Susanne Meinl: Antisemitismus und Nationalsozialismus in der Gießener Region. Katalog auf der

Basis der Ausstellung, Materialien zur sozialen und politischen Geschichte, Bd. 2, Gießen 1990 (Privatdruck), S. 27-59

Breitbach, Michael: Das Amt des Universitätsrichters an der Universität Gießen im 19. und 20. Jahrhundert. Zugleich ein Beitrag zu den Doktorentziehungsverfahren zwischen 1933 und 1945, in: Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde, N.F., Bd. 59, 2001, S. 267-334

Breitbach, Michael: Rechtsgrundlagen für Doktorgradentziehungsverfahren in der NS-Zeit, in: Uni-Forum, 19. Jg. 2006, Nr. 1/16. Feb. 2006, S. 4

Breuer, Stefan: Die Völkischen in Deutschland. Kaiserreich und Weimarer Republik, Darmstadt 2008

Chronik der Ludwigs-Universität 1907-1945 und der Justus-Liebig-Hochschule Gießen 1946-1957, im Auftrage der Justus-Liebig-Hochschule bearb. und herausgegeben von Oberbibliothekar Dr. phil. Wilhelm Rehmann Bibliotheksrat a.D., in: Ludwigs-Universität Justus-Liebig-Hochschule 1607-1957. Festschrift zur 350-Jahrfeier, Gießen 1957, S. 447-543

Chroust, Peter: Gießener Universität und Faschismus. Studenten und Hochschullehrer 1918-1945 (zugl. Univ. Gießen, Diss. 1993), Münster, New York 1994

Corps Teutonia zu Gießen 1839-1935, Gießen [1939]

Die Feier der Reichsgründung veranstaltet am 18. Januar 1923 von der Universität Gießen, Gießen 1923

Die Juristen der Universität Bonn im „Dritten Reich“, hrsg. von Mathias Schmoeckel (= Rechtsgeschichtliche Schriften. Im Auftrage des Rheinischen Vereins für Rechtsgeschichte e.V. zu Köln, Bd. 18, hrsg. von Dieter Strauch), Köln u.a. 2004

Eger, Otto in: Die Feier der Reichsgründung veranstaltet am 18. Januar 1923 von der Universität Gießen, Gießen 1923

Eger, Otto: Recht und Wirtschaftsmacht. Akademische Rede zur Jahresfeier der Hessischen Ludwigs-Universität am 1. Juli 1931, Gießen 1931

Eger, Otto: Vom heutigen und künftigen deutschen bürgerlichen Recht. Akademische Rede zur Jahresfeier der Hessischen Ludwigs-Universität am 1. Juli 1923, Gießen 1923

Engisch, Karl: Gießener Juristen der letzten 100 Jahre, in: Ludwigs-Universität. Justus-Liebig-Hochschule 1607-1957. Festschrift zur 350-Jahrfeier, Gießen 1957, S.17-30

Felschow, Eva-Marie: Schwieriger Anfang, jähes Ende und ein Neubeginn in der Ferne. Das Schicksal der Margarete Bieber, in: Panorama. 400 Jahre Universität Gießen. Akteure, Schauplätze, Erinnerungskultur, hrsg. im Auftrag des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität Horst Carl, Eva-Marie Felschow, Jürgen Reulecke, Corinna Sargk, Frankfurt 2007, S. 278-283

Fieberg, Ralf: Die Durchsetzung des Nationalsozialismus in der Gießener Studentenschaft vor 1933, in: Frontabschnitt Hochschule ..., S. 38-67,

Fritzsche, Klaus: Die Gießener Universität in der NS-Zeit. Bedingungen und Probleme des Erinnerns und Gedenkens, in: Panorama. 400 Jahre Universität Gießen. Akteure, Schauplätze, Erinnerungskultur, hrsg. im Auftrag des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität Horst Carl, Eva-Marie Felschow, Jürgen Reulecke, Corinna Sargk, Frankfurt 2007, S. 284-291

Frontabschnitt Hochschule. Die Gießener Universität im Nationalsozialismus. Mit Beiträgen von Hans-Jürgen Böhles, Peter Chroust, Ralf Fieberg, Udo Jordan, Ernst Meredig, Wolfgang Pusch, Brigitte Reifenrath, Bruno W. Reimann, Christine Schröder, Gießen 1982

Geschichte der Gießener Burschenschaft Alemannia 1861-1961, herausgegeben von Carl Walbrach, Gießen 1961

Geschichte des Corps Hassia Gießen zu Mainz 1815-1965, Gießen (Selbstverlag der Alten Herren) 1965

Gießener Allgemeine: 20.01.1990 „Studenten auf den Spuren Otto Egers. Weiteres Kapitel zur ‚Aufarbeitung‘ der JLU-Geschichte? – Thema in StuPa und Konvent“

Gießener Anzeiger: 11.06.1923

Gießener Anzeiger: 18.10.1937 „Prof. Dr. Eger 60 Jahre alt“

Gießener Anzeiger: 01.12.1989 „Kranz für Grab Otto Egers: Uni verspricht Überprüfung“

Gießener Anzeiger: 05.12.1989 „Weißgewaschen“ (Jörg-Peter Jatho)

Gramsci, Antonio: Utopia, in: Avanti! Giornale del partito socialista, 25.07.1918, Jg. XXII, Nr. 204

Greschat, Martin: Gustav Krüger. Wider die gleichgeschaltete Wissenschaft, in: Panorama. 400 Jahre Universität Gießen. Akteure, Schauplätze, Erinnerungskultur, hrsg. im Auftrag des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität Horst Carl, Eva-Marie Felschow, Jürgen Reulecke, Corinna Sargk, Frankfurt 2007, S. 120-124

Großherzoglich Hessisches Regierungsblatt, Beilage Nr. 8, vom 8. Mai 1918, S. 85

Hannover, Heinrich und Elisabeth Hannover-Drück: Politische Justiz 1918-1933. Mit einer Einleitung von Karl Dietrich Bracher, Frankfurt am Main 1966

Hering, Rainer: Konstruierte Nation. Der alldeutsche Verband 1890-1939, Hamburg 2003

Heyne, Kurt: Widerstand in Gießen und Umgebung 1933-1945, Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins NF, Bd. 71, 1986

Hildebrand, Klaus: Universität im „Dritten Reich“, in: Opfer nationalsozialistischen Unrechts an der Universität Bonn. Gedenkstunde anlässlich der 60. Wiederkehr der Reichspogromnacht, hrsg. von Klaus Borchard (= ALMA MATER 88, Beiträge zur Geschichte der Universität Bonn im Auftrag des Rektors herausgegeben vom Archiv der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn), Bonn 1999, S. 25-35

Jatho, Jörg-Peter, Dr. Gerd Simon: Gießener Historiker im Dritten Reich, Gießen (Focus Verlag) 2008

Jatho, Jörg-Peter: „Weißgewaschen“, Leserbrief im Gießener Anzeiger, 05.12.1989

Jatho, Jörg-Peter: Das Gießener „Freitagskränzchen“. Dokumente zum Mißlingen einer Geschichtslegende – zugleich ein Beispiel für Entsorgung des Nationalsozialismus, Fulda 1995

Jatho, Jörg-Peter: Der Gießener Goethe-Bund. Eine Bestandsaufnahme zum öffentlichen Literaturbetrieb in Weimarer Republik und NS-Zeit, Gießen²2005 (Erstauflage: 2004)

Kaser, Max: Otto Eger. (1977-1949)/Jurist, in: Gießener Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Hans Georg Gundel, Peter Moraw, Volker Press, Hgg., 1. Teil (= Veröffentlichungen der Hist. Kommission für Hessen in Verbindung mit der Justus Liebig-Universität Gießen, Bd. 35, Lebensbilder aus Hessen, 2. Bde.), Marburg 1982, 2. Bd., S. 188-195

Kaser, Max: Otto Eger †, in: Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft, Bd. 18, 1949, S. 94-103

Klein, Dagmar: Die Gießener Friedhöfe. Erinnerungsorte der Universitätsgeschichte, in: Panorama. 400 Jahre Universität Gießen. Akteure, Schauplätze, Erinnerungskultur, hrsg. im Auftrag des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität von Host Carl, Eva-Marie Felschow, Jürgen Reulecke, Volker Roelcke, Corina Sargk, Frankfurt/Main 2007, S. 250-255

Kluge, Ulrich: Die Weimarer Republik, Paderborn 2006

Lohre, Matthias: Das Attentat als moralische Dimension gegen die Machthaber. Kontroverse um Ziele und Charaktere der Verschwörer des 20. Juli, in: Das Parlament, Nr. 26 vom 21.06.2004

Ludwigs-Universität Justus-Liebig-Hochschule 1607-1957. Festschrift zur 350-Jahrfeier, Gießen 1957

Meinl, Susanne: Ein konservativer Revolutionär in der Weimarer Republik und im „Dritten Reich“ – Eine politisch-biographische Skizze des Friedrich Wilhelm Heinz 1918 bis 1945. Wissenschaftliche Hausarbeit zur Erlangung des Magistergrades im Fachbereich Geschichtswissenschaft der Justus-Liebig-Universität Gießen, 7. März 1990 (unpublizierte Arbeit)

Mommsen, Hans: Aufbruch zur Nation: Irrwege des deutschen Nationalismus in der Zwischenkriegsepoche, in: Mommsen, Hans: Von Weimar nach

Auschwitz. Zur Geschichte Deutschlands in der Weltkriegsepoche. Ausgewählte Aufsätze, Stuttgart 1999, S. 44-57 (zuerst veröffentlicht in: Deutsch-Norwegisches Studienprogramm für Geschichtswissenschaften. Bericht über das 6. deutsch-norwegische Historikertreffen in Leipzig, Mai 1993: Nationale und andere Solidarstrukturen, Oslo 1994, S. 130-145)

Mommsen, Hans: Aufstieg und Untergang der Republik von Weimar 1918-1933, München ²2004

Mommsen, Hans: Von Weimar nach Auschwitz. Zur Geschichte Deutschlands in der Weltkriegsepoche. Ausgewählte Aufsätze, Stuttgart 1999, (zuerst veröffentlicht in: Deutsch-Norwegisches Studienprogramm für Geschichtswissenschaften. Bericht über das 6. deutsch-norwegische Historikertreffen in Leipzig, Mai 1993: Nationale und andere Solidarstrukturen, Oslo 1994, S. 130-145)

Nuß, Horst: Konservative Wehrverbände in Bayern, Preußen und Österreich 1918-1923 mit einer Biographie von Forstrat Georg Escherich 1870-1941, München 1973

Oehler-Klein, Sigrid: Das Institut für Erb- und Rassenpflege der Universität Gießen: Aufbau des Instituts und Eingliederung in die Universität, in: Gießener Universitätsblätter, 38. Jg. 2005, S. 25-42

Opfer nationalsozialistischen Unrechts an der Universität Bonn. Gedenkstunde anlässlich der 60. Wiederkehr der Reichspogromnacht, hrsg. von Klaus Borchard (= ALMA MATER 88, Beiträge zur Geschichte der Universität Bonn im Auftrag des Rektors herausgegeben vom Archiv der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn), Bonn 1999

Panorama. 400 Jahre Universität Gießen. Akteure, Schauplätze, Erinnerungskultur, hrsg. im Auftrag des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität Horst Carl, Eva-Marie Felschow, Jürgen Reulecke, Corinna Sargk, Frankfurt 2007

Press, Volker: Die Universität Gießen 1933-1957 – Niedergang, Auflösung und Wiedergeburt, in: Gießener Universitätsblätter, Heft 2, 1983, S. 9-34

Pusch, Wolfgang: Die neue Verfassung, in: Frontabschnitt Hochschule ..., S. 159-166

Reimann, Bruno W., Angelika Albach, Heiko Boumann, Ralf Fieberg, Susanne Meinl: Antisemitismus und Nationalsozialismus in der Gießener Region. Katalog auf der Basis der Ausstellung, Materialien zur sozialen und politischen Geschichte, Bd. 2, Gießen 1990 (Privatdruck)

Reimann, Bruno W., Heiko Boumann, Susanne Meinl, Bettina Metz: Zur Vorgeschichte, Entwicklung und Durchsetzung der nationalsozialistischen Bewegung, Ideologie und Organisation in Gießen 1918-1933 (Institut für Soziologie. Materialien und Analysen zur sozialen und politischen Geschichte Giessens, hg. von Reimann, Bruno W., Bd. 1/Teil 1, Gießen 1994

Reimann, Bruno W.: Avantgarden des Faschismus. Studentenschaft und schlagende Verbindungen an der Universität Gießen 1918-1937. Analyse (= Materialien und Analysen zur politischen Geschichte Gießens), Frankfurt am Main 2007

Reimann, Bruno W.: Homepage <http://www.bruno-w-reimann.de>

Roelcke, Volker: Gerhard Pfahler und Heinrich Wilhelm Kranz. Zwei Rektoren im Nationalsozialismus, in: Panorama. 400 Jahre Universität Gießen. Akteure, Schauplätze, Erinnerungskultur, hrsg. im Auftrag des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität Horst Carl, Eva-Marie Felschow, Jürgen Reulecke, Corinna Sargk, Frankfurt 2007, S. 125-130

Rosenwald, Walter: Das Studentencorps Marburg 1920 im Kapp-Lüttwitz-Putsch und in Thüringen und die Rolle des Corps Hasso-Nassovia, in: Nassauische Annalen. Jahrbuch des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung, Bd. 113, 2002, S. 421-434

Schlußwort des Rektors Prof. Dr. jur. Eger, in: Die Feier der Reichsgründung ...

Selchow, Bogislav von: Hundert Tage aus meinem Leben, Leipzig 1936

Sievers, Hermann: Das Corps im Kampf gegen die inneren Feinde, in: Corps Teutonia ..., S. 125-142

Studenten auf den Spuren Otto Egers. Weiteres Kapitel zur ‚Aufarbeitung‘ der JLU-Geschichte? – Thema in StuPa und Konvent, in: Gießener Allgemeine vom 20. Januar 1990

Sygyusch, Frank, in: Universität und Nationalsozialismus. Ein Gespräch mit dem Präsidenten des StudentInnenparlaments Frank Sygyusch über die öffentlichen Präsentationsformen von Geschichte und das soziale Gedächtnis an der Universität Gießen, in: Asta-Info Nr. 3, 07.02.1990

Töpelmann, Alfred: Der Dienstagskranz zu Gießen. Seine Geschichte von 1825 bis 1940, Gießen 1940

Vorlesungsverzeichnis der Universität Gießen für das Sommersemester 1931

Weber, Friedrich: „Otto Eger †“, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, hrsg. von Heinrich Mitteis u.a., 67. Bd (LXXX Band der Zeitschrift für Rechtsgeschichte), Romanistische Abt., Weimar 1950, S. 623-627

Wiederhold, Steffen: Adolf Zycha. Als Rechtshistoriker standfest, als Rektor nicht von Bestand, in: Die Juristen der Universität Bonn im „Dritten Reich“, hrsg. von Mathias Schmoekel (= Rechtsgeschichtliche Schriften. Im Auftrage des Rheinischen Vereins für Rechtsgeschichte e.V. zu Köln, Bd. 18, hrsg. von Dieter Strauch), Köln u.a. 2004, S. 603-640

Die Medizinische Fakultät der Universität Gießen im Nationalsozialismus: Institutionen und Personen - Umbrüche und Kontinuitäten¹

Sigrid Oehler-Klein

Welche Institutionen und Personen, welche Umbrüche und Kontinuitäten an der Medizinischen Fakultät Gießen haben zur Etablierung, Stabilisierung und schließlich zur Radikalisierung des nationalsozialistischen Unrechtssystems beigetragen? Welchen Konflikten waren Forscher und Dozenten während des „Dritten Reiches“ ausgesetzt und welche Angebote hielt das Regime gerade für diese Berufsgruppe bereit? Wie waren die Gießener Hochschulmediziner in überregionale Wissenschaftsprogramme und Diskussionszusammenhänge eingebunden? Konnten Spielräume genutzt werden innerhalb eines Systems, das ganz offenkundig auch im ärztlichen Alltag inhumane Konsequenzen zeigte? Waren auch solche Mediziner involviert, die nicht auffällig mit dem Regime kooperiert hatten?

Diese und weitere Fragen sollen in dem folgenden Beitrag über die Geschichte der Gießener Medizinischen Fakultät zwischen 1933 und 1945 erörtert werden.

Ärzte waren im Vergleich zu anderen akademischen Berufsgruppen überproportional in der NSDAP vertreten. Während Lehrer zum Beispiel nur zu 25 Prozent Parteimitglieder in ihren Reihen zu verzeichnen hatten, waren es in der Gesamtärzteschaft etwa 45 Prozent. Hochschulmediziner zeigten darüber hinaus – wie verschiedene Untersuchungen über die Parteimitgliedschaft dieser Berufsuntergruppe verdeutlichen können – nochmals eine deutlich höhere Bereitschaft in der formalen Anpassung an das Regime.² Einige spezifische Gründe für die

1 Der Beitrag ist eine leicht veränderte Fassung eines Vortrages, gehalten am 13.02.2008 vor der Medizinischen Gesellschaft Gießen. Die dargelegten Fakten und Ereignisse sind detailliert belegt in: Sigrid Oehler-Klein (Hg.), *Die Medizinische Fakultät Gießen im Nationalsozialismus und in der Nachkriegszeit. Institutionen und Personen – Umbrüche und Kontinuitäten*, Stuttgart 2007 (= Die Geschichte der Medizinischen Fakultät Gießen hg. von Volker Roelcke, Bd. 2).

2 Die Zahl variiert je nach Berechnung (z. B. durch den Ausschluss derjenigen, die 1933 aus verschiedenen Gründen ihre Stellen verließen), liegt aber bei den medizinischen Fakultäten in Deutschland, für welche Untersuchungsergebnisse vorliegen, in jedem Fall wesentlich höher.

Entwicklung eindrucksvoller Kooperationen der Hochschulmediziner mit dem nationalsozialistischen Regime können anhand der Analyse der Gießener Medizinischen Fakultät gut nachvollzogen werden. Denn: 1. änderte sich die personelle Struktur an der Fakultät in Gießen gleich nach 1933, 2. bestand in Gießen eine hohe Fluktuation von Wissenschaftlern, die – auch als Nachwuchswissenschaftler – einen sehr guten Ruf besaßen. Sie wurden zur Bewältigung besonderer Forschungsanforderungen während des nationalsozialistischen Regimes aufgefordert und zeigten auch selbst aus Interesse oder Karrierewünschen entsprechende Eigeninitiativen; und 3. erschien der Gießener Standort in der Konkurrenz zu Frankfurt und Marburg mehrfach existentiell bedroht, weshalb auch in diesem Kontext Anpassungsbemühungen durch die Gesamtfakultät an das NS-Regime zu beobachten sind.

Der Beitrag ist wie folgt gegliedert:

- I. *Einführung: Der allgemeinen Rahmen, in dem sich die Mitglieder der Medizinischen Fakultät Gießen ab 1933 bewegten.*
- II. *Die politischen Veränderungen und Kontinuitäten an der Medizinischen Fakultät nach 1933:*
 - *Personalstruktur, Mitgliedschaften in der Partei*
 - *Neue Universitätsverfassung*
 - *Berufungspolitik*
 - *Dennunziationen*
- III. *Die thematischen Veränderungen und inhaltlichen Kontinuitäten an der Fakultät:*
 - *Erb- und Rassenpflege*
 - *Psychiatrie*
- IV. *Die Medizinische Fakultät im Krieg:*
 - *Weiterführung und Neuausrichtung von Forschungsprojekten*
 - *Einbindung universitärer Institutionen in die militärärztliche Forschung*

I. Einführung: Der allgemeinen Rahmen, in dem sich die Mitglieder der Medizinischen Fakultät Gießen ab 1933 bewegten

Das grundlegende und im Prinzip stetig verfolgte Ziel der nationalsozialistischen Bewegung war eine rigorose Steuerung der Bevölkerungsentwicklung. Diese wurde nach rassistischen Kriterien innerhalb bereits eingenommener bzw. noch zu erobernder Räume geplant und zum Teil auch vollzogen. In der zwar taktisch variablen, aber doch konsequenten Verfolgung der biopolitischen Idee, der Schaffung eines Herrenvolkes, unterschied sich der nationalsozialistische Staat von anderen Staaten mit totalitärer Machtausübung und großen Bevölkerungsverschiebungen. Von Anfang an ging es den Nationalsozialisten darum, den deutschen „Volkskörper“ konkurrenz- und durchsetzungsfähig zu machen; dabei wurden sowohl politische Gegner als auch rassistisch und erbgesundheitlich unerwünschte Personengruppen ausgegrenzt und/oder ausgemerzt. Eingriffe in individuelle Grundrechte erhielten erst hierdurch ihre eigentliche Rechtfertigung. Dies betraf zum Beispiel Eingriffe in das Recht auf körperliche Unversehrtheit bei zwangsweisen Sterilisierungen, die in Deutschland im Vergleich zu anderen – demokratischen – Staaten äußerst zahlreich durchgeführt wurden.

Einzelanalysen zeigen allerdings, dass es den Ärzten und Wissenschaftlern an den deutschen medizinischen Fakultäten häufig eher um die Bewältigung ganz konkreter Aufgaben ging. Sie arbeiteten in ihren Fachgebieten, z. B. an der Entwicklung bevölkerungsstatistischer Methoden, sie waren an der Lösung von akut anstehenden medizinischen Problemen – vor allem während des Krieges – interessiert.

Jedoch, selbst wenn die Hochschulmediziner den großen programmatischen Zukunftsentwurf der Nationalsozialisten nicht immer als den ihren ansahen und auch nicht immer die Mittel zu seiner Realisierung begrüßten, so waren sie selbstverständlich in seine Durchführung eingebunden. Sie erledigten zum Beispiel die statistischen Berechnungen über das Wachstum der deutschen und der nicht-deutschen Bevölkerung unter Berücksichtigung der Ausschaltung unerwünschter Personengruppen; sie erarbeiteten die Kriterien für entsprechende Selektionen und führten sie auch durch; sie schufen grundlegende wissenschaftliche und medizinische Voraussetzungen, mit deren Hilfe die biopolitische Utopie durch den Krieg verwirklicht werden sollte.

Die wissenschaftlichen Eliten lebten in einem System von verlockenden Karrierechancen und zugleich unter einer politischen Bedrohung. Mediziner sahen sich während des „Dritten Reiches“ vor neue Aufgabengebiete innerhalb des Gesundheitssystems und in der Militärmedizin gestellt. Sie befanden sich zudem in einer gewissen finanziellen Abhängigkeit – bezogen auf mögliche Forschungsgelder – und sie waren Teil einer Gemeinschaft, die nicht nur den Krieg führte, sondern auch den Verlust des Krieges fürchtete.

Von den Auswirkungen der nationalsozialistischen Politik blieb kein Bereich an den medizinischen Fakultäten des „Dritten Reichs“ unberührt. Hierfür lassen sich viele Beispiele anführen, doch sehr deutlich werden diese umfassenden Konsequenzen, wenn der Alltag in der Lehre und der Patientenbetreuung betrachtet wird.

1. Beispiel: Das Gießener Anatomische Institut hatte sich im Jahr 1942 mit einem enormen Zuwachs von Leichen Hingerichteter auseinander zu setzen. Während im Zeitraum zwischen 1933 und 1939 insgesamt lediglich fünf Körper von Menschen, die hingerichtet worden waren,³ in die Gießener Anatomie gebracht wurden, erhielt das Anatomische Institut allein im Jahr 1942 27 Körper von Hingerichteten. Unter ihnen befanden sich Leichen junger und gesunder Menschen, die zum Tode verurteilt worden waren, weil sie zum Beispiel antinationalsozialistische Flugblätter verteilt hatten oder BBC-Nachrichten über den Kriegsverlauf weitergegeben hatten. Die Anatomen in Gießen, die Professoren Ferdinand Wagenseil und Ernst von Herrath, beide Gegner des nationalsozialistischen Regimes, entsetzten sich angesichts der mit der Bahn angelieferten Leichen zumeist aus Frankfurt/Preungesheim, dem Hinrichtungsort; gleichzeitig wünschten sie aber mehr Leichen und eine gerechtere Verteilung zwischen Gießen, Frankfurt und Marburg, weil ab 1940 sehr viel mehr Medizinstudenten zu unterrichten waren, denn das kriegführende Regime benötigte Ärzte.

2. Beispiel: Die Für- und Vorsorgetätigkeit stieg während des „Dritten Reiches“ in Gießen deutlich an. Wurden in der *Medizinischen Poli-*

3 Obwohl nicht ausdrücklich ausgewiesen, kann es aufgrund verschiedener Faktoren als äußerst wahrscheinlich gelten, dass die Einlieferung von Leichen Hingerichteter im Leichenbuch der Gießener Anatomie gesondert gekennzeichnet wurden (z.B. durch einen Abgleich von Namen aus Listen vollzogener Todesurteile mit den im Leichenbuch markierten Einträgen). Es lässt sich eine Summe von mindestens 53 Leichen Hingerichteter unter mindestens 407 Leichenabgaben an das Anatomische Institut in Gießen errechnen.

linik, in der die Tuberkulosefürsorgestelle untergebracht war, 9 792 Patienten im Rechnungsjahr 1933/1934 untersucht, waren es im Rechnungsjahr 1937/1938 bereits 14 649. Die Ärzte der *Medizinischen Poliklinik* nahmen mit einem fahrbaren Röntgengerät in den Betrieben und Dörfern Röntgenreihenuntersuchungen vor, um Tuberkulosekranke vor Ausbruch der ersten klinischen Symptome erkennen zu können. Dieses Verfahren erwies sich als äußerst effizient hinsichtlich der Heilungschancen der Erkrankten. Gleichzeitig leistete die Poliklinik damit aber indirekt und möglicherweise ungewollt einen Beitrag zur Selektionspraxis des Regimes. In der zeitgenössischen Zwillingsforschung war herausgearbeitet worden, dass die Infektion mit Tuberkulose und auch der Krankheitsverlauf durch eine genetische Komponente beeinflusst würden. Tuberkuloseerkrankungen in der Familie wurden in den reichsweit angelegten Erbkarteien registriert und konnten so zu einem der Auslesefaktoren, zum Beispiel wenn es um Zwangssterilisierungen ging, werden.

Mit dem Eindringen nationalsozialistischer Politik in den ärztlichen Alltag waren sowohl Aktivisten als auch Kritiker des Regimes konfrontiert. Jenseits einer mehr oder weniger freiwilligen Akzeptanz der politischen Konsequenzen des totalitären Staates lässt sich innerhalb der Fakultät eine breite Zustimmung zu der Etablierung nationalsozialistischer Gesundheitspolitik ab 1933 erkennen. Deutlich wird dies an den konkreten Bindungen, die Professoren und Dozenten an der Medizinischen Fakultät Gießen mit dem Regime eingingen und mit welchen sich die Gleichschaltung der Medizinischen Fakultät mit dem nationalsozialistischen Staat sukzessive vollzog.

II. Politische Veränderungen und Kontinuitäten an der Universität nach 1933

- *Personalstruktur, Mitgliedschaften in der Partei*
- *Neue Universitätsverfassung*
- *Berufungspolitik*
- *Denunziationen*

Bedauernd notierte der Gießener Ordinarius für Physiologie, Professor Karl Bürker, am Ende seiner Amtszeit als Dekan der Medizinischen Fakultät in seinem letzten Eintrag in das Dekanatsbuch:

„Mit der Politisierung der Universität hat das Dekanat im alten Sinn nach jahrhundertlangem Bestehen sein Ende erreicht. Möge die Neuregelung dem Vaterland und der Wissenschaft zum Segen gereichen. Dr. K. Bürker Dekan vom 1. Jan. bis 19. Okt. 1933.“⁴

Ab Oktober 1933 wurde der neue Dekan der Fakultät nicht mehr gewählt, sondern als Vertreter des Regimes ernannt.

Der scheidende Dekan, Bürker, trat als einer der wenigen und als einer der dienstälteren Professoren in der Medizinischen Fakultät auch in den kommenden Jahren nicht in die nationalsozialistische Partei oder in eine ihrer Gliederungen ein. Fast war er eine Ausnahmeerscheinung an der Medizinischen Fakultät. Ein wichtiger Grund für die rasch zunehmende Anzahl an Parteimitgliedern war ein umfangreicher Personalwechsel in Gießen ab 1933. Allein 1933 wurden fünf Lehrstuhlinhaber (der Lehrstühle für Anatomie, Chirurgie, Innere Medizin, Kinderheilkunde und Psychiatrie) in den Ruhestand versetzt.⁵ Drei der auf diese Lehrstühle neu Berufenen waren bereits Mitglieder in der NSDAP, die anderen zwei Sympathisanten. In Folge dieses Wechsels – denn schließlich machten die neuen Mitglieder der Fakultät ihren Einfluss geltend – gelangten sukzessive politische Aktivisten und auch viele Nachwuchswissenschaftler, die ihre Laufbahn politisch nicht gefährden wollten, in die Fakultät. Nicht nur durch die Einschnitte aufgrund des *Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums* vom 7. April 1933, aufgrund welchem vier als jüdisch klassifizierte Professoren und Dozenten aus der Fakultät entfernt worden waren, sondern auch durch einen Generationenwechsel änderte sich der Proporz zwischen Partei- und Nichtparteimitgliedern in der Fakultät beträchtlich.

Waren vor 1933 nur zwei Angehörige des medizinischen Lehrkörpers, nämlich der Ordinarius für Hygiene, Philalates Kuhn, und der Extraordinarius an der *Dermatologischen Klinik*, Walther Schultze, Mitglieder in der NSDAP, so waren 1945 nur zwei der im aktiven Dienst

4 Universitätsarchiv Gießen, Med C1, Bd. 8, Dekanatsbuch der Medizinischen Fakultät 1932 - Aug. 1937, Bl. 132/133.

5 Es gibt meines Wissens keine konkreten Hinweise auf einen eventuellen politischen Druck seitens der hessischen Landesregierung, der auf diese Lehrstuhlinhaber (mit den Geburtsjahrgängen 1867 und früher) ausgeübt worden wäre, obwohl dies selbstverständlich nicht auszuschließen ist.

stehenden Hochschullehrer Nicht-Parteimitglieder; die Entwicklung war folgende: In der Konsequenz von Neubesetzungen erhöhte sich im Jahr 1934 der Anteil der NSDAP-Mitglieder deutlich und im Jahr 1937 gehörten der Partei bereits drei Viertel des Lehrkörpers an. 1937 nämlich hatte der Reichsstatthalter in Darmstadt, Jacob Sprenger, eine dringende Aufforderung zum Parteieintritt für Beamte und Angestellte im öffentlichen Dienst erlassen und zugleich war der Aufnahmestopp der NSDAP aufgehoben worden. Bei den nach 1938 hinzugekommenen neuen Fakultätsangehörigen war schließlich nur noch ein einziges kein Mitglied der Partei, es war dies 1940 der bereits erwähnte Anatom Professor Wagenseil. Dies zeigt aber immerhin, dass Berufungen sogar noch zu diesem Zeitpunkt auch ohne Parteibuch möglich waren.

Nachwuchswissenschaftler waren über den gesamten Zeitraum hinweg weitaus mehr als Ordinarien parteilich gebunden: Von 30 Privatdozenten waren 29 in der NSDAP organisiert, der 30. war jüdischer Abstammung und verließ die Fakultät 1933. Diese am Gießener Beispiel zu verzeichnende Entwicklung ist nicht an allen medizinischen Fakultäten so deutlich nachzuvollziehen; verblieb noch ein Stamm älterer Kollegen, die schon das Ziel ihrer Laufbahn erreicht hatten, in einer Fakultät, gab es dort prozentual sehr viel weniger Parteimitglieder.⁶

In die Wege geleitet worden war diese Entwicklung durch die neu geschaffenen hochschulrechtlichen und politischen Rahmenbedingungen. Gießen, so wurde stolz betont, habe es als erste Universität im Deutschen Reich fertig gebracht, eine Universitätsverfassung einzuführen, die dem Nationalsozialismus Rechnung trage. Das stimmt.

Etwa zwei Wochen vor einem entsprechenden Erlass vom 28. Oktober 1933 des preußischen Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung Bernhard Rust – ab 1934 Reichserziehungsminister – trat in Gießen eine Universitätsverfassung in Kraft, die autoritäre Strukturen

6 Hier ist exemplarisch die Medizinische Fakultät der Universität Berlin, an der es relativ gesehen weniger Parteimitglieder unter den Ordinarien gab, zu nennen. Das Ziel der beruflichen Laufbahn war für viele Wissenschaftler mit dem Erhalt eines Ordinariats in Berlin erreicht. Eine partielle Zustimmung zur Politik des Regimes lässt sich aber auch bei einigen dieser „Nichtparteimitglieder“ nachweisen. Vgl. Udo Schagen, Das Selbstbild Berliner Hochschulmediziner in der SBZ und ihre Verantwortung für die Universität im Nationalsozialismus, in: Sigrid Oehler-Klein, Volker Roelcke (unter Mitarbeit von Kornelia Grundmann und Sabine Schleiermacher), *Vergangenheitspolitik in der universitären Medizin nach 1945: Institutionelle und individuelle Strategien im Umgang mit dem Nationalsozialismus*, Stuttgart 2007, 121-144, hier: 123.

festschrieb, so wie sie später auch an anderen Universitäten eingeführt wurden. Änderungen gegenüber vorher ergaben sich durch die Verlagerung der Entscheidungskompetenzen in die Hände von ernannten Führern der Fakultät und der Universität. Höhere behördliche Instanzen konnten Entscheidungen an der Universität umändern, staatliche Eingriffe in ehemalige Bereiche der universitären Selbstverwaltung wurden prinzipiell ermöglicht.

Aber, die formale Praxis an der Fakultät unterschied sich nicht wesentlich von der Zeit vor 1933. Zum Beispiel war die Fakultät nur in ganz wenigen Fällen nicht an der Entscheidungsfindung bei Berufungen von Anfang an beteiligt. In der Regel wurden nach wie vor wissenschaftliche Gutachten eingeholt und über die Berufungslisten ein Konsens innerhalb der Fakultät herbeigeführt. Trotz einer Bevorzugung nationalsozialistisch ausgerichteter Kandidaten war für die Fakultät in Zweifelsfällen die wissenschaftliche Reputation des Wunschkandidaten entscheidend. Eine Berufung konnte sogar – ausführlich begründet – gegen die politische Empfehlung der Landesregierung durchgesetzt werden. Es konnten durchaus auf der einen Seite nationalsozialistische Aktivisten und auf der anderen Seite Skeptiker berufen werden, wenn das Kollegium dies wünschte. Somit belegt die gleich 1933 einsetzende Änderung in der Berufungspolitik, mit der man „den richtunggebenden Ansprüchen des neuen Reiches Rechnung tragen“⁷ wollte, dass die Fakultät im Prinzip die nationalsozialistische Neuausrichtung begrüßte.

Auch die vom nationalsozialistischen Staat etablierte politische Begutachtung und die durch die politische Kontrolle ermöglichten Denunziationen erhöhten die Anpassungsbereitschaft vor allem der Nachwuchswissenschaftler. Gutachten wurden von dem NS-Dozentenbund vor allem bei Berufungen und Ernennungen erstellt; doch sogar für jeden Besuch eines Auslandskongresses benötigten die Wissenschaftler ein solches Gutachten. Zwar wurden vom Gießener NS-Dozentenbund für die Fakultätsmitglieder passende Gutachten ausgestellt, aber allein die Tatsache der Begutachtung selbst zeigte Wirkung.

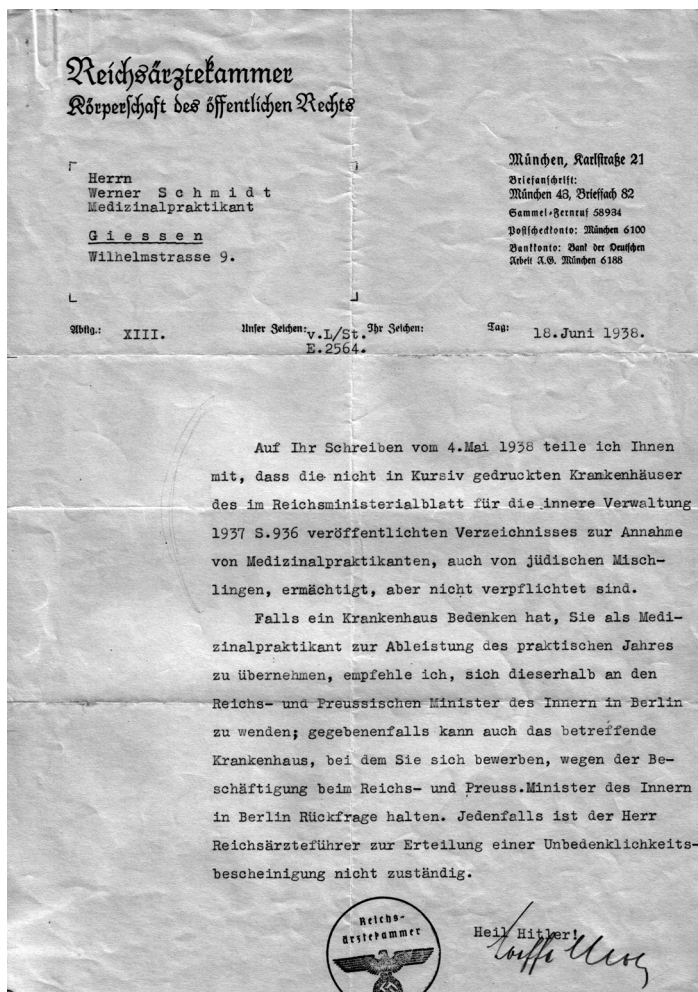
Motive für politische Denunziationen lagen oftmals in konkurrierenden beruflichen Situationen. Der Ordinarius für Physiologie Eberhard Koch beispielsweise denunzierte seinen Konkurrenten, Professor Hans

7 Universitätsarchiv Gießen, Pr A Med. Nr. 6, Berufung Hermann Hoffmanns: Vortrag für den Gesamtsenat.

Schäfer, um das noch in Personalunion von Koch geführte Direktorat des *William G. Kerckhoff-Institutes* in Bad Nauheim. Schäfer hatte sich in einem vertraulichen Gespräch mit einem Assistenten pessimistisch über den Kriegsverlauf geäußert. Derartige Denunziationen wurden allerdings innerhalb der Fakultät überhaupt nicht begrüßt. Man bemühte sich um interne Lösungen, verschiedene an der Universität durchgeführte Ehrengerichtsverfahren, die Mitglieder der Medizinischen Fakultät betrafen, gingen zugunsten der politisch Beschuldigten aus. Voraussetzung für die eher unspektakuläre Gutachterpraxis an der Fakultät und für die relative Unwirksamkeit von Denunziationen im Kollegenkreis war jedoch ein prinzipiell gezeigtes loyales Verhalten der Betroffenen. Damit allerdings wurde die Unterbindung von Kritik weitgehend erreicht. Es war vorwiegend die virtuelle politische Bedrohung, welche ein gewünschtes Verhalten hervorbrachte.

Wesentlich gefährlicher jedoch waren politische Denunziationen für die im Regime unerwünschten Personen. Studenten und Promovenden jüdischer Herkunft waren jenseits einer sich stetig verschärfenden Gesetzeslage von der konkreten politischen Beurteilung durch Universitätsprofessoren, durch den Dekan und den Rektor abhängig. Die Zulassung zum Promotionsverfahren, die Erteilung der *Venia promovendi* oder die Vergabe von Ausbildungsstellen bedurften des Wohlwollens der Entscheidungsträger. Diese hatten innerhalb des gesetzlichen Rahmens, der zum Beispiel für die Zulassung zur Promotion von „Juden“ zahlreiche Ausnahmestimmungen innerhalb diskriminierender Regelungen enthielt, durchaus Entscheidungsmöglichkeiten. Die Haltung an der Medizinischen Fakultät gegenüber den als Juden klassifizierten Personen reichte von der Unterstützung bis hin zu antisemitischer Verfolgung. Nur ein markantes Beispiel aus dem Jahr 1937 sei hier angeführt: Der während des „Dritten Reiches“ als „Halbjude“ bezeichnete Student Werner Schmidt besaß die staatliche Genehmigung zur Ableistung seiner Medizinalpraktikantenzeit. Dennoch wurde er von dem damaligen Direktor der *Medizinischen und Nervenlinik*, Professor Helmuth Reinwein, nach Bekanntwerden seiner Abstammung aus seiner Medizinalpraktikantenstellung, die er in dieser Klinik bereits angetreten hatte, wieder entlassen – eigentlich wurde er mit dem Vorwurf, dass er seine Abstammung der Klinik nicht bekannt gegeben habe, hinausgeworfen. Werner Schmidt protestierte gegen die verschärfte Beschneidung seiner Rechte, wurde aber von der Reichsärztekammer belehrt: Krankenhäuser waren zur Aufnahme von damals so

genannten „jüdischen Mischlingen“ zwar berechtigt, sie waren dazu aber nicht verpflichtet.



*Schreiben der Reichsärztekammer an Werner Schmidt.
Quelle: Universitätsarchiv Gießen, Nachlass W. Schmidt*

Es gab also Spielräume der Entscheidungsträger vor Ort, die auch genutzt wurden. Der bereits erwähnte Anatom Wagenseil nämlich konnte nicht nur einer politisch verfolgten Studentin durch ein positives Gutachten über ihren Charakter und ihre Leistungen helfen, er verschaffte auch Werner Schmidt eine andere Medizinalpraktikantenstelle in Hamburg. Nach dem Krieg konnte sich Werner Schmidt, da er politisch nicht betroffen war, als kommissarischer Leiter der *Medizinischen*

Klinik sehr effizient am Wiederaufbau der Kliniken in Gießen beteiligen.

Ich möchte an dieser Stelle als Abschluss des ersten Punktes festhalten:

Zentrale staatliche Eingriffe und politische Gutachten, vor allem in Berufungs- und Ernennungsverfahren, erzeugten ein Klima der Anpassungsbereitschaft. Dennoch hatte die Fakultät und hatten auch die einzelnen Mitglieder noch weit reichende Handlungsmöglichkeiten. Die nationalsozialistische Ausrichtung der Fakultät war damit auch ein Ergebnis der Selbstgleichschaltung.

Am ehesten verständlich wird dies, wenn man die inhaltlichen Übereinstimmungen eines großen Teils des Lehrkörpers mit den gesundheitspolitischen Vorstellungen der Nationalsozialisten betrachtet. Hier sind meines Erachtens die stärksten Verflechtungen mit dem Regime und auch die Basis für die weitgehende Zustimmung zum nationalsozialistischen Staat zu sehen.

III. Thematische Veränderungen, inhaltliche Kontinuitäten

- *Psychiatrie*

- *Erb- und Rassenpflege*

Es gab in der Fakultät aufgrund des Engagements von Philaetes Kuhn, der 1926 als Ordinarius für Hygiene nach Gießen berufen worden war und als Vorkämpfer für den Nationalsozialismus galt, ab Frühjahr 1933 eine sehr starke Fokussierung auf die Rassenhygiene und praktische Eugenik in Lehre, Forschung und Patientenbetreuung. Die Weiterbildungskurse für Ärzte, die 1933 von der Medizinischen Fakultät angeboten wurden, galten vor allem Themen aus der zeitgenössischen Gesundheitspolitik, der Erbbiologie und der Zwillingsforschung.

Im Januar 1934 trat das *Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses* in Kraft. Ab diesem Zeitpunkt waren die Leiter der *Psychiatrischen und Nervenkl*inik in Gießen mit Anzeigen, Anträgen und Gutachten über die Fortpflanzungswürdigkeit von Personen befasst, die an einer als erblich angesehenen Krankheit litten, die zum Beispiel an einem Anfallsleiden erkrankt waren oder bei denen ein so genannter angeborener oder moralischer Schwachsinn diagnostiziert wurde. Als „schwachsinnig“ konnten auch solche Probanden, deren soziale Integration in die deutsche Volksgemeinschaft zweifelhaft erschien, bezeichnet werden.

Eine exemplarisch zu betrachtende Auswertung des regionalen Meldebuches des *Staatlichen Gesundheitsamtes Friedberg* ergab, dass die Psychiatrische und Nervenlinik wesentlich mehr Betroffene als andere Universitätskliniken, mehr als die Gießener *Heil- und Pflegeanstalt* und mehr als andere niedergelassene Ärzte dem Zwangsverfahren der Sterilisation zuführte, das heißt sie machte häufiger die ersten Anzeigen bei den zuständigen staatlichen Gesundheitsämtern. Für die *Psychiatrische und Nervenlinik* hatte das konkrete Folgen, ich zitiere aus einem Brief des damaligen Leiters der Klinik, Professor Hermann Hoffman, aus dem Jahr 1935: „Zur Zeit hat sich die Situation so entwickelt, daß die psychiatrischen Kliniken bei der Bevölkerung mehr in ‚Verruf‘ stehen als früher (...). Infolgedessen suchen manche, man darf vielleicht auch sagen, viele Patienten die psychiatrischen Kliniken nicht auf, sondern wandern in die medizinischen Kliniken ab. (...) Dadurch entgeht uns Material, das für Unterricht und Forschung notwendig ist, nebenbei gesagt entgehen uns auch Privatpatienten (und solche zu haben ist ja keine Schande).“⁸ Trotzdem befürwortete Professor Hoffmann voll und ganz das eugenische Gesetz, das die Zwangssterilisationen ermöglichte.

8 Aus dem Brief Hoffmanns vom 11.6.1935 an Ernst Rüdin, zitiert nach Jürgen Peiffer, *Hirnforschung in Deutschland 1849 bis 1974. Briefe zur Entwicklung von Psychiatrie und Neurowissenschaften sowie zum Einfluss des politischen Umfeldes auf Wissenschaftler*, Berlin, Heidelberg, New York 2004, S. 954 f.

Weiterhin fällt auf, dass – obwohl die *Psychiatrische und Nervenlinik* eigentlich für die akut Erkrankten zuständig war – wesentlich mehr Probanden mit der Diagnose „angeborener Schwachsinn“ von der *Psychiatrischen und Nervenlinik* an das *staatliche Gesundheitsamt Friedberg* gemeldet wurden, als etwa von der *Gießener Heil- und Pflegeanstalt*. Ein nahe liegender Grund für dieses Meldeverhalten liegt in der Ausrichtung der Forschungen an dieser Klinik. Die *Psychiatrische und Nervenlinik* hatte das Studium über Ursachen der „Asozialität“ in ihr Wissenschaftsprogramm mit aufgenommen und arbeitete auf diesem Gebiet eng mit dem *Gießener Institut für Erb- und Rassenpflege* zusammen. Dieses Institut war 1934 – also relativ früh – in privater Initiative, aber mit Unterstützung der Fakultät gegründet worden. Als Motiv für die Einrichtung eines eigenen Lehrstuhles für Erb- und Rassenpflege im Jahr 1937 wurde die Konkurrenzsituation zu Frankfurt genannt, wo es bereits ab 1935 ein entsprechendes Ordinariat gab. D. h. die Fakultät und auch die Universität versprachen sich mit der institutionellen und inhaltlichen Ausgestaltung des Faches Rassenhygiene eine Aufwertung des Gießener Standortes, der sowohl für die neuen Machthaber als auch für Studierende an Attraktivität gewinnen sollte. Das *Gießener Erb- und Rassenpflege Institut* avancierte 1938 zum Universitätsinstitut und profilierte sich unter ihrem Leiter Heinrich Wilhelm Kranz in der so genannten „Asozialen-“ und „Zigeunerforschung“. Ziel der fächerübergreifenden Forschung war es, die Erblichkeit von „asozialem“ Verhalten zu untersuchen. Ab 1934 wurden in der *Gießener Psychiatrischen und Nervenlinik* Studien zum „Lebenserfolg“ von Fürsorgezöglingen und deren Familien und im *Institut für Erb- und Rassenpflege* Studien zum „Lebenserfolg“ von „zigeuneri-schen“ Familien angefertigt. Die Gießener Familienuntersuchungen lehnten sich damit an die bereits lange vor 1933 durch Ernst Rüdin etablierte empirische Ermittlung der Erbprognose bei neurologisch-psychiatrischen Erkrankungen an. War die statistische Erkrankungswahrscheinlichkeit bei psychischen Erkrankungen eine der wissenschaftlichen Voraussetzungen für das *Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses* gewesen, so zielte die Gießener Familienforschung, die sich im Übrigen sehr moderner statistischer Verfahren bediente, darauf ab, den Erbfaktor in der Sozialprognose zu ermitteln, um dementsprechend das Sterilisationsgesetz auf Probandenkreise mit schlechter Sozialprognose auszuweiten. Hermann Hoffmann formulierte dies dezidiert in einem Antrag auf ein Forschungsstipendium für einen seiner Schüler an das Kuratorium der *Kerckhoff-Stiftung* in Bad Nau-

heim: „Die Bedeutung der in Angriff genommenen Untersuchungen, an denen ich auch selbst teilnehmen werde, ist darin zu sehen, dass sie wissenschaftliche Grundlagen abgeben sollen für eine Erweiterung des Sterilisationsgesetzes.“⁹

Die Bedeutung der in Angriff genommenen Untersuchungen, an denen ich auch selbst teilnehmen werde, ist darin zu sehen, dass sie wissenschaftliche Grundlagen abgeben sollen für eine Erweiterung des Sterilisationsgesetzes. Die ungeheure Zunahme der Zahl von asozialen und antisozialen Elementen macht es uns zur dringenden Forderung, gegen die leider so hohe Fruchtbarkeit dieser Menschen einzuschreiten. Vom Gesetzgeber ist dies bisher unterblieben, da die notwendigen wissenschaftlichen Grundlagen, die einen klaren Überblick geben über die minderwertige Nachkommenschaft dieser Elemente, noch nicht vorhanden sind. Es besteht ein sehr lebhaftes Bedürfnis nach derartigen Forschungen, und es muß daher der Arbeit

Ausschnitt aus dem Antrag Hoffmanns vom 30.3.1935 an das Kuratorium der W. G. Kerckhoff-Stiftung in Bad Nauheim auf Weiterbewilligung eines Stipendiums für einen seiner Schüler.

Quelle: Archiv der Kerckhoff-Stiftung, Bad Nauheim/Nr. 696

Die Gießener Wissenschaftler waren in ein reichsweites Forschungsnetzwerk auf diesem Gebiet eingebunden. Die Rezeption der jeweiligen Forschungsergebnisse ebenso wie wissenschaftliche Kontakte zu dem bekannten „Zigeunerforscher“ Robert Ritter waren vorhanden. Ritters genealogische Arbeiten dienten den Identifizierungen von „Zigeunern“, „Zigeunermischlingen“ und „zigeunerischen Personen“. Die nach diesen Vorarbeiten erstellten Namenslisten bildeten die Grundlage für die ab 1943 erfolgten systematischen Deportationen dieser Personengruppen in das Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz. In Gießen wurde 1941 für ein geplantes „Gemeinschaftsfremdengesetz“ ein Vorschlag von Heinrich Wilhelm Kranz und dem später in der Bundesrepublik sehr erfolgreichen Biostatistiker Siegfried Koller

9 Archiv der Kerckhoff-Stiftung, Bad Nauheim/Nr. 696. Aus einem Antrag vom 30.3.1935 an das Kuratorium der W.G. Kerckhoff-Stiftung in Bad Nauheim auf Weiterbewilligung eines Stipendiums für Hermann Stutte, der 1943 in Tübingen unter Hoffmann seine Habilitationsschrift „Über Schicksal, Persönlichkeit und Sippe ehemaliger Fürsorgezöglinge“ auf der Basis dieser Forschungen abschloss.

unterbreitet. Der Vorschlag sah als Ergebnis der Gießener „Zigeuner-“ und „Asozialenforschung“ unter anderem vor, sozial auffällige, „erblich“ belastete Personen verschärften Strafmaßnahmen zuzuführen, „Gemeinschaftsunfähige“ zu sterilisieren und in besonderen Lagern zu asylieren. Die Gießener Arbeiten fügten sich somit in die nationalsozialistische Politik der Säuberungen des deutschen Volkskörpers und der prophylaktischen Verbrechensbekämpfung ein, wobei auch ein unangepasstes völkisches und soziales Verhalten als Selektionsgrund genügen konnte.

Auch in der allgemeinen rassenhygienischen Praxis wurde versucht, die oberhessische Bevölkerung einerseits nach gesundheitlichen und sozialen Kriterien und andererseits nach hierarchisch bewerteten rassentypologischen Merkmalen zu kartieren. Medizinstudenten wurden in die im Rahmen der Reichsberufswettkämpfe stattfindenden Dorfuntersuchungen eingebunden. Die Dörfer Ruppertenrod und Cleeberg in der Umgebung Gießens wurden hierfür ausgesucht. Diese Kartierungen wurden nicht nur in Gießen, sondern im Zuge einer rassenhygienischen Bestandsaufnahme der deutschen Bevölkerung an vielen anderen deutschen Universitäten durchgeführt.

Die im Überblick geschilderte Gießener Forschung und Praxis in der Rassenhygiene wurde nach dem Krieg aus Gründen der politischen Rehabilitierung der Beteiligten in einen antisemitisch-rassistischen Anteil und in einen erbgesundheitlichen Anteil unterschieden. Aufgrund dieser Differenzierung wurde der 1943 nach Gießen berufene Ordinarius für Erb- und Rassenpflege, Hermann Alois Boehm, im Jahr 1960 als Emeritus wieder in die Medizinische Fakultät der Universität Gießen aufgenommen. Boehm wurde mit seiner Emeritierung nicht mehr als ehemaliger Ordinarius für das inzwischen in Verruf geratene Fach Erb- und Rassenpflege bezeichnet, sondern er wurde nun als ehemaliger Ordinarius für Humangenetik vorgestellt. Für die Wiedereingliederung Boehms mit allen Ehren und Rechten hatte sich bereits in den 1950er Jahren der Gießener Direktor der *Psychiatrischen und Nervenlinik* (ab 1936 Leiter der Klinik), Heinrich Boening, der unter den Zeitgenossen als Gegner des NS-Regimes galt, eingesetzt. Boening argumentierte, dass schließlich auch im liberalen demokratischen Ausland Erbbiologie gelehrt worden sei und Boehm habe in Gießen lediglich Erbpathologie in der „abseitigen Position des Gelehrten“, fern von Rassenhass und ohne Kenntnis der „Verirrungen des Nationalso-

zialismus“¹⁰ betrieben. Bekanntermaßen jedoch war Boehm ein sehr frühes Mitglied der NSDAP und ein hoher Parteifunktionär gewesen: Er besaß die Parteinummer 120. Boehm hatte sich tatsächlich zuvor auf dem Gebiet der Erbpathologie qualifiziert, aber vor allem hatte er sich in der Schulung des nationalsozialistischen ärztlichen Führungspersonals engagiert. Boehm hatte verantwortliche Stellungen im Gesundheitsapparat der Partei und des Staates besessen. Selbstverständlich war Boehm der Auffassung gewesen, dass nur ein geistig und körperlich gesundes Deutschland, in dem sich „der Rassegedanke (...) verankert“ hat, „am Ende das siegreiche Deutschland“¹¹ sein werde und den im Osten geführten „Weltanschauungskrieg“ gewinnen könne. Die im Nachhinein von Boening vorgenommene und in der Fakultät akzeptierte Spaltung in eine ehemals saubere wissenschaftlich-eugenische Forschung und Praxis und in eine ehemals verwerfliche rassistische Propaganda und Tätigkeit blendeten die Funktionen und den Kontext eugenischer Selektionen im „Dritten Reich“ vollkommen aus.

Allerdings nahm der Psychiater Boening diese Spaltung in eine eugenische und in eine rassistische Seite der Rassenhygiene auch für die Bewertung seines eigenen ärztlichen Handelns in Anspruch. Tatsächlich war Boening kein Antisemit gewesen und er hatte sich auch zunächst dem nationalsozialistischen Regime gegenüber distanziert gezeigt. Von dem Sinn und der Notwendigkeit der etablierten Gesundheitspolitik aber war er überzeugt gewesen. Und nach seinen eigenen Angaben hatte er sich gern und engagiert an der rassenhygienischen Aufbauarbeit des nationalsozialistischen Staates beteiligt. Zahlreiche Probanden waren von ihm begutachtet worden, die anschließend in der *Gießener Frauenklinik* oder in der *Chirurgischen Klinik* gegen ihren Willen unfruchtbar gemacht worden waren. Die Gutachterpraxis Boenings ist dabei seiner geschilderten Haltung gemäß als differenziert zu bezeichnen: Bei einem jungen Mann, der wegen einer angeblichen „zigeunerischen“ Abstammung als „erblich belastet“ eingestuft worden war, konnten Boening und sein Assistenzarzt entsprechend eigener Untersuchungsergebnisse keinen „angeborenen Schwachsinn“¹² feststellen, sie

10 Universitätsarchiv Gießen Berufungsakte Boehm, 1. Lieferung Nr. 2: Gutachten Professor Boening vom 10.5.1952.

11 Bericht über einen Vortrag Boehms „Die Vererbungslehre als Grundlage des nationalsozialistischen Rassengedankens“ im Gießener Anzeiger am 20. Dezember 1943.

12 Vgl. die Sammlung von Erbgesundheitsgerichtsakten im Hessischen Staatsarchiv Darmstadt, G. 29 U, hier: Nr. 1272, Bl. 59 f.

konnten so den Probanden vor einer Sterilisation bewahren. Dagegen beurteilten Boening bzw. seine Assistenzärzte Jugendliche, die einen ersten schizophrenen Schub¹³ erlitten oder die ein sozial unangepasstes Verhalten gezeigt hatten, als erbkrank und diagnostizierten „eine geistige Minderwertigkeit erheblichen Grades“¹⁴ und veranlassten damit die Unfruchtbarmachung. Die teilweise verzweifelten Proteste der Betroffenen oder ihrer Eltern gegen die Operationsanordnungen und gegen die Eingriffe in ihre Lebensplanungen und Persönlichkeitsrechte wies Boening ausdrücklich zurück. Noch nach 1945 verteidigte Boening Zwangssterilisierungen, soweit sie eben nicht rassistisch, sondern lediglich eugenisch motiviert gewesen seien.

Wurde die Einbindung der Gesundheitspolitik in den nationalsozialistischen Zukunftsentwurf von den Gießener Wissenschaftlern nicht erkannt? Glaubte Boening wirklich, man habe im nationalsozialistischen Regime trennen können zwischen rassistisch und eugenisch motivierten Selektionen? Die Prämisse der nationalsozialistischen Gesundheitspolitik, die sich nicht vorrangig am Wohl des kranken Menschen, sondern am angeblichen Wohl der deutschen Volksgemeinschaft orientierte und die Menschen vor allem nach ihrer Funktionsfähigkeit und Nützlichkeit beurteilte, musste den handelnden Ärzten allerdings deutlich gewesen sein. Das Beispiel des Gießener Psychiaters Boening zeigt, dass die Gesundheitspolitik des Regimes auf eine ganz breite Zustimmung unter den Hochschulmedizinem stieß – und zwar unabhängig von ihren politischen Auffassungen – und dass die Ärzte den Verlust individueller Persönlichkeitsrechte in der Vorstellung akzeptierten, der NS-Staat könne die sozialen und erbgenehmlichen Probleme mit Hilfe einer rigorosen Steuerung der Bevölkerungsentwicklung lösen. Diese allerdings umfasste in Deutschland die Ausgrenzungs- und Ausmerzungspraxis aller aus gesundheitlichen oder sozialen oder rassischen Gründen unerwünschten Personen. Bezeichnenderweise wurden in den 1936 reichsweit eingeführten Erhebungsbögen zur Feststellung erbbelasteter Sippen¹⁵ neben der „Todesursache“ und „früheren und jetzigen körper-

13 Ebd., G. 29 U, hier: Nr. 176; sowie Universitätsarchiv Gießen, Krankenakten/ Psychiatrie, 1937, Nr. 246.

14 Ebd., G 29 U, hier: Nr. 1301, Bl. 45.

15 In Hessen wurde bereits am 8. August 1934 durch eine ministerielle Verfügung die Registratur des erbbiologischen Bestandes an den Kliniken eingeführt.

lichen und seelischen Erkrankungen“, nicht nur „Charaktereigenschaften“, sondern auch der „vorwiegende Rasseanteil“ abgefragt.¹⁶

Im Verlauf des Krieges und den hierdurch provozierten Radikalisierungen wurden schließlich auch Boening und die von ihm geleitete *Psychiatrischen und Nervenlinik* in rassistisch motivierte Selektionen involviert.

1944 verlangte die *Psychiatrische und Nervenlinik* unter dem Direktorat Boenings die möglichst baldige Verlegung eines an einer chronischen Geisteskrankheit leidenden Ostarbeiters in die *Heil- und Pflegeanstalt* nach Hadamar. Der dorthin verbrachte Patient verstarb kurze Zeit später. Im Verlauf des Krieges erschien die einfache Abschiebung der als dauerhaft arbeitsunfähig eingestuften Zwangsarbeiter in ihre Heimatländer nicht mehr möglich; vom Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz, Fritz Sauckel, wurde die Sammlung dieser Patienten in spezielle Lager und ab 1944 ihre systematische Ermordung angeordnet. Es ist sehr wahrscheinlich, dass Boening die Funktion der Anstalt in Hadamar als Vernichtungsstätte von als unheilbar eingestuften Zwangsarbeitern bekannt war. Der Erlass zur Sammlung dieser Patienten in speziellen Lagern, zu denen auch die Anstalt in Hadamar gehörte, war den Kliniken bekannt gemacht worden. Zumindest war Boening über die dort im Jahr 1941 stattfindenden Krankmorde im Rahmen der nationalsozialistischen „Euthanasieaktionen“ informiert gewesen. Er habe sich angesichts der in Hadamar stattfindenden Krankmorde entsetzt gezeigt, heißt es in einer Aussage aus der Nachkriegszeit.

IV. Die Universität im Krieg

- *Weiterführung und Neuausrichtung von Forschungsprojekten*
- *Einbindung universitärer Institutionen und Personen in die militärärztliche Forschung*

Mit Beginn des Krieges kam es zu markanten Veränderungen in der Forschung und Praxis an der Medizinischen Fakultät. Aufgrund der Einberufung von Ärzten und Pflegepersonal zur Wehrmacht war die

16 Vgl. den auszugsweisen Abdruck eines solchen Einlagebogens in: Renate Rosenau, Gunda John, Hedi Klee (Mitarbeit), *Die Alzeyer Landes- Heil und Pflegeanstalt in der Zeit des Nationalsozialismus*, in: 100 Jahre Rheinessen-Fachklinik Alzey, Alzey 2008, S. 66-100, hier: 76.

medizinische Versorgungslage stark beeinträchtigt. Außer den zivilen Patienten musste nun zusätzlich noch eine erhebliche Anzahl erkrankter Fremdarbeiter und verwundeter Wehrmachtssoldaten versorgt werden. Der Wunsch nach Forschungsaufträgen in kriegswichtigen Bereichen beeinflusste das Engagement der Hochschulmediziner in der Militärmedizin, denn damit verbunden war die Hoffnung auf Fördergelder und auf Unabkömmlichkeitsbescheinigungen für dringend benötigtes ärztliches Personal.

Manche Institute in Gießen und Bad Nauheim bearbeiteten im Verlauf des Krieges hauptsächlich von der Wehrmacht vergebene und finanzierte Forschungsaufträge wie zum Beispiel die Gießener und Bad Nauheimer physiologischen Institute. Der bereits erwähnte Professor Hans Schäfer, ab 1942 Direktor des *Kerckhoff-Instituts für Kreislauforschung* in Bad Nauheim, war kein Freund des NS-Regimes und der Kriegspolitik gewesen, dennoch hatte er sich ab 1939 bemüht, sein gesamtes Institut in den Dienst der Militärmedizin zu stellen, was ihm auch gelang. Kriegswichtige Forschungen galten zum Beispiel der Bekämpfung von Seuchen, den medizinischen Problemen beim Unterdruck in großen Höhen, bei Unterkühlung oder bei Detonationen. Die Basisforschung hierzu wurde an vielen Universitätsinstituten betrieben. Speziell in Gießen und Bad Nauheim hatte man sich schon lange vor Kriegsbeginn im Zuge der Aufrüstung der Luftwaffe auf dem interessanten Gebiet der Höhenphysiologie profiliert und in Bad Nauheim die bereits 1936 installierte Unterdruckkammer zu höhenphysiologischen Versuchen in simulierten Höhen bis zu 9 km mit und ohne Sauerstoffgabe genutzt. Diese Forschungen wurden mit Beginn des Krieges und in der Folge von akuten militärmedizinischen Problemen ausgedehnt.

Allerdings wurden zunehmend mehr Forschungsprojekte auch in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern auf deutschen oder besetzten Gebieten durchgeführt. Dort stand eine beliebige Anzahl von als minderwertig erachteten Versuchspersonen für Humanexperimente zur Verfügung. Die wissenschaftliche Durchführung solcher Projekte, in denen zum Teil der Tod der Versuchspersonen eingeplant war, lag in weiten Teilen in den Händen von sehr gut qualifizierten Hochschulmedizinern, die zwar zur Wehrmacht einberufen worden waren, aber zur Beteiligung an den verbrecherischen Humanexperimenten nicht gezwungen wurden. Wesentliche Motive für diese Wissenschaftler, sich an derartigen Forschungen zu beteiligen, waren zum einen die dringenden Erfordernisse des Krieges sowie die an ihre militärärzt-

lichen Stellungen gebundenen Forschungsvorhaben gewesen. Zum anderen war aber für manche von ihnen auch die karrierefördernde Chance, Forschungsergebnisse in ansonsten nicht durchführbaren Experimenten erzielen zu können, ein Motiv für die Beteiligung an solchen Humanversuchen gewesen. Der Gießener aufstrebende Extraordinarius Albert Johann Anthony wurde im Verlauf des Krieges ebenfalls in diese grenzüberschreitende Forschung am Menschen eingebunden. Anthony, ein Experte auf dem Gebiet der Höhenphysiologie, wurde 1937 aufgrund von bereits bestehenden Arbeitskontakten innerhalb des Netzwerkes flugmedizinischer Forschung von Hamburg nach Gießen geholt. Anthony war ein ganz normaler viel versprechender Wissenschaftler gewesen, ausgestattet mit den besten wissenschaftlichen und charakterlichen Zeugnissen. Er hatte sich nicht wie sein Gießener Vorgesetzter in der *Medizinischen Klinik*, Professor Reinwein, antisemitisch betätigt; im Gegenteil, nach Zeitzeugenberichten hat er die Verfolgung von Studenten und Ärzten jüdischer Abstammung bedauert.

1939 wurde Anthony zunächst an die Medizinische Klinik des Stadtkrankenhauses in Offenbach und 1940 als medizinischer Referent in die *Sanitätsinspektion der Luftwaffe* nach Berlin versetzt, wo er sich erneut hervorragend bewährte. In seiner administrativen Funktion war Anthony 1942 an der Planung und Auswertung der Unterdruckkammer- und Unterkühlungsexperimente im Konzentrationslager Dachau mit zahlreichen Todesopfern beteiligt. Durch die Entwicklung von Flugzeugen mit Gipfelhöhen von über 12 km und durch den kalten Winter 1941/42 war die Bearbeitung medizinischer Probleme beim Flug in großen Höhen und bei Unterkühlung der über der Nordsee abgeschossenen Piloten dringend geworden; doch in diesen Dachauer Forschungen waren noch zusätzlich nicht akute wissenschaftliche Fragestellungen untersucht worden. Dies zeigt, dass die vom nationalsozialistischen Regime eröffneten Forschungsmöglichkeiten nicht ausschließlich aus einer als Zwang empfundenen Lage genutzt wurden, sondern weitergehenden Interessen der Forscher dienten.

Johann Anthony leitete 1942 die Nürnberger Tagung „Seenot-Winternot“, auf welcher der Kieler Physiologe Professor Ernst Holzlöhner die Ergebnisse der Experimente im Konzentrationslager Dachau zur Untersuchung des Kältetodes und zur Behandlung von Unterkühlung vorstellte. Unter den anwesenden 95 Fachvertretern, die sich mit den medizinischen Problemen bei Unterkühlung beschäftigten, befanden

sich auch vier – nach dem Krieg – an die Gießener Fakultät berufene Wissenschaftler. Nicht nur die Anwesenheitsliste jener Tagung, sondern auch die Namenslisten weiterer Tagungen zeigen, dass eine Reihe von Hochschulmediziner in die Verbrechen des Regimes eingebunden war und dass sehr viele von diesen Kenntnis hatten. Dies kann aufgrund der vielfältigen Verbindungen, die die Wissenschaftler mit militärmedizinischen Institutionen eingegangen waren, auch für Angehörige der Gießener Medizinischen Fakultät unterstellt werden. Zum Beispiel waren mit oder im Verlauf des Krieges Professoren als Beratende Ärzte in den *Sanitätsinspektionen der Wehrmacht* tätig, einige Nachwuchswissenschaftler mit hervorragendem Ruf – wie etwa der Bakteriologe Heinrich Kliewe – wurden als Wehrmichtsangehörige an die *Militärärztliche Akademie* in Berlin versetzt; sie behielten aber in Gießen ihre Stellungen und nutzten sogar, als 1943 Teile der *Militärärztlichen Akademie* aus Sicherheitsgründen an die Gießener Universität ausgelagert worden waren, die Gießener Räumlichkeiten für Arbeiten im Dienst der Akademie. Geforscht wurde in den nach Gießen ausgelagerten militärärztlichen Instituten beispielsweise an der Entwicklung biologischer und chemischer Kampfstoffe, Hautentgiftungssalben wurden in Versuchsreihen mit Angehörigen der Gießener Studentenkompanien getestet, Dienstreisen in das Konzentrationslager Sachsenhausen zur Durchführung von Humanversuchen wurden beantragt. All dies zeigt, dass es vielfältige Verflechtungen mit Institutionen des Regimes gab und dass sich die militärmedizinische Forschung – und sogar die grenzüberschreitende Forschung am Menschen – nicht in abgeschotteten Räumen ohne breitere Kenntnis vollziehen konnte, sondern dass ein großer Teil der wissenschaftlichen Eliten involviert oder sogar beteiligt war.

Zusammenfassend lassen sich die vielfältigen Kooperationen zwischen den Mitgliedern der Medizinischen Fakultät und dem NS-Regime folgendermaßen bewerten:

Die nationalsozialistische Ausrichtung der Medizinischen Fakultät, ablesbar an der zunehmenden Zahl der Parteimitglieder, eines sich verstärkenden Antisemitismus, aber auch ablesbar an der breiten Zustimmung zur staatlichen Rassenhygiene und Gesundheitspolitik, war nicht schlicht von oben gesteuert, sondern auch ein Resultat der Selbstgleichschaltung. Interessante wissenschaftliche Perspektiven wurden teils freiwillig, teils unter dem Druck sich verschlechternder Verhältnisse in Forschung, Lehre und Patientenbetreuung ergriffen. Radikali-

sierungen ergaben sich durch den Kriegsverlauf, durch die Einbeziehung von Wissenschaftlern in die militärmedizinischen Maßnahmen des Regimes und durch die Forschungsmöglichkeiten in Konzentrationslagern. Ganz normale viel versprechende Wissenschaftler wurden in diese Forschungen verwickelt. Der Bekanntheitsgrad grenzüberschreitender Forschungen kann aufgrund vielfältiger Bezugspunkte zu Wissenschaftlern und wissenschaftlichen Einrichtungen als groß bezeichnet werden. Obwohl sich die Gießener Verhältnisse zum Studium der außer- und inneruniversitären Verflechtungen von Universitätsangehörigen mit dem nationalsozialistischen Regime gut eignen, sind die aufgezeigten Strukturen und Entwicklungen auch anhand der Geschichte anderer medizinischer Fakultäten des Deutschen Reiches nachweisbar.

**Nachtrag zum Beitrag
Herbert Keller: Die Jubiläumsmedaillen der Universität
Gießen 1707-2007, in: MOHG 92 (2007), S. 369-402**

10a) Medaille 1907

Kurz nach Erscheinen des vorstehenden Bandes Ende Januar 2008 tauchte unvermutet aus Privathand eine Leichtmetallmedaille, vermutlich aus Aluminium, mit angelöteter Öse und Ring, auf. Sie hat einen Durchmesser von 33,5 mm und wiegt 4,53 g. Bisher ist diese Medaille noch nicht in Erscheinung getreten. Auch in der Literatur fehlt jeglicher Hinweis.

Die Medaille stellt sich wie folgt dar:

Vorderseite: Kopf des Großherzogs nach links.

Umschrift: ERNST LUDWIG GROSSHERZOG VON
HESSEN +

(Abb. A)

Rückseite: Ansicht des Universitätsgebäudes im damaligen Bauzustand, perspektivisch von rechts mit gärtnerischer Anlage.

Oben im Bogen

ZUR ERINNERUNG AN DIE 300JAHRFEIER

darunter

DER
UNIVERSITÄT

unten im Abschnitt

GIESSEN
1607 - 1907

(Abb. B)

Es gibt keinen Hinweis, wer die Medaille entworfen und geprägt hat. Möglicherweise wurde sie von einem ortsansässigen Künstler angefertigt.



Abb. A



Abb. B

Die Darstellung des Kopfes auf der Vorderseite der Medaille erinnert sehr an die auf den 2- und 5-Markstücken der Jahre 1895 bis 1900 (Jäger 72 und 73) bzw. an die 10- und 20-Markstücke in Gold der Jahre 1896 bis 1911 (Jäger 224, 225 und 226). Die Entwürfe und Modelle der genannten Geldstücke stammen von dem Bildhauer Waldemar Uhlmann, Berlin, während die Stempel von Otto Schütz, ebenfalls Berlin, geschnitten wurden.¹ Es ist somit anzunehmen, dass der Hersteller der Medaille sich die Vorderseite der Geldstücke für seine Portraitseite zum Vorbild nahm.

Bemerkenswert ist auch, dass die Aufhängeöse nachträglich angelötet wurde, damit die Medaille gegebenenfalls an einer Kette getragen werden konnte. Die Oberflächenstruktur der Öse weicht von der der Medaille deutlich ab. Derartige Verfahrensweisen kommen öfter vor. Wenn aber von vornherein feststeht, dass eine Medaille als Anhänger vorgesehen ist, wird normalerweise eine Aufhängeöse in den Prägestempel eingearbeitet.

¹ Kurt Jäger, Die deutschen Münzen seit 1871, Basel 2001.

II. Beiträge von Nachwuchshistorikern

Vorbemerkung

Christoph Geibel*

Alle zwei Jahre rufen der Bundespräsident und die Körber-Stiftung Hamburg Kinder und Jugendliche zwischen acht und 21 Jahren auf, sich auf Spurensuche zu begeben. Ein halbes Jahr erforschen die Teilnehmer die Geschichte ihrer Region bzw. ihrer Familie. Gemäß den Prinzipien des Forschenden Lernens recherchieren sie in Archiven, studieren Fachliteratur und interviewen Zeitzeugen oder Experten. Seit 1973 sind mehr als 21000 Beiträge verfasst worden, die nicht selten neue Erkenntnisse zur lokalen Geschichte geliefert und oft verdrängte oder vergessene Ereignisse ins Bewusstsein gehoben haben.

Schüler des Landgraf-Ludwigs-Gymnasiums in Gießen nehmen seit 1986 regelmäßig am Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten teil, wobei die Beiträge in erster Linie in der unterrichtsfreien Zeit erstellt werden. Anfangs entstanden ein oder zwei Arbeiten, mittlerweile sind es jedes Mal mindestens zehn. Seit Mitte der neunziger Jahre werden Beiträge des Landgraf-Ludwigs-Gymnasiums regelmäßig mit Spitzenpreisen und auch mit einem der zehn Schulpreise ausgezeichnet.

Auch die drei folgenden Arbeiten sind für den Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten entstanden.

Die Arbeit von Johanna Beil, Sabine Kühn und Samantha Kröck sowie der Beitrag von Jascha Braun entstanden 2004/05 zum Rahmenthema „Sich regen bringt Segen - Arbeit in der Geschichte“. Die Jugendlichen waren aufgefordert, sich z.B. mit der gesellschaftlichen Bedeutung von Arbeit, mit den wirtschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen der Arbeit oder mit dem Wandel der Arbeitsverhältnisse auseinanderzusetzen. Beide Arbeiten erhielten einen Spitzenpreis.

Zwei Jahre später wurde der Beitrag von Fiona Fritz ebenfalls mit einem Spitzenpreis ausgezeichnet. 2006/07 lautete das Rahmenthema

* Christoph Geibel leitet das gesellschaftswissenschaftliche Aufgabenfeld am Landgraf-Ludwigs-Gymnasium in Gießen. Seit 1986 betreut er als Tutor Schülerarbeiten für den Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten. Er hat die hier abgedruckten drei Beiträge als Tutor begleitet.

„miteinander - gegeneinander? Jung und Alt in der Geschichte“ Hier sollte z.B. der Wandel der Vorstellungen über Jugend und Alter oder die Generationenbeziehungen in Familie und Schule untersucht werden.

Die hier abgedruckten Aufsätze zeigen, auf welche beeindruckende Weise sich die Schüler ihrem Thema genähert und welche Erkenntnisse sie gewonnen haben. Nicht zuletzt aber zeigen sie, zu welchen Leistungen Schüler imstande sind, sofern man sie zur Erprobung ihrer Fähigkeiten ermuntert und dabei angemessen begleitet.

„Ergasterium Disciplinarium“

„Zucht durch Arbeit“ im Landeszuchthaus Marienschloss¹

Jascha Philipp Braun



Aus: <http://www.marienschloss.de/mar-jva.html>

Einleitung

Heutzutage erscheint es als selbstverständlich, dass Insassen eines Gefängnisses zur Arbeit herangezogen werden. Auch wenn harte körperliche Tätigkeiten heute nicht mehr üblich sind, besteht dennoch Arbeitspflicht. Arbeit wird als wichtiger Bestandteil des modernen Strafvollzugs betrachtet, Arbeitsverweigerung im Gefängnis daher mit disziplinarischen Strafen geahndet.

¹ Dies ist ein Auszug aus der Arbeit „Ergasterium Disciplinarium - Zucht durch Arbeit. Das Landeszuchthaus Marienschloss im 19. Jahrhundert“ (KS 20050139), die im Rahmen des Geschichtswettbewerbs des Bundespräsidenten 2006/2007 zum Oberthema „Sich regen bringt Segen? Arbeit in der Geschichte“ entstanden ist. Der Beitrag wurde mit einem Dritten Preis ausgezeichnet. An dieser Stelle möchte ich der Körber-Stiftung für die Genehmigung danken, die Arbeit hier in Auszügen vorstellen zu können.

Ein Blick in die Geschichte zeigt, dass die mit Arbeitszwang verbundene Freiheitsstrafe keinesfalls so alt ist, wie mancher annehmen mag. Als Vorgängereinrichtung der modernen Justivollzugsanstalten kann trotz vieler Unterschiede das Arbeits- und Zuchthaus, das ab der Frühen Neuzeit in ganz Europa auftaucht², angesehen werden. Da die bis dahin üblichen, aus dem Mittelalter stammenden Leibes- und Todesstrafen, als gewaltsam und nutzlos erkannt wurden, wurde nun die Freiheitsstrafe eingeführt. Von Anfang an stand die Beschäftigung der Insassen mit Arbeit dabei im Vordergrund. Diese Selbstverständlichkeit verwundert. Daher soll auf den folgenden Seiten vor allem der Frage nachgegangen werden, *weshalb* Gefängnisinsassen arbeiten mussten. Welche Ideen und Interessen waren ausschlaggebend für diesen Ansatz des Strafvollzugs, der bis heute bestimmend ist?

Dies lässt sich am Beispiel des Landeszuchthauses Marienschloss gut verdeutlichen, denn diese Entwicklungen erreichen auch die Region Oberhessen. 1805 in der Wetterau gegründet, bestand Marienschloss weit über hundert Jahre in dieser Form. Wie sah der Arbeitsalltag der Gefangenen im 19. Jahrhundert aus? Welche Konflikte ergaben sich?

Dies sind weitere Leitfragen, die uns auf den nächsten Seiten beschäftigen werden.

Nach einer kurzen allgemeinen Vorstellung des „Zucht- und Correctionshauses Marienschloß“ wird auf die Bedeutung und Hintergründe von Gefangenearbeit einzugehen sein. Es schließt sich der eigentliche Hauptteil an, der die Situation in Marienschloss beleuchtet. Ein Resümee hält schließlich die wichtigsten Ergebnisse fest.

Das „Zucht- und Correctionshaus Marienschloß“

Das „Zucht- und Correctionshaus Marienschloß“, bei Rockenberg in der Wetterau gelegen, wurde von 1805 bis 1811 für straffällige Männer und Frauen in einem alten Kloster errichtet. Es war die erste zentrale Anstalt des Großherzogtums Hessen-Darmstadt, die zum Vollzug leichter und schwerer Freiheitsstrafen eingerichtet wurde. Die Mehrheit der Insassen in Marienschloss, die hauptsächlich aus dem Großherzogtum Hessen-Darmstadt stammten, mussten weniger als sechs Jahre

2 Erste Einrichtungen solcher Art entstanden in den damals wirtschaftlich bedeutsamen Niederlanden. Dort wurde 1595/96 das Zuchthaus von Amsterdam errichtet, das in den folgenden Jahrzehnten eine Vorbildfunktion für ganz Europa einnehmen sollte.

im Zuchthaus absitzen. Die meisten der Gefangenen waren männlich (85%), zwischen 20 und 40 Jahren alt und evangelischen Glaubens.³

Die Zahl der Sträflinge nahm stetig zu. Waren es im Jahr 1811 noch 123 Insassen, so zählte die Einrichtung 1839 bereits 412 Häftlinge.⁴ Die Anstalt war schnell überbelegt. Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts war daher von zahlreichen Baumaßnahmen geprägt. 1823 wurde eine Kaserne gebaut, dessen Militärpersonal die Anstalt bewachen sollte, ferner ein Lazarett und der so genannte „Kerkerbau“. Zwölf Jahre später wurde der Ostflügel des ehemaligen Kreuzganges aufgrund von Raumnot aufgestockt, 1840 ein weiteres dreistöckiges Gebäude mit Arbeits- und Schlafsälen errichtet. Es folgten zahlreiche weitere kleinere Erweiterungsbauten, wie die Errichtung von Wirtschaftsgebäuden und der Direktorenwohnung. Außerdem wurde bis 1847 die Anzahl der Einzelzellen von drei auf zehn erhöht. Im Jahr 1855 wurde das „Zucht- und Correctionshaus Marienschloß“, in dem seit 1853 im Jahresdurchschnitt über 400 Gefangene untergebracht waren, in „Großherzogliches Landeszuchthaus“ umbenannt. Neben dem Militär bewachten 18 männliche und zwei weibliche Aufseher die Insassen.

Zehn Jahre später wurde die erste Anstaltsschule eröffnet, in der vor allem auch ältere Gefangene in Mathematik, Geschichte, Geographie, Schreiben und Lesen unterrichtet werden sollten, um ihnen eine berufliche Zukunftschance nach Abbüßen der Strafe zu geben.

Von sich reden machte die Strafanstalt 1907, als der nach neuesten Gesichtspunkten des Strafvollzugs entworfene Kuppelbau fertig gestellt war.

Nun wurde in einem kreuzförmigen Gebäude, in welchem vom Scheitelpunkt in der Mitte aus in alle vier Flügel eingesehen werden konnte, auch Einzelhaft ermöglicht. Außerdem wurde im gleichen Jahr das Militär abgezogen und zahlreiche neue Aufseher eingestellt.

3 Staatsarchiv Darmstadt: 30A Nr.731, Tabelle 2 und 3.

4 Ebenda.



Mit dem Jahr 1939 endete die Geschichte Marienschloss' als Zuchthaus. Die Nationalsozialisten richteten ein Jugendgefängnis ein, das bis heute noch in den Mauern des alten Klosters existiert.

Blick auf das 1907 eingeweihte Gebäude mit Kuppelbau

Aus: <http://www.marienschloss.de/mar-jva.html>

Arbeit als Mittel der Sozialdisziplinierung

„Mache die Menschen fleißig und du machst sie ehrlich.“⁵

Anfang des 19. Jahrhunderts gegründet, verfolgte das Zuchthaus Marienschloss wie alle vergleichbaren Anstalten dieser Zeit auch das Ziel, Menschen, die kriminell aufgefallen waren, kein Obdach hatten oder als arbeitsscheu betrachtet wurden, wieder in die Arbeitswelt zu integrieren. Mit der raschen Industrialisierung hatte sich die Bedeutung von Arbeit radikal geändert. Sie erfuhr eine ungemaine Universalisierung und damit Wertsteigerung, die bis heute anhält.

„Die Arbeit ist unentbehrlich zur Aufrechterhaltung der Ordnung, die in einer Strafanstalt peinlich eingehalten werden muss. Gilt es doch, den Menschen, die sich meist arbeitslos und arbeitsscheu umher getrieben haben, zu zeigen, welch ein Segen in einer regelmäßigen Arbeit liegt, sie soweit zu erziehen, dass sie lernen, den Müßiggang zu hassen – und das wirksamste Erziehungsmittel bildet eine gut organisierte und individualisierte Arbeit“,

5 Zitiert nach: Seutter, Leonore: Die Gefängnisarbeit in Deutschland mit besonderer Berücksichtigung der Frauen-Gefängnisse, Tübingen 1912, S. 19.

schreibt Leonore Seutter⁶ zwar erst Anfang des 20. Jahrhunderts, doch sie vertritt damit eine Meinung, die auch hundert Jahre vorher schon einen allgemeinen Konsens gefunden hatte.

Vor allem der frühmoderne Staat war es, dem die Bettlerplage auf den Straßen der Städte ein Dorn im Auge war. Er vermutete bei den Armen Faulheit, Genusssucht und Renitenz. So wurde alles daran gesetzt, das Armenwesen zu reformieren. Die Idee des Zucht- und Arbeitshauses als Lösungsansatz war geboren. Dort sollten die Arbeitsunwilligen, die willkürlich auf den Straßen festgenommen wurden, durch Disziplin und Zucht an Arbeit gewöhnt werden. Richard van Dülmen spricht in diesem Zusammenhang vom „moralischen Überwachungsstaat“⁷ und schreibt:

„Ziel dieser Moralpolitik war der fleißige, gehorsame, sittsame und sparsame Untertan, weswegen allem Müßiggang, aller Gewalttätigkeit, Unzucht und Verschwendung der Kampf angesagt wurde.“⁸

Auch das Bürgertum, von nachreformatorischen religiösen Kräften geprägt, sah es als seine Aufgabe an, den Menschen moralisch zu bessern.

„An erster Stelle der geistesgeschichtlichen Aufarbeitung und Vorbereitung dieser ökonomischen Wende zum Kapitalismus, zur bürgerlichen Gesellschaft, zur Arbeitsgesellschaft ist dabei wohl die Einführung der protestantisch-calvinistischen Ethik zu nennen, die nach der berühmten These Max Webers aus dem Jahre 1905 die Bedingung dafür war, dass eine neue Arbeitsmoral entstehen konnte, die seit dem 17. und 18. Jahrhundert den Motor des Kapitalismus erst allmählich anspringen lassen konnte“,

erklärt Konrad Paul Liessmann.⁹ Die Arbeit erhielt also einen neuen Stellenwert. Sie wurde nicht mehr als Fluch, der über die Menschen mit der Vertreibung aus dem Paradies verhängt wurde, begriffen, sondern

6 L. Seutter: Die Gefängnisarbeit in Deutschland mit besonderer Berücksichtigung der Frauen-Gefängnisse, S. 18.

7 Dülmen, Richard van: Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit, München 1992, S. 281.

8 Ebenda.

9 Liessmann, Konrad Paul: Im Schweiß deines Angesichts. Zum Begriff der Arbeit in den anthropologischen Konzepten der Moderne, in: Beck, Ulrich (Hrsg.): Die Zukunft von Arbeit und Demokratie, Frankfurt/M. 2000, S. 95.

das aufstrebende Bürgertum definierte die körperliche Tätigkeit nun als die erste aller Tugenden, zu der auch Pünktlichkeit, Sparsamkeit, Fleiß, Leistungs- und Gewinnstreben sowie Arbeitsdisziplin gezählt wurden.

Im Gegensatz zu den vorherigen Jahrhunderten erachtete man es im 19. Jahrhundert als notwendig, die Gefangenen mit *sinnvoller* Arbeit zu beschäftigen.

„Aber in dem öden Einerlei des Kerkers wird die Arbeit zum Bedürfnis, der dem Menschen angeborene Trieb zur Tätigkeit erwacht, wenn der Gefangene in der Arbeit ein Mittel findet, um sich die drückende Last der Langeweile zu erleichtern und er lernt wieder freiwillig arbeiten, er gewöhnt sich an die Arbeit...“,

steht in der Enquete des deutschen Handelstags aus den Jahren 1877/78 geschrieben.¹⁰ Diese Auffassung ließ sich wunderbar mit dem Gedanken verbinden, dass das Zuchthaus sich aus eigenen Kräften finanzieren sollte, indem die Gefangenen Produkte herstellen, die dann auf dem freien Markt verkauft werden. Die Regierung Hessen-Darmstadts war ebenfalls nicht bereit, große Geldsummen für Marienschloss aufzuwenden. Als Quelle der Kostendeckung nicht unbedeutend, fertigten die Gefangenen auch deshalb von Anfang an Produkte in Eigenregie an, weil diese verkauft werden konnten. Straf- und Wirtschaftspolitik reichten sich also einander die Hand.

Arbeitsalltag in Marienschloss

Die Organisation des Arbeitsbetriebs

Die Zucht- und Arbeitshäuser des 19. Jahrhunderts in den deutschen Staaten waren in ihrer Arbeitsorganisation sehr unterschiedlich aufgebaut. Lediglich die Hausarbeit musste so gut wie überall von den Gefangenen selbst erledigt werden. Dazu gehörte die Reinigung der Räume und Zellen, die Anfertigung der eigenen Kleidung etc.

Die Insassen in Marienschloss, die vor ihrer Verurteilung hauptsächlich auch handwerklich tätig waren, arbeiteten für Bedienstete des Landes-zuchthauses und deren Angehörige, fertigten Produkte für die Anstalt in

10 Anlage zur Preußischen Gefängnis-Statistik d. Ministerium d. Innern 1877/78: „Die Enquete des Dt. Handelstags und die Organisation der preußischen Anstalten.“

Eigenregie (die zum kleinen Teil auch verkauft wurden) an oder wurden an Unternehmer verpachtet. Nach 1850 arbeitete die Mehrzahl der Gefangenen zunehmend für wenige größere Unternehmen. Dies hatte vor allem zwei Gründe. Erstens waren nur wenige Gefangene handwerklich qualifiziert und zweitens wurde es für die Direktion immer schwieriger, aufgrund der voranschreitenden Industrialisierung geschulte Handwerksmeister zu finden.¹¹

Die Tätigkeiten für Firmen waren vielfältig. So arbeiteten die Gefangenen aus Marienschloss in den 60er und 70er Jahren des 19. Jahrhunderts für den Knopffabrikanten L. Kolbe aus Bessungen bei Darmstadt, die Papierfabrik Maier Oppenheimer in Offenbach a. M., den Unternehmer C. L. Glück aus Friedberg/Hessen, dessen Firma „Pianos und Claviere“ anfertigte, die Gießener Textilfabrik der Gebrüder Homberger & Söhne sowie die Zigarrenfabrik Gail aus Gießen¹², auf welche später noch ausführlicher eingegangen wird.

Der (Arbeits-)Alltag der Gefangenen

Die Hausordnung der Anstalt bestimmte den gesamten Tagesablauf der Gefangenen vom Aufstehen bis zum Schlafengehen. So legte sie Arbeits- und Ruhezeiten fest und regelte Mahlzeiten und Körperpflege.

Im 19. Jahrhundert kannte man drei Mittel, um die Gefangenen zu bessern. Diese waren die körperliche Arbeit, der Unterricht und die Seelsorge. In Marienschloss war die Arbeit von weitaus größter Bedeutung. Um fünf Uhr morgens begann für die Sträflinge der Arbeitstag in den dafür vorgesehenen Arbeitsräumen. Anfangs war über die Hälfte der Gefangenen mit Kämmen, Spinnen und Weben von Textilien beschäftigt. Ein kleinerer Teil arbeitete in anderen handwerklichen Berufen wie Schreiner, Drechsler, Küfer und Schlosser. Die Frauen mussten meistens Hanf, Wolle oder Flachs spinnen, nähen, waschen oder stricken. Im Sommer endete der Arbeitstag erst um 19 Uhr, im Winter um 17 Uhr. Ab 1859 wurde dann ganzjährig zwölf Stunden täglich gearbeitet. Zwischendurch gab es zweistündige Essens- und Ruhepausen und alle zwei Tage wurde ein halbstündiger Spaziergang auf dem Hof genehmigt. Sonntags wurde von den Gefangenen erwartet, dass sie am Gottesdienst teilnahmen, ab 1830 waren Morgen- und

11 Henze, Martina: Strafvollzugsreformen im 19. Jahrhundert, Pfungstadt 2003, S. 376.

12 Staatsarchiv Darmstadt: A 700 Verträge über die Beschäftigung der Gefangenen in Unternehmerbetrieben 1863-1881.

Abendgebet Sitte. Ein protestantischer und ein katholischer Pfarrer kümmerten sich um die Seelsorge der Gefangenen. Ab ca. 1830 wurde schließlich auch Unterricht in den Naturwissenschaften und in Geschichte erteilt.¹³

Verdienst der Gefangenen

Seit 1839 bekamen die Gefangenen einen Verdiensteil, der je nach Tätigkeit sehr unterschiedlich ausfallen konnte. Die Verdiensttabelle aus dem Jahr 1853¹⁴ macht dies anschaulich. Insgesamt werden dort 31 unterschiedliche Arbeiten aufgelistet. Angefangen vom Borstenreiniger über Küfer, Maurer, Wagner, Näherin bis zum Weber ist eine breite Palette an handwerklichen Berufen vertreten. In der Spalte nach den Berufszeichnungen sind die zu leistenden Pensa und der für die ausgeübte Tätigkeit berechnete

Lohn dargestellt. Je nach Arbeitsbranche waren zwischen einem Pensum und vier Pensa pro Tag vorgeschrieben.

Der Verdienst pro Pensum lag zwischen einem und vier Kreuzern. Am höchsten wurde die Arbeit der Wollkämmerer, Schlosser und Weber mit bis zu vier Kreuzern vergütet. Besonders wenig erhielten dagegen die Strickerinnen und Strohflechter. Ihnen standen maximal zwei Kreuzer zu. Eine ungleiche Bezahlung zwischen Männern und Frauen lässt sich nicht ausmachen. Um 1820 herum erhielt ein Tagelöhner im hessischen Herzogtum Nassau 12 bis 15 Kreuzer täglich, ein Handwerker 24 bis 30 Kreuzer und ein Knecht 26 bis 30 Kreuzer.¹⁵ Diese Zahlen sind durchaus miteinander vergleichbar, da das Herzogtum direkt an Hessen-Darmstadt angrenzte und eine ähnliche Sozialstruktur aufwies. Die Gefangenen wurden also deutlich unterbezahlt. Für die Reinigungs- und Hausarbeiten, die im Wechsel zu erledigen waren, gab es kein Geld. Die Verdienste mussten gespart werden oder wurden beim Tod des Gefangenen an seine Familie vererbt. In Ausnahmefällen durfte der Insasse in der Haft über sein Geld verfügen.

Ein Beispiel gibt das Schicksal des Züchtlings Nicolas Wagner, der einen Teil seines Arbeitslohns an seine Not leidende Mutter abgeben durfte.

13 M. Henze: Strafvollzugsreformen im 19. Jahrhundert, S. 378.

14 Staatsarchiv Darmstadt: A 554 Arbeitspensum und Arbeitsverdienst der Gefangenen 1840-1853.

15 http://www.graeveneck.de/geschichte/allgem_bev.htm

„Der in hiesiger Strafanstalt befindliche Züchtling Nicolaus Wagner aus Birkenau hat die Erlaubnis erhalten, seine Mutter mit fünf Gulden Kreuzer aus seinem Arbeitsverdienst unterstützen zu dürfen“¹⁶,

heißt es in dem Schreiben aus dem Jahr 1865. Auf der Empfangsbcheinigung bestätigt die Mutter, da der Schrift nicht mächtig, mit drei Kreuzen den Erhalt des Geldes.

Durch die Unterstützung wurde die Armenkasse in Birkenau entlastet, weshalb die Erlaubnis, der Mutter finanziell helfen zu dürfen, sicherlich auch im Eigeninteresse der Kommunen und des Staates gegeben wurde. Da anzunehmen ist, dass die meisten Gefangenen aus armen Verhältnissen stammten, kann man hier ein Motiv für die Nutzung der Arbeitskraft der Gefangenen und deren Bezahlung erkennen. Allerdings waren keine vergleichbaren Fälle aufzufinden, der Fall Wagner also keine alltägliche Erscheinung.

Arbeitsvertrag mit Tabaksfabrikant Georg Philipp Gail

Wie bereits beschrieben, arbeitete die Mehrzahl der Gefangenen aus Marienschloss ab den 1850er Jahren zunehmend für wenige größere Unternehmen. Eine der wichtigsten Arbeitgeber war die Firma Georg Philipp Gail aus Gießen. Seit 1812 produzierte das Unternehmen erfolgreich Rauchtak.¹⁷ Mit der Herstellung von Zigarren ab 1840 expandierte es weiter und stieg zu einem der bedeutsamsten Arbeitgeber in Oberhessen auf. In den folgenden Jahren wurden die Arbeitskräfte in Gießen knapp, weshalb man dazu überging, Filialbetriebe in der Umgebung der Stadt einzurichten. Daher ist es nicht verwunderlich, dass die erste Niederlassung 1852 insbesondere aus wirtschaftlichen Gründen in Marienschloss eröffnet wurde. Bereits nach zwei Jahren arbeiteten dort über hundert Sträflinge für die Zigarrenfabrikation, die somit zum wichtigsten Arbeitszweig der Anstalt aufstieg und die vormalig bedeutsamere Textilfabrikation ablöste.

Der hessisch-darmstädtischen Regierung kam diese Arbeitsorganisation schon deswegen entgegen, da man mit der Herstellung von Zigarren viele Gefangene auf wenig Platz beschäftigen konnte. Der älteste er-

16 Staatsarchiv Darmstadt: A 523 Unterstützung der Angehörigen des Strafgefangenen Nikolaus Wagner aus Birkenau aus seinem Arbeitsverdienst 1865-1870.

17 Vgl. Brake, Ludwig: Zigarrenfabrikanten, in: Oberhessischer Geschichtsverein (Hrsg.): Alles blauer Dunst?! Zigarrenindustrie im Gießener Raum, Gießen 2004, S. 31.

haltene Geschäftsvertrag zwischen Zuchthausleitung und dem Zigarrenfabrikanten Gail ist auf das Jahr 1853 datiert.¹⁸ In diesem wurde eine Verlängerung der geschäftlichen Beziehungen beider Seite um zehn Jahre vereinbart, was darauf schließen lässt, dass sowohl die Direktion des Zuchthauses als auch das Unternehmen Gail mit der Zigarrenfabrikation in der Anstalt in den zurückliegenden zwei Jahren gute Erfahrungen gemacht hatten.

Der Vertrag beginnt mit der Auflistung der Verpflichtungen, die beide Seiten zu erfüllen haben. Die Verwaltung Marienschloss'

hat demnach u.a. für die Heizung der Arbeitssäle zu sorgen, die Räumlichkeiten zur Verfügung zu stellen und Aufseher zur polizeilichen Überwachung einzustellen. So heißt es in dem Geschäftsvertrag u.a.:

„Die Firma Gail dagegen macht sich verbindlich [...]

1. Mindestens 100 Sträflinge mit der Cigarrenfabrikation ständig zu beschäftigen und für jeden einzelnen dieser Sträflinge ohne Ausnahme täglich neun Kreuzer Arbeitslohn an die Anstaltskasse zu bezahlen [...]
8. Alle zur Cigarrenfabrikation erforderlichen Mobilien und Gerätschaften, also Tische, Stühle, Wirthelbretter, Rahmen, Körbe, Messer, Bündelmaschinen u.f.m. selbst zu stellen und zu unterhalten, sowie auch die etwa sonst von ihm für nöthig



*Jugendbildnis Georg Philipp Gails (1785-1865) etwa um die Zeit, als er nach Gießen kam
Aus: www.lkgi.de/aktuelles/Tabak/gruender.pdf*

18 Staatsarchiv Darmstadt: A 700 Verträge über die Beschäftigung der Gefangenen in Unternehmerbetrieben 1863-1881.

erachtet War- und Herrichtungen für eigene Kosten zu bewirken. [...]“¹⁹

Die Firma Gail zahlte, wie beschrieben, an jeden Sträfling neun Kreuzer (das waren umgerechnet 36 Pfennige) pro Tag. Wenn man jenen Verdienst mit den Arbeitslöhnen freier Zigarrenarbeiter vergleicht, wird ein weiterer Grund offensichtlich, weshalb die Firma Gail für die Zigarrenfabrikation gerne Insassen aus Marienschloss beschäftigte. Im Durchschnitt verdiente ein Zigarrenroller im Landkreis Gießen in jener Zeit pro Tag 90 bis 210 Pfennige und ein Wickelmacher 36 bis 42 Pfennige.²⁰ Der Arbeitsverdienst, den die Firma Gail an die Zuchthauskasse zu bezahlen hatte, war also sehr niedrig.

Warum wurde den Gefangenen überhaupt ein Lohn ausgezahlt? Man wollte die Arbeit vergüten, um einen Anreiz für das Arbeiten zu schaffen. Daher gab es auch Prämien für besonders fleißige Arbeiter. Außerdem war die Zigarrenproduktion nicht nur auf billige, sondern auch auf eine ausreichende Zahl an Arbeitskräften angewiesen, da die Herstellung von Zigarren sehr arbeitsintensiv und weniger kapitalintensiv war.

Schließlich unterlagen die Arbeiter der Disziplinalgewalt des Gefängnisses und der Zuchthausordnung. Wie im Abschnitt über die Behandlung der Gefangenen später noch beschrieben wird, mussten die Sträflinge bei Fehlverhalten u.a. mit Geißelhieben rechnen. Die Firma Gail beschäftigte Arbeiter, bei denen Streiks, Kündigungen oder Arbeitsniederlegung ausgeschlossen waren. Im Gegensatz zum freien Markt, auf dem der Arbeiter seinen Preis für seine Arbeitskraft aushandelt, kann man die Zuchthausarbeit daher generell als eine Art Zwangsarbeit bezeichnen.

Die Gefängnisarbeit gar als Sklavenarbeit auszulegen, geht allerdings zu weit, da die wirtschaftliche Ausbeutung nicht (alleine) im Vordergrund stand. Der Gefangene sollte auch resozialisiert und erzogen werden, wobei dieser Aspekt freilich unterschiedlich gewichtet wurde. Die Firma Gail jedenfalls wird von den Arbeitern in Marienschloss profitiert haben.

19 Ebenda.

20 L. Brake: Zigarrenfabrikanten, in: Oberhessischer Geschichtsverein (Hrsg.): Alles blauer Dunst?!, S. 31.

Urkunde:

Geschäfts Vertrag.

zweifache

der Verwaltung d. Commissar des Hr. Landesherrn
für Maximiliansberg mit dem in bairische bürgerliche
Georg Philipp Gail zu Gießen

§ 1.

Der zweifache beider contrahierenden Theile hat dieser besiegelte
Vertrag d. d. 28^{ten} Juni 1852. mit dem Gegenstande des Maxim-
ilian Bergwerks 8^{ten} mit der zuletztenmaligen Fortführung des Herrn
Carl Gail, Kommand der contrahierenden Firma G. P. Gail vom 14
März a. c. unter dem in Klaffsteinen mitstehender Modifikation
erwähnt sind auf der einen Seite des besagten besiegelten abgehandelt
zu sein, daß für eine Zeit langfristige vom 28^{ten} Juni 1852 bis Ende
1853 in Bezug kommt mit dem beid. contrahierenden Theile der Herr
Maximilian Bergwerk, mit Ablauf der, von der ab besiegelten besagten
vom 28^{ten} Juni 1852, von dem Vertrag zu dem, ab dem
vom 28^{ten} Juni 1852, das letzte drei Monate eine jährliche
Einnahme festzusetzen haben wird. Für diese Zeit wird dem
maximilian Bergwerk, daß in der besagten Zeit, zu dem nach obigen
Vertrag zu dem Vertrag, insbesondere auch der Verwaltung die Ein-
nahme erfolgt, kann unter der Verwaltung der Gegenstande
bestehen in dem Landesherrn für Maximiliansberg festsetzt, der
jährliche Unternehmung mit dem Tage der Einnahme an dem nach
festsetzt sein soll, unter anderem mit dem Tage der Besiegelung
angefangen, festsetzt in dem Falle nicht, wenn durch Abgang
angefangen unter dem Tage unter dem nachtraglich festgesetzten
Zahlung von 100 Thaler beschränkt werden sollte. Folglich eine
Einnahme zu dem festgesetzten Zeit nicht, so bleibt der Vertrag
für

Der Geschäftsvertrag mit der Fa. Gail aus dem Jahr 1853
Aus: A 700 aus dem Staatsarchiv Darmstadt

Die Regierung schloss den Vertrag mit der Firma Gail langfristig ab, weil diese Form der Arbeitsbeschäftigung nicht viele Kosten verursachte. Erzieherische Aspekte sind dafür also weniger ausschlaggebend

gewesen. So kritisiert Seutter an dieser Organisation des Arbeitsbetriebes: „Welcher Unternehmer wird bei dem gewaltigen Druck der Konkurrenz an den erzieherischen Wert der Gefängnisarbeit denken können?“²¹

Daher schließt sie, dass sich zwischen Gefangenen und Strafanstaltsorganen keine dritten Personen einmischen dürfen.

Den eigentlichen Betroffenen, den Insassen, kamen durch die Beschäftigung vor allem zwei Vorteile zugute. Zum einen bedeutete die Arbeit Abwechslung im tristen Gefängnisalltag, zum anderen konnten sie sich regelmäßig etwas dazuverdienen, in einer Zeit, in der viele Familien um das schiere Überleben kämpften.

Behandlung der Gefangenen

Die Errungenschaften der Französischen Revolution gingen auch an den Zucht- und Arbeitshäusern nicht spurlos vorbei. Auch wenn es bei der Behandlung des Gefangenen zwischen den deutschen Zuchthäusern große Unterschiede gab, wurden die proklamierten Menschenrechte weitestgehend auch den Strafgefangenen zugesprochen. Marienschloss war in dieser Hinsicht dank seines ersten Direktors besonders fortschrittlich. So schreibt Henze:

„Bereits die erste Instruktion des Direktors von 1811 wies darauf hin, dass auch die Verbrecher menschlich zu behandeln seien und der Anstaltsleiter deswegen auf die Sicherheit, innere Ordnung und Reinlichkeit der Räumlichkeiten ebenso zu achten habe, wie auf die Verabreichung genießbarer Speisen.“²²

Körperliche Strafen standen bei Fehlverhalten allerdings weiter an der Tagesordnung. So waren bis 1878 noch Geißelhiebe üblich. Im Zusammenhang mit Arbeit wurden Faulheit, Arbeitsverweigerung oder schlechte Arbeit bestraft.

Jedoch wurde immer wieder von der Zuchthausdirektion in Marienschloss darauf hingewiesen, dass die Insassen nicht mit unnötiger Härte behandelt werden sollten. Und dies war keineswegs überall selbstverständlich. Nachdem der (oben beschriebene) Arbeitsverdienst einge-

21 L. Seutter: Die Gefängnisarbeit in Deutschland mit besonderer Berücksichtigung der Frauen-Gefängnisse, S. 46.

22 M. Henze: Strafvollzugsreformen im 19. Jahrhundert, S. 327.

führt wurde, registrierte man weitaus weniger Verstöße gegen die Zuchthausordnung.²³ So liegt es nahe, dass die Einführung eines Arbeitslohns die Akzeptanz gegenüber der Arbeit erhöht haben mag.

1838-1845: Gefangene beschwerten sich über die Arbeitsbedingungen

Ab dem Jahr 1838 beschwerten sich mehrere Gefangene wiederholt über ihre Behandlung in Marienschoss, wie den Archivalien zu entnehmen ist. Sie nahmen das Beschwerderecht in Anspruch, das jedem Insassen gegen Mitgefangene und Beamte zustand. Die vorgebrachten Klagen reichten von der Zusammensetzung und Menge der Kost, über die medizinische Versorgung bis hin zu den Bestimmungen über die Arbeit.

Ob sich an der Situation nach den Beschwerden etwas änderte, ist aus den Dokumenten dieser Zeit nicht eindeutig ersichtlich. So weit nachvollziehbar, wurden die Beschwerden allerdings entgegengenommen und Nachforschungen angestellt. Fest steht, dass in den Briefen und Protokollen, und dies bezieht sich auch auf die folgenden Fälle, die Insassen als Menschen wahrgenommen werden.

Eine erste Beschwerde über die Arbeitsbedingungen ist Dokumenten aus dem Jahr 1838 zu entnehmen. Nachdem sich mehrere Gefangene aus Rheinhessen im Oktober 1838 in einer Bittschrift an den „Großherzoglich Hessischen Provinzial-Comissair“ über eine ungleiche Behandlung gegenüber den Bestraften der Provinzen Starkenburg und Oberhessen beschwert hatten, wandte sich der damalige Zuchthausdirektor Venator im April 1839 an den großherzoglichen Staatsprocurator zu Mainz.

„Da nun dieselben abermals bitten einen Anwalt annehmen zu dürfen, um für sie unterthänigst bittend ihre vermeintlich verlorene Rechte wieder zu erlangen, ich dieses aber nur dann zugeben kann, wenn ich weiß, welche Behandlung dieselben nach der rheinhessischen Gesetzgebung anzusprechen haben, so bitte ich er[lauchten] Hochwohlgeborenen mich zügigst wissen zu lassen, wie die [in] Mainz verhafteten Sträflinge [...] behandelt werden.“²⁴

23 Ebenda, S. 369.

24 Staatsarchiv Darmstadt: A 248 Beschwerden von Gefangenen 1839-1845.

Weiter schrieb er:

„Damit er[lauchte] Hochwohlgeborenen in den Stand gesetzt sind, worüber die Rubrurten [Beschwerdeführer] sich eigentlich beschwerten, beehre ich mich zu bemerken, daß dieselben behaupten:

- 1.) körperlich nicht gezüchtigt werden zu können,
- 2.) die zu Réclusion [Zuchthausstrafe] Verurteilten könnten zur Arbeit nicht gewaltsam angehalten werden,
- 3.) denjenigen, welche arbeiteten, müßte der dritte Theil des Arbeitverdienstes anheim fallen: dafür erhalten sie für die Zukäufe den fünften Theil.
- 4.) für eigenes Geld könnten sie nach belieben sich Speise und Tabak ankaufen [...].²⁵

Die Antwort des Großherzoglichen Kreisgerichts zu Mainz erfolgte am 3.Mai 1839. Im Schriftstück hieß es, dass Schläge und Züchtigungen in den Strafanstalten nach den Gesetzen Rhein Hessens verboten seien. Zu den Strafmaßnahmen äußert man sich:

„[...] diese bestehen in Anschließen an eine Kette, krumm schließen, einsperren in ein Cachot [Kerker] bei Wasser und Brot, Entziehung der gewöhnlichen Kost auf längere Zeit u. d. m.²⁶

Außerdem hieß es weiter:

„Die zur Strafe der Réclusion [Zuchthausstrafe] Verurteilten können und müssen selbst zu Arbeiten in den Strafanstalten angehalten werden.²⁷

Was den dritten Beschwerdepunkt der Gefangenen anging, verwies das Kreisgericht auf eine im August 1836 erlassene Verfügung, die vorschreibe, dass zwei Drittel des Arbeitsverdienstes der Sträflinge in die Staatskasse fließe, ein Sechstel ihnen sofort und ein Sechstel ihnen nach der Entlassung ausgehändigt werden müsse. Zum letzten Abschnitt hieß es:

„Alle Sträflinge müssen die Kost genießen, welche in der Strafanstalt verabreicht wird; eine Ausnahme tritt nur für

25 Ebenda.

26 Ebenda.

27 Staatsarchiv Darmstadt: A 248 Beschwerden von Gefangenen 1839-1845.

diejenigen ein, welche nach einer Bescheinigung des Arztes wegen Kränklichkeit eine andere Kost genießen müssen und welchen alsdann, wenn sie die gewöhnliche Krankenkost der Häuser nicht einnehmen wollen, von dem Oberaufseher des Gefängnisses die Erlaubnis ertheilt werden kann, sich auswärts auf ihre Kosten eine andere Nahrung zu verschaffen. Daß die Sträflinge von dem Gelde, was sie auf die Hand erhalten und wenn sie sonst durch ihre Auführung zu keiner Beschwerde Veranlassung geben, sich am Ende der Woche, [...] auch Sonn- und Feyertagen, Eßwaren von Außen dürfen kommen lassen, wird in der Regel gestattet.“²⁸

Das Kreisgericht zu Mainz hielt die Klagen der Züchtlinge also zumindest teilweise für berechtigt. Daher setzte Venator am 3. Juni einen Brief an den „Großherzoglich Hessischen Provinzial-Commisair“ der Provinz Oberhessen auf und forderte ihn darin dazu auf, ihn endlich wissen zu lassen, wie man in Gießen über die eingereichten Klagen denke, da

„dieselben mich bisher wiederholt mit Bitten plagten, ihr früheres Gesuch in Unterthänigkeit in Erinnerung zu bringen, damit sie wenigstens doch irgendeine Resolution erhalten und danach die Überzeugung erhalten, dass man sie nicht ganz vergessen habe.“²⁹

Eine knappe Antwort erfolgte erst im September 1839:

„Zum Zwecke der Eröffnung dieser Nachricht an die Züchtlinge aus Rheinhessen benachrichtige ich Sie, daß weil aus der Provinz Rheinhessen nur zu Kriminalstrafen verurteilte Verbrecher auf Marienschloss gebracht werden, dieselben Formen wie bisher, auf ganz gleiche Weise wie die Züchtlinge aus den diesseitigen Provinzen zu behandeln sind, wie daß Gr. Ministerium des Innern und der Justiz unterm 14ten d. M. bestimmt hat.“³⁰

Nicht nur die Bittsteller werden nach diesem Beschluss enttäuscht gewesen sein. Es liegt nahe, dass auch Venator eine andere Antwort er-

28 Ebenda.

29 Staatsarchiv Darmstadt: A 248 Beschwerden von Gefangenen 1839-1845.

30 Ebenda.

wartet hatte. Ansonsten hätte er sich nicht in solchem Maß für die Gefangenen eingesetzt. Daher musste er ihre Klage wohl für berechtigt gehalten haben.

Im Juli des gleichen Jahres schrieb Venator in einem anderen Fall an den Gefängnisarzt Dr. Steinberger, dass der Antrag des Züchtlings Heinrich Rapp auf Außenarbeit aufgrund gesetzlicher Bestimmungen eigentlich abgelehnt werden müsste.

„Da jedoch besondere Fälle Berücksichtigung erfordern, so wollen sie sich gutachtlich äußern, ob die Beschäftigung des Rubrurten [Beschwerdeführers] im Freyen unbedingt nöthig scheint.“³¹

In einem Gutachten kam Dr. Steinberger zu dem Ergebnis, dass man der Bitte Rapps nachkommen sollte.

Zwei Monate später wandte sich Venator erneut an Dr. Steinberger. Dieses Mal ging es um dessen Patienten Beiker, dem aus gesundheitlichen Gründen eine andere Arbeit zugeteilt werden sollte. Der Zuchthausdirektor schrieb dazu:

„Eine leichtere Arbeit als Spulen vermag ich demselben nicht zuzutheilen [...].Sollten sie jedoch diese Beschäftigung als durchaus nachtheilig für die Gesundheit des Rubrurten [Beschwerdeführers] halten, so wollen Sie mir die Art der Arbeit näher bezeichnen, welche derselben verrichten kann und werde ich alsdann ihren Wünschen nachzukommen suchen.“³²

Eine Antwort des Arztes ist nicht auffindbar.

Auch an diesen beiden Beispielen wird indes wieder deutlich, dass der Gefängnisdirektor die Klagen der Insassen durchaus ernst nahm.

Die letzte gefundene Beschwerde, die in einen Zusammenhang mit den Arbeitsbedingungen im Zuchthaus zu bringen ist, wurde im September 1845 von fünf Gefangenen erhoben. Am 27. September schrieb der „Großherzoglich Hessische Provinzial-Commisair“ an die Zuchthausdirektion:

31 Ebenda.

32 Staatsarchiv Darmstadt: A 248 Beschwerden von Gefangenen 1839-1845.

„Von den Rubrurten [Beschwerdeführern] ist bei dem Gr. Regierungsrat Eikstein bei seiner letzten Anwesenheit in Marienschloß vorgebracht worden, daß 20 Ellen [...]tuch, welches sie als Arbeitspensum täglich zu Weben hätten, zu viel sey und daß sie darin anderen Züchtlingen nachstünden, daß ihnen die Tage, an welchen sie die Vorbereitungsarbeiten zum Weben zu machen hätten, als Arbeitstage nicht angerechnet, somit ihnen kein Arbeitsverdienst gutgeschrieben werde.“³³

Das Schreiben endete damit, dass eine Erklärung vom Arbeitsinspektor des Zuchthauses verlangt wurde.

Eine Antwort erfolgte sieben Tage später. In dieser listete der Arbeitsinspektor Gompf die durchschnittliche Liefermenge der Züchtlinge auf, die bei zweien deutlich über dem geforderten Pensum von 20 Ellen liege:

„Nach dieser Zusammenstellung und Berechnung haben aber die Rubrurten bewiesen, daß es ihnen möglich ist, daß bestimmte Pensum von 20 Ellen pro Tag liefern zu können.“³⁴

Zu den nicht berechneten Tagen schrieb er:

„Zurichtstage sind bis jetzt den Sträflingen hiesiger Anstalt nach nicht bezahlt worden und werden auch solche meines Wissens nach keinem Fabrikarbeiter anderweit bezahlt, sondern vielmehr der Arbeitslohn für die Elle und für das Stück berechnet und vergütet.“³⁵

Ein Schreiben Venators vom 9. Oktober an den Provinzial-Commisair unterstützte noch einmal Gompfs Auffassung. Die Einmischung von Seiten Venators stieß beim Provinzial-Commisair sechs Tage später jedoch auf Unmut:

„ [...] das Gutachten derselben [des Arbeitsinspektors] wird von mir entschieden.“³⁶

Dennoch vertrat er die gleiche Position und schrieb:

33 Ebenda.

34 Staatsarchiv Darmstadt: A 248 Beschwerden von Gefangenen 1839-1845.

35 Ebenda.

36 Ebenda.

„Was nun die Sache selbst betrifft, so erachte ich die erhobene Beschwerde, nach dem wohlbegründeten Gutachten des Arbeitsinspektors für durchaus unstatthaft und beauftrage sie, die Beschwerdeführer abschlägig zu bedeuten.“³⁷

Die Beschwerden wurden also abgelehnt.

Warum beschwerten sich nun offensichtlich wenige der Insassen über die zu verrichtende Arbeit und insbesondere über die teilweise harten Arbeitsbedingungen? Der geringe Arbeitsverdienst wurde zwar wiederholt kritisiert, die Arbeit an sich jedoch wurde von ihnen nie missbilligt. Auch die aus anderen Jahrzehnten erhaltenen Archivalien nennen, soweit ersichtlich, keinen größeren Verdruss über die Arbeitsbeschäftigung. Dies erstaunt umso mehr, da, wie oben geschildert, die Arbeit im Landeszuchthaus Marienschloss eine wesentliche Rolle spielte und den Alltag der Sträflinge bestimmte. Die Frage kann sich eigentlich nur damit beantworten lassen, dass die Insassen die zu verrichtenden Tätigkeiten akzeptierten. Was passiert wäre, wenn sie das Arbeiten verweigert hätten, kann man den Archivalien nicht entnehmen. Wahrscheinlich ist, dass die Beschäftigung den grauen öden Gefängnisalltag der Sträflinge bereicherte, da sie Abwechslung mit sich brachte und daher anerkannt wurde. Vielleicht erging es vielen Insassen in Marienschloss auch besser als in der Freiheit, wo die Zeit des Pauperismus große Bevölkerungsteilen völlig verarmen ließ. In der Anstalt bekamen die Menschen wenigstens regelmäßig etwas zu essen, sie verdienten ein wenig und konnten, wie das Schicksal Nicolaus Wagners verdeutlicht, ihre Verwandten mit dem Lohn unterstützen. Allerdings muss auch darauf hingewiesen werden, dass keine Archivalien vorhanden sind, die von den Züchtlingsen selbst verfasst wurden, was wohl daran lag, dass viele unter ihnen Analphabeten waren. Auch die im erst geschilderten Fall erwähnte, von den Gefangenen verfasste Bittschrift war übrigens nicht auffindbar. Folglich hatte der Protokollant stets einen großen Spielraum beim Schreiben und Schildern der Beschwerden. Dass er Sachverhalte deswegen positiver darstellte, als sie tatsächlich waren, scheint aber unwahrscheinlich.

1850 wird der Strafvollzug reformiert, was auch Verbesserungen in Hygiene, Verköstigung, Unterbringung, Behandlung und medizinischer

37 Ebenda.

Versorgung mit sich brachte.³⁸ Vielleicht waren die Beschwerden der Gefangenen dafür mit ausschlaggebend.

Resümee

Soweit es anhand der zugänglichen Quellen möglich war, konnten die in der Einleitung gestellten Leitfragen beantwortet werden. Ungewissheiten bleiben dort, wo die miteinander im Briefwechsel stehenden Parteien strategisch argumentieren und die wahrhaftigen Anliegen und Ansichten somit möglicherweise im Dunkeln bleiben. Dennoch wurde hoffentlich ersichtlich, welche eigentlichen Ideen und Ziele mit der Zuchthausarbeit verbunden waren und wie der Arbeitsalltag im Landeszuchthaus Marienschloss im 19. Jahrhundert aussah.

Zumindest was das Landeszuchthaus Marienschloss betrifft, bleiben folgende Ergebnisse über die dortige Gefängnisarbeit zusammenfassend festzuhalten:

- 1) Die Beschäftigung mit Arbeit diene dazu, die Gefangenen zu erziehen und zu resozialisieren. Jeder sollte nützlich arbeiten. Dies hängt mit der Universalisierung der Arbeit zusammen, die in dieser Zeit einsetzte.
- 2) Daneben wurden allerdings auch ökonomischen Interessen verfolgt. Mittels der Gefängnisarbeit sollten über die Vermietung der Arbeitskraft der Gefangenen oder den Verkauf von dort hergestellten Produkten die Staatseinnahmen verbessert werden.
- 3) Die Insassen wurden außerdem beschäftigt, um ihnen Abwechslung im tristen Gefängnisalltag zu bieten und sie menschlich zu behandeln. Deshalb konnten sie sich auch etwas dazu verdienen.
- 4) Mit dem Verdienst konnten die Sträflinge schließlich ihre Verwandten unterstützen, so dass die Armenkassen der Kommunen entlasten wurden.

38 <http://www.marienschloss.de/mar-jva.html>



Die ehemalige Klosterkirche heute
Aus: <http://www.marienschloss.de/marienschloss.html>

Der Krieg ist aus - was tun? Die wirtschaftliche Demobilisierung nach dem Ersten Weltkrieg in Gießen*

Einleitung¹

Johanna Beil/Samantha Kröck/Sabine Kühn

„Auf eindringliche Weise erfahren wir den Wert von Arbeit, wenn sie uns verloren geht [...]“²

Dieser Satz aus dem Spuren Suchen-Heft der Körber-Stiftung zum Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten im Jahr 2004 demonstriert sehr eindrücklich die schwierige Lage vieler Menschen nach dem Ersten Weltkrieg.

Als Demobilisierung bezeichnet man allgemein die wirtschaftliche und gesellschaftliche Übergangsphase zwischen Krieg und Frieden. Sie griff nach dem Ersten Weltkrieg in Deutschland in das Leben fast aller Menschen ein und bildete eine komplexe wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung, die in Deutschland teilweise mehrere Jahre dauerte und Politiker und Behörden vor nahezu unlösbare Probleme

* Dies ist ein Auszug aus der Arbeit „Der Krieg ist aus - was tun? Die wirtschaftliche Demobilisierung nach dem Ersten Weltkrieg in Gießen/Hessen“ (KS 20050526), die im Rahmen des Geschichtswettbewerbs des Bundespräsidenten 2006/2007 zum Oberthema „Sich regen bringt Segen? Arbeit in der Geschichte“ entstanden ist. Der Beitrag wurde mit einem Zweiten Preis ausgezeichnet. An dieser Stelle möchten wir der Körber-Stiftung für die Genehmigung danken, die Arbeit hier in Auszügen vorstellen zu können.

1 Für diesen Text wurde folgende Literatur verwendet: Bessel, Richard: „Eine nicht allzu große Beunruhigung des Arbeitsmarktes“, in: Geschichte und Gesellschaft 9, Göttingen 1983, S. 211-229; Bessel, Richard: Germany after the First World War. Oxford 2002 (Neuaufgabe); Bessel, Richard: Demobilmachung, in: Hirschfeld, Gerhard; Krumreich, Gerd; Renz, Irina (Hrsg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn 2003, S. 427f; Feldman, Gerald: Die Demobilmachung und die Sozialordnung der Zwischenkriegszeit in Europa, in: Geschichte und Gesellschaft 9, Göttingen 1983, S. 156-177; Rouette, Susanne: Frauenerwerbsarbeit in Demobilmachung und Inflation 1918-1923. Struktur und Entwicklung des Arbeitsmarktes in Berlin, in: Tenfelde, Klaus (Hrsg.): Arbeiter im 20. Jahrhundert. Stuttgart 1991, S. 32-65; Schmuhl, Hans-Walter: Arbeitsmarktpolitik und Arbeitsverwaltung in Deutschland 1871-2002, Nürnberg 2003, S. 73-119; Ullmann, Hans-Peter: Kriegswirtschaft, in: Hirschfeld, Gerhard; Krumreich, Gerd; Renz, Irina (Hrsg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn 2003, S. 220-232.

2 Sich regen bringt Segen? Arbeit in der Geschichte. Spuren Suchen. Das Magazin des Geschichtswettbewerbs des Bundespräsidenten des Wettbewerbs 2004/05. Heft 18. Hamburg 2004.

stellte. Das Ziel, welches auch in Gießen erreicht werden sollte, bestand in der Rückkehr zum Vorkriegszustand.

Dieser Aufsatz beschäftigt sich mit der wirtschaftlichen Demobilisierung, einem Prozess, der nach dem Rücktransport der Soldaten in die Heimat einsetzt, wobei die Frage nach dem Erfolg der Demobilisierung in Gießen im Mittelpunkt steht. Dabei stehen die Mittel, zu denen die Behörden im Kampf gegen die Arbeitslosigkeit griffen, im Vordergrund. Anschließend werden zwei Kernprobleme, mit denen die Regierung konfrontiert wurde, näher betrachtet: Die Situation im ländlichen Bereich sowie die Rolle der Frauen während der Demobilisierung.

Darüber hinaus hatten sich die zuständigen Institutionen und Gremien allerdings mit sehr viel mehr Schwierigkeiten auseinanderzusetzen. Rohstoffmangel und Inflation mussten beseitigt, Kriegswirtschaft auf Friedenswirtschaft umgestellt und die Nahrungsproduktion gefördert werden. Die zentrale Aufgabe stellte allerdings die Wiedereingliederung zurückkehrender Soldaten dar, die teilweise nur mit tiefgreifenden Eingriffen in das Leben und das Arbeitsverhältnis Einzelner realisiert werden konnte. So wurden viele Arbeitende, vor allem Frauen und Fremdarbeiter, entlassen, um den Heimkehrern Platz zu machen.

Die deutsche Regierung hatte zwar schon 1916 begonnen, erste Pläne für eine zukünftige geordnete Demobilisierung zu machen, diese waren jedoch von der Annahme eines Kriegsgewinns ausgegangen und deshalb größtenteils nicht umsetzbar. Um effektiv arbeiten zu können, wurden neue Institutionen geschaffen. Zunächst wurde 1916 das Reichskommissariat für Übergangswirtschaft gegründet, welches aber später nicht von großer Bedeutung war und eher eine beratende als organisatorische Rolle einnahm.

Im November 1918 folgte die Gründung des Reichsamts für die wirtschaftliche Demobilmachung unter der Leitung Joseph Koeths. Die oberste Instanz im damaligen Hessen war der Staatskommissar für wirtschaftliche Demobilmachung in Hessen. Hierzu wurde am 15.11.1918 Oberregierungsrat Matthias ernannt. Dieser steuerte von Darmstadt aus mit Hilfe eines Beirats aus Arbeitnehmern und Arbeitgebern die Demobilisierung.³ Die Protokolle dieser Zusammenkünfte

3 Bekanntmachung des Ministerpräsidenten die Demobilmachung in Hessen betreffend vom 15.11.1918. Darmstädter Zeitung Nr. 269, 16.11.1918. Stadtarchiv Gießen Akte L 377.

des Staatskommissars und seines Beirats in Hessen-Darmstadt dienen als wichtige Quellen für die weiteren Kapitel dieses Aufsatzes.⁴

Zusätzlich gab es in den größeren hessischen Städten, wie beispielsweise Gießen, Demobilisierungsausschüsse. Der vom Staatskommissar bestellte Vorsitzende dieses Ausschusses war in Gießen der amtierende Oberbürgermeister Keller. Dieser bestimmte die übrigen acht Mitglieder des Ausschusses, welche sich wie auf Landesebene aus Arbeitnehmer- und Arbeitgebervertretern zusammensetzten. Die Arbeitgeber wurden von einem Bauunternehmer, einem Ökonomen, einem Kommerzienrat und Zigarrenfabrikanten und einem Weißbindermeister vertreten. Von Arbeitnehmerseite kamen ein Geschäftsführer, ein Schriftsetzer, ein Eisendreher und ein Schreiner.⁵ Bemerkenswerterweise gehörten dem Ausschuss keine Frauen an, obwohl diese zentral von der Demobilisierung betroffen waren.



Abb. 1:

Der Vorsitzende des Gießener Demobilisierungsausschusses: Oberbürgermeister Keller.

Quelle: Stadtarchiv Gießen (292).

Der Staatskommissar diente als kontrollierende und helfende Instanz. Überdies erließ er Verfügungen, die in ganz Hessen Gültigkeit hatten.⁶ Angesichts der komplizierten Lage setzte man darauf, dass ein Demobilisierungsausschuss für ein kleineres Gebiet wesentlich bessere und zielgerichtetere Maßnahmen im Kampf gegen die Arbeitslosigkeit ergreifen konnte, als das mit flächenübergreifenden Organisationsformen möglich gewesen wäre. Überdies war der Beirat mit dem Staats-

4 Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

5 Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

6 Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

kommissar der Ansicht „daß man vom Erlaß einer Geschäftsordnung für die Demobilmachungsausschüsse absehen sollte, um nicht unerwünschte Fesseln zu schaffen.“⁷

Der Staatskommissar für wirtschaftliche Demobilmachung und der Gießener Demobilisierungsausschuss mussten keineswegs alleine arbeiten. Die Kriegsamtstellen, Arbeiter- und Soldatenräte sollten die Demobilisierung unterstützen und hatten sich an die Anweisungen des Staatskommissars zu halten, um dessen Beschlüsse nicht zu behindern.⁸

Durch diese Maßnahmen konnten die Demobilisierungsbehörden eigenverantwortlich handeln. Die Demobilisierung sollte also kein Produkt vieler verschiedener Institutionen sein. Stattdessen wurde sie zentral gelenkt und war dabei trotzdem vor Ort präsent und so gestaltet, dass für jeden Ort und jede Stadt passende Maßnahmen getroffen werden konnten. Besonders wichtig waren hierbei Konzepte zur Schaffung von Arbeitsplätzen für Kriegsheimkehrer.

Die Konflikte im Zusammenhang mit der drohenden Arbeitslosigkeit sind eines der zentralen Themen der folgenden Betrachtung. Dabei wird auch darauf eingegangen werden, in wieweit Probleme, wie die Kohlearmut, umgangen werden sollten. Andere wichtige Institutionen, die in dieser Zeit eine entscheidende Weiterentwicklung durchmachten, waren die sog. Arbeitsnachweise, die ersten Arbeitsämter im heutigen Sinne.

Erste Arbeitsnachweise waren schon in der Kaiserzeit entstanden, diese waren allerdings von einzelnen Gruppierungen und Arbeiterverbänden organisiert worden und nicht orts- und berufsübergreifend tätig. Die Aufgabe, neue effektivere Arbeitsnachweise zu gründen, wurde schon während des Krieges den Kommunen übertragen. Diese gliederten oft die bestehenden Arbeitsnachweise ein und waren so an einer Entwicklung zu überregionalen Arbeitsämtern maßgeblich beteiligt.

Vor allem bei der Vermittlung von Arbeitsplätzen in der Landwirtschaft waren die Arbeitsnachweise, wenn auch zu Beginn wenig akzeptiert, später ein entscheidendes Instrument. Ihre Aufgabe bestand in erster Linie darin, die Diskrepanz zwischen einem Arbeitskräftemangel

7 Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

8 Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

in der Landwirtschaft und der hohen Arbeitslosigkeit in den Städten zu beseitigen.⁹

Maßnahmen gegen die Arbeitslosigkeit

Strukturelle Maßnahmen

Oberste Priorität maßen die für die Demobilisierung zuständigen Institutionen der Verringerung der Arbeitslosigkeit und in diesem Rahmen vor allem der Integration aller zurückgekehrten Soldaten in ihre vorherigen Arbeitsplätze zu. Um dieses Ziel zu erreichen, entwickelten Demobilisierungsausschüsse und Regierungen verschiedene Maßnahmen gegen die Arbeitslosigkeit, welche oftmals eine Reihe von Umstrukturierungen in den einzelnen Betrieben zur Folge hatten. Allerdings bestanden nicht nur strukturelle Probleme nach Kriegsende. Offensichtlich ließ auch die Motivation der Arbeiter gerade in dieser schwierigen Lage zu wünschen übrig. In einem Brief an die Öffentlichkeit rief das Reichsamt für die wirtschaftliche Demobilmachung die arbeitende Bevölkerung zu mehr Engagement und Durchhaltevermögen auf:

*„Auf jeden kommt es heute an; jedermann kann mitwirken, das Volk zu retten oder kann dazu beitragen, es in unsägliches Elend hinabzustoßen.“*¹⁰

Neben den Versuchen, die Arbeiter in ihren Entscheidungen und ihrem Verhalten zu beeinflussen, wurde jedoch auch in die betriebliche Struktur und Organisation eingegriffen. Durch das Verbot von Überstunden und die Begrenzung der Arbeitszeit auf maximal acht Stunden pro Tag erhoffte man sich, die Zahl der Entlassungen zu reduzieren, obwohl die Betriebe wegen Rohstoffmangels ihre Produktion verringern mussten.¹¹ Ausnahmen von dieser Verordnung wurden später landwirtschaftlichen Betrieben gestattet, die unter Arbeitermangel litten.¹²

Um unnötige Entlassungen zu vermeiden, durften Arbeitgeber nach einer Anordnung des Darmstädter Staatskommissars vom 4. August

9 Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

10 Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

11 Verordnung über die Regelung der Arbeitszeit gewerblicher Arbeiter vom 23.11.1918. Reichsgesetzblatt S. 1334; Anordnungen des Demobilmachungsausschusses Gießen-Stadt vom 30.11.1918. Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

12 Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

1920 außerdem nur dann Arbeiter entlassen, wenn sie zehn Tage zuvor den Demobilisierungsausschuss davon in Kenntnis gesetzt hatten.¹³ Der Demobilisierungsausschuss prüfte daraufhin, ob diese Entlassungen wirklich unvermeidbar waren. In vielen Fällen wurde dem Betrieb zunächst eine Arbeitsstreckung vorgeschlagen.¹⁴ Der Staatskommissar für die wirtschaftliche Demobilmachung nannte diese Maßnahme in einem Brief an den Gießener Oberbürgermeister im Oktober 1920 sogar ein „zwingendes Recht“.¹⁵ Dies bedeutete, dass eine innerbetriebliche Vereinbarung zwischen der Unternehmensleitung und dem Betriebsrat, die Arbeit nicht zu strecken, verboten war. Stattdessen musste die Arbeit in jedem Fall gestreckt werden, sofern die Möglichkeit dazu bestand. Im Gegensatz zu Regelungen wie der Einführung des Achtsturentags, zu dem im Archiv keinerlei Reaktionen der Betroffenen zu finden sind, führte die Vorschrift der Arbeitsstreckung zu einigen Konfliktfällen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Schon die wiederholte Aufforderung des Staatskommissars zur Arbeitsstreckung deutet an, dass diese Maßnahme nicht widerstandslos akzeptiert wurde. Offenbar wollten oder konnten viele Betriebe ihre Arbeiter trotz der durch die Streckung der Arbeit verkürzten Arbeitszeit nicht länger bezahlen. Ein gutes Beispiel für diesen Zustand liefert der Konflikt zwischen der Gießener Baufirma Rinn und dem Bauarbeiterverband, welcher bis nach Darmstadt vor den Staatskommissar für wirtschaftliche Demobilmachung gelangte.¹⁶

Einige Arbeiter dieses Bauunternehmens waren im Februar 1920, nur wenige Tage nach Inkrafttreten der betreffenden Verordnung zur Entlassung und Entlohnung von Arbeitern, nach der Fertigstellung eines Neubaus entlassen worden, ohne dass ihre Arbeit zuvor gestreckt worden war. Die Firma hatte sich mit dem Betriebsrat darauf geeinigt, dass die Arbeiter zunächst nicht entlassen würden, aber auch keinen Lohn bekämen. Das Unternehmen hoffte auf einen neuen Auftrag und stellte in Aussicht, dass es die Arbeiter wieder bezahlen würde, wenn es den Auftrag bekäme. Allerdings würden die Arbeiter entlassen, wenn dies

13 Bekanntmachung des Staatskommissars für wirtschaftliche Demobilmachung in Hessen vom 04.08.1920. Darmstädter Zeitung Nr. 182; Stadtarchiv Gießen, Akte L 376.

14 Verordnung über Einstellung und Entlassung von Arbeitern und Angestellten vom 12.02.1920, §12 Bestimmung über Arbeitsstreckung. Reichsgesetzblatt S. 221; Anordnung des Staatskommissars für die Demobilmachung in Hessen vom 04.08.1920. Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

15 Stadtarchiv Gießen, Akte L 376.

16 Stadtarchiv Gießen, Akte L 376.

nicht einträfe. Letzteres war anscheinend der Fall, da der Bauarbeiterverband Gießen die Firma verklagte, weil sie nicht versucht hatte, die letzte Arbeit zu strecken.

Der Staatskommissar entschied den Fall letztendlich zu Gunsten des Bauunternehmers, der damit argumentiert hatte, dass die Arbeiter nur befristet für ein Bauvorhaben eingestellt worden seien und dass eine Streckung der Arbeitszeit nicht möglich gewesen sei, da die Gebäude wegen der allgemeinen Wohnungsnot sehr schnell fertig gestellt werden mussten.

Auffällig ist hierbei zunächst, dass es nicht der Betriebsrat war, der sich für die entlassenen Arbeiter eingesetzt hat, was aber auf der anderen Seite offenbar nicht ungewöhnlich war, da im Gießener Archiv keine Quellen über Betriebsräte existieren, die eine Klage gegen die eigene Unternehmensleitung initiiert haben. Dieser Sachverhalt bedeutet jedoch nicht, dass man sich grundsätzlich einig war. Es lässt sich vielleicht eher damit erklären, dass die Arbeiter, die in den Betriebsräten saßen, ihr Verhältnis zum Arbeitgeber angesichts der wirtschaftlich schweren Lage nicht gefährden und nicht das Risiko eines offenen Konflikts eingehen wollten.

Daher waren es also vor allem die Gewerkschaften und Arbeiterverbände, die gegen Firmen klagten. Dies machten sie nicht nur, wenn es um die Angelegenheiten vieler Beschäftigter ging, wie in den oben genannten Fällen. Es geschah durchaus, dass sich die Arbeiterverbände auch für Einzelpersonen, wie den Tischler Hoffman, einsetzten.¹⁷

Der Tischler war entlassen worden, obwohl er „ein Menschenalter“, wie es der Deutsche Holzarbeiter-Verband ausdrückte, in einem Betrieb gearbeitet hatte. Der Betrieb sagte aus, dass der 64-Jährige der Firma nicht mehr von Nutzen gewesen sei. Eine Weiterbeschäftigung sei ausgeschlossen, da der Betrieb bereits seit sechs Monaten nichts mehr verkauft hatte.

*„Er ist 64 und wäre wegen dieses vorgerückten Alters längst entlassen worden. [...] Lediglich mit Rücksicht auf seine langjährige Tätigkeit ist er mit durchgeschleppt worden.“*¹⁸

17 Stadtarchiv Gießen, Akte L 376.

18 Stadtarchiv Gießen, Akte L 376.

Weil in Gießen keine Einigung erzielt werden konnte, wurde auch dieser Fall schließlich dem Staatskommissar für wirtschaftliche Demobilmachung in Darmstadt vorgelegt. Da der Tischler die Möglichkeit hatte, zu Hause in einem bäuerlichen Anwesen mitzuarbeiten, wurde dem Arbeitgeber die Entlassung Hoffmans gestattet.

Eine besonders schwierige Aufgabe der Behörden war es, die nach dem Krieg heimkehrenden Soldaten wieder in die Arbeitswelt einzugliedern. Ihre Arbeitsstellen waren während des Krieges oft von anderen besetzt worden. Trotzdem wollte man unbedingt verhindern, dass diese Menschen nun der Arbeitslosigkeit verfielen. Dazu äußerte sich das Reichswirtschaftsamt schon vor Kriegsende folgendermaßen:

*„Ruhe und Ordnung werden davon abhängen, daß es auch unter den ungünstigen Verhältnissen gelingt, den aus dem Heeresdienst Entlassenen, sowie den Arbeitskräften, die in der Rüstungsindustrie nicht weiter beschäftigt werden können, Arbeit und Verdienst zu verschaffen.“*¹⁹

Die Verordnung zur Freimachung von Arbeitsstellen

Das Ziel der Verordnung, Arbeitsstellen frei zu machen, war nicht leicht zu bewältigen, da es zu einem Konflikt zwischen den Heimkehrern und denen, die ihre Arbeitsstellen eingenommen hatten, führen musste. Eine rechtliche Grundlage für dieses Problem wurde mit der Verordnung über die Freimachung von Arbeitsstellen geschaffen.²⁰ Diese sollte bewirken, dass vor allem Leute, die nicht unbedingt auf einen Erwerb angewiesen waren, zugunsten der ehemaligen Soldaten entlassen würden. Betroffen waren vor allem Frauen, von denen man annahm, dass sie zu Hause in ihrem Mann oder ihrem Vater einen Beschützer und Versorger hatten. Sie sollten den Männern, die selbst eine Familie zu versorgen hatten, nicht den Verdienst nehmen.

Ebenso sollten die Arbeiter entlassen werden, welche die Möglichkeit hatten, in einem landwirtschaftlichen Betrieb mitzuarbeiten, da die

19 Rundschreiben des Reichswirtschaftsamtes vom 29.10.1918 an die Großherzoglichen Kreisämter und die Oberbürgermeister der Städte Mainz, Offenbach, Gießen, Worms und Darmstadt. Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

20 Verordnung zur Freimachung von Arbeitsstellen vom 28.03.1919. In: Die wirtschaftliche Demobilmachung. Amtliche Anordnungen und Mitteilungen des Reichsministeriums für wirtschaftliche Demobilmachung, des Kriegsamt und des Reichsverwertungsamt Nr. 77 vom 02.04.1919. Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

Landwirtschaft der einzige Berufszweig war, der Arbeiter brauchte. Auch Personen, die erst nach 1914 angefangen hatten, in einem Betrieb zu arbeiten, und Fremdarbeiter, die während des Krieges aus anderen Ländern nach Deutschland gekommen waren, sollten nun ihren Arbeitsplatz räumen.²¹

Zu diesem Zweck wurden am 23.11.1918 Fragebögen an alle Betriebe verteilt, auf denen angegeben werden sollte, wie viele Arbeiter vor und nach dem Krieg in den Betrieben beschäftigt waren. Auch wurde zwischen Männern und Frauen sowie Arbeitern, die direkt in Gießen wohnten, und solchen, die von Außerhalb kamen, unterschieden. Die Arbeitgeber hatten die Pflicht, alle Arbeiter, die unter die Verordnung über die Freimachung von Arbeitsstellen fielen, zu melden.²²

Der Demobilisierungsausschuss erhielt das Recht, Entlassungen auszusprechen. Allerdings verfügte er nicht über Entlassungsrechte in Betrieben der Landwirtschaft, des Bergbaus, des Theater- und Orchesterbetriebs und bei Dienstboten. Folgte ein Arbeitgeber den Anweisungen des Ausschusses nicht und weigerte sich, Beschäftigte zu entlassen, die unter die Verordnung über die Freimachung von Arbeitsstellen fielen, so konnte dieses Vergehen unter anderem mit Bußgeldern bestraft werden.²³

Allerdings ließ die betreffende Verordnung durchaus auch Raum für Ausnahmen, sodass der Einzelne unter besonders schwerwiegenden Umständen hoffen konnte, seinen Arbeitsplatz mithilfe einiger Bittbriefe an die zuständigen Institutionen doch behalten zu können:

„Der Demobilisierungsausschuß ist befugt, allgemein oder in Einzelfällen Ausnahmen von der durch seine Anordnung begründete Entlas-

21 Verordnung zur Freimachung von Arbeitsstellen vom 28.03.1919. In: Die wirtschaftliche Demobilmachung. Amtliche Anordnungen und Mitteilungen des Reichsministeriums für wirtschaftliche Demobilmachung, des Kriegsammtes und des Reichsverwertungsammtes Nr. 77 vom 02.04.1919. Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

22 Verordnung zur Freimachung von Arbeitsstellen vom 28.03.1919. In: Die wirtschaftliche Demobilmachung. Amtliche Anordnungen und Mitteilungen des Reichsministeriums für wirtschaftliche Demobilmachung, des Kriegsammtes und des Reichsverwertungsammtes Nr. 77 vom 02.04.1919. Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

23 Verordnung zur Freimachung von Arbeitsstellen vom 28.03.1919. In: Die wirtschaftliche Demobilmachung. Amtliche Anordnungen und Mitteilungen des Reichsministeriums für wirtschaftliche Demobilmachung, des Kriegsammtes und des Reichsverwertungsammtes Nr. 77 vom 02.04.1919. Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

*sungspflicht zu bewilligen, wenn diese im öffentlichen Interesse liegen oder zur Vermeidung von unbilligen Härten erforderlich sind. [...]*²⁴

Der Kampf um die Vermeidung sozialer Härtefälle

Nicht nur die Arbeiter und Angestellten hingen an ihrem Arbeitsplatz. Auch die Arbeitgeber waren oft alles andere als froh darüber, ihre gut eingearbeiteten und geschätzten Mitarbeiter zu verlieren. So kam es zu einer Reihe von Briefen an den Demobilisierungsausschuss mit der Bitte, keine Kündigung auszusprechen. Diese kamen von den Betroffenen selbst, den Betriebsräten und den Arbeitgebern. Die Gründe für diese Bitten, Arbeiter und Angestellte nicht entlassen zu müssen, sind sehr unterschiedlich. Trotzdem muss das Bangen um den Arbeitsplatz für viele Leute dramatisch gewesen sein, da eine Kündigung diese Personen und auch ihre Familien in große Schwierigkeiten gestürzt hätte.

Für die Arbeitgeber hätte es oft große Umstände bedeutet, für vertrauensvolle Posten neue Arbeiter und Angestellte zu finden. Dieses Problem wird in einem Antrag des Telegrafenamtes auf Ausnahmebewilligung zur Weiterbeschäftigung deutlich. Hier wurde darum gebeten, den Posthelfer Moor weiterbeschäftigen zu dürfen, der entlassen hätte werden müssen, da er erst seit dem 19.07.1918 im Telegrafenamte tätig war.²⁵

Zunächst wies Herr Moor in einem eigenen Schreiben selbst auf seine schwierige wirtschaftliche Lage hin. Doch in einem Brief des Arbeitgebers erhielt seine Unersetzbarkeit in dem Betrieb gegenüber seiner finanziellen Situation ein wesentlich stärkeres Gewicht:

„Die Eigenart des Betriebs, die unbedingt zuverlässiges und ehrliches Personal erfordert, spricht gegen die Übernahme von unbekanntem Kräften. [...] Die Abstoßung der auswärtigen Posthelfer würde auf große Schwierigkeiten stoßen, da geeignete und ganz besonders zuverlässige Kräfte schwerlich zu finden sein werden. Im Laufe der Zeit hat sich das Telegraphenamte der eingeschlichenen unbrauchbaren

24 Verordnung zur Freimachung von Arbeitsstellen vom 28.03.1919. In: Die wirtschaftliche Demobilisierung. Amtliche Anordnungen und Mitteilungen des Reichsministeriums für wirtschaftliche Demobilisierung, des Kriegsammtes und des Reichsverwertungsamtes Nr. 77 vom 02.04.1919. Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

25 Stadtarchiv Gießen, Akte L 368b.

*Elemente entledigt, so daß die jetzt hier beschäftigten Kräfte gleichsam als Auslese anzusehen sind.*²⁶

Im Allgemeinen versuchten die Antragssteller meist mit menschlichen Aspekten und moralischem Druck oder mit Hinweisen auf die Unersetzbarkeit des Arbeiters oder Angestellten zu argumentieren. Waren die Betroffenen männlich, so kam es auch vor, dass sie im Krieg verwundet worden waren und deshalb ihrer alten Tätigkeit (z.B. Bergbau) nicht mehr nachgehen konnten. Die Gründe für die Anträge waren dabei sehr gleichmäßig verteilt.

In einigen wenigen Fällen hatten die Anträge auch andere Gründe. Ein Beispiel hierfür ist der Arbeiter Curt Possner, der seine alte Tätigkeit als Kraftfahrer eines preußischen Gesandten in Oldenburg nicht mehr aufnehmen konnte, da sein Arbeitsplatz wegen der Revolution nicht mehr bestand. Hier wird auf den Entlassungsschutz, wenn ein Arbeiter aus politischen Gründen nicht in seine frühere Stellung zurückkehren konnte, hingewiesen.²⁷

Eine sehr ungewöhnliche Argumentation lässt sich in den Briefen der Lackfarben- und Kittfabrik Gebrüder Löb beobachten, die sich für ihren Beschäftigten Kolton einsetzten. Dieser sollte als Fremdarbeiter auf Grund der Verordnung über Freimachung von Arbeitsstellen entlassen werden. Daraufhin schrieb der Obmann seines Betriebes dem Demobilisierungsausschuss einen Brief, in dem er erklärte, dass der Arbeiter der Firma ohnehin nichts nütze, da er nur wenig Deutsch spreche und nicht einmal lesen und schreiben könne. Es hieß, er werde aus reiner Menschlichkeit beschäftigt, so dass er auch keinem regulären Arbeiter den Arbeitsplatz wegnehme:

*„Kolton ist für uns als Arbeiter so gut wie eine Null, [...] Nur um ihn nicht auf der Straße liegen zu lassen, nahmen wir diesen Mann in unseren Dienst [...] Kolton erhält von uns ein wöchentliches Geschenk in Höhe des allgemeinen Tariflohns, wofür er sich bei uns nützlich macht. Seine Arbeitskraft ist für unseren Betrieb vollständig überflüssig.“*²⁸

Tatsächlich wurde dem Antrag stattgegeben. Im Großen und Ganzen lässt sich aber leider nicht erkennen, wie oft die Anträge auf Weiterbeschäftigung erfolgreich waren. Festzustellen ist aber, dass sich alle Be-

26 Stadtarchiv Gießen, Akte L 368b.

27 Stadtarchiv Gießen, Akte L 368b.

28 Stadtarchiv Gießen, Akte L 368b.

teiligten, also Arbeitgeber, Gewerkschaften sowie die Behörden, und nicht nur der betroffene Arbeitnehmer, für den Erhalt von Arbeitsplätzen vehement einsetzten und auch versuchten, Einzelpersonen vor der Arbeitslosigkeit zu bewahren.

Im Gegensatz dazu stehen Arbeitslose, wie der Gießener August Laufer, der eine ihm vom Arbeitsnachweis angebotene Stelle bei der Gummifabrik Poppe & Co ausschlug. Damit riskierte er seinen Anspruch auf Erwerbslosenfürsorge.²⁹ Laufer argumentierte in seinen Briefen an den Demobilisierungsausschuss, dass der Verdienst in der Fabrik zu niedrig sei, um seine Familie zu ernähren und er sich daher nach einer anderen Stelle umsehen wolle. Außerdem bemängelte er, dass die zu verrichtenden Tätigkeiten in der Fabrik die eines Tagelöhners seien.³⁰ Ohne Zweifel steckte eine Familie in großen Schwierigkeiten, wenn lediglich der Vater einer geringfügig bezahlten Tätigkeit nachgehen konnte. Ob dieses Argument im Falle Laufers tatsächlich der Wahrheit entsprach oder er die Stelle eher wegen der Arbeitsbedingungen ablehnte, kann allerdings nicht eindeutig geklärt werden. Bedenken muss man schließlich, dass der Lohn bei Poppe & Co immer noch mehr betrug als die Erwerbslosenfürsorge und die Chancen, dass er eine andere Stelle finden würde, wohl eher gering waren. Unter diesen Aspekten scheint es nicht nachvollziehbar, dass er den Arbeitsplatz ablehnte. Aus den Akten wird nicht ersichtlich, ob August Laufer sich den Behörden fügte und die Stelle letztendlich annahm oder ob man die Drohung wahr machte, ihm bei Zuwiderhandlung die Erwerbslosenfürsorge zu streichen.

Staatliche Unterstützung als letzte Rettung vor dem Konkurs

Um den Konkurs herauszuzögern oder gar zu verhindern, konnten Unternehmer sich mit einem Brief an den Demobilisierungsausschuss für die Vergabe von staatlichen Subventionsaufträgen, sogenannten Notstandsarbeiten, bemühen.³¹ Ein Beispiel für eine solche Bewerbung um einen Auftrag ist ein Brief der Firma Schaffstaedt:

„[...] und bitten Sie sehr mit allen Kräften dafür bemüht zu sein, daß unsere Firma bei der Vergebung der Einzelteile für Lokomotiven und Wagen in angemessener Weise beteiligt wird. Wir bedürfen dringend

29 Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

30 Stadtarchiv Gießen, Akte L 368b.

31 Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

*solcher Aufträge als Notstandsarbeit, wenn unser Betrieb in Gang bleiben soll. [...] Wir besitzen eine eigene Metallgießerei und gießen ferner auch einen für Armaturteile sehr geeigneten Grauguß. Im weiteren verfügen wir über rund 100 Drehbänke und Spezialmaschinen.*³²

In diesem und vielen anderen Briefen kann man eine deutliche Angst des Unternehmers um seinen Betrieb und davor erkennen, dass andere Betriebe mehr Notstandsarbeiten zugeteilt bekommen könnten als der eigene. Daher machten sie regelrecht Werbung für ihren Betrieb und setzten alles daran, das Wohlwollen der Ausschussmitglieder zu erlangen.

Parallel dazu versuchten die Behörden die Arbeitslosigkeit zu bekämpfen, indem sie an einer entscheidenden Ursache ansetzten: Bei der generellen Rohstoffarmut, aber ganz besonders der Kohlennot. In vielen Betrieben war der Mangel an Kohle und anderen Brenn- und Heizstoffen ein wichtiges Argument für die Notwendigkeit von Entlassungen oder gar den Konkurs. Die Sorgen betroffener Unternehmer kommen unter anderem in einem Brief der Gail'schen Dampf- und Tonziegelei deutlich zum Ausdruck:

*„Durch die lange Kohlennot stehen wir vor dem Betriebschluß und demzufolge vor der Arbeiterentlassung. - Mit ungeheuren Opfern haben wir uns von Woche zu Woche zu halten versucht und gehofft, noch etwas Steinkohlen hereinzubekommen.*³³

Die Kohlebestände wurden zwar bereits in Kriegszeiten knapp. Erst nach der Kapitulation trat die Kohlennot jedoch bemerkbar zu Tage, da das Reich hohe Abgaben in Form von Kohlelieferungen an die Entente, die Siegermächte des Krieges, leisten musste.³⁴ Hinzu kam die Einziehung vieler Bergleute in die Armee und ab 1918 der Arbeitermangel in den Kohlegruben. Trotz ihrer schweren Arbeit konnte den Grubenarbeitern aufgrund der allgemeinen Nahrungsmittelknappheit eine nur geringe Sonderration zugeteilt werden. Zudem war die Bezahlung wesentlich schlechter als in der städtischen Industrie. Da Kohle aber in der Zeit der Demobilisierung nach 1918 eine ähnlich wichtige Rolle für die Wirtschaft wie Öl heutzutage spielte, mussten die Demobilmachungsbehörden an diesem Punkt

32 Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

33 Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

34 Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

ansetzen, um damit einen entscheidenden Grund für die steigende Arbeitslosigkeit zu beseitigen. Der Staatskommissar für Demobilisierung in Hessen legte hierzu einige, zum Teil auch erfolgreiche Lösungsansätze vor. Demnach sollten zunächst nur wirtschaftlich bedeutende Unternehmen wie die Elektrizitätswerke Brennstoffe erhalten:

„Da mit der Stilllegung der Elektrizitätswerke auch die allergrößte Anzahl Industrien ihren Betrieb einstellen müssen, sind diesen die Brennstofflieferungen mit allen Mitteln zu sichern.“³⁵

Der Betrieb von Unterhaltungseinrichtungen wie Theatern und Kinos wurde dagegen vorerst eingestellt. Erwerbslose sollten beschäftigt werden, indem sie die Stümpfe bereits gefällter Bäume aus dem Boden herausarbeiteten. Gleichzeitig begab man sich aber auch auf die Suche nach alternativen Brennstoffen wie zum Beispiel Torf und förderte deren Gewinnung.³⁶

Bildungsmaßnahmen zur Entlastung des Arbeitsmarktes

Eine ganz andere Methode fand dagegen bei dem Versuch Anwendung, durch die Demobilisierung arbeitslos gewordenen Menschen eine neue Perspektive zu verschaffen. Durch staatliche Initiativen wurden Bildungsmaßnahmen geschaffen, die mehrere Zwecke erfüllen sollten. Im Hintergrund stand neben der Fortbildung in allgemeinen Fächern wie Deutsch und Rechnen der Wunsch der Behörden nach einer Spezialisierung der Arbeitslosen. Beabsichtigt war daher eine Beeinflussung der Erwerbslosen durch die Inhalte des Unterrichts, dass sich diese auf ganz bestimmte Branchen (z.B. Haus- und Landwirtschaft) einstellen, die unter Arbeitermangel litten, und dort bald Arbeit finden konnten.³⁷ Gerade Frauen sollten in ihre alten Stellen, insofern diese vorhanden waren, zurückkehren. Man wollte die „brachliegenden Kräfte“³⁸ ausnutzen und animieren, denn zu hohe Arbeitslosigkeit barg politische und soziale Risiken. Um Problemen wie sozialer Vereinsamung und Radikalisierung ent-

35 Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

36 Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

37 Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

38 Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

gegenzuwirken, sollte eine flächendeckende Fortbildung die Zeit der Arbeitslosigkeit sinnvoll überbrücken.

„Es muß in die Schätze des deutschen Geistes hineingegriffen werden und da die Hilfe gefunden werden, die uns im Frieden durchkommen lassen wird wie im Kriege.“³⁹

Die Fortbildung nahm also einen wichtigen Stellenwert in der Arbeitspolitik der damaligen Zeit ein. Die Wirkung der genannten Maßnahmen auf den Arbeitsmarkt lässt sich jedoch aufgrund des Mangels an Quellen oft nicht mehr ermessen. Die erhaltenen und zitierten Dokumente legen allerdings nahe, dass die Nachkriegsgesellschaft von hohem Engagement im Kampf gegen die Arbeitslosigkeit gekennzeichnet war.

Probleme in der Landwirtschaft

Bergbau und Landwirtschaft waren in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg die einzigen Berufszweige, die nicht zu wenig, sondern zu viel Arbeit zu vergeben hatten. Auch Gießen und die umliegende Region waren hiervon betroffen. Die Landwirtschaft war während des Krieges gegenüber der Waffenproduktion vernachlässigt worden, wodurch immer weniger landwirtschaftliche Produkte produziert worden waren.⁴⁰

Infolge dieser Entwicklung fehlte es in Deutschland an Lebensmitteln. Die Nahrungsmittelknappheit in Gießen war zwar weniger stark ausgeprägt als in größeren Städten, da viele Menschen in der dörflichen Umgebung wenigstens ein paar Hühner oder einen Kartoffelacker besaßen, die zur Versorgung beitrugen. Trotzdem bestand auch hier Arbeitermangel.

Die Aufgabe der Demobilisierungsausschüsse schien in diesem Punkt lediglich darin zu bestehen, die Arbeitssuchenden in die freien Stellen zu vermitteln. So erwartete der Gießener Demobilisierungsausschuss auch zunächst keine größeren Probleme.⁴¹

Zunächst machte man die Menschen auf die Möglichkeiten, in der Landwirtschaft zu arbeiten, aufmerksam. Ein Zeitungsartikel mit

39 Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

40 Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

41 Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

dem Titel „Landwirte, schafft Arbeitsgelegenheit! Arbeiter geht aufs Land!“ erschien am 7. Januar 1919 in Frankfurt und wurde wenig später auch in beiden Gießener Zeitungen abgedruckt. Hier wurden zunächst die Landwirte aufgefordert, so vielen Menschen wie möglich einen Arbeitsplatz, Wohnung und Nahrung zu verschaffen. Gleichsam wurden auch die Arbeiter dazu motiviert, sich um Arbeit auf dem Land zu bemühen.

„In den landwirtschaftlichen Betrieben ist überall vieles nachzuholen. Nichts ist jetzt wichtiger als die Sicherung unserer Ernährung. [...] Es gilt, den Boden bis zum letzten Fleckchen zu bebauen. Das Land ruft Euch und braucht Euch!“⁴²

Es zeichnete sich allerdings schon bald ab, dass die Beschäftigung der Arbeitslosen in der Landwirtschaft nicht ganz so problemlos vonstatten gehen würde, wie der Gießener Demobilisierungsausschuss es angenommen hatte. Die Gründe hierfür werden in dem Sitzungsprotokoll einer Versammlung des Beirats des Staatskommissars für Demobilisierung genannt:

„[...] daß der Abfluß von Arbeiter nach dem Lande darunter leide, daß
1. die Unterkunftsverhältnisse auf dem Lande schlecht seien,
2. daß die Kriegsfürsorgeeinrichtungen der Landgemeinden hinter denen der Städte zurückständen, und daß
3. die Löhne in der Landwirtschaft nicht ausreichend seien.“⁴³

Man braucht nicht viel Phantasie, um sich vorzustellen, dass die heimkehrenden Soldaten nicht begeistert waren, wenn sie nun eine schlechter bezahlte, unbequemere Arbeit als die, welche sie zuvor geleistet hatten, übernehmen sollten. Auch Männer, welche aus der Landwirtschaft kamen, aber während des Kriegs eine Arbeit in der Industrie gefunden hatten, wollten wohl kaum aufs Land zurückkehren.

Die Verordnung über die Freimachung von Arbeitsstellen sah vor, dass jedem, der früher in der Landwirtschaft gearbeitet hatte und erst während des Krieges in einem nicht landwirtschaftlichen Betrieb be-

42 Frankfurter Generalanzeiger, 07.01.1919; Gießener Anzeiger Nr. 9, 11.01.1919. Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

43 Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

schäftigt wurde, gekündigt werden sollte.⁴⁴ Man nahm an, dass diese Leute sich leichter wieder auf die Arbeit auf dem Land einstellen könnten. Hier zeigt sich erneut das Bestreben der Behörden, Vorkriegszustände auch in den Beschäftigungsverhältnissen zu erreichen, selbst wenn diese Regelung für Einzelpersonen nicht zufrieden stellend war. Erste Schritte, mit denen dieser Beschluss durchgesetzt werden sollte, erfolgten mit dem Erlaß der Verordnung zur Behebung des Arbeitermangels in der Landwirtschaft vom 16.3.1919.⁴⁵

Landwirte oder Besitzer von Forstbetrieben sollten freie Arbeitsplätze und auch deren Besetzung an die Arbeitsnachweise melden. Die Arbeitsnachweise selbst sollten dann vor allem Leute, die schon vor dem Krieg in solchen Branchen tätig waren, an die offenen Stellen vermitteln. Man versuchte aber auch, denen, die bereit waren, wieder eine Stelle in der Landwirtschaft anzunehmen, den Umstieg zu erleichtern, vor allem wenn der neue Arbeitsplatz außerhalb des Wohnorts lag.⁴⁶

Doch auch diese Verordnung schien zunächst nicht die erwünschte Wirkung zu haben. Im Gießener Anzeiger wurden zu diesem Thema unter anderem die Artikel: „Ein Wort an die Landwirte“ und „Industriestreik ist Agrarstreik“ abgedruckt. Vor allem dem ersten Artikel kann man entnehmen, dass es keineswegs leicht war, die Arbeitslosen aus den Städten in die Landwirtschaft zu vermitteln. Den Grund für diese Schwierigkeiten sah der Autor des Artikels vor allem in dem mangelnden Verständnis der einzelnen Berufsgruppen füreinander, wobei er besonders den Landwirten Vorwürfe macht.

„Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß diese Einsicht⁴⁷ sich tatsächlich in den Städten mehr und mehr durchsetzt. Wir müssen uns aber auch wünschen, daß die Landwirte alles tun, um die Umgruppierung der Bevölkerung zu erleichtern. Dahin gehört zunächst die Anmeldung aller offenen landwirtschaftlichen Stellen bei den zuständigen Arbeits-

44 Verordnung zur Freimachung von Arbeitsstellen vom 28.03.1919. In: Die wirtschaftliche Demobilmachung. Amtliche Anordnungen und Mitteilungen des Reichsministeriums für wirtschaftliche Demobilmachung, des Kriegsammtes und des Reichsverwertungsammtes Nr. 77 vom 02.04.1919. Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

45 Verordnung zur Behebung des Arbeitermangels in der Landwirtschaft vom 16.03.1919. Reichsgesetzblatt S. 310 f. Stadtarchiv Gießen, Akte L 378.

46 Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

47 Gemeint ist die Einsicht der Arbeitslosen, dass sie versuchen müssen in der Landwirtschaft Arbeit zu finden.

*nachweisen. Leider versäumen viele Landwirte in der Hoffnung auf Kriegsgefangene und polnische Schnitter diese Anmeldung vielfach und erschweren den Behörden ihre Maßnahmen und verderben den Arbeitswilligen ihre Freude [...].*⁴⁸

Aus der Einleitung eines Leserbriefes, der auf diese Artikel reagierte, kann man ersehen, dass die Fülle der Antworten auf diese Artikel so groß gewesen war, dass die Zeitung sich nicht in der Lage sah, alle Antworten darauf zu drucken. Hieraus wird der Stellenwert dieses Problem für die Gießener Bürger ersichtlich.

Der Leserbrief zeigt sehr deutlich die Gegenseite zu dem Artikel „Ein Wort an die Landwirte“. Er wurde von einem Landwirt geschrieben. Dieser verlangt zunächst, die Arbeitslosenunterstützung zu Gunsten von Krankenunterstützungen zu kürzen. Allgemein war er der Ansicht, dass es nicht sein könne, dass Menschen, die gesundheitlich in der Lage seien zu arbeiten, trotzdem arbeitslos blieben, wenn es noch offene Stellen gebe. Er hielt es für Ausreden, wenn jemand sage, er könne nicht in der Landwirtschaft arbeiten, da das zu anstrengend sei:

*„Wenn jemand nur etwas guten Willen hat, kann er landw. Arbeiten leicht erlernen. Beweis hierfür sind die vielen Kriegsgefangenen, die nie zuvor auf dem Lande gearbeitet hatten und nach kurzer Zeit die besten Arbeiter waren.“*⁴⁹

Gab es Arbeitswillige, die nur nicht arbeiten konnten, da das nötige Material fehlte, so bemühte sich der Staat oftmals, dieses Problem zu beheben. Teilweise wurde hierfür altes Militärgut genutzt.⁵⁰ Das Problem, dass zwar Arbeitswillen, aber kein Land zur Bearbeitung vorhanden war, konnte der Gießener Landwirt, der den Leserbrief geschrieben hatte, offenbar nicht erkennen. Stattdessen schob er die Schuld den städtischen Arbeitern zu:

„Von Arbeitsfreudigkeit ist nicht das geringste zu bemerken. Im Gegenteil, die Leute, die man von den Nachweisen bekommt, arbeiten 2-3 Tage und laufen dann wieder weg, da ihnen die Arbeitszeit zu lang ist

48 Gießener Anzeiger Nr. 74, 30.03.1919. Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

49 Gießener Anzeiger Nr. 77, 02.04.1919. Stadtarchiv Gießen, Akte L377.

50 Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

*und die Arbeit zu viel. Dann werden Löhne gefordert, die ein Landwirt nicht bezahlen kann.*⁵¹

Die Arbeitszeiten, die geringen Löhne und die Arbeitsverhältnisse schienen die städtischen Arbeiter von vornherein so abzuschrecken, dass sie sich oft erst gar nicht bei den Arbeitsnachweisen meldeten. Auch wenn dies im Angesicht der großen Arbeitslosigkeit verwunderlich erscheint, waren diese Leute offenbar nicht zu allem bereit, um ihren Lebensunterhalt zu sichern.⁵²

Dem Arbeitsunwillen gegenüber Arbeit in der Landwirtschaft, den die städtischen Arbeitslosen zeigten, begegnete man mit harten Maßnahmen. Wer eine vom Arbeitsnachweis vermittelte Stelle ohne Grund nicht antrat, erhielt auch keine Arbeitslosenunterstützung.⁵³

Scheinbar lösten die hessischen Landwirte das Problem auf eine einfache Weise: Sie stellten ausländische Arbeiter ein. Dies war natürlich in keiner Weise im Sinn der Demobilisierungsausschüsse bzw. der für die Demobilisierung verantwortlichen Institutionen. So forderte der Hessische Staatskommissar für die wirtschaftliche Demobilmachung die einzelnen Demobilisierungsausschüsse am 12.04.1920 dazu auf, Arbeitgeber, die trotz der Verordnung zur Behebung des Arbeitermangels in der Landwirtschaft ausländische Arbeitskräfte eingestellt hatten, statt die offenen Stellen dem Arbeitsnachweis zu melden, anzuzeigen.⁵⁴ Ob in Gießen tatsächlich Strafen über Arbeitgeber verhängt wurden, die Ausländer beschäftigt hatten, kann man aus den Akten nicht ersehen. Genauso wenig ist bekannt, ob dies überhaupt vorgekommen ist.

Betrachtet man diese Entwicklung, so kann man davon sprechen, dass der hessischen Regierung die Lösung des Problems, Arbeitslose in offene Stellen in der Landwirtschaft zu vermitteln, zunächst nicht gelungen ist. Ein Grund hierfür könnte sein, dass dem Problem anfangs ein zu geringer Wert beigemessen wurde. Dazu kommt maßgebend die Tatsache, dass die Bemühungen der Verantwortlichen weder von Arbeitnehmern noch von Arbeitgebern unterstützt wurden. Die Lösung

51 Gießener Anzeiger Nr. 77, 02.04.1919. Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

52 Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

53 Erwerbslosenfürsorge der Stadt Gießen nach der Verordnung des Reichsamtes für die wirtschaftliche Demobilmachung vom 13.11.1918. Reichsgesetzblatt S. 1305. Stadtarchiv Gießen, Akte L 368b.

54 Stadtarchiv Gießen, Akte L 378.

der Problematik durch überregionale Vermittlung durch den Arbeitsnachweis wurde zunächst wenig in Anspruch genommen oder sogar boykottiert. Erst durch die harten Maßnahmen und Strafandrohungen wurde die Bevölkerung dazu gebracht, die Vermittlung des Arbeitsnachweises zu nutzen.

Der Umgang mit Arbeiterinnen nach Kriegsende

Stellungnahmen zur Frauenerwerbsarbeit

„[...] Es soll in jeder Weise, insbesondere durch die Arbeitgeber, Frauenvereine, Verbände erwerbstätiger Frauen usw. versucht werden, auf die Pflicht aufmerksam zu machen, den Männern Platz zu machen.“⁵⁵

1918 war Arbeit ein knappes Gut im Deutschen Reich. Die heimkehrenden Soldaten betraten eine veränderte Welt, denn ihre Frauen, Schwestern und Töchter hatten in den letzten Jahren das ausgefüllt, was sie verlassen hatten: Die Arbeitsplätze in Industrie und Handwerk, die Stellung zu Hause. Der Magistrat der Stadt Gießen stand wie viele andere vor einem Problem: Wohin mit den Frontkämpfern, die zu Tausenden zurück in ihre Heimat strömten? Wie konnte man sie unterbringen, ihnen Arbeit geben und das alte Arbeits- und Gesellschaftsgefüge von vor 1914 wiederherstellen? Lösungen dieser Probleme boten, unter anderem, die Entlassung der vielen Frauen und Mädchen, die während der Kriegszeit wichtige Produktionskräfte für die heimische Industrie gewesen waren. Frauen wurden während der Kriegsjahre eingestellt, um zum einen die abwesenden Männer zu vertreten, zum Anderen auch um notwendigerweise ihre Familien zu unterstützen, während der Hauptverdiener nicht zu Hause sein konnte. Man ging im Allgemeinen davon aus, dass die Bedürfnisse der Frauen gegenüber denjenigen der männlichen Kriegsteilnehmer nur einen untergeordneten Stellenwert einnahmen. Der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband, eine wichtige Interessensvertretung Angestellter in Kaiserreich, tat sich bei der Forderung nach Beseitigung der Frauenarbeit besonders vehement hervor. Auch nach Gießen ging ein Schreiben an den Oberbürgermeister:

„[...] Es ist weniger hart, eine weibliche Angestellte zu entlassen, als einen Familienvater der Stellenlosigkeit zu überantworten und wenig

55 Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

hart, ledige weibliche Angestellte zu entlassen, als ledige Männer stellenlos zu machen und ihnen dadurch die Möglichkeit einer Familiengründung zu nehmen, zumal es sehr viele weibliche Angestellte gibt, die bei ihren Eltern wohnen und auf den Erwerb nicht angewiesen sind.“⁵⁶

Auf die Frage, wer die Arbeit eher verdient habe, hatten die Zeitgenossen eine eindeutige Antwort gefunden: Frauen, so die öffentliche Meinung, waren eine der ersten Gruppen, auf die Industrie und Handel verzichten konnten und sollten. Diese Ansicht vertrat allerdings nicht nur die männliche Bevölkerung. Die arbeitenden Frauen wussten bei ihrer Einstellung meist schon, dass sie nach dem Kriegsende ihre Arbeit wieder würden aufgeben müssen, und der Großteil von ihnen hatte dagegen nichts einzuwenden. Im Jahr 1919 stieg die Heiratsrate stark an, wie in Abbildung 2 zu sehen ist. Entlassene Frauen nutzten die Ehe somit offensichtlich als Möglichkeit der finanziellen Absicherung.⁵⁷ Dagegen wurde zumindest den Gießener Quellen zufolge die Option des Protests gegen die Entlassung nie von einer größeren Anzahl Betroffener verfolgt. Die Existenz der aus heutiger Sichtweise als Diskriminierung von Frauen bezeichneten Vorgehensweise in dieser Zeit muss daher relativiert werden.

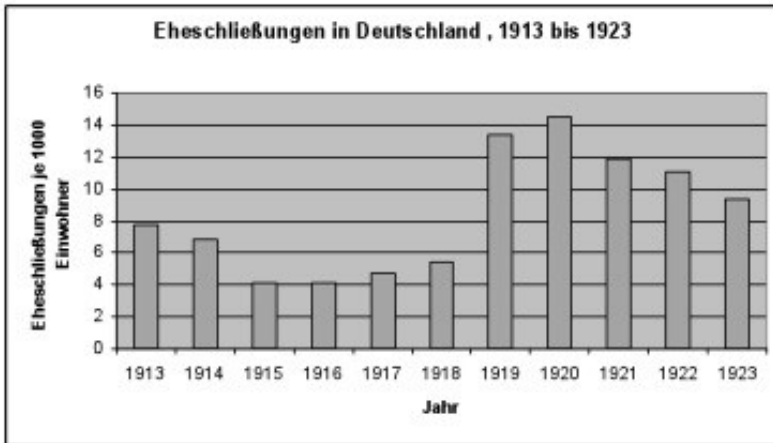


Abb. 2: Eheschließungen in Deutschland von 1913 bis 1923. Quelle: Bessel, Richard: „Eine nicht allzu große Beunruhigung des Arbeitsmarktes“, in: *Geschichte und Gesellschaft* 9, Göttingen 1983, S. 227.

56 Stadtarchiv Gießen, Akte L 378.

57 Bessel, Richard: „Eine nicht allzu große Beunruhigung des Arbeitsmarktes“, in: *Geschichte und Gesellschaft* 9, 1983, S. 227.

Seit Ausbruch des Krieges hatte sich viel für die Frauen verändert. Die meisten von ihnen hatten vor dem Krieg, wenn überhaupt, dann in Branchen gearbeitet, die ganz auf den Friedensbedarf ausgerichtet gewesen waren. Der Grund für die gestiegene Frauenerwerbsarbeit lag hauptsächlich in der verstärkten ökonomischen Notwendigkeit. Wie den vorliegenden Akten zu entnehmen war, waren die Familien vielfach auf den weiblichen Verdienst angewiesen: Oft reichte der Lohn des männlichen Hauptnährers aus den unterschiedlichsten Gründen nicht aus, um alle Familienmitglieder ausreichend zu versorgen. Die während des Krieges in die Fabriken strömenden Frauen (denn Industriearbeit war das vorherrschende Beschäftigungsmuster), waren zu meist schon vor dem Krieg beschäftigt gewesen und stammten überwiegend aus unteren sozialen Schichten. Aus ökonomischen Gründen waren sie schon in Friedenszeiten dazu gezwungen gewesen, ihren Beitrag zur Ernährung der Familie zu leisten. Je länger der Krieg andauerte, desto höher stiegen die Preise für Lebensmittel und Dinge des täglichen Bedarfs – auch dies ein Grund für die steigende Frauenerwerbsquote.⁵⁸ Frauen bekamen in der Regel schlechter bezahlte und ausgestattete Arbeitsplätze als ihre männlichen Kollegen. Ihnen wurden im Gegenzug weniger Qualifikationen und Fertigkeiten abverlangt. Ihre Aufstiegsmöglichkeiten waren noch beschränkter als die der Männer. Die Geschichte der Frauenarbeit während der Demobilisierung ist aber keineswegs einfach eine Geschichte der Diskriminierung. So führte die geplante Entlassung von Frauen nicht selten zu erheblichen Komplikationen, entweder wegen der möglichen Folgen für Familienangehörige (insbesondere bei Kriegsteilnehmern) oder weil Frauen in ihren Stellen oft unentbehrlich oder schwer ersetzbar waren.⁵⁹

In der Gießener Stempelfabrik J. Bergeon & J. Kreuter arbeiteten bei Kriegsende viele, vor allem junge Frauen. Eine dieser Frauen ist eine der Unersetzlichen:

„Sie muß ihre Eltern beim Lebensunterhalt unterstützen und [ist] außerdem als Korrespondentin so eingearbeitet, daß im Interesse einer ungestörten Weiterführung des Betriebes ihr Bleiben unbedingt erforderlich ist.“⁶⁰

58 Bessel, Richard: Germany after the First World War. Oxford 1993 (Neuaufgabe 2003), S. 94 f.

59 Stadtarchiv Gießen, Akte L 368b.

60 Stadtarchiv Gießen, Akte L 368b.

Im gesamten Deutschen Reich wurden nach dem Krieg Fragebogenaktionen durchgeführt, in denen man die Betriebe aufforderte, Zahlen über die Qualität und Quantität der Frauenerwerbsarbeit offen zu legen.⁶¹ Hierdurch versuchte der Demobilisierungsausschuss bedürftige Frauen, welche auf die Arbeit dringend angewiesen waren, von anderen zu unterscheiden, die durch ihre Familie ernährt werden konnten.

Die Ergebnisse der Fragebögen wurden schließlich in den Entscheidungsprozess der Ausschüsse über Entlassungen von Frauen miteinbezogen. In Gießen waren vor und während des Krieges viele Betriebe auf Frauenbeschäftigung angewiesen. Da zahlreiche größere Fabriken in Gießen während des Krieges Frauen eingestellt hatten, war die anstehende Entlassungswelle für die städtische Verwaltung mit einem hohen logistischen und bürokratischen Aufwand verbunden.

Frauen als entbehrliche Arbeitskräfte?

Entlassen werden sollten nach der Verordnung über Freimachung von Arbeitsstellen solche weiblichen Arbeitskräfte, welche während des Krieges nach Gießen zugezogen oder auf den Erwerb nicht zwingend angewiesen waren.⁶² Dass diese regionale Regelung allerdings nicht immer auf Zuspruch bei den Betroffenen stieß, zeigt ein Fall, bei dem sich die Betroffene selbst an den Ausschuss mit der Bitte um Weiterbeschäftigung wandte:

„Mein Ehemann, der beim hiesigen Postamt als Posthelfer beschäftigt wird, ist Kriegsbeschädigter (lungenleidend). Durch sein Leiden ist er zeitweise an der Ausübung jeglicher Beschäftigung gehindert. Diese unverschuldeten Schmälerungen des Familieneinkommens würden uns in schwere wirtschaftliche Bedrängnis bringen, wenn mir die Verdienstmöglichkeit als Scheuerfrau bei dem hiesigen Telegraphenam genommen würde. Ein 17-Jähriger Sohn mit 375 M monatlichem Einkommen bietet eine nur geringe Unterstützung. Die übrigen vier Kinder, von denen das älteste (15 jährig) kränklich ist und die anderen noch schulpflichtig sind, kommen für die Versorgung der Familie nicht

61 Auf Grund der Angaben in den Fragebögen war es möglich, die ökonomische Bedeutung der Arbeit für die einzelnen Arbeitnehmer/innen zu ermitteln und ausgehend davon über die Belassung am Arbeitsplatz zu entscheiden.

62 Verordnung zur Freimachung von Arbeitsstellen vom 28.03.1919. In: Die wirtschaftliche Demobilmachung. Amtliche Anordnungen und Mitteilungen des Reichsministeriums für wirtschaftliche Demobilmachung, des Kriegsammtes und des Reichsverwertungsamtes Nr. 77 vom 02.04.1919. Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

in Frage. Ich bitte deshalb den Demobilisierungsausschuß von einer Kündigung abstand zu nehmen.“⁶³

Der Betriebsrat des Gießener „Telegraphenamtes“ meldete sich ebenfalls zu Wort und unterstützte die Scheuerfrau nach Kräften:

„Die Verhältnisse der Familie Walter sind infolge der Kinderzahl recht ungünstig, Frau Walter versieht trotz der häuslichen Verrichtungen noch die Arbeiten einer Scheuerfrau, was von zweifellos von gesundem Arbeitssinn zeugt. Es erscheint daher als billig, von einer Kündigung Abstand zu nehmen.“⁶⁴

Ungewöhnlich war die Bestätigung des „gesundem Arbeitssinns“ vom Betriebsrat des Telegraphenamtes, denn damit räumte dieser entgegen der öffentlich verbreiteten Meinung ein, dass es nicht verwerflich sei, neben der Tätigkeit als Hausfrau noch zusätzlich zu arbeiten. Der Arbeitgeber selbst betonte nochmals die Wichtigkeit dieser Scheuerfrau und unterstrich, dass es in diesen wirtschaftlich schwierigen Zeiten nicht einfach sei, eine solche Fachkraft zu finden und anzulernen. Die Reaktion des Demobilisierungsausschusses: Die Scheuerfrau Walter durfte in ihrer Stelle verbleiben.

Proteste weiblicher Beschäftigter gegen ihre Entlassung

Verständlicherweise haben nicht alle Entlassenen automatisch ihre neue Situation akzeptiert, auch wenn auf Grund der beschränkten Quellenlage wenig Aussagen über die Quantität und Qualität weiterer Beschwerden getroffen werden können. Die vorhandenen Anträge der weiblichen Arbeitskräfte auf Weiterbeschäftigung wurden in den meisten Fällen nicht von ihnen selbst, sondern von ihren Arbeitgebern gestellt, die ein wirtschaftliches Interesse an der Weiterbeschäftigung hatten. Inwieweit sich hinter den Anträgen eine Eigeninitiative der Arbeitnehmerinnen verbarg, kann nur spekuliert werden. Wenn sich Firmen für die Belassung ihrer weiblichen Arbeitskräfte einsetzten, dann meistens, weil es sich um eine Fachkraft (produktive Gründe) oder aber um eine Mitverdienerin zum Familieneinkommen (soziale Gründe) handelte. In den Anträgen wurden beide Gründe meistens verknüpft, vermutlich um die Glaubwürdigkeit zu erhöhen. Wenn die Einwände der Betroffenen nicht berücksichtigt wurden, waren Entlas-

63 Stadtarchiv Gießen, Akte L 368b.

64 Stadtarchiv Gießen, Akte L 368b.

sungen die Regel. In einem Brief an die Demobilisierungsausschüsse der Stadt Gießen schreibt der Oberbürgermeister am 6. Januar 1919:

„[...] beehre ich mich ergebenst zu ersuchen, bei der dortigen Behörde für arbeitslose Kriegsteilnehmer, namentlich des Kaufmannsstandes, [...], Arbeitsgelegenheit dadurch zu schaffen, daß die während des Krieges eingestellten weiblichen Hilfskräfte baldigst, spätestens bis 1. Februar ds. Js. Entlassen werden. Ich gestatte mir hinzuzufügen, daß im Bereiche der Stadtverwaltung den überaus zahlreichen weiblichen Hilfskräften zum 1. Februar ds. Js. ausnahmslos gekündigt worden ist und daß nur Kriegerwitwen auf besonderen Antrag in ihrem Beschäftigungsverhältnis belassen wurden.“⁶⁵

Die Reaktion erfolgte postwendend: Das großherzogliche Polizeiamt Gießen teilte eine Woche später mit, dass *„allen auf dem hiesigen Amt beschäftigten weiblichen Hilfskräften zum 1. Februar gekündigt wurde“*.⁶⁶ Bei Beschwerden wurden Listen mit familiären Hintergründen an den Demobilisierungsausschuss geschickt, welche die Lage der Arbeitnehmerinnen schildern sollten. Hierbei ist auffällig, dass mitunter ein ganzer Berufsstand von der Entlassung bedroht war: Sozialbeamtinnen waren als Arbeitsnachweisbeamtinnen, Fabrikpflegerinnen und Kriegsamtreferentinnen bei unterschiedlichen Arbeitgebern und Behörden beschäftigt. Sie waren gezwungen, auf Grund ihrer vielfältigen Tätigkeiten im sozialen Feld ihren Wohnort mehrmals zu wechseln. Deshalb tauchen gerade solche Frauen häufig in den Listen der Unternehmen auf. Es ist jedoch nicht bekannt, in welchem Umfang Frauen gegen die Entlassung protestierten und aktiv dagegen vorgehen.

Die Arbeit als Hausangestellte schien den Beamten in Stadt und Land angemessen für die vielen weiblichen Arbeitskräfte gewesen zu sein, die im Zuge der Demobilisierung entlassen wurden. In einem „Merkblatt für Arbeiterinnen und weibliche Angestellte“ heißt es dazu:

„Frauen, die vor dem Krieg in anderer Arbeit gestanden haben (z.B. häusl. Beruf, Landwirtschaft) müssen ihre frühere Arbeit, in der z.Zt. noch Kräfte gebraucht werden, wieder aufnehmen.“⁶⁷

65 Stadtarchiv Gießen, Akte L 378.

66 Stadtarchiv Gießen, Akte L 378.

67 Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

Inwieweit die Frauen Probleme hatten, sich in ihren neuen Arbeitsplätzen zurecht zu finden oder ob sie die Rolle der Hausfrau sogar der Erwerbsarbeit vorzogen, lässt sich nicht mehr eindeutig beantworten.

Fazit

Der Erfolg des gesamten Demobilisierungsprozesses lässt sich nur schwer beurteilen. Fakt ist, dass die Wiederherstellung des Vorkriegszustandes, eines der Hauptziele, nicht erreicht wurde. Viele Probleme blieben bestehen und trugen letztendlich mit zum Scheitern der Weimarer Republik bei. Damaligen Statistiken zufolge gingen die Arbeitslosenzahlen deutschlandweit zwar schon 1919 wieder zurück.⁶⁸ Insofern zeigten die ergriffenen Maßnahmen gegen die Arbeitslosigkeit sehr bald erste Erfolge. Vollständig abbauen ließ sich die Arbeitslosigkeit während der Weimarer Republik jedoch nicht. Nach dem offiziellen Ende der Demobilisierung 1924 stieg sie sogar wieder an. Ebenso blieben die Preissteigerungen ein dauerhaftes Problem in Gesamtdeutschland, was ab 1923 in die Hyperinflation mündete.⁶⁹ Andere Schwierigkeiten, wie die Kohlearmut, konnten mithilfe umfangreicher und teilweise unkonventioneller Maßnahmen recht schnell gelöst werden.⁷⁰ Darüber hinaus bewahrte die Hilfe des Demobilisierungsausschusses sicherlich einige Gießener Betriebe vor dem Bankrott. Obwohl sie nicht alle ihre Vorhaben verwirklichen konnten, kann man den Gießener Behörden anhand der Quellen zumindest großes Engagement im Kampf gegen soziale Verelendung und die Arbeitslosigkeit bescheinigen. Während sie geplante Verordnungen mit viel Nachdruck durchzusetzen versuchten, berücksichtigten sie gleichzeitig auch die Schicksale einzelner Betroffener.

68 Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

69 Bessel, Richard: *Germany after the First World War*, Oxford 2002, S. 165.

70 Stadtarchiv Gießen, Akte L 377.

Die im Dunkeln sieht man nicht - Konflikte um die Schulpflicht in Gießen um 1930¹

Fiona Fritz

Nach dem Ersten Weltkrieg erhoffte sich die Bevölkerung in Deutschland durch einen politischen Neuanfang politische, wirtschaftliche und soziale Stabilität und lang anhaltenden Frieden. Trotz gewisser sozialpolitischer Errungenschaften gelang es jedoch nicht, wirtschaftliches Wohlergehen und politische Stabilität dauerhaft zu sichern. So wurde beispielsweise das nach 1880 von Bismarck eingeführte Sozialversicherungswesen in der Weimarer Verfassung verankert und 1927 durch eine Arbeitslosenversicherung ergänzt. Aufgrund der wirtschaftlichen Entwicklung konnte diese Einrichtung jedoch nicht die sozial sichernde Wirkung entfalten, die von ihr erwartet wurde. Die Weltwirtschaftskrise, die am 24. August 1929 mit dem Zusammenbruch der New Yorker Börse ihren Anfang nahm, hatte fatale Auswirkungen auf alle Lebensbereiche der deutschen Bevölkerung.

Die Auswirkungen wurden nicht nur im Wahlverhalten der Bevölkerung deutlich, die ihre Stimme bei den Reichstagswahlen zunehmend politisch extremen Parteien gaben, sondern auch vor allem in der sozialen Struktur. Angefacht durch die Weltwirtschaftskrise setzte sich eine soziale Abwärtsspirale in Gang. Das Elend der Bevölkerung wuchs stetig: Steigende Arbeitslosigkeit, Hunger, Unterernährung, Krankheiten und Wohnungsknappheit führten bei vielen zu einer grundlegenden Orientierungs- und Perspektivlosigkeit, was sich u. a. in einer hohen Selbstmordrate zeigte. Ein besonderes Problem stellte die Obdachlosigkeit dar. Ein Mitglied des Gießener Stadtrates verdeutlichte die Ausmaße der Obdachlosigkeit in Gießen. Er sagte, dass 1929 „800 bis 1000 Familien ohne Wohnung“² gewesen seien. Aus dieser Gegebenheit resultierten in Gießen weit reichende und langfristige

1 Dies ist ein Auszug aus der Arbeit „Die im Dunkeln sieht man nicht - Konflikte um die Schulpflicht in Gießen um 1930“ (KS 20070670), die im Rahmen des Geschichtswettbewerbs des Bundespräsidenten 2006/2007 zum Oberthema „Gegeneinander - Miteinander. Jung und Alt in der Geschichte“ entstanden ist. Der Beitrag wurde mit einem Zweiten Preis ausgezeichnet. An dieser Stelle möchte ich der Körber-Stiftung für die Genehmigung danken, die Arbeit hier in Auszügen vorstellen zu können.

2 Gießener Anzeiger, Nr. 198, vom 24.8.1929, 3. Blatt, zit. n. Lerch, Hans-Günter: „Tschü lowi ...“ Das Manische in Gießen. Gießen 1992, S. 88.

Probleme, die sich nicht nur im Bereich Stadtentwicklung bemerkbar machten, sondern vor allem zu sozialen Konflikten führten.

Die sozialen und finanziellen Verhältnisse vieler Familien verschlechterten sich so drastisch, dass sie in die Armut gedrängt wurden. Diese begann oft harmlos mit Mietverzug und endete damit, dass manche Familien „schuldhaft wegen ihres üblen Verhaltens vom Mietschöffengericht zur Räumung ihrer Wohnungen verurteilt“³ werden mussten. Man sprach hier von „Exmissionen“ und „Exmittierten“. Mit der Wohnungslosigkeit begann oft ein Teufelskreis sozialer Ausgrenzung: Die obdachlosen Familien fanden meist keine neue Unterkunft, so dass die Stadt Gießen gezwungen war, kurzfristig eine Lösung für die Unterbringung zu finden. Zunächst wurden hierfür Küchenbaracken des alten Landsturmlagers im Nordosten Gießens zu Notwohnungen umgebaut. Diese konnten jedoch noch nicht die große Wohnungsnot beheben. Deshalb plante die Stadt weitere Behelfswohnungen. Gegen diese Pläne protestierten die Bewohner des angrenzenden Stadtviertels lautstark, weil sie eine „Verschandelung durch die Aufstellung der erwähnten Wohnbaracken“⁴ befürchteten. Die Bewohner dieses Viertels befürchteten aber nicht nur eine äußere Entstellung ihres Wohnbereichs, sondern auch eine soziale Belastung durch die Ansiedlung von „Gesindel“. Die Stadtverordnetenversammlung verweigerte daraufhin die Genehmigung der betreffenden Baupläne, so dass die Stadt ausweichen musste und die umgebauten Küchenbaracken durch den Neubau weiterer Baracken um einige Wohnungen erweiterte.

Die Lebensbedingungen in dieser Barackensiedlung waren äußerst schlecht. Nicht selten lebten zwölköpfige Familien auf ein bis zwei Zimmern untergebracht. Erst nachdem die „Vereinigung der Wohnungslosen und Wohnungssuchenden der Stadt Gießen“ diese Verhältnisse öffentlich machte, begann die Stadt Gießen 1925 mit der Planung neuer Wohnsiedlungen. Die konkreten Pläne der Stadt wurden jedoch mehrfach von Bürgerinitiativen unterbrochen. Diese wehrten sich gegen die Ansiedlung von „Asozialen“, die einen Sittenverfall herbeiführen würden, in ihrem Viertel. Als das Wohlfahrtsamt allerdings baufällige Häuser räumen musste und deren Bewohner in Notunter-

3 Stadtarchiv Gießen (StAG): GGE. Abtg. XIV /5c/ Bd 154, Archiv-Nr. L 1038, zit. n. Lerch, „Tschü lowi ...“, S. 79.

4 Auszug aus dem Sitzungsprotokoll der Bau-Deputation vom 14.3. 1922 In: StAG: GGGK, Archiv-Nr. L 1038, zit. N. Lerch, „Tschü lowi ...“, S. 80

künften untergebracht werden mussten, ließ die Stadt trotz Protest anliegender Besitzer von Lagerhäusern an der Margaretenhütte ausran- gierte Eisenbahnwaggons aufstellen. Diese Waggons wurden nachdem sie auf Fundamente gestellt, teilweise unterkellert und die Dächer aus- gebessert waren, in Zwei- bis Dreizimmerwohnungen von 35-40m² umfunktioniert.



Notwohnungen Margaretenhütte

Die Notsiedlung „Margaretenhütte“, die mehrere Straßen umfasste, wurde im Januar 1927 fertig gestellt. Die Zahl der dort untergebrachten Familien stieg rasch an, sodass die vorgesehene Infrastruktur von gemeinschaftlicher Abortanlage, zwei Waschküchen, Wasserentnahmestellen und Anschluss an die städtische Kanalisation nicht mehr ausreichte. Dies waren die einzigen Stellen der Siedlung mit Anschluss an fließendes Wasser. Ein Anschluss der einzelnen Wohnungen an das Gas-, Wasser- oder Lichtleitungsnetz wurde verweigert, da dies lediglich der Bequemlichkeit diene und nicht dringend notwendig sei. Des Weiteren seien die Bedingungen für Personen, die ohnehin keine oder nur selten Miete bezahlten, gut genug. Entsprechend schlecht waren die hygienischen Bedingungen. Gegen den Protest von Anwohnern und Lagerbesitzern wurden weitere Notwohnungen errichtet. Diese Wohnungen waren zwar geringfügig besser ausgestattet als die an der Mar-

garetenhütte, das zentrale Problem der „Gettoisierung“ trat aber auch hier auf. Es entstanden Ballungsräume von sozial Benachteiligten, von denen sich die Gießener Stadtbevölkerung resolut abgrenzte. Die Stadt unternahm keinerlei Versuche diese Ballungsräume aufzulockern, sondern verschärfte die Abgrenzung noch durch soziale Selektion, in dem sie „sozial gefestigte“ Familien in eine andere Siedlung verlegte um dort ein „Arbeiterviertel“ zu etablieren.



Blick von der Krofendorfer Straße

Etliche Bewohner des neuen Arbeiterviertels an der Krofendorfer Straße wurden von der Gießener Gummifabrik beschäftigt. Dies gab dem Stadtviertel den Namen „Gummiinsel“, den es bis heute trägt. Doch die Hoffnungen auf ein „gesittetes“ Arbeiterviertel erfüllten sich nicht. Die soziale Isolation machte sich auch auf der „Gummiinsel“ bemerkbar. Das beobachteten sogar Vertreter der NSDAP: „Auch liegt bei diesen einige hundert Meter außerhalb der Stadt wohnenden Familien eine seelische Bedrückung vor, da dieselben den Eindruck der Abstoßung aus der Volksgemeinschaft empfinden, weil sie auf freiem Felde in

Wohnblöcken zusammengerottet wohnen müssen.“⁵ Das Empfinden wurde durch die gegenseitige Abgrenzung von der Stadtbevölkerung noch intensiviert. Den Bewohnern der Siedlungen wurde vor allem „[moralische] Minderwertigkeit“⁶ vorgeworfen. Die Stadtbewohner und die Bewohner der Notsiedlungen grenzten sich gegenseitig strikt voneinander ab. Dies äußerte sich vor allem in einer deutlichen Divergenz in der Einschätzung und Befolgung typisch bürgerlicher Normen. Als eine solche gesellschaftliche Norm, welche die sozial Benachteiligten teilweise nicht zu erfüllen im Stande oder bereit waren, kann vor allem die Norm der „Ordnung“ in ihrem vollen Umfange genannt werden. Zur Ordnung in diesem Sinne zählten sowohl die Sauberkeit von Wohnung und Kleidung als auch unauffälliges Verhalten, Pflichtbewusstsein und Respekt vor dem Staat und dessen Repräsentanten. Dabei ist es wichtig zu sehen, dass Verletzungen dieser Norm nicht primär als ein provozierender Akt gegen das staatliche System verstanden werden dürfen, sondern entscheidend durch die schwierige soziale Situation der Betroffenen bedingt waren.

Das Schuleschwänzen der Kinder dieser Bevölkerungsgruppe war ein Symptom für ebendiese Divergenz. Denn die Kinder, die die Schule nicht besuchten, verstießen gegen die bürgerliche Ordnungsnorm. Dies wiederum ließ die Behörden Rückschlüsse auf das Elternhaus ziehen, die dem in Artikel 120 der Weimarer Verfassung bestimmten Erziehungsauftrag „zur leiblichen, seelischen und gesellschaftlichen Tüchtigkeit“ als „die oberste Pflicht und natürliches Recht der Eltern“ darstellt und „über deren Betätigung die staatliche Gemeinschaft wacht.“⁷

Ein Grund für die Einführung von Schule und Schulbildung war eine Veränderung des Stellenwertes von Kindheit in der Gesellschaft. Im Mittelalter befand man sich im Kindesalter, so lange selbstständige Fortbewegung noch unmöglich war. Sobald dieses Stadium jedoch verlassen wurde, lief der junge Mensch neben seinen Eltern her.

5 Bericht der Zelle X der NSDAP an die Ortsgruppe-Nord vom 20.1.1937, StAG Registr.-Nr. 7800, zit. n. Lerch, Hans-Günter: „Tschü lowi ...“ Das Manische in Gießen, Anabas-Verlag 1992, S. 95.

6 Geyer, Georg: Das Landfahrwesen/ polizeilich gesehen. München 1957, zit. n. Lerch, „Tschü lowi ...“, S. 85.

7 Zit. n.: <http://www.dhm.de/lemo/html/dokumente/verfassung/index.html>.



Gummiinsel Leimenkauter-Weg

Zwischen dem 16. und dem 18. Jahrhundert entwickelte sich die Betrachtung der Kindheit als separate Entwicklungsstufe, die es nun auch separat zu bilden und zu erziehen galt. Dies beschreibt Ariès in seiner „Geschichte der Kindheit“. Durch die Einführung der allgemein bildenden Schulen und der Schulpflicht wurde diese Vorstellung verwirklicht. Die Eingliederung in die Gesellschaft, die zuvor die Eltern vorgenommen hatten, wurde vom Staat übernommen und bestimmt. Die Kindheit wurde als ein Lebensabschnitt definiert, der darin münden sollte, ein vollwertiges Mitglied der Gesellschaft zu werden. Diese Aufgabe sollte der Schule zuteil werden. 1919 wurde in der Weimarer Verfassung die Schulpflicht verankert. Der Artikel 145 der Weimarer Verfassung besagt, dass „allgemeine Schulpflicht [besteht]. Ihre Erfüllung dient grundsätzlich die Volksschule mit mindestens acht Schuljahren und die anschließende Fortbildungsschule bis zum vollendeten achtzehnten Lebensjahre. Der Unterricht und die Lernmittel in den Volksschulen und Fortbildungsschulen sind unentgeltlich.“⁸ Ziel war es, Kindern aus sozial schwächeren Familien eine Schulbildung zu ermöglichen und diesen dadurch Aufstiegschancen zu ermöglichen.

8 Zit. n. <http://www.dhm.de/lemo/html/dokumente/verfassung/index.html>; § 145.

Zudem sollten die Bildungsanstalten ergänzend zur Erziehungstätigkeit der Eltern wirken. Besonderes die Erziehung zu staatsbürgerlicher Gesinnung und beruflicher Tüchtigkeit lag im Zentrum des Bildungsinteresses der Weimarer Regierung.

In Gießen war die Durchsetzung der Schulpflicht weitgehend erfolgreich. Jedoch traten bei Kindern aus dem unteren sozialen Milieu häufige Schulpflichtverletzungen auf. Es erwies sich als schwierig, die Erziehungsberechtigten dazu zu bewegen, ihre schulpflichtigen Kinder regelmäßig einer Schule in Obhut zu geben. Die Gründe hierfür können nicht eindeutig geklärt werden. Jedoch traten die unterschiedlichen Auffassungen zum Stellenwert der Bildung und die stark differierenden Erziehungsschwerpunkte in jenen Fällen besonders deutlich hervor.

3. Schulschwänzen als Symptom

Um die Schulpflichtverstöße zu verringern, wurden diese mit Geld- und Haftstrafen geahndet. Im Volksstaat Hessen waren die Schulen verpflichtet, monatlichen Bericht über ungerechtfertigte Schulversäumnisse an das Stadtschulamt zu erstatten. Dieses erließ als Vollstreckungsbehörde entsprechend eine Geldstrafe in Abhängigkeit der versäumten Schultage. Wurde die Schulstrafe binnen einer bestimmten Frist nicht beglichen, wurden die Erziehungsberechtigten vorgeladen und die Schulstrafe in eine Haftstrafe umgewandelt.

Anhand einiger ausgewählter Akten aus dem Stadtarchiv Gießen⁹ zum Schuleschwänzen möchte ich allgemeinere Aussagen über die Kindheit um 1930 in der gesellschaftlichen Schicht der sozial Benachteiligten machen. Hierbei steht außer Frage, dass eine Kindheit zur gleichen Zeit, jedoch in einer anderen Schicht einen vollkommen anderen Verlauf und Stellenwert haben konnte.

In dem folgenden Fallbeispiel¹⁰ möchte ich die Erwartungen, die Behörden und Eltern an Kinder und Jugendliche richteten, analysieren und diese Erwartungshaltung aus verschiedenen Perspektiven beleuchten.

Der Lokomotivführer Ludwig W. bat an Weihnachten 1932 um Beurlaubung seiner Tochter Hanna von der Schule, da diese die bettlägerige Mutter pflegen sollte. Aus dieser Tatsache kann man entnehmen, dass die Pflege der Mutter aus Sicht des Vaters einen höheren Stellenwert

9 StAG Akten N 5242; N 1388; N 1388 a, b, b; N 1585; N 1944; N 5116.

10 StAG N.5242 Stadtschulamt - wegen ungerechtfertigten Schulversäumnissen.

einnimmt als die Bildung der Tochter. Es stellt sich die Frage, warum Ludwig W. seine Frau nicht ins Krankenhaus einliefern ließ, sondern seine ungefähr 15jährige Tochter damit beauftragte, die Mutter zu pflegen. Vermutlich entschied sich Ludwig W. aus finanziellen Gründen für seine Tochter als Pflegerin. Obwohl die Kostengründe in diesem Fall überwiegen mögen, wird deutlich, dass die Ausbildung seiner Tochter keinen allzu hohen Stellenwert hatte.

Hanna W. wurde insgesamt für ein dreiviertel Jahr bis zum Oktober 1933 mit Zustimmung des Vaters und der Schulleitung vom Unterricht beurlaubt. Ludwig W. legte beim Stadtschulamt mündlich Berufung ein und gab an, dass „in den Monaten Oktober und November [...] der Gesundheitszustand [seiner] Ehefrau derart ernst [war], daß [seine] Tochter ständig zur Verfügung stehen mußte.“¹¹ Aus diesem Grunde bat er um Aufhebung der Strafe.

Die Schulleitung leitete an das Stadtschulamt zum Einspruch des Ludwig W. weiter, dass sie „inzwischen [...] erfahren [habe], dass Hanna W. öfters nachmittags auf dem Seltersweg gehen und an Tanzvergnügen teilnehmen konnte, trotz der kranken Mutter.“¹² Die Quelle, der diese Auskunft entstammt, wird nicht genannt. Es kam jedoch häufig vor, dass „äußerst zuverlässige Mitschüler“ solche Informationen an die Lehrer weiterleiteten. Welchen Verhältnissen solch „zuverlässige“ Schülerinnen entstammen, wird nicht erwähnt, allerdings wird diesen Aussagen im Zweifelsfall mehr Glauben geschenkt als den Aussagen der Eltern oder Betroffenen. Dies veranschaulicht, dass der Stellenwert von Kindern stark differierte und zeigt, dass die Glaubwürdigkeit der Kinder nicht nur zeit- sondern auch schichtspezifische Unterschiede aufweist. Um die Empörung über Hannas Verhalten analysieren zu können, ist es zunächst einmal wichtig, die Bedürfnisse von Kindern aus der Perspektive der Behörden zu sehen. Die Kinderpsychologin Hildegard Hetzer legt in „Kindheit und Armut“ (1929) eine so genannte Notgrenze fest. Zu diesen Mindestanforderungen zählten Ernährung, Unterkunft, Schlaf, Erziehung und ärztliche Versorgung. Würde die Bedürfnisbefriedigung des Kindes¹³ „dauernd unter den Forderungen der Notgrenze [bleiben], [so hätte dies] eine mehr oder weniger

11 A.a.O. Berufungsschreiben von Ludwig W. an die Schulleitung der Mädchenberufsschule vom 8.3.1934.

12 A.a.O. Bericht der Schulleitung der Mädchenberufsschule an das Stadtschulamt vom 14.3.1934.

13 Hetzer integriert das Jugendalter in ihren Kindheitsbegriff.

verhängnisvolle Schädigung des Gedeihens zur Folge.“¹⁴ Bemerkenswert an dieser Darstellung ist, dass das kindliche Spiel bzw. die Ablenkung oder das Vergnügen eines Jugendlichen in diesen Bereich nicht integriert wurde. Daraus kann m. E. die Folgerung gezogen werden, dass Spielen und Zerstreuung nicht zur notwendigen Entwicklung eines Kindes und somit nicht als wesentlicher Bestandteil der Kindheit innerhalb einer sozial benachteiligten Familie gesehen wurde. Aus heutiger Sicht erscheint es nicht ungewöhnlich, dass Hanna außerhalb der Wohnung und ihrer Haushaltspflichten Ablenkung suchte. Aus der Beurteilung der Behörde lassen sich die Ansprüche an das Verhalten von Kindern und Jugendlichen aus sozial schwächeren Familien erschließen: Sie sollten sich nach bürgerlichen Maßstäben benehmen, sich gehorsam und diszipliniert verhalten und die Schule als einzigen Sozialisationsraum nutzen. Auch sollten die beschränkten finanziellen Mittel nicht verprasst und bei Vergnügungsveranstaltungen ausgegeben werden, sondern für eine bessere Zukunft gespart werden.

Doch gerade für Jugendliche stellte die Teilnahme an Festen o. ä. ein Ausbruch aus ihrer tristen und schwierigen Lebenssituation dar. Die Behörden verurteilten solches Verhalten als verschwenderisch. Sie forderten von den Jugendlichen und deren Eltern größte Sparsamkeit, damit eine positivere Perspektive im Interesse des Kindes und der Gesellschaft geschaffen werden könne. Im Kontrast hierzu stand das Denken vieler verarmter Personen: Mit einem kleinen zu Verfügung stehenden Geldbetrag glaubte dieser Personenkreis die Zukunft nicht maßgeblich ändern zu können. So wurde bevorzugt in Vergnügungen investiert, die vor allem Jugendliche zumindest kurzfristig ihr Elend vergessen lassen. Zu diesen Vergnügungen gehörten Familienausflüge mit Schifferklavier und Limonade, Spaziergänge und Tanzveranstaltungen.¹⁵

An dieser Stelle zeigt sich ein Konflikt um das Kindeswohl, der m. E. nur schwer angemessen zu beurteilen ist. Auf der einen Seite konnte es für die seelische Entwicklung eines Jugendlichen wichtig sein, positive Erlebnisse zu haben, auf der anderen Seite sollte aber auch eine finanziell gesicherte Zukunft angestrebt werden. Die Behörden forderten

14 Hetzer, Hildegard: Kindheit und Armut (Psychologie der Fürsorge Band I). Leipzig 1929, S. 7.

15 Peukert, Detlef J. K.: Jugend zwischen Krieg und Krise. Lebenswelten von Arbeiterjugenden in der Weimarer Republik. Köln 1987, S. 88.

vorausschauendes Denken und Handeln, während junge Menschen vor allem momentane Bedürfnisse ausleben wollten. Aber nicht nur zwischen den Generationen gab es erhebliche Divergenzen im Setzen von Prioritäten. Viele Eltern dieser Schicht hatten keine positive Einstellung zur Schulpflicht, was als ein Aspekt einer gewissen Staatsverdrossenheit gedeutet werden könnte. In jedem Fall wird deutlich, dass gerade jene Familien, um deren gesellschaftliche Aufstiegsmöglichkeiten es ohnehin nicht zum Besten stand, das Bildungsangebot nicht ausschöpften. In der Schulordnung für höhere Lehranstalten in Hessen aus dem Jahre 1928 war in § 8 festgelegt, dass „jedes Versäumnis von Lehrstunden, Schulausflügen und sonstigen Veranstaltungen der Schule [...] untersagt und strafbar [ist].“¹⁶ Auf dieser Grundlage wurden Strafen festgesetzt, die verhängt wurden, wenn ein Versäumnis auftrat, das nicht binnen drei Tagen von den Eltern oder einem Arzt entschuldigt wurde. Das Vorgehen bei der Ahndung des Schulschwänzens glich einer Strafverfolgung. Diese sollte eine disziplinarische Wirkung auf das Erziehungsverhalten der Eltern ausüben. Eine harte Bestrafung sollte auch als Abschreckung dienen. Wenn drei Tage nach dem Fehltag keine Entschuldigung von einem Erziehungsberechtigten oder Arzt eingegangen war, so wurde der Fehltag in das Versäumnisregister der jeweiligen Schule eingetragen. Diese Liste wurde mehrmals monatlich an das Stadtschulamt weitergeleitet. Von dort aus ergingen die Strafbescheide, mit denen die jeweiligen Erziehungsberechtigten aufgefordert wurden einen bestimmten Betrag an die Stadtkasse zu bezahlen. Gerade für Familien in finanzieller Notlage war es nicht einfach, das Geld aufzutreiben, so dass diese oft um Ratenzahlung oder Niederschlagung der Strafe baten. Konnte die Strafe nicht beglichen werden, wurde die Geldstrafe in eine Haftstrafe umgewandelt und ein Erziehungsberechtigter musste ins Gefängnis oder Zuchthaus.

Das Spannungsverhältnis zwischen Familie und staatlicher Institution ergab sich u. a. aus dem staatlichen Interesse an der „Aufrechterhaltung der Schulzucht“¹⁷ und der Annahme von Eltern, dass familiäre Verpflichtungen (wie z.B. das Pflegen erkrankter Familienmitglieder) Priorität vor dem Schulbesuch hätten.

16 StAG N 5116 Schulordnung für die höheren Lehranstalten des Volksstaates Hessen, 1928.

17 StAG N 5242 Stadtschulamt - Schulstrafen wegen ungerechtfertigten Schulversäumnisse, Schreiben der Schulleitung an das Stadtschulamt vom 22. März 1934.

Dabei muss an dieser Stelle zwischen Jungen und Mädchen differenziert werden, da sich die Art der Verpflichtung maßgeblich unterschied: Jungen mussten vorzugsweise dem Vater bei einer Arbeit außerhalb des Hauses helfen, während Mädchen dafür verantwortlich gemacht wurden, den Haushalt zu besorgen. Die Schule wurde versäumt, um Dinge zu erledigen, die kurzfristig wichtiger erschienen als ein einzelner Schultag. Auf diese Typen von Gründen für das Schwänzen waren auch die Maßnahmen des Staates ausgerichtet. Dieser Widerspruch zwischen staatlichem Anspruch und familiären Einstellungen konnte zu Konflikten führen, die sich in unterschiedlichen Facetten des Problems eines unregelmäßigen Schulbesuchs zeigen. Anhand der mir vorliegenden Akten möchte ich nun eine grobe Typologie von Gründen für das Schwänzen erstellen.

Das erste Fallbeispiel ist ein „typischer Fall von Umgehung der Schulpflicht“.¹⁸ Typisch ist er aus mehreren Gründen: Es herrschten in der Familie A. jene Verhältnisse vor, die in den Listen der ungerechtfertigten Schulversäumnisse am häufigsten verzeichnet sind. Der Vater war arbeitslos und die große Familie musste nun mit den Konsequenzen zurechtkommen. Als sein Sohn länger der Schule fernblieb, wird er kritisiert den Schulbesuch seines Sohnes nicht mit der nötigen Konsequenz überwacht zu haben. Dies entspricht vermutlich den Tatsachen, die eigentliche Ursache für die mangelnde Konsequenz ist damit allerdings noch nicht gefunden. Die Annahme, dass ein arbeitsloser Vater mehr Zeit damit verbringen könne, die Schulbildung seiner Kinder zu fördern, erwies sich in den meisten Fällen als falsch. Am Beispiel der Familie A. kann man dies sehr deutlich erkennen. Obwohl der Vater wegen seiner Arbeitslosigkeit prinzipiell die Zeit zur Verfügung gehabt hätte, sich um die schulische Bildung seines Sohnes zu kümmern, tat er dies nicht. Busemann beschreibt in seinem Artikel „Auswirkungen väterlicher Erwerbslosigkeit auf die Schulleistungen der Kinder“ (1932), dass Arbeitslosigkeit häufig dazu führte, dass die Familien zunächst viel Kraft in das Aufrechterhalten der Existenz investierten. Die direkten finanziellen Auswirkungen sollten vorerst kaschiert werden. Die wirklichen Ausmaße der Arbeitslosigkeit und des finanziellen Mangels der einzelnen Familie wurden erst nach einiger Zeit sichtbar. Dann aber lebten die meisten Familien bereits nahe am Existenzmini-

18 StAG N 5242 Stadtschulamt - Schulstrafen wegen ungerechtfertigten Schulversäumnisse; Schreiben der Schulleitung an das Stadtschulamt vom 21. März 1934.

mun. Die achtköpfige Familie lebte wegen der Arbeitslosigkeit des Vaters von 15 Mark Unterstützung pro Woche und sollte nun eine Schulstrafe von insgesamt 23,70 RM bezahlen. Eine Reichsmark entsprach im Jahre 1934 ungefähr 7,07 Euro.¹⁹ Die erhebliche Höhe der Strafe für den Familienhaushalt lässt sich an den Preisen für Vollmilch erkennen: Im Jahre 1927 kostete ein Liter dreißig Pfennig.²⁰ Die Schulleitung lehnte eine Niederschlagung der Strafe ab, da hier „ein typischer Fall von Umgehung der Schulpflicht [vorliegt], der unter keinen Umständen durch Niederschlagung der verhängten Schulstrafe erledigt werden darf. [...] Im Interesse der Aufrechterhaltung der Schulzucht [muss darauf bestanden werden], daß die Eltern des Schülers A. bestraft werden.“²¹ Hieran wird deutlich, dass in dem Verhalten der Familie A. eine Gefahr für die Schulpflicht gesehen wurde, die nicht durch zu milde Bestrafungen noch verstärkt werden durfte. Aus einer Äußerung der Schulleitung geht hervor, was ein Grund für die besondere Schärfe des Verfahrens war: „Ihr Sohn hätte zu seinem Verhalten schon mit Rücksicht auf das ihm von der Schulleitung bei seiner Krankheit bewiesene große Entgegenkommen keinen Anlaß gehabt.“²² Die Schulleitung sah also in ihrem Akzeptieren einer krankheitsbedingten Entschuldigung eine zusätzliche Verpflichtung für Wohlverhalten, die der Schüler offensichtlich nicht anerkannte. Man könnte hier ein Beispiel für die Auflehnung gegen die Regeln der Schule sehen, die auch nach Ehmann und Rademacker (2003)²³ als ein wesentlicher Grund für die Abneigung gegen den Schulbesuch gilt. Hier spielt sicherlich nicht nur die typische Auflehnung eines Jugendlichen gegen vorgeschriebene Normen eine Rolle. Ein wesentlicher Aspekt war sicherlich auch die Abgrenzung der gesamten Familie gegen das bürgerliche Normsystem. Diese Abgrenzung fand ihren Ursprung vor allem in der sozialen Isolation der sozial benachteiligten Bevölkerung innerhalb ihrer Wohnviertel und geschah nur zum Teil bewusst.

Die Behörden waren sicherlich besonders sensibel bei Schulschwänzern aus Notsiedlungen und ahndeten deren Vergehen daher besonders

19 (<http://home.arcor.de/fredrik.matthaei/HVV/kaufkraft.htm>; 28. Januar 2007).

20 Frankfurt am Main, 1927.

21 StAG N 5242 Stadtschulamt - Schulstrafen wegen ungerechtfertigten Schulversäumnisse, Schreiben der Schulleitung an das Stadtschulamt vom 22. März 1934.

22 StAG N 5242 Stadtschulamt - Schulstrafen wegen ungerechtfertigten Schulversäumnisse, Schreiben der Schulleitung an Wilhelm A. vom 22. Mai 1934.

23 Ehmann, Christoph/Rademacker, Hermann: Schulversäumnisse und sozialer Abschluss, Bielefeld 2003, S. 23.

konsequent. Dies führte dazu, dass sich die Betroffenen oft unfair behandelt fühlten und dies auf ihre soziale Lage zurückführten. Genau diese Beobachtung ließ sich bei Familie R. machen, deren Tochter Ottilie häufig die Schule versäumte. Der Vater beschwerte sich bei der Schulleitung, nachdem er zu einer Geldstrafe wegen des Schulversäumnisses seiner Tochter herangezogen worden war, obwohl er angibt eine Entschuldigung geschrieben zu haben: „Weiterhin ist mir zu Ohren gekommen, dass Sie eine Entschuldigung von mir als unwahr bezeichnen und mich als Lügner demonzieren. [sic.]“²⁴ In dieser Formulierung drückt sich Misstrauen und eine ablehnende Haltung gegenüber der Schule aus. In einem langen Schreiben vom 9. Oktober 1936, das ihm offensichtlich nicht leicht fiel, erklärte er jedoch gegenüber dem Klassenlehrer S., dass für ihn „Bildung im Vordergrund steht, sonst würde ich persönlich bei Ihnen vorgesprochen haben, man weiß nicht wie die Unterredung ein Ende genommen hätte.“²⁵ Der ganze Brief zeugt von der Verbitterung über die „Beleidigungen“ der Schulleitung und dem Bemühen, die dadurch für ihn erkennbare soziale Abwertung abzuwehren und seine Ehre zu verteidigen: „Ich kann es nicht über mein Herz bringen, wenn ich sehe, dass mein Kind, oder meine Person so von Ihnen in den Schatten gestellt werden.“²⁶

Diese Äußerungen müssen von zwei Seiten betrachtet werden. Zum einen machen sie deutlich, dass Wilhelm R. sich von den Behörden herablassend behandelt fühlt. Dies führt er auf seine soziale Stellung in der Gesellschaft und auf seinen Wohnort, die Notsiedlung „An der Kläranlage“ zurück. Das Abgrenzen durch die Behörde hatte als Nebenwirkung den Effekt, dass auch die Bildung abgelehnt wurde, die von der Behörde vertreten und bestimmt wurde. Dieses Verhalten ist auf der einen Seite verständlich, führte jedoch dazu, dass viele Kinder ohne die nötige Bildung aufwuchsen und dadurch ihre ohnehin schlechten Aussichten auf einen Arbeitsplatz zunichte gemacht wurden. Hieraus entwickelte sich ein Teufelskreis: Da die Kinder in der Schule häufig ausgegrenzt wurden, mieden sie diese. Dadurch minderte sich jedoch maßgeblich die Perspektive auf einen sicheren Arbeitsplatz, so

24 StAG N 5242 Stadtschulamt - Schulstrafen wegen ungerechtfertigten Schulversäumnisse, Schreiben der Schulleitung an Wilhelm A. vom 22. Mai 1934.

25 StAG N 5242 Stadtschulamt - Schulstrafen wegen ungerechtfertigten Schulversäumnisse, Schreiben der Schulleitung an Wilhelm A. vom 22. Mai 1934.

26 StAG N 5242 Stadtschulamt - Schulstrafen wegen ungerechtfertigten Schulversäumnisse, Schreiben der Schulleitung an Wilhelm A. vom 22. Mai 1934.

dass die Jugendlichen einer unsicheren Zukunft entgegenblickten, die keine Aussicht auf Erfolg und Ausbruch aus der sozialen Notlage versprach. In einem soziographischen Versuch stellten Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel²⁷ dar, wie Familien mit dieser Perspektivlosigkeit umgingen. Die Verfasser unterscheiden zwei Hauptgruppen von Familien, die sog. gebrochenen Familien und die, die als ungebrochen galten und weiterhin versuchten, aus ihrer Notlage zu entkommen und eine bessere Zukunft zu erreichen. Zu letzterer Gruppe zählten jedoch nur 16% der befragten Familien. Der größte Teil der befragten Familien wurde als „resigniert“ bezeichnet. Typisch für diese Familien sei, dass diese passiv auf die Umwelt reagierten und sich mit den Zuständen abfänden, unterbrochen jedoch von Momenten der Zufriedenheit. Im Gegensatz zu den „apathischen“ Familien, die jegliche Geschehnisse tatenlos annähmen und vollkommen gleichgültig seien. Charakteristisch für diese Familien sei auch, dass sie die häusliche Ordnung gänzlich aufgaben und keinerlei Kontrolle mehr über die Finanzierung des Haushaltes bestünde, so dass die Unterstützung selten für die gesamte Woche ausreichte. In jenen Familien sei die Prozentzahl an Trinkern und Kriminellen besonders hoch. In den vorliegenden Akten werden keinerlei Aussagen über diesen Faktor gemacht, so dass lediglich Vermutungen möglich sind.²⁸ Aber auch wenn in den Familien kein Alkoholismusproblem auftrat, so unterschied sich die Lebensrealität doch wesentlich den Ansprüchen der Behörde. Im Einzelfall überwog oft die Notwendigkeit, dass ein Kind etwas zum Unterhalt der Familie beitrug, den einzelnen Schulbesuch. Der Sohn der Familie R. wurde oft gemeinsam mit seinem Vater bei der Arbeit gesehen, wenn er eigentlich in der Schule hätte sein sollen. Auf Zurufe der Mitschüler, wenn diese Vater und Sohn mit Handwägelchen durch die Straßen laufen sahen, soll Wilhelm R. geantwortet haben: „Das macht gar nix, wenn Karlheinz mal nicht in die Schul’ kommt, das ist gar net schlimm.“²⁹ Diese Aussage der Mitschüler kann nicht verifiziert werden, jedoch verdeutlicht sie, wenn sie zutreffend ist, wie ambivalent die Einstellung zur Bildung sein konnte. Wilhelm R. akzeptierte nach außen hin, dass Bildung eine Investition in eine erfolgreichere Zukunft

27 Jahoda, Marie / Lazarsfeld, Paul F./ Zeisel, Hans: Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch. Frankfurt/M. 1980. (Ersterscheinung 1933), S. 70 ff.

28 StAG Akten N 5242; N 1388; N 1388 a, b, b; N 1585; N 1944; N 5116.

29 StAG N 5242 Stadtschulamt - Schulstrafen wegen ungerechtfertigten Schulversäumnisse, Schreiben der Schulleitung an das Stadtschulamt vom 1. September 1937.

seiner Kinder sei, stellte jedoch im Alltag häufig die gegenwärtige Notlage über einen konstanten Schulbesuch.

In manchen Fällen war es die Notlage an sich, die einen Schulbesuch verhinderte. Dies spielt auch im Fall von Karl K. eine Rolle.³⁰ Im Februar 1934 versäumte seine Tochter sechs Halbtage lang den Unterricht. Die Anmerkungen der Schulleitung in der Strafliste geben Aufschluss über die Gründe: „Helene hatte zerrissene Schuhe. Die Mutter gab an, dem Kinde keine Schuhe kaufen zu können und ließ es zu Hause vom 20.II. ab.“ Im Gegensatz zu den Entschuldigungen des Wilhelm R. wurde dieser Aussage Glauben geschenkt und die Winternothilfe über die Schuhnot des Kindes informiert. Es konnten jedoch keine Schuhe ausgegeben werden, da zu diesem Zeitpunkt keine Gelder und Materialien mehr zu Verfügung standen. Am 27. Februar informierte die Schulleitung der Schillerschule die Familie K., dass die Versäumnisse in die Straflisten ungerechtfertigter Versäumnisse eingetragen werden müssten. Dies verdeutlicht, dass der Grund des Fehlens zwar akzeptiert, aber dennoch nicht als rechtmäßige Entschuldigung anerkannt wurde. Die Schulpflicht stand für die Behörden über der Einsicht in die ärmlichen Verhältnisse der Familie K. Betrachtet man das Verhalten der Behörden, so erscheint die Konsequenz, mit der ungerechtfertigte Schulversäumnisse geahndet wurden, zwar im Allgemeinen gerechtfertigt, im Einzelfall musste diese aber ungerecht erscheinen. So hätte in diesem Falle wohl stärker berücksichtigt werden müssen, dass die Gesundheit Helenes durch die Kälte gefährdet worden wäre und diese mit den Hänseleien von Mitschülern hätte zurecht kommen müssen. Der Schulbesuch wurde als oberste Priorität gesetzt und durfte auch im Einzelfall nicht umgangen werden. Was als Kindeswohl zu gelten hatte, wurde aus der Perspektive der Behörden festgelegt, und es wurde keine Abweichung geduldet. Aus der Tatsache, dass seine Tochter, nachdem sie am 4. März 1934 von der Winternothilfe ein paar Schuhe bekam, sofort wieder die Schule besuchte, lässt sich jedoch schließen, dass Karl K. schulische Bildung durchaus als wichtig für das Vorankommen seiner Tochter ansah. Das Beispiel deutet darauf hin, dass das Verhältnis zur Bildung durch die Armut nicht notwendig beeinträchtigt wurde, dass aber auch bei grundsätzlich positiver Einstellung der kon-

30 StAG N 5242 Stadtschulamt - Schulstrafen wegen ungerechtfertigten Schulversäumnisse.

krete Schulbesuch in Einzelfällen von der finanziellen (Not-) Lage abhängen konnte.

Aber nicht nur die wirtschaftliche Lebensrealität der Familien blieb von den Behörden unberücksichtigt. Die Differenz in den Erziehungsnormen wurde zwar zur Kenntnis genommen, die Vorstellung des Staates wurde allerdings als Maßstab gesetzt. In den Schulen sollte „sittliche Bildung, staatsbürgerliche Gesinnung, persönliche und berufliche Tüchtigkeit im Geiste des deutschen Volkstums und der Völkerversöhnung erstrebt werden“.³¹ Um diese Anforderungen zu verwirklichen, forderte der Staat von den Erziehungsberechtigten die Einhaltung der damit verbundenen Normen und Maßstäbe. Mit besonderem Augenmerk auf „Tüchtigkeit“, „Gehorsam“, „Ordnung“ und „respektvollem Verhalten“ wachten die Behörden über die Erziehung der Kinder. Ein wesentlicher Aspekt, mit der die strikte Einhaltung dieser Normen überwacht wurde, war die Heranbildung tüchtiger junger Menschen für den Volkskörper. Die Forderung nach „Tüchtigkeit“, „Gehorsam“ und „Ordnung“ gelten heute als typisch für den Nationalsozialismus. Es ist jedoch zu beobachten, dass seit den 1920er Jahren eine sehr konstante Wertekontinuität herrschte. Diese Werte wurden in der Schule vermittelt, deren Einhaltung sollte allerdings nicht nur dort kontrolliert werden. Der Erziehungsauftrag der Schule beinhaltete auch die Überwachung der Normkonformität der Schüler außerhalb des Unterrichts. Im Februar 1931 legte Adolf L. gegen eine Schulstrafe Berufung ein und begründete dies damit, dass sein Sohn Hans an einem Leistenbruch leide. Da die Familie sich kein Bruchband leisten könne, wäre ein Schulbesuch wegen der Schmerzen nicht möglich. Adolf L. gibt an, das Versäumnis seines Sohnes schriftlich entschuldigt zu haben. Die Leitung der Goetheschule lehnte eine Niederschlagung ab, da sich Hans auf der Straße herumgetrieben habe und „floh als ihn [der] Hausmeister holen wollte, durch ein Fenster der elterlichen Wohnung und lief davon. Es kann also keine Rede davon sein, daß Hans L. in diesen Tagen Schmerzen an seinem ohnedies leichten Bruch verspürte.“³² Eine Stellungnahme von Hans zu den gegebenen Vorwürfen wurde nicht eingeholt, so dass es ungeklärt bleiben muss, ob der Leistenbruch tatsächlich ein Schulversäumnis nicht rechtfertigte oder ob die Flucht von Hans L. andere Gründe hatte. Zwei Aspekte an dieser

31 Zit. n. <http://www.dhm.de/lemo/html/dokumente/verfassung/index.html>; § 148.

32 N 1388 Schulstrafen wegen Schulversäumnissen, Schreiben der Schulleitung der Goetheschule an das Stadtschulamt vom 17. Februar 1931.

Aussage gilt es zu untersuchen: Welche Rolle spielte das Herumtreiben für Hans bzw. die Behörden und welche Ansprüche an die Verhaltensweisen von Kindern verdeutlicht dieses Zitat.

In §10 der Schulordnung für höhere Lehranstalten des Volksstaates Hessen wurde gefordert, dass Jeder Schüler „den Lehrern, dem Direktor und den die höheren Schulen leitenden Oberbehörden Gehorsam und Ehrerbietung schuldig [sei] und [...] dies auch in seiner äußeren Haltung und seinem Benehmen an den Tag zu legen [habe].“³³ Gegen diese Maßnahmen verstieß Hans L. mit seiner Flucht vor der Vorführung durch den Hausmeister der Goetheschule. Er erbrachte aus Sicht der Behörden der Schule gegenüber nicht den erforderlichen Gehorsam und enthielt der Lehranstalt zudem die nötige Ehrerbietung vor. An diesen Aspekt des Vorgangs knüpften die Behörden ihre Annahme über das Erziehungsdefizit in dieser Familie. Ein Indiz für diesen Mangel konnte das Herumtreiben liefern. Das Aufhalten auf der Straße stellte für Kinder aus dem Milieu der sozial Benachteiligten einen Bewegungsraum dar, den die meist sehr kleine und dunkle Wohnung nicht bieten konnte. Hans lebte in der Siedlung „An der Kläranlage“. Die dortigen Wohnverhältnisse waren äußerst eingeschränkt und die Flucht auf die Straße daher eine willkommene Abwechslung. In den Notsiedlungen Gießens lebten Anfang der Dreißiger Jahre jeweils „ungefähr 120 Familien (mit zusammen 600 Köpfen)“.³⁴ Es bildeten sich häufig Kinderbanden, die gemeinsam umherzogen. Peukert deutet diese Situation folgendermaßen: „Die kleine Flucht übte [...] in die große soziale Einordnung ein.“³⁵ Er beschreibt die Straße als einen Sozialisationsraum, in dem Kinder und Jugendliche innerhalb ihrer Gruppe ihren Rang erstritten und sich mit ihrem Lebensumfeld und ihrer Lebensrealität auseinander setzten. Auf der Straße konnte gespielt und die gegebenen Freiräume konnten genutzt werden. So entstanden eigene Werte und Normen, die für das Bestehen innerhalb ihres Sozialmilieus eine große Rolle spielten: „Die Straße ist ein zweites gleichsam nach draußen verlegtes Zuhause. Mit Wärme und Stolz spricht das Kind daher auch von >seiner< Straße. [...] Hier hat man seine >Freunde<, [...] hier ist man mit der Nachbarschaft vertraut, von hier

33 StAG N 5116 Schulordnung.

34 Schol, Herbert: „Untersuchungen an Persönlichkeit und Sippe der Asozialen der Stadt Gießen.“ Med. Diss. Gießen 1937; zit. n. Lerch, S. 85.

35 Peukert, S. 81.

aus orientiert man sich im Stadtteil, in der Stadt [...] und im Leben.“³⁶ Aus Sicht der Pädagogen führten diese Banden und das Herumtreiben auf der Straße zu Verzogenheit und Verwahrlosung, da die bürgerlichen Werte außer Kraft gesetzt würden und dies ein hohes Gefahrenpotential für die soziale Struktur und das Erziehungsziel darstellte. Die Bedürfnisse der Kinder und Jugendlichen spielten für die Behörden keine Rolle. Die Überwachung der Einhaltung von Regeln und Normen war die Aufgabe der Eltern und wurde von den Behörden kontrolliert. Das psychische und physische Wohl der Kinder geriet dabei in den Hintergrund. Für die korrekte Einhaltung der Ordnungsnormen und Disziplinanforderungen fühlten sich Schule und Behörden in hohem Maße verantwortlich. Die Gründe für die Abweichungen von den bürgerlichen Werten wurden jedoch außer Acht gelassen. So auch bei Lotte H. die im Winter 1933 erstmals häufiger der Schule fernblieb. Ihr Bruder sprach bei der Schulleitung vor und berichtete, dass seine Schwester „wegen Unstimmigkeiten zu Hause gezwungen [sei], auswärts Stellung anzunehmen [...]“.³⁷ An den Fehltagen habe sie sich bei verschiedenen Familien außerhalb Gießens um Stellung beworben und sich vorgestellt. Einige Tage später teilte der Vater der Schulleitung mit, dass seine Tochter von zu Hause verschwunden sei und sich bei einer Frau V. in Gießen aufhielte und, dass „er [...] sie nicht nach Hause bringen [könne]“.³⁸ Daraufhin wurde das Jugendamt eingeschaltet, das Lotte zurück zu ihren Eltern brachte. Da Lotte vorerst regelmäßig die Schule besuchte, schien die Angelegenheit für die Behörden erledigt. Doch schon nach kurzer Zeit fehlte sie wieder in der Schule und hielt sich bei Frau V. auf. Eine Beauftragte des Jugendamtes „sprach [...] mit dem verstockten Mädchen.“³⁹ An diesem Punkt wird das Ausmaß der „Unstimmigkeiten zu Hause“ etwas deutlicher. Die Schwierigkeiten, die es im Hause H. gab, schienen das Mädchen derart zu verunsichern, dass die Beauftragte des Jugendamtes Lotte als unzugänglich bezeichnete. Die genauen Gründe hierfür sind nicht zu eruieren. Das Ausmaß macht jedoch deutlich, wie unwohl sich Lotte zu Hause gefühlt haben muss. Kultze stellte in „Die Familienverhältnisse von gefährdeten und verwahrlosten Jugendlichen“ statistische Erhebungen

36 Peukert, S. 79.

37 StAG N 2239a; Stadtschulamt - Schulstrafen; Schreiben der Schulleitung der Mädchenberufsschule an das Stadtschulamt.

38 A.a.O.

39 A.a.O.

bezüglich der „inneren Festigkeit“⁴⁰ einer Familie an. 22% der befragten Familien litten unter den Auswirkungen einer Alkoholabhängigkeit des Vaters. Auch in den Gießener Notsiedlungen schien dieses Problem gehäuft aufzutreten. Das Wohlfahrtsamt Gießen beschrieb: „Ohne Zweifel neigen viele Anwohner der Margareten-Hütte zur Trunksucht.“⁴¹ Kultze stellt weiterhin fest, dass 15% der alkoholabhängigen Väter ihre Töchter vergewaltigten.⁴² Ob dies auf die Familie H. zutrifft, lässt sich nicht feststellen. Ebenso bleibt unklar, ob das Jugendamt Nachforschungen diesbezüglich anstellte hat. Es werden jedenfalls keine Angaben darüber gemacht. Dies zeigt immerhin den niedrigen Stellenwert, der den Ursachen für Lottes „Verstocktheit“ beigemessen wurde. Das Jugendamt „gab schließlich dem Vater den Rat, doch seine elterliche Gewalt zu gebrauchen und sie gewaltsam heimzuholen.“⁴³ Dieses Vorgehen verdeutlicht, dass das Interesse an Lotte und Kindern im Allgemeinen sehr niedrig war. Von Bedeutung war lediglich die Funktion eines Kindes innerhalb der Gesellschaft und dass es diese fehlerlos erfüllte. An dieser Aussage zeigen sich Erziehungsvorstellungen der Behörden: Um die Kinder zu formen, sollte durchaus auch von autoritären Erziehungsmaßnahmen Gebrauch gemacht werden. Dieses Vorgehen deutet auch darauf hin, dass körperliche Züchtigung ein anerkanntes und alltägliches Erziehungsmittel war. Der Vater „liess aber alles gehen.“⁴⁴ Der Erziehungsgrundsatz, Kinder gewaltsam zu einem normentreuen funktionierenden Mitglied zu formen, zeigt, wie Kindheit gesehen wurde. Im Gegensatz zu der pädagogischen Idee der Persönlichkeitsentfaltung, sollte das Kind an gesellschaftliche Normen angepasst werden, auch durch den Gebrauch körperlicher Gewalt.

Das Schulversäumnis Lottes kann als ein Symptom betrachtet werden, das die problematische Einstellung zur Kindheit deutlich macht. Weder Schulleitung noch Jugendamt sorgten sich um das Wohlergehen Lottes, sondern beharrten auf der Einhaltung von Ordnungsnormen. In Lottes

40 Kultze, Elfriede: Die Familienverhältnisse von gefährdeten und verwaorsten Jugendlichen. In: Zeitschriften für Kinderforschung, 42. Jahrgang (1934), S. 45-88, hier S. 84 (Zahlen entstammen diesem Werk).

41 StAG L 1435 Handel und Gewerbe, An- und Abmeldungen; Schreiben des Wohlfahrtsamtes Gießen vom 10.2.1936; zit. n. Lerch, S. 93.

42 Kultze, S. 84.

43 StAG N 2239a; Stadtschulamt - Schulstrafen; Schreiben der Schulleitung der Mädchenberufsschule an das Stadtschulamt.

44 A.a.O.

widerspenstigem Verhalten sahen sie vermutlich einen Verstoß gegen den Gehorsam und die Ehrerbietung, welche die Kinder Erwachsenen und besonders Behörden gegenüber zu erbringen hatten. Dieses Verhalten konnte einerseits als typisches Erziehungsdefizit von sozial Benachteiligten betrachtet werden, sagt aber gleichzeitig auch etwas über den Stellenwert von Kindern aus. Die Ursachen für die Schulversäumnisse wurden nur einseitig untersucht: Der Regelverstoß wurde mit Maßnahmen belegt, welche die durch die Behörden kritisierte Kindererziehung beeinflussen und in normale Bahnen lenken sollte. M. E. wurden dabei die Auswirkungen der sozialen Notlage auf die Familien nicht ausreichend beachtet. Arbeitslosigkeit und Armut wirkten nicht nur auf das äußere Erscheinungsbild der Betroffenen, sondern vor allem auch auf die psychische Situation. Die Quellenanalyse ergab, dass diese Facette nicht außer Acht gelassen werden darf, da die Abgrenzung der unteren sozialen Schicht von der übrigen Bevölkerung viele der Konflikte begünstigte und verstärkte. Durch die Nichtbeachtung dieses Aspektes konnten seitens der Behörden keine Maßnahmen im Interesse des Kindes vollzogen werden.

Die Tatsache, dass das Stadtschulamt keine Gründe für Lottes Flucht aus dem Elternhaus dokumentierte, lässt die Vermutung zu, dass die psychische und physische Unversehrtheit eines Kindes bei der Beurteilung eines Vorgangs keine Rolle spielte. Daraufhin nahm die Schulleitung ihn als den gesetzlichen Vertreter seiner Tochter unter Strafe, „weil er sich ja gar nicht um den Schulbesuch seiner Tochter kümmere.“⁴⁵ Die erzieherische Passivität des Vaters wurde also kritisiert und unter Strafe gestellt.

Busemann und Harders beschreiben dieses Phänomen im Jahre 1932 und erläutern, dass „Erwerbslosigkeit [...] in erster Linie Verschlechterung der Pflege [ist].“⁴⁶ Diese Situation führe nicht nur zur physischen Vernachlässigungen der Kinder, sondern allgemein zu „gedrückter Stimmung, [dauerndem] ‘Brummen’ und Einsilbigkeit des Vaters.“⁴⁷ Ob die Passivität in der Kindererziehung aus Gleichgültigkeit erwuchs oder ob sie ihren Ursprung in den aufgebrauchten seelischen wie körperlichen Kraftreserven hatte, lässt sich nicht eindeutig klären. Die

45 A.a.O.

46 Busemann, Adolf/Harders G.: Die Wirkung väterlicher Erwerbslosigkeit auf die Schulleistungen der Kinder In: Zeitschrift für Kinderforschung 40. Jahrgang (1932), S. 89-100, hier S. 90.

47 Busemann/ Harders, S. 99.

Kombination aus autoritärem Erziehungsstil und gleichzeitiger Passivität verbunden mit Unmut und Unzufriedenheit über die ausweglos erscheinende Situation könnte ein Symptom für die „Unstimmigkeiten“ in der Familie H. sein. Peukert urteilt, dass die „bescheidenen pädagogischen Bemühungen“⁴⁸ an den wahren Bedürfnissen der Kinder in den meisten Fällen vorbeigegangen seien.

Der Fall der Familie H. verdeutlicht, welche Erziehungsbefugnisse die Behörden für sich beanspruchten. Diese wurden damit legitimiert, dass die sozial Benachteiligten, die selbst unfähig seien, ihr Leben diszipliniert und ordentlich zu gestalten, nicht in der Lage seien, Kinder zu intakten Mitgliedern der „Volksgemeinschaft“ zu erziehen.

Inwieweit die „Elternerziehung“ wirkungsvoll war, unterscheidet sich von Fall zu Fall. Am Beispiel der Familie W. wird deutlich, dass Frau W. gegenüber dem Wohlfahrtsamt angab, ihre Tochter immer zur Schule geschickt zu haben. Doch obwohl sie auf ihre regelkonforme Erziehung verwies und ihre ärmliche Situation darlegte, nach der ihr Mann Hermann senior seit Jahren arbeitslos und daher nicht der Lage wäre, die Strafe zu bezahlen, wurde ihr Gesuch nach Straferlass abgewiesen. Mit der Begründung, dass „Schulversäumnisse in dieser Höhe [...] ohne Wissen der Eltern nicht entstehen [könnten], zumal die Erziehungsberechtigten jeweils zur Aufklärung dieser Versäumnisse zur Schulleitung vorgeladen wurden.“⁴⁹

Dieses Argument stellt die Wichtigkeit einer „richtigen“ Erziehung in den Mittelpunkt. Der Mutter wird eine Vernachlässigung ihrer Erziehungs- und Aufsichtspflicht vorgeworfen. Die Behörden sahen sich verpflichtet, dies konsequent zu bestrafen. Es sollte direkt auf das Erziehungsverhalten der Mutter eingewirkt werden, damit diese ihre Kinder im Sinne der Normen des Staates erzog. Indirekt sollte dieser Vorgang zwar das Interesse des Kindes vertreten, dessen Chancen durch eine gute Bildung vergrößert würden, fraglich ist aber, ob diese Art der Erziehungskontrolle positiv auf das Wohl der Kinder einwirkte. Die Lebenswirklichkeit der hier dargestellten sozial niedrig gestellten Familien unterschied sich stark von dem bürgerlichen Standpunkt, von welchem aus die Behördenvertreter eine Verurteilung vornahmen, so dass hieraus häufig Konflikte entstanden.

48 Peukert, S. 81.

49 StAG N 2293 b, Stadtschulamt - Schulstrafen, Schreiben des Stadtschulamtes an das Wohlfahrtsamt vom 6. März 1936.

Im Falle der Familie W. suchte die Mutter ihr Verhalten zu rechtfertigen, in dem sie angab, dass sie erst nachdem die Versäumnisse in Strafe genommen wurden, erfahren habe, dass sich ihre Tochter bei Bekannten aufhielt: „Liesel leistete jedoch weder den Mahnungen ihrer Mutter, noch den Aufforderungen des Wohlfahrtsamtes Folge.“⁵⁰ Das Wohlfahrtsamt unterstützte Frau W., indem es hervorhob, dass es selbst auch keinen Erfolg erzielt und Liesel zum Schulbesuch nicht habe bewegen können. Frau W. ging davon aus, dass eine ihr wohl gesonnene staatlichen Stelle ihre Glaubwürdigkeit unterstreichen und ihre Interessen fachkundiger und adäquater vertreten könne.

Diese Unterstützung hat jedoch einen zweiseitigen Charakter: Auf der einen Seite hebt sie die Unschuld der Mutter an der momentanen schwierigen Lage hervor, könnte jedoch auf der anderen Seite gleichzeitig ein früheres Erziehungsdefizit kenntlich machen.

Da Hermann W. sen. die Strafe nicht begleichen konnte, sollte die Strafe vom Lohn der Tochter Liesel bezahlt werden. Liesel W. war bei einem Bauern in Stellung und ihr Lohn sollte, „soweit er nicht für dringend notwendige Kleideranschaffungen gebraucht [werde], zur abschläglichen Begleichung der Schulstrafen [verwendet werden.]“⁵¹

An dieser Stelle wird ein erstes direktes Einwirken auf die Lebenswelt des Kindes deutlich. Die Schulstrafe wird zwar beglichen, die damit beabsichtigte formende Wirkung auf die Kindeserziehung kann aber nicht eintreten. Welchen Effekt die Schulstrafe auf das Mädchen hatte, bleibt wegen der ungünstigen Quellenlage unklar. Es ist zu vermuten, dass sie ihre Einstellung zur Schule nicht veränderte, sondern eine negative Einstellung zum Staat entwickelte, der ihr durch seine Bestrafungen das ohnehin kleine Gehalt kürzte, so dass sie auf die notwendigsten Dinge verzichten musste.

Das Stadtschulamt räumte der Familie W. wegen der schwierigen finanziellen Lage eine Frist bis zum 15. April 1936 ein, seien bis dahin nicht mindestens 25 RM der Schulstrafe bezahlt, so müsse das Amtsgericht Gießen die Vollstreckung der bereits in Haft umgewandelten Strafe veranlassen. Das Wohlfahrtsamt überwies am 20. April 1936

50 A.a.O. Schreiben des Wohlfahrtsamtes Gießen an das Stadtschulamt vom 20. Februar 1936.

51 StAG N 2293 b, Stadtschulamt - Schulstrafen; Schreiben des Wohlfahrtsamtes Gießen an das Stadtschulamt vom 20. Februar 1936.

eine Summe von 20 RM an die Stadtkasse. Mehr hätte das Mädchen nicht aufbringen können, weil noch dringende Anschaffungen notwendig waren, da „das Mädchen von zu Hause nur unvollständig mit Unterwäsche versehen [worden ist.]“⁵²

Die Argumentation des Wohlfahrtsamtes, das das Interesse der Eltern vertrat, zielte nach einem fehlgeschlagenen Versuch der Bitte um Niederschlagung auf einen Kompromiss ab. Die Erwähnung der problematischen Verhältnisse in Liesels Familie wurde als Rechtfertigung für diesen Kompromiss genutzt und sollte diesen auch vor den Behörden legitimieren. Die Behörden gingen auf diesen Kompromissvorschlag ein. Die restliche Schulstrafe für Liesels Versäumnisse von 17 RM wurde niedergeschlagen. Eine Schulstrafe, die wegen eines Versäumnisses ihres Bruders Hermann W. jun. Verhängt wurde, blieb allerdings bestehen. Obwohl das Wohlfahrtsamt darauf hinwies, dass „die Verhältnisse [...] als ärmlich bekannt [wären.]“⁵³, wurde die Strafe nicht erlassen. Diese Äußerung verdeutlicht die Beziehung zwischen der nicht bezahlten Schulstrafe und dem sozialen Status der Familie. Als Frau W. im August 1937 eine weitere Ratenzahlung erbat, wurde „mit Rücksicht auf die gemachten schlechten Erfahrungen abgelehnt.“⁵⁴ Die Geldstrafe konnte jedoch auch in den folgenden Wochen nicht beglichen werden, so dass das Stadtschulamt das Amtsgericht darauf hinwies, nun die Ersatzfreiheitsstrafe zu vollziehen. Am 27. September 1938 wurde der Haftbefehl gegen Hermann W. sen. erlassen.

Der Haftbefehl konnte jedoch nicht ausgeführt werden, da „W. infolge eines Knöchelbruchs nicht haftfähig [war]“⁵⁵ Da er wegen des Knöchelbruchs seinen Lebensunterhalt seiner sechsköpfigen Familie vom Krankengeld bestreiten musste und „damit die Schulstrafsachen endgültig eine Bereinigung finden, wird der Betrag von 4,50 RM erlassen.“⁵⁶

Nachdem die ungerechtfertigten Schulversäumnisse über drei Jahre zurücklagen, wurde die Schulstrafe nunmehr in das Erlassverzeichnis aufgenommen. Ob hier die disziplinarische Wirkung der Schulstrafe

52 A.a.O. Schreiben des Wohlfahrtsamtes Gießen an das Stadtschulamt vom 20. Februar 1936.

53 A.a.O.

54 A.a.O. Notiz des Stadtschulamtes betreffend der Schulstrafsache Hermann W. vom 12. August 1937.

55 StAG N 1944 Benachrichtigung des Schulamtes vom Amtsgericht am 20. Oktober 1938

56 A.a.O. Beschluss des Schulrats N. vom 29. Dezember 1938.

wirklich erzielt werden konnte, ist aus mehreren Gründen fraglich. Zum einen zog sich die Strafverfolgung, wie schon im Brief der Bürgermeisterei bemängelt wurde, über einen langen Zeitraum hin, der eine anlassbezogene Bestrafung unmöglich machte. Zum anderen verbarg sich in der Begründung des Straferlasses ein Schlupfloch, durch welches all jene der vollen Bestrafung entgehen konnten, die ausreichend Mut und Dreistigkeit besaßen, die Zahlung der Strafe massiv zu verzögern: Es gebe jene „Erziehungsberechtigten oder Verantwortlichen, die immer pfandlos sind und die es auch fertig bringen, durch Beibringung von ärztlichen Zeugnissen usw. der Vollstreckung aus dem Wege zu gehen.“⁵⁷ Ob Hermann W. sen. zu diesem Personenkreis gehörte, lässt sich nicht feststellen.

Obwohl die Effektivität des hier dargestellten Strafverfahrens m. E. als nicht sehr hoch eingeschätzt werden kann, tauchte die Familie W. danach nicht mehr in den Listen ungerechtfertigter Schulversäumnisse auf. Aus der Disziplinierungsperspektive der Behörde scheint die Schulstrafe den angestrebten Zweck jedoch bewirkt zu haben.

4. Fazit

Für die behandelte Zeitspanne war besonders aufschlussreich, dass nach dem Befund der Quellen die Kinder und Jugendlichen der unteren sozialen Schichten in ihrer Individualität kaum wahrgenommen wurden. Für die Behörden stand das reibungslose Funktionieren der nächsten Generation im Vordergrund, wofür sie auch die Eltern in die Pflicht nehmen wollten. Die Eltern waren mit dieser Aufgabe häufig überfordert oder nicht bereit, diese Aufgabe zu übernehmen. Daraus ergaben sich oft Konflikte zwischen Behörden und Eltern. Für beide Gruppen der älteren Generation stand die Individualität des Kindes nicht im Blickfeld und wurde deshalb auch nicht gezielt gefördert. Diese Sichtweise ist heute undenkbar. Man belässt normalerweise individuelle Lebensumstände, Fähigkeiten und Persönlichkeitsmerkmale nicht mehr im Dunkeln.

Ein Konfliktpunkt, an dem die Ansprüche an die Kinder von Seiten der Erwachsenen deutlich wurden, war die schulische Ausbildung. Die Schulpflicht sollte jedem Kind eine gute Bildung garantieren und dessen Zukunftsperspektive sichern. Dieser Anspruch geriet häufig mit

57 StAG N 1388 Schreiben des Stadtschulamtes an den Oberbürgermeister von Mainz, August 1928.

der Lebensrealität der benachteiligten Familien in Widerspruch, da diese ihren Kindern familiäre Verpflichtungen zuwiesen, die ihnen wichtiger erschienen als der Schulbesuch. In dieser Situation reagierten die Behörden mit Strafmaßnahmen, die disziplinierend auf das Erziehungsverhalten der Eltern einwirken sollten. Auf diese Strafmaßnahmen reagierten die Eltern ihrerseits unterschiedlich. Manche versuchten, sich mit den Behörden gut zu stellen, in der Hoffnung, der Strafe entgehen zu können. Andere setzten sich gegen die Strafe, die sie als ungerechtfertigt empfanden, zur Wehr. Die dann folgenden Reaktionen der Behörden auf die Ausführungen der Eltern erscheinen zum Teil willkürlich.

Die Eltern sollten ihre Kinder zu Gehorsam, Ordnung und Disziplin erziehen. Die problematischen Familienverhältnisse, die Auswirkungen der Arbeitslosigkeit und Armut berücksichtigten die Behörden nicht. Die gängigen Erziehungsmaximen wurden zum Prinzip erhoben, ohne nach der Wirkung auf das einzelne Kind zu fragen. Die vom Nationalsozialismus geprägten Behörden betonten die Wichtigkeit einer adäquaten Erziehung für die „Volksgemeinschaft“. Auffällig ist die Kontinuität in der Argumentationsweise der Strafbegründung mit Hinweisen auf „Gehorsam“, „Disziplin“ und „Ordnung“.

Vermutlich lassen sich die Erkenntnisse, die ich bezüglich der Gießener Schulverweigerer gewinnen konnte, auch auf andere Städte ähnlicher Größe innerhalb Deutschlands übertragen.

III. Miszellen

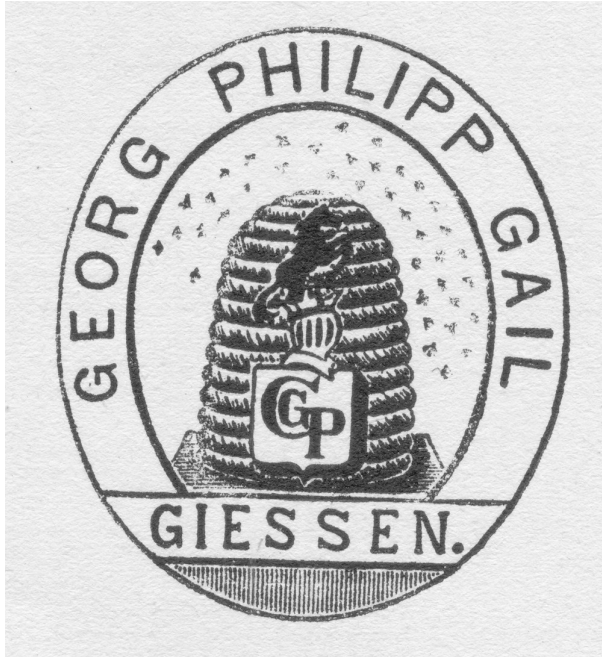
Neue Quellen im Stadtarchiv Gießen:

Gail'sches Firmen- und Familienarchiv, Archiv der Gailschen Tonwerke

Von Dr. Ludwig Brake, Stadtarchiv Gießen

Mit der Ankunft der Georg Philipp Gails in Gießen beginnt in der Region um die oberhessische Provinzialhauptstadt allmählich die Industrialisierung. Es ist nicht die Textilindustrie, Bergbau oder das Hüttenwesen, welches hier als Motor der Industrialisierung fungierte, sondern die Tabakverarbeitung.

Seit dem Übergang zur Herstellung von Zigarren, hat dieser Produktionszweig durch sein Filialsystem die gesamte Region, bis in die kleinsten Dörfer hinein geprägt und bis heute seine Spuren hinterlassen. Die Arbeitskräfte waren fast ausschließlich Frauen. Die Familie Gail gehörte zu den bedeutendsten Tabak- und Zigarrenfabrikanten der Region. Für eine Reihe von Jahren agierten sie sogar transatlantisch, in Gießen und in den USA.



Wappen der Familie Gail (Gail'sches Firmen- und Familienarchiv)



Der Gründer: Georg Philipp Gail (Gail'sches Firmen- und Familienarchiv)

Es gelang große Gewinne zu erwirtschaften und das angesammelte Kapital wurde in andere Wirtschaftszweige investiert. Frauenarbeit schuf Männerarbeitsplätze. Ein entscheidender Entwicklungssprung vollzog sich in der dritten Unternehmergegeneration unter dem Firmenchef Wilhelm Gail.

In einem unternehmerisch durchaus gewagten Schritt investierte er Anfang der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts zunächst in Tongruben und eine Ziegelbrennerei. Als die Gefahr bestand diese Investi-

tionen zu verlieren, übernahm er beide Betriebe und vereinigte sie zur Firma Wilhelm Gailsche Tonwerke und Dampfziegelei.



*Briefkopf der Gail'schen Dampfziegelei und Tonwarenfabrik
(Archiv der Gail'schen Tonwerke)*

Nach einer Durststrecke von nur wenigen Jahren, in denen die Firma rote Zahlen schrieb, gelang die Wende in die Gewinnzone. Dieser Produktionszweig überflügelte sehr rasch die angestammte Zigarrenfabrikation und das Unternehmen wurde schließlich nicht nur zum größten Arbeitgeber in Gießen und der Region, sondern es erwarb sich auch internationales Ansehen. Diese Entwicklung setzte sich nach dem Ersten Weltkrieg fort und hielt auch noch nach dem Zweiten Weltkrieg an. Gail wurde ein Firmen- und Markenname von Weltformat. So sind wohl nur wenige der olympischen Wassersportstätten der letzten fünfzig Jahre ohne Beteiligung der Firma Gail errichtet worden. In den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts steuerte das Unternehmen jedoch in stürmisches Fahrwasser. Es kam zu Fusionen, Übernahmen und führte schließlich in den Konkurs.

Es ist eigentlich bedauerlich, dass Archive vielfach erst in solchen Zusammenhängen mit Firmen und deren Archivalien in Kontakt kommen. Auch hier war es nicht anders. Die Familie Gail zog sich aus der Firma nach und nach zurück und verlegte ihren Wirkungsbereich nach Brasilien. Als in diesem Zusammenhang die Familienvilla in Rodheim an der Bieber (Großgemeinde Biebertal) verkauft wurde, kam es zu den entscheidenden Hinweisen. Prof. Dr. Weimann von Freundeskreis Gail'scher Park fand im Keller der Villa viele Akten, welche die Familie zurückgelassen hatte. Rasch wurde klar, um was es sich handelte: Es war das Firmen- und Familienarchiv der Gail'schen Tabak- und Zigarrenfabrik. Da die Keller geräumt werden sollten, musste eine Zuflucht für das Archiv gefunden werden.

Die Gemeinde Rodheim konnte die insgesamt 30 laufenden Meter nicht unterbringen und so musste eine andere Lösung gefunden werden.

Wegen der großen Bedeutung der Firma für die Stadt Gießen und die Region wurde 2003, in Absprache mit dem Hessischen Wirtschaftsarchiv, die Unterbringung im Gießener Stadtarchiv veranlasst und mit der Familie Gail eine Vereinbarung über die Aufbewahrung und Benutzung der Bestände im Stadtarchiv Gießen geschlossen.

Die weitgehend unverzeichneten Bestände wurden daraufhin verpackt und im Gießener Stadtarchiv eingelagert. Mittlerweile sind die Bestände des Gail'schen Firmen- und Familienarchivs verzeichnet und benutzbar. Hierbei hat die Archivschule in Marburg wertvolle Unterstützung geleistet indem sie im Rahmen einer Lehrveranstaltung die außerordentlich vielfältige Abteilung des Familienarchivs verzeichnete.

Nach diesen Verzeichnungs- und Erschließungsmaßnahmen war klar, was fehlte: Das Archiv der Tonwerke. Doch davon gab es zunächst noch keine Spur.

Erst ein Kontakt zur Nachfolgefirma „Gail Architektur-Keramik“ brachte Licht ins Dunkel. In den ehemaligen Firmenräumen befanden sich noch Akten, die aber in die Zuständigkeit der Konkursverwaltung fielen. Bei einem Augenschein-Termin stellte sich heraus, dass sich unter der ungeheuren Fülle neuerer Akten auch das Archiv der Gail'schen Tonwerke mit einer Laufzeit von ca. 1890 bis 1950 befand.

Daraufhin wurde - in engem Kontakt zur Gail Architektur-Keramik - mit der Konkursverwaltung ein Depositatvertrag über das Alt-Archiv der Tonwerke geschlossen. Aufbewahrungsort ist nun das Stadtarchiv Gießen. Bei den Verzeichnungsarbeiten fand sich ein altes Aktenverzeichnis und es erwies sich, dass der vorgefundene Aktenkomplex fast vollständig erhalten ist.

Nunmehr sind drei wichtige Unterlagenkomplexe im Gießener Stadtarchiv zusammengeführt:

1. Das Archiv der Familie Gail mit einer Laufzeit vom Ende des 18. Jahrhunderts bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg.
2. Das Archiv der Tabak- und Zigarrenfabrik Georg Philipp Gail mit einer Laufzeit vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg.
3. Das Archiv der Gail'schen Tonwerke mit einer Laufzeit von Anfang der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts ebenfalls bis in die fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts.

Die drei Komponenten stellen einen einzigartigen Überlieferungskomplex für die Stadt- und Regionalgeschichte dar. Nicht nur der Aufstieg einer Fabrikantenfamilie Gail aus Dillenburg zu einer der ersten Familien der Region wird hier exemplarisch deutlich. Gesellschaftliche Verbindungen, politisches, soziales und kulturelles Engagement sowie auch die familiären Bindungen, die weit in das hessen-darmstädtische Bürgertum hineinreichen und sogar lange und intensive Kontakte in die Vereinigten Staaten lassen sich hier in Briefwechseln, in Unterlagen zu Heirats- und Verwandtschaftsbeziehungen und anderen Schriftlichkeiten nachvollziehen und erlauben tiefe Einblicke in die gesellschaftlichen und sozialen Verhältnisse Gießens im 19. und 20. Jahrhundert.

Besondere Bedeutung kommt dem Archiv der Tonwerke zu. Denn dieser Produktionszweig überdauerte die ursprüngliche Tabakfabrikation und überstieg sie an Bedeutung bei weitem. Sie begann 1890 mit der Beteiligung Dr. Wilhelm Gails, des Enkels des Firmengründers Georg Philipp Gail, an einer Gießener Dampfziegelei. Kurz darauf übernahm er sie auf alleinige Rechnung. Wenig später erwarb er ein weiteres Gießener Tonwerk und schaltete damit Konkurrenz vor Ort aus. Von da an begann ein fast ungebremster Aufstieg der Gail'schen Tonwerke, die das Unternehmen zu einer international anerkannten Firma werden ließ. Sie wurden zum größten Arbeitgeber Gießens und zu einem der bedeutendsten Unternehmen der Region.

Bedeutung in anderer Weise erlangten Produkte der Gail'schen Dampfziegelei und Tonwarenfabrik durch Kooperationen mit Künstlern (u. a. Olbrich, Greiner und Bosselt). Die Firma konnte sich dadurch mit einigen Produkten an Ausstellungen auf der Mathildenhöhe in Darmstadt beteiligen. Ergebnisse dieser Zusammenarbeit sind dort noch heute in Gestalt des Schwanentempels sowie der farbigen Bodenfliesen und blauen Wandreliefs des von Albin Müller entworfenen Wasserbeckens zu sehen.

Der Firmenchef, der geheime Kommerzienrat Dr. Wilhelm Gail, empfand aufgrund seiner Stellung und seines Vermögens eine soziale und gesellschaftliche Verpflichtung. Er wurde zum bedeutendsten Mäzen der Stadt Gießen im sozialen und vor allem im kulturellen Bereich. So erinnert noch heute die Bezeichnung „Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen“ an den Umstand, dass die frühen Bestände der Gießener Museen hauptsächlich durch Erwerbungen und Schenkungen von Dr. Wilhelm Gail zusammen gekommen sind.



*Wilhelm Gail: Begründer der Gail'schen Tonwerke
(Gail'sches Firmen- und Familienarchiv)*

Dem Archiv der Gail'schen Tabak- und Zigarrenfabrik, dem Archiv der Familie Gail und den Unterlagen der Gail'schen Tonwerke, diesem Kulturgutkomplex ersten Ranges, kommt somit eine ganz herausragende Bedeutung für die Stadt- und Regionalgeschichte Gießens zu, die sich nicht nur auf die Firmengeschichte erstreckt, sondern auch über einen Zeitraum von über 150 Jahren hinweg außerordentlich interessante Aspekte zur allgemeinen politischen, zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte der Region bietet.

Der „Kindergarten“ im Gail'schen Park

Von Prof. Dr. Hans-Joachim Weimann, Biebertal

Im Rodheimer Park gibt es einen durch eine Hecke begrenzten „Kindergarten“. Der verwitwete Kommerzienrat Wilhelm Gail hatte 1904 die Witwe Antonie Schirmer, Tochter des Oberlandesgerichtspräsidenten Knorr, geheiratet. Für ihre am 14.11.1905 geborene

Tochter Marianne wurde der Garten mit einem Kinderhaus ausgestattet. Das mag sich etwa 1910 ereignet haben. Das Gebäude ist kürzlich sorgfältig restauriert worden. Der derzeitige Chef des Hauses Gail, Dr. Michael Rumpf-Gail, hat die Erneuerung freundlicherweise finanziert. Er war anwesend, als das Häuschen am 7.7.2007 bei sonnigem Wetter mit einem Kinderfest eingeweiht wurde.



Es handelt sich um schönen Jugendstil. Auffällig sind das Pagodendach mit rotgelben glasierten Biberschwänzen, die Holzverschindelung der Rück- und Seitenwände, ein von zwei elegant profilierten Holzsäulen getragener Vorbau, die Glastüren mit schönen Beschlägen und der Boden aus kleinen quadratischen Fliesensteinen, Gail'sches Fabrikat wie auch die Dachsteine. In der Kinderzeit von Dr. Michael Rumpf-Gail wurde ein Fries mit 7 Bildern aus Grimm'schen Märchen an die Innenwände gemalt. Als Vorlage muss ein 1939 von der Zigarettenfirma Reemtsma herausgegebenes Album gedient haben. Es war von

dem sehr erfolgreichen Illustrator Paul Hey (1867-1952) bebildert worden. Berühmt ist auch sein Beitrag zu einem Liederbuch des Komponisten Engelbert Humperdinck. Man nannte Hey gelegentlich den „Maler des deutschen Gemüts“. Bei dem Märchenfries handelt es sich um Schneewittchen (2 Szenen), Rotkäppchen, Froschkönig, Hänsel und Gretel, Brüderchen und Schwesterchen und Aschenputtel. Ein Max Weinzierl hat den Fries signiert. Bei „Rotkäppchen“ hat er den Wolf und das Kind einander gegenüber gestellt, bei „Brüderchen und Schwesterchen“ die Blickrichtung geändert.

Als Vorbild kann das berühmte Kinderhaus im Park Wolfsgarten für „Prinzesschen“ Elisabeth von Hessen-Darmstadt gedient haben. Es wurde von Olbrich 1902 gestaltet. Übereinstimmungen gibt es beim Vorbau und den Säulen.



Zur Ausstattung des „Kindergartens“ gehören auch ein Rundlauf und ein Turngerüst. Wie Fotos aus den 1920er Jahren zeigen, hingen an der Drehscheibe des Rundlaufs drei mit Strickleiterchen endende Taue. Das Turngerüst war mit Klettertau, Schaukel, Strickleiter und Kletterstange bestückt. Die schönen alten Geräte wurden kürzlich konserviert. Einer Aktivierung stehen Unfallverhütungsvorschriften entgegen.

Auf der anderen Seite der Mauer befindet sich der „Turnerplatz“, eine gemeindeeigene, etwa 1200 qm große, dreieckige Fläche mit vier mächtigen Eschen und einer jüngeren Linde. Die heutige Straße „Am Turnerplatz“ hat diese Ausweitung bereits in der Flurkarte von 1833. Sie war damals im Übrigen noch ein unbefestigter Streifen. Nach einer Legende soll sich auf dem Turnerplatz im Revolutionsjahr 1848 eine

Freiheitsdemonstration ereignet haben. Der erste Rodheimer Turnverein ist dann 1888 gegründet worden. Dessen Zehn-Jahres-Jubiläum wurde 1898 auf dem Turnerplatz gefeiert. Damals mögen die Eschen gepflanzt worden sein. Das wäre dann fast gleichzeitig mit der Begründung des Arboretums im Gail'schen Park geschehen. Jedenfalls bilden der mit Turngeräten ausgestattete „Kindergarten“ und der öffentliche Turnerplatz beiderseits der Mauer einen interessanten Gegensatz.

Berichte aus der Antikensammlung 2007-2008

Von Dr. Matthias Recke, Klassische Archäologie, Universität Gießen

1. Aktivitäten und Ausstellungen in der Antikensammlung



Abb. 1: Blick in die Ausstellung 'Antike – Körper – Formen'

Im Jahr des Universitätsjubiläums 2007 wurden in der Antikensammlung zwei Sonderausstellungen gezeigt. Über die erste, „Wahre Helden? Daumier und die Antike“ (25. April – 22. Juli 2007), wurde an dieser Stelle bereits berichtet. Sie fand in der Öffentlichkeit großen Anklang und wurde deshalb bis Mitte August verlängert. Auch andernorts war man auf die Ausstellung aufmerksam geworden; gleich zwei

renommierte Museen baten darum, die Ausstellung als Übernahme aus Gießen in ihren Räumlichkeiten zeigen zu können. So war sie vom 6. Oktober bis zum 11. November 2007 im Martin von Wagner-Museum Würzburg zu sehen, und vom 10. Juli bis zum 28. September 2008 im Museum Schloß Hohentübingen in Tübingen. Auch dort war der Publikumszuspruch jeweils beachtlich.

Die zweite Sonderausstellung, die im Rahmen des Universitätsjubiläums veranstaltet wurde, stand unter dem Titel „Gönner, Geber und Gelehrte. Die Gießener Antikensammlung und ihre Förderer“, sie war vom 31. Oktober 2007 bis 24. Februar 2008 zu sehen. Die Ausstellungsfläche im Wallenfels'schen Haus des Oberhessischen Museums war hierfür komplett umgestaltet worden, wobei auch die Studierenden des Instituts für Altertumswissenschaften tatkräftig mitgeholfen hatten. Die Ausstellung verfolgte die Entstehung der Originalsammlung von den Anfängen im frühen 18. Jahrhundert bis in unsere Zeit und verdeutlichte ihre Förderung im Umfeld des kunstsinnigen und humanistisch geprägten Bürgertums bis heute. Zunächst war die Sammlung, wie für Universitätssammlungen üblich, nach rein wissenschaftlichen Gesichtspunkten eingerichtet worden. Oft waren es die jeweiligen Lehrstuhlinhaber, die durch persönliche Kontakte Stiftungen oder Mittel für Neuerwerbungen sichern konnten. Allerdings hat die interessierte Öffentlichkeit schnell regen Anteil an ihr genommen und sie schon früh durch beachtliche Schenkungen bereichert. Die Restaurierung von bereits länger in der Sammlung befindlichen Objekten wurde ebenfalls mehrfach dankenswerterweise von privater Seite übernommen.

Eine zentrale Rolle für den Ausbau der Sammlung spielte zwischen 1897 und 1909 der Gießener Archäologe Bruno Sauer. Sein Wirken wurde in der Ausstellung erstmals entsprechend gewürdigt. Besonders anschaulich wurde dies durch die Präsentation zahlreicher wertvoller Antiken und wichtiger Dokumente aus dem Nachlass des 1919 verstorbenen Wissenschaftlers. Die Tagebücher und Briefe Sauers sind auch wegen des Totalverlusts des Sammlungsarchives im Jahre 1944 von hohem Wert.

Welche konkreten Ergebnisse für die Rekonstruktion der Sammlungsgeschichte auch heute noch durch sorgfältige Recherche zu gewinnen sind, wurde während der Vorbereitung der Ausstellung immer wieder deutlich. Bis kurz vor Eröffnung ergaben sich neue Erkenntnisse. So ließ sich etwa ein ansehnliches Konvolut antiker Gefäße, Terrakotten

und Bronzen bestimmen, das anlässlich des Universitätsjubiläums 1907 erworben worden war.

Zur Ausstellung erschien, als Band 2 der Reihe AKAMAS (Arbeiten zur Klassischen Archäologie – Mitteilungen aus der Antikensammlung Gießen), ein reich bebildeter Katalog.

Auch nach dem Jubiläumsjahr riss die Folge der Ausstellungen nicht ab. Vom 27. Februar bis 20. April 2008 war mit der Ausstellung „Antike – Körper – Formen“ das Werk eines zeitgenössischen Künstlers, Donald von Frankenberg, in der Antikensammlung zu Gast. Rund 80 graphische Arbeiten, zumeist Radierungen und Kupfertiefdrucke, aber auch mehrere Stahlplastiken und Kleinbronzen waren inmitten der griechischen und römischen Vasen, Skulpturen und Terrakotten zu sehen. Die in markanten, impressionistischen Linien gehaltenen Arbeiten des Kieler Künstlers setzen sich mit der Antike auseinander und reflektieren Meisterwerke klassischer Kunst, darunter etwa die berühmte Laokoon-Gruppe oder die Venus von Milo. Gerade in der Gegenüberstellung mit den originalen Kunstwerken der Gießener Antikensammlung entwickelten die Graphiken einen besonderen Charme. Im Rahmen einer gut besuchten Finissage führte der Künstler am 20. April 2008 persönlich durch die Ausstellung.

Ein Novum stellt die Ausstellung „Kultische Anatomie. Etruskische Körperteil-Votive aus der Antikensammlung der Justus-Liebig-Universität Giessen (Stiftung Ludwig Stieda)“ dar, die am 12. März 2008 im Deutschen Medizinhistorischen Museum Ingolstadt eröffnet wurde. Erstmals in ihrer Geschichte wurde eine Sonderausstellung für ein Museum außerhalb Gießens konzipiert. Die Sammlung etruskischer Votivterrakotten, die 1913 als Schenkung des Königsberger Anatomen Ludwig Stieda in die Gießener Antikensammlung gelangt war, gehört zu den größten und bedeutendsten Sammlungen ihrer Art außerhalb Italiens. Die Ausstellung hat sich als erste weltweit des Themas der etruskischen Körperteil-Votive angenommen und fand überregional weite Beachtung. Die Weihgeschenke wurden allerdings nicht isoliert präsentiert, sondern waren eingebettet in zahlreiche andere Kunstwerke der Antikensammlung, vor allem Vasen und Bronzeobjekte. Außer einem vertieften Einblick in das Spannungsfeld Kult / Anatomie bei den Etruskern bot die Ausstellung so auch eine anschauliche Einführung in etruskische Kultur und Religion der Etrusker.

Wegen des großen Erfolgs der Ausstellung, der sich auch in einem gewaltigen Medienecho widerspiegelte, wurde sie über das geplante Ende (27. Juli) hinaus bis zum 15. September 2008 verlängert. Zur Ausstellung ist ein 152-seitiger, durchgehend farbig illustrierter Katalog zu den Terrakotten erschienen sowie eine zusammenfassende Begleitbroschüre, in der auch die etruskischen Vasen der Antikensammlung abgebildet werden.

Am 29. Oktober wurde unter reger Beteiligung der Öffentlichkeit die Ausstellung „Antike · Fische · Teller – Die Fischteller der Sammlung Neumann zu Besuch bei den Fischen der Antikensammlung Gießen“ eröffnet. Darin wird die Entwicklung der verschiedenen Tellerformen von klassischer Zeit bis in die römische Kaiserzeit aufgezeichnet, und insbesondere die Gattung der Fischteller vorgestellt. Diese in Athen entwickelte Form gewann ab etwa 400 v. Chr. in Unteritalien enorme Popularität. Der reichen Bemalung mit Fischen und anderen Meeres-tieren verdankt die Gattung ihren Namen. Das Darstellungssystem wurde auch in der Neuzeit übernommen, wie etliche Teller der Samml-ung Neumann zeigten. Aus der umfangreichen Privatsammlung wurde eine große Auswahl von modernen Fischtellern gezeigt, die eine breite Form- und Materialvielfalt offenbarte und die neben unterschiedlichen europäischen Manufakturen auch Teller aus südamerikanischer, orient-alischer und fernöstlicher Produktion umfasste. Präparate von Fischen und anderen Meereswesen aus dem Besitz des zoologischen Instituts der Universität Gießen ergänzten die Ausstellung. Begleitend erschien eine reich illustrierte Broschüre, die auch ausgewählte Texte über ver-schiedene Fischarten, amüsante Anekdoten und kulinarische Rezepte zu Fischgerichten aus der Feder antiker griechischer und lateinischer Schriftsteller umfasst.

**Gönner,
Geber und
Gelehrte**

Die Gießener
Antikensammlung
und ihre Förderer



Ausstellung der Professur für
Klassische Archäologie,
Justus-Liebig-Universität Gießen

31. Oktober 2007 –
24. Februar 2008

Wallenfels'sches Haus, Kirchenplatz 6, 35390 Gießen
Öffnungszeiten: Di. – So. 10 – 16 Uhr, Eintritt frei!
www.goenner-geber-gelehrte.de/vu

**Antike
Körper
Formen**

Donald von Frankenberg

27. Februar –
20. April 2008

Eine Ausstellung des Instituts für Altertumswissenschaften,
Professur für Klassische Archäologie,
im Oberhessischen Museum, Wallenfels'sches Haus

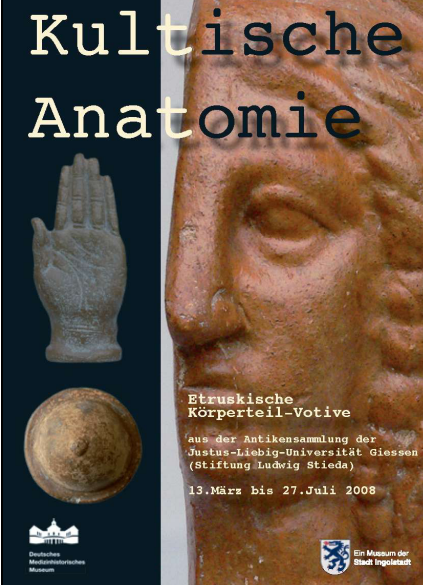
Wallenfels'sches Haus
Kirchenplatz 6
35390 Gießen
0641 – 306 24 77

Öffnungszeiten
Di – So 10 – 16 Uhr
Eintritt frei

JUSTUS-LIEBIG-
UNIVERSITÄT
GIESSEN

Geßen

**Kultische
Anatomie**



Etruskische
Körperteil-Votive


aus der Antikensammlung der
Justus-Liebig-Universität Gießen
(Stiftung Ludwig Stiede)

13. März bis 27. Juli 2008

Deutsches
Museum
Gießen

Das Museum der
Stadt Ingelstadt

**Antike
Fische
Teller**



Die Fischteller der
Sammlung Neumann

zu Gast bei den Fischen
in der Antikensammlung
der Universität Gießen

Ausstellung im
Wallenfels'schen Haus des
Oberhessischen Museums Gießen
29. 10. 2008 – 16. 2. 2009

Abb. 2: Plakate der 2008 veranstalteten Sonderausstellungen

Anlässlich der Ausstellungseröffnung am 29. Oktober wurden auch die Leihgaben und Neuerwerbungen der Antikensammlung der Öffentlichkeit vorgestellt (s.u.).

2. Schenkungen und Neuerwerbungen

Seit dem letzten Bericht in den Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins 2007 konnte die Antikensammlung durch zahlreiche Schenkungen, Leihgaben und Neuerwerbungen erweitert werden.

Aus der Sammlung Von Schmoller-Oppermann kamen zwei kostbare Leihgaben in die Antikensammlung. Ein zierliches syrisches Glasfläschchen aus dem 2. – 4. Jahrhundert n. Chr. bereichert die Sammlung römischer Gläser durch eine bislang nicht vertretene Form (Abb. 3).



Abb. 3: Glasfläschchen

Aus Zypern stammt eine große Tonamphora, die um 700 v. Chr. zu datieren ist. Gustav von Schmoller, der im diplomatischen Dienst tätig war, hatte sie seinerzeit vom zyprischen Staatspräsidenten Erzbischof Makarios als Geschenk erhalten. Mit beiden Leihgaben setzen Prof. Dr. Siemer Oppermann und seine Frau Margarete ihre langjährige und tatkräftige Unterstützung der Gießener Antikensammlung fort. So sind bislang bereits Gefäße der anatolischen Yortan-Kultur, kyprische und korinthische Keramik, römische Gläser und zwei bedeutende hellenistische Grabreliefs aus Marmor als Leihgaben der Sammlung Von Schmoller-Oppermann zu sehen gewesen.



Abb. 4: Früharchaische Amphora aus Zypern

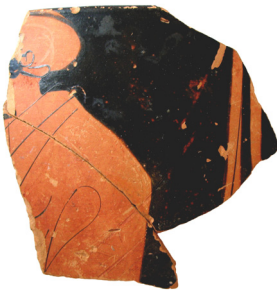


Abb. 5: Scherbe aus Ugarit

Von Prof. Dr. Hans-Günter Buchholz, Ordinarius für Klassische Archäologie an der Universität Gießen zwischen 1969 und 1985, erhielt die Sammlung eine großzügige Schenkung originaler Antiken und wertvoller Museumsrepliken, die demnächst ausführlicher vorgestellt werden soll.

An dieser Stelle soll nur das Fragment eines rotfigurigen Bechers (Skyphos) erwähnt werden (Inv. S-582/08), das eine in ihren Mantel gehüllte Frau zeigt, und das aufgrund seines Fundortes ausgesprochen interessant ist (Abb. 5). Um 450 v. Chr. in Athen hergestellt, gelangte der Becher bereits in der Antike als kostbares Handelsgut in die altorientalische Hafenstadt Ugarit, dem heutigen Ras Shamra in Syrien. Das Fragment gehört damit nicht nur zu den östlichsten Funden attischer Keramik überhaupt, sondern ergänzt die kleine Sammlung einheimischer levantinischer Keramik der Gießener Antikensammlung und ist ein beredtes Zeugnis für die antiken Handelskontakte im östlichen Mittelmeergebiet.

Mit Spenden verschiedener Gießener Bürger und Freunde der Antikensammlung konnte schließlich ein antiker Räucherständer erworben werden (Abb. 6). Das 48 cm hohe Thymiaterion (Inv. K-IV 24/08) stammt aus der Oldenburger Sammlung Henneberg.



Abb. 6: Thymiaterion aus Canosa

Aufgrund seiner charakteristischen Bemalung kann es einer Werkstätte im süditalischen Canosa zugewiesen werden. Es gehört damit zur Gattung der Keramik, die die einheimische Bevölkerung Dauniens in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts v. Chr. in der Tradition der lokalen subgeometrischen Keramik, aber unter starkem griechischen Einfluss, hergestellt hat. Charakteristisch ist auch die Verwendung von Deckfarben (Rot und Rosa). Auf solchen Thymiaterien wurden Harze, Weihrauch und andere wohlriechende Spezereien verbrannt. Räucherständer spielten eine wichtige Rolle im antiken Kult, vor allem für die Verehrung Aphrodites waren sie von zentraler Bedeutung. Drei enge

Vergleichsstücke befinden sich im Museum von Bari, eines im Museum von Tarent.



*Abb. 7: Zwei der vier neuen Gipsabgüsse
a) Grabstele eines Mädchens, aus Paros
(New York, Metropolitan Museum)*

Auch die Abguss-Sammlung konnte im Berichtsjahr einen deutlichen Zuwachs verzeichnen. Nachdem die qualitativ und quantitativ hervorragende, auch überregional bedeutende Gießener Gipssammlung 1944 nahezu vollständig zerstört worden war, wurde dieser Zweig der Antikensammlung bis vor kurzem nicht mehr aktiv erweitert. Erst Ende der 80er Jahre wurde auf studentische Initiative ein Abguss des berühmten Pompeius-Porträts der Kopenhagener Ny Carlsberg Glyptotek erworben, 2003 kam als Geschenk des Göttinger Instituts der so genannte Dipylon-Kopf, Fragment einer überlebensgroßen archaischen Jünglingsfigur (Kuros), in die Sammlung. Im Oktober 2008 wurden nun, anlässlich der Renovierung des philologischen Seminars, vier Abgüsse nach griechischen Reliefs erworben (Abb. 7): Dazu gehören zwei Seiten der spätarchaischen „Ballspieler-Basis“, einer um 510 v. Chr. zu datierenden Statuenbasis eines Grabkuros von der Athener Kerameikos-Nekropole sowie das anrührende frühklassische Grabrelief eines Mädchens mit Taube von der Insel Paros (Original in New York, Metropolitan Museum) und die Darstellung eines Jünglings vor seinem

Pferd, die sich an den Doryphoros des Polyklet anlehnt und um 440 v. Chr. zu datieren ist (Original in Athen, Nationalmuseum).

3. Projekte und Kooperationen

Im Berichtszeitraum fanden wieder zahlreiche Museumsführungen durch die Antikensammlung statt. Eine davon war besonders erfolgreich und verdient deshalb, hier hervorgehoben zu werden. Der Direktor der Antikensammlung der Staatlichen Museen Berlin, Prof. Dr. Andreas Scholl, war von dem Potential der Sammlung und von den Vorzügen der Räumlichkeiten des Wallenfels'schen Hauses so angetan, dass er eine Kooperation des Pergamon-Museums mit der Gießener Antikensammlung für eine gemeinsame thematische Ausstellung vorschlug. Die Planungen für ein entsprechendes Projekt laufen bereits.

Auch mit anderen Museen und Institutionen wurden Kooperationen geknüpft und bestehende Kontakte gepflegt. So konnte ein im Zweiten Weltkrieg beschädigter Gipsabguss der myronischen Athena, dessen Original sich in Dresden befindet, in der Restaurierungswerkstatt des Archäologischen Instituts der Universität Göttingen restauriert und neu gesockelt werden. Der Abguss ist auch historisch interessant, weil er für die bis heute bahnbrechende Rekonstruktion der Athena-Marsyas-Gruppe des Myron 1907 durch den Gießener Archäologen Bruno Sauer von entscheidender Bedeutung war. Der frisch restaurierte Kopf konnte in der Ausstellung „Gönner, Geber und Gelehrte“ gezeigt werden. Auch ein Gips der Frankfurter Replik dieser Athena, der sich im Besitz der Göttinger Abguss-Sammlung befindet, konnte während dieser Ausstellung als Leihgabe gezeigt werden.

Für die Ausstellung „Kultische Anatomie“ in Ingolstadt (s.o.) wurde die gute Zusammenarbeit mit der Göttinger Antikensammlung fortgesetzt. Fünf etruskische Votivterrakotten ergänzten die Gießener Bestände, dazu kamen zwei Torsen aus dem Besitz des Akademischen Kunstmuseums in Bonn sowie ein Knabekopf und ein figürlicher Stirnziegel aus dem Museum Schloß Hohentübingen. Den Kustoden dieser drei Sammlungen sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

Dank der Kooperation mit dem Medizinhistorischen Museum und dem Klinikum Ingolstadt konnten einige der in der Ausstellung ‚Kultische Anatomie‘ gezeigten Terrakotten mit modernsten technischen Verfahren analysiert werden. Mittels einer Computertomographie und einer radiologischen Untersuchung wurden drei Gebärmutter-Votive und eine Terrakotta-Blase auf Hohlräume und Einschlüsse untersucht. Bei der

Blase konnte somit zweifelsfrei die Deutung bestätigt und die zuweilen angesprochene Interpretation als männlicher Testikel widerlegt werden. Besonders aufschlussreich war die Durchleuchtung im Falle der Uteri. Hier ließ sich in einem Fall ein Hohlraum nachweisen, in dem sich ein separat gefertigtes Objekt befindet. Damit soll offenbar eine Schwangerschaft angedeutet werden. Angeregt durch das Medienecho dieser Aktion bot die Werkstofftechnik der AUDI AG Ingolstadt eine weitere detaillierte Untersuchung mit der leistungsstarken industriellen Computer-Tomographie an. Über die Ergebnisse der beiden Untersuchungen wird an anderer Stelle ausführlicher berichtet werden.

Für die geplante Ausstellung „Wilhelm II und die Archäologie“ in Frankfurt wurden etliche Objekte der Gießener Antikensammlung – originale Vasen und Marmoridole aus der Grabung Heinrich Schliemanns in Troja – als Leihgaben angefragt und bereits zugesagt.

Durch eine großzügige Spende der Gemeinnützigen Stiftung der Sparkasse Gießen konnte der weltberühmte Gießener Papyrus 40 I in Angriff genommen werden. Die so genannte „Constitutio Antoniniana“ ist ein Erlass des Kaisers Caracalla aus dem Jahre 212 n. Chr., durch den fast alle Reichsangehörigen das römische Bürgerrecht erhielten. Durch unsachgemäße Lagerung unmittelbar nach dem zweiten Weltkrieg war der kostbare Papyrus von Schimmel befallen und akut bedroht. Es ist zu hoffen, dass die Spende der Sparkasse Nachahmer findet, so dass auch die übrigen Papyri der Gießener Sammlung konserviert werden können.

Die Erforschung und Rekonstruktion der 1944 weitgehend zerstörten Abguss-Sammlung konnte durch die Entdeckung von fünf Studienzeichnungen ein gutes Stück vorangetrieben werden. Die teilweise durch Deckweiß aufgehöhten Bleistiftzeichnungen (Abb. 8) wurden 1933 von Walter Kröll in der damals im Erdgeschoss des Universitäts-hauptgebäudes untergebrachten Gipssammlung angefertigt.

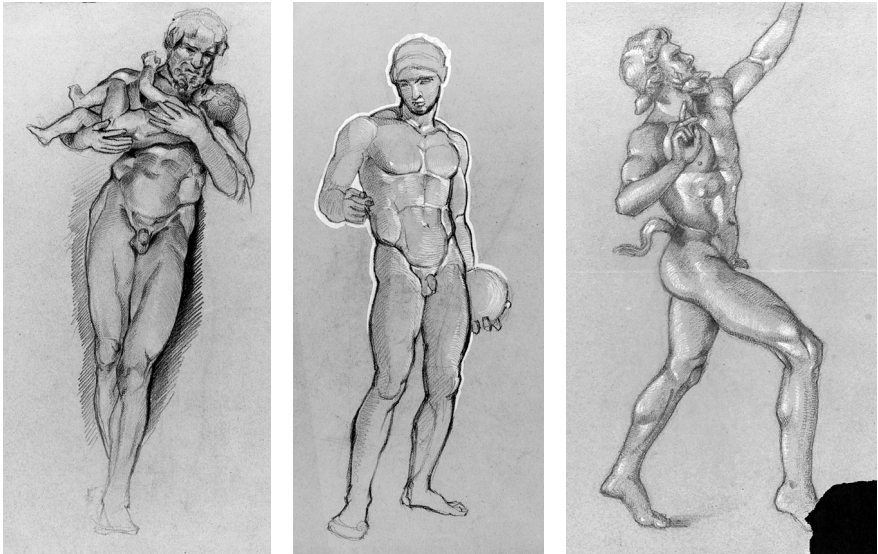


Abb. 8: „Angelehnter Satyr mit Dionysoskind“, „Antretender Diskobol“ und „Tanzender Faun“ - Zeichnungen von Walter Kröll nach Gießener Abgüssen, 1933.

Sie belegen nicht nur die Existenz von vier heute zerstörten Abgüssen, über die bislang nichts bekannt war, sondern bezeugen auch die rege Nutzung der Abguss-Sammlung für akademische Zeichenübungen.

Bildnachweis: Alle Abbildungen Photo Matthias Recke

Kontaktadresse für Museumsführungen und Bezugsquelle für die im Text genannten Ausstellungskataloge und Broschüren:

Professur für Klassische Archäologie im Institut für Altertumswissenschaften,
Otto-Behaghel-Str. 10 D, 35394 Gießen (0641-99 28051),
bettina.kozy@archaeologie.uni-giessen.de

Eckardshausen - Ein Blick ins mittelalterliche Lumdatal¹

Von Volker Hess, Staufenberg

Die frühmittelalterliche Geschichte des Lumdatals als Übergangszone zwischen den altbesiedelten Landschaften des Amöneburger Beckens im Norden und nördlicher Wetterau bzw. der Weitung des Lahntals um Gießen im Süden ist durch schriftliche Quellen nur spärlich belegt.

Für die meisten Orte beginnt die archivalische Überlieferung erst im Spätmittelalter, einer Phase, in der etwa 60 Prozent der rund 40 schriftlich belegbaren Siedlungsstellen zwischen Quelle der Lumda bei Atzenhain und deren Mündung in die Lahn bei Lollar bereits wieder im Verschwinden begriffen sind. Festzustellen ist insbesondere seit Beginn des 14. Jhs. für weite Bereiche Mittel- und Westeuropas ein Einbruch in der Bevölkerungsentwicklung. Krisenhafte, besonders klimatisch ungünstige Erscheinungen erschüttern die Landwirtschaft, eine bislang kaum aufgetretene Krankheit - die Pest - rafft Millionen Menschen dahin. Hinzu kommen politische Veränderungen, die mit diesen Prozessen gekoppelt und als Ausbau städtischer Siedlungen und Kampf um die Territorialherrschaft nur unzureichend benannt sind. Die

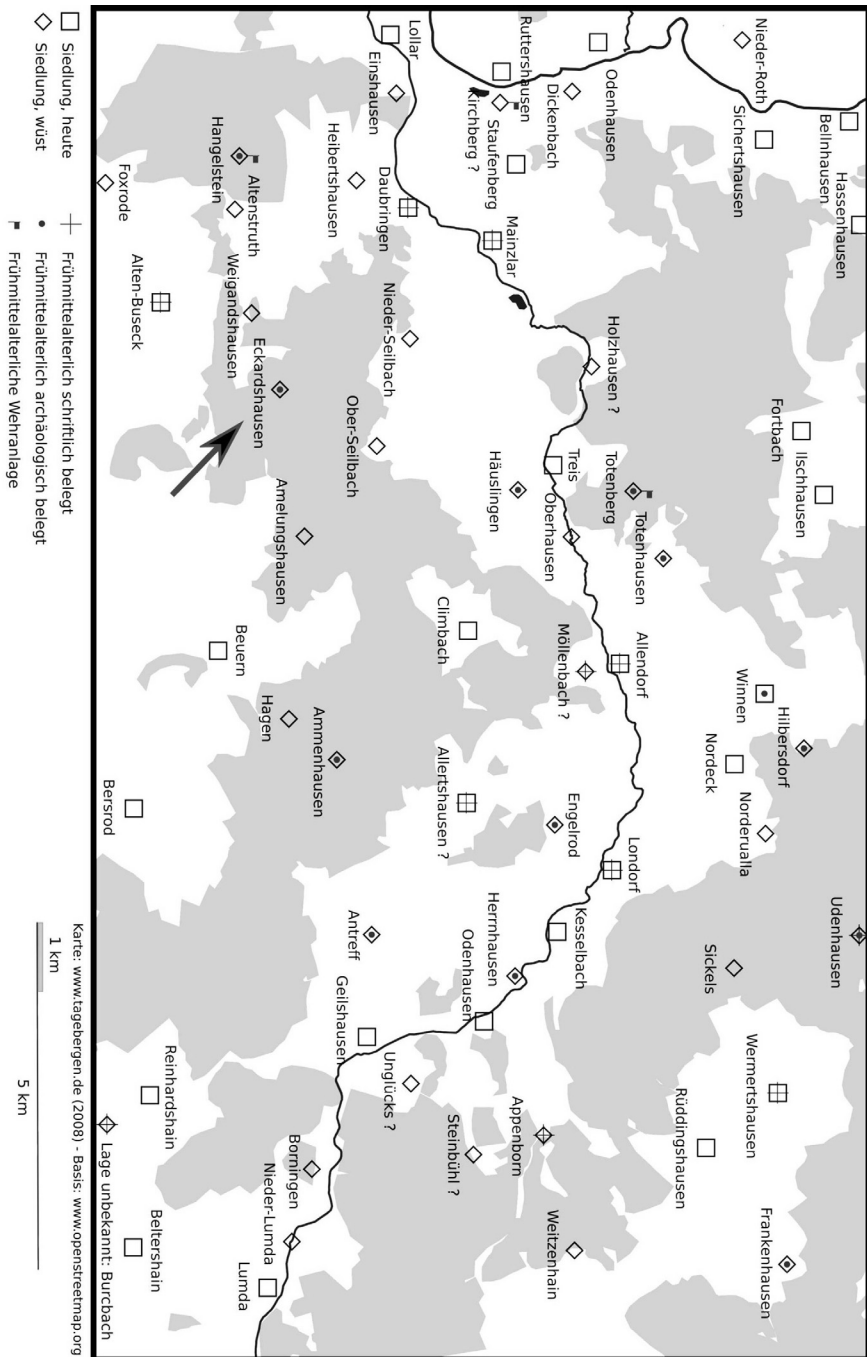
1 Herzlich danke ich Frau Dr. Kari Kunter/Laubach-Wetterfeld für die Unterstützung bei der Charakterisierung der Keramikfunde.

Quellen/Literatur zum Thema in Auswahl: Altenstruth. Historische Kulturlandschaft - Schützenswerter Naturraum, Flyer Arbeitskreis Geschichte und Heimatkunde Daurbringen, Staufenberg 2007 (<http://www.geschichte.staufenberg.de/arbeitskreis-daurbringen/>). - Heike Bräuning: Die Wüstungen im Busecker Tal. Teil 1, Buseck 2005. - Fundberichte aus Hessen, insbes. 15. 1975 (1979), 39./40. 1999/2000 (2005). - Der Codex Eberhardi des Klosters Fulda, 3 Bde., Heinrich Meyer zu Ergassen (Hg.), Marburg 1995/1996/2008. - Volker Hess: Die „Londorfer Mark“ im Frühmittelalter, (ms) JLU Gießen 1984 (Manuskript im Stadtarchiv Staufenberg). - Ders.: Seilbach inferior - Seilbach superior, in: Busecker Geschichtsbrief 2 (2000), S. 1 – 2. - Das 1200jährige Londorf und die Rabenau. Ein Heimatbuch, Erwin Knauß (bearb.), Londorf 1958. - Erwin Knauß: Gemarkungs- und Allmendentwicklung in Gießen. Ein Beitrag zur rechts- und verfassungsgeschichtlichen Stadttopographie, Gießen 1963 (= MOHG 47/1963). - Ders.: Zwischen Kirche und Pforte. 775 – 1975. 1200 Jahre Wieseck, Gießen-Wieseck 1975 (insbes. S. 98 – 114). - Wolfgang Müller: Die althessischen Ämter im Kreise Gießen. Geschichte ihrer territorialen Entwicklung, Marburg 1940. - Udo Recker, Christoph Röder, Claudia Tappert: Multikausale Erklärungsmuster für mittelalterliche und frühneuzeitliche Be- und Entsiedlungsvorgänge im hessischen Mittelgebirgsraum. Die Erforschung der Wüstung „Baumkirchen“, Gemeinde Laubach, Landkreis Gießen, in den Jahren 2004 und 2005, in: Berichte der Kommission für Archäologische Landesforschung in Hessen 8, 2004/5, Marburg 2006, S. 177-213. - Urkundenbuch des Klosters Fulda, Bd. 1 (bis 802), E. E. Stengel (Hg.), Marburg 1913-58. - Georg Wilhelm Wagner, Die Wüstungen im Grossherzogtum Hessen (Bd. 1-3), Wiesbaden (Nachdruck der Ausgaben von 1854-1865) 1969.

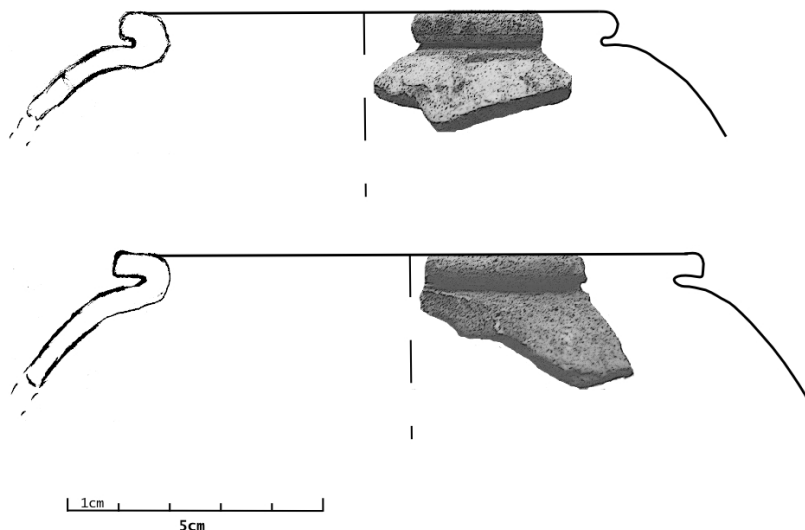
Menschen rücken zusammen; Städte und größere organisierte Dorfschaften bieten Schutz vor allgemeiner Verunsicherung und realer Bedrohung. Gründe für das Auflassen der Siedlungen und das vollständige oder teilweise Wüstfallen der Wirtschaftsflächen lassen sich nur in umfangreichen interdisziplinären Detailuntersuchungen wie beispielsweise in den vergangenen Jahren im Falle der Wüstung Baumkirchen bei Laubach ermitteln.

Ähnlich schwierig ist die lokale Konkretisierung der Prozesse in den vorangegangenen Phasen des fränkisch-karolingischen Landesausbaus (8./9. Jh.) und der hochmittelalterlichen Binnenkolonisation: Begünstigt durch vorteilhafte klimatische Bedingungen im Wechselspiel mit technischen Neuerungen und wachsenden Bevölkerungszahlen werden immer mehr auch bislang landwirtschaftlich nur bedingt nutzbare Flächen mit Basaltverwitterungsböden oder nur dünner Lößbedeckung in Bewirtschaftung genommen, die Wälder gegenüber heute weitgehend auf die randlichen Hochlagen zurückgedrängt. Träger dieses Prozesses sind neben den großen meist klösterlichen Grundherrschaften besonders lokal und regional agierende Adlige und wenige freie Bauern.

Je nach Interpretation 15 oder 17 Belege aus den Archiven der Klöster Fulda und Lorsch überliefern uns die Existenz von 6 bis 8 Orten in karolingischer Zeit. Weitere Quellenstudien werden an diesem Befund auch in Zukunft wenig ändern können. Die Archäologie jedoch verspricht hier insbesondere im Verbund mit Geologie, Botanik und anderen Nachbarwissenschaften weitere Einsichten in die frühgeschichtliche und früh- bis hochmittelalterliche Siedlungsentwicklung nicht nur im Lumdatal. So konnten beispielsweise in den vergangenen Jahrzehnten Siedlungsplätze durch Lesefunde als Resultat aufmerksamer Boden- und Geländebeobachtung lokalisiert und auch in karolingische Zeit datiert werden.



Das Siedlungsbild im Lumdatal zwischen dem 8. und 14. Jahrhundert



Randscherben von Drehscheibengefäßen mit hoher Schulter und scharf umgelegtem Rand ohne erkennbare Verzierungen (8./9. Jh.); Fundmeldung an das LfjDH vom 16. April 2008

Für das untere Lumdatal kann diese Liste inzwischen um einen weiteren Eintrag erweitert werden. Im Herbst 2007 unternahm der „Arbeitskreis Geschichte und Heimatkunde Daubringen“ eine Wanderung zu bislang nur wagen lokalisierten wüsten Orten im Bereich der ehemaligen Markgenossenschaft Altenstruth. Die Orts- und Flurwüstungen Eckardshausen, Weigandshausen und Altenstruth im nördlichen Teil der Ortsteilgemarkung von Alten-Buseck sind typisch für mittelalterliche „Ausbausiedlungen“ im Quellhorizont der mit Basalt bedeckten Wasserscheiden. Bislang nur grob als „mittelalterlich“ charakterisierte Lesefunde von diesen Plätzen aus vergangenen Jahrzehnten sind derzeit leider nicht greifbar. Keramikscherben jedoch, die im Rahmen der Exkursion in einem Seitentälchen des Hainbaches zu Tage traten, erlauben nun neben dessen eindeutigerer Lokalisierung, die Anfänge des ehemaligen Weilers Eckardshausen zumindest im 9. Jh. zu vermuten. Der Ort würde sich damit auch archäologisch einem Typus von Orten zuordnen lassen, den die (Orts-)Namenforschung „-hausen“-Endung i.d.R. in Kombination mit Personennamen mutmaßlicher Grundherren - den spätkarolingischen Ausbausiedlungen zuordnet. Einige wenige weitere Rand- und Bodenscherben lassen sich grob in ottonisch-salische und staufische Zeit datieren. Wie schon die schriftlichen Quellen andeuten, scheint Eckardshausen also als erster der Altenstruth-Orte

womöglich schon im frühen 14. Jh. aufgelassen worden zu sein. Dieser kleine Befund darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass Bodendenkmäler der skizzierten Art vielfältiger Bedrohung durch u.a. illegale Nachforschungen in Schatzgräbermanier oder auch moderne Methoden der Landwirtschaft und die Zersiedlung unserer Landschaft ausgesetzt sind.

Nur eine systematische archäologische Bearbeitung der Wüstungen im Lumdatal verspricht also weitere Einsichten in die mittelalterliche Entwicklung dieser historischen Kleinlandschaft. Wichtig ist aber vornehmlich die Beobachtung entsprechender Flächen in fruchtbarer Kooperation mit Fachwissenschaft und den entsprechenden Abteilungen der archäologischen Denkmalpflege auf Kreis-, Bezirks- und Landesebene, wobei Schutz und Bewahrung von Kulturgut im Vordergrund zu stehen haben.²

Neubau der Brücke über den Kleebach in Gießen-Allendorf

Von Manfred Blechschmidt, Gießen

Im Jahre 2007 wurde die Untergasse in Gießen-Allendorf grundlegend erneuert und umgestaltet. Die Brücke über den Kleebach wurde abgerissen und durch eine neue ersetzt. Dabei zeigte sich, dass diese im Kern aus drei unterschiedlichen Teilen - wohl auch zeitlich verschieden - bestand.

Nachdem die obersten Betonteile beseitigt waren, kamen große Kalksteinblöcke zum Vorschein. Darunter befand sich eine Holzkonstruktion aus Eichenbalken. Als der Verfasser hinzugezogen wurde, waren die Hölzer leider bereits aus dem Bachbett herausgezogen worden. Es handelte sich um Ständerbalken von 25 cm x 25 cm Querschnitt, die unten angespitzt waren. Sie waren mit einem Eisenschuh von 25 cm Höhe versehen, auf dem sich auf allen vier Seiten mittig Bänder von 39 cm Länge nach oben anschlossen (mit dem Schuh verbunden), die jeweils mit drei Schrauben (übereinander) befestigt waren. Die Balken waren in einer Höhe von 180 cm abgebrochen.

Es gab weiterhin Auflagebalken von 311 cm Länge (abgebrochen) mit einem Querschnitt von 35 cm x 25 cm. Zwischen den Aussparungen für die Auflage war eine lichte Weite von 245 cm. Die dendrochronolo-

2 Jüngst in diesem Sinne beispielhaft: Christiane Schmidt, Clemens Ruppert: Werts-
hausen - auf den Spuren eines mittelalterlichen Dorfes, Hüttenberg 2007.

gische Untersuchung der Eichenbalken brachte das überraschende Ergebnis, dass die Brücke - zeitlich gesehen - nicht aus einem Stück entstanden war. Ein Auflagebalken hatte das Fälldatum 1689, ein Ständerbalken das Fälldatum 1840. Daraus kann man mit aller Vorsicht schließen, dass die Brücke 1689/90 gebaut wurde und eine Beschädigung 1840/41 ausgebessert wurde. – Leider haben wir nicht von allen Balken Proben bestimmen lassen!

Interessant wäre die dendrochronologische Bestimmung für ein Brett (Querschnitt 10 cm x 30 cm, Länge 75 cm (abgebrochen)) gewesen, das wir von der Ableitung des Mühlgrabens genommen hatten; hier waren mehrere Bretter vom Wehr zum Mühlgraben mit den Schmalseiten nebeneinander aufgestellt gewesen. Leider war eine Bestimmung des Eichenbrettes wegen zu weniger Jahresringe nicht möglich. - Hier hätten wir eventuell Rückschlüsse auf das Anlegen des Mühlgrabens bekommen können.

Von den drei Sorger Mühlen liegt nur die Untersorger Mühle am Kleebach, wobei allerdings auch hier ein ca. 100 m langer Mühlgraben vorhanden ist. Die Ober- und Mittelsorger Mühlen erhalten ihr Wasser aus dem etwa 1,5 km langen Mühlgraben, der vom Wehr in der Untergasse abzweigt. Da die Ober- und Untersorger Mühle in einer Urkunde von 1595 genannt sind (die Mittelsorger Mühle wurde wohl später gebaut), muss der Mühlgraben da schon existiert haben. Es ist also davon auszugehen, dass vor der oben genannten Brücke von 1689 bereits eine ältere bestanden hat. Vor Anlage des Wehres für den Mühlgraben konnte der Kleebach möglicherweise über eine Furt gequert werden.

Abschließend sei darauf verwiesen, dass früher ein Dorfbach oder Borngraben durch Allendorf floss. Er ist auf einer Karte des Großherzogtums Hessen aus dem Jahre 1810 verzeichnet und floss durch die Ober- und Untergasse; er mündete irgendwo zwischen heutiger Mehrzweckhalle und Kleebachbrücke in den Mühlgraben. Vor seiner Einmündung dürfte sich Sumpfland entwickelt haben, worauf der ehemalige Flurnamen und jetzige Straßename „In der Lache“ hinweisen. – Den Dorfbach gibt es noch; in der verlängerten Obergasse ist er noch als kräftiges Rinnsal zu sehen. Ab dem Beginn der Straße am Ortseingang fließt er allerdings verrohrt durch Allendorf.

IV. Rezensionen

Elisabeth in Marburg. Der Dienst am Kranken. Katalog zur Ausstellung des Universitätsmuseums für Kunst und Kulturgeschichte Marburg vom 24. März bis 25. November 2007; Marburg u. Kassel 2007, 224 S., durchgehend farbig bebildert, ISBN 3-925430-49-0

Wer es versäumt hat, die im Elisabethjahr 2007 im Landgrafenschloss Marburg gezeigte Ausstellung über Elisabeth in Marburg zu besuchen, hat weiterhin die Gelegenheit, einen Eindruck von Leben und Wirken der Heiligen Elisabeth zu bekommen. Der die gleichnamige Ausstellung begleitende Katalog, der von einer Wissenschaftlergruppe unter Federführung von Dr. Jürgen Wittstock, Direktor des Marburger Universitätsmuseums, herausgegeben wurde, umfasst 800 Jahre und beleuchtet auf mehr als 200 reich bebilderten Seiten unterschiedliche Aspekte, die mit Elisabeth von Thüringen in näherem oder auch entferntem Zusammenhang stehen.

Einen ersten Schwerpunkt der Ausstellung, die weit über die Vergegenwärtigung der historischen Elisabeth (1207-1231) hinaus geht, stellen die Funde der 1970/71 durchgeführten Ausgrabungen am Areal nördlich der Elisabethkirche dar. Nicht nur die Gräber, die dem Friedhof des Elisabethhospitals zugeordnet werden können, wurden bei den Grabungen entdeckt, sondern auch Alltagsgegenstände, die

neue Einsichten in das städtische Leben im Marburg des 13. Jahrhunderts eröffnen. Der Leser erfährt nicht nur Unbekanntes über Elisabeths Leben, sondern auch über den Marburger Pilgerfriedhof, den Deutschen Orden in Marburg, den Bau der Elisabethkirche und den Glockenguss, über das rekonstruierte Bußgewand Elisabeths, das ausgegrabene Schwert eines „Gotteskriegers“ und die Wasserversorgung und -entsorgung im mittelalterlichen Marburg.

Der Themenkreis Hygiene und Krankheit leitet - nach einem Abstecher in die jüngere Grabungsgeschichte, den Christa Meiborg unternimmt - über zu dem die Ausstellung beherrschenden zweiten Schwerpunktthema: Der Dienst am Kranken, der in Elisabeth eine erste prominente Protagonistin gefunden hat. Eindrucksvoll beschreibt Natascha Noll, was es bedeutete, im Mittelalter krank zu werden. Heilkundige Mönche und Nonnen, Wundärzte und Bader nahmen sich des geschundenen Körpers an, behandelten Darmerkrankungen und Seuchen, Wurmleiden und Lähmungserscheinungen, den „Zahnwurm“ und die Lepra. Dass nicht nur innerliche Gaben oder chirurgische Anwendungen wie Aderlass oder Schröpfkuren zur Heilung oder zumindest Linderung eingesetzt wurden, sondern auch die Anrufung der Heiligen, schildert Noll auch am Beispiel der Heiligenverehrung, die

der kurz nach ihrem Tod heilig gesprochenen Elisabeth zuteil wurde.

Elisabeths Hospitalgründung im Jahr 1228 greift die Tradition der christlichen Armen- und Krankenfürsorge auf, die in Hessen durch Landgraf Philipp den Großmütigen (1504-1567) erfolgreich fortgeführt wurde. Philipps Stiftung, das Hohe Hospital Haina, stellt Irmtraut Sahmland mit gewohnter auf fundiertem Quellenstudium gestützter Gründlichkeit vor. Besonders hervorzuheben sind die Kapitel über den Alltag im Hospital: Wie wurden die „Hospitaliten“ beschäftigt, wie waren sie untergebracht, wie war die medizinische Versorgung, gab es geistlichen Zuspruch und, nicht zuletzt, was gab es zu essen? Speisepläne, Abbildungen von Fuß- und Handschellen für „rasende“ Kranke, Blätter aus einem medizinischen Tagebuch, Krücken und Beinprothesen ergänzen dieses spannende Kapitel hessischer Medizingeschichte.

Nicht minder anschaulich erzählt Christina Vanja die Geschichte des hessischen Krankenhauswesens, das mit den Entwicklungen im Deutschen Reich eng verknüpft ist. Der Bogen spannt sich vom ersten hessischen „Krankenhaus“, dem nach dem Berliner Vorbild „Charité“ benannten Hospital in Kassel (1785), über die 1876 eingeweihte „Irrenheilanstalt Marburg“ bis zur Chirurgischen Universitätsklinik (1896) mit ihrem berühmtesten Vertreter Ferdinand Sauerbruch

(1875-1951), der ab 1907 in Marburg tätig war.

Den Sprung ins 21. Jahrhundert vollzieht der Beitrag von Gerhard Aumüller, Matthias Mengel und Friedhelm Schubert „Behandeln, Leben und Sterben im Krankenhaus“, der dem Laien das Leben auf der Intensivstation und die Intensivpflege näher bringt. Der Leser erfährt zudem, dass die Hospizbewegung in Marburg ihren Anfang hatte; sie wurde 1974 von Irmgard Heß, der Ehefrau des damaligen Leiters der Klinik für Strahlentherapie, Prof. Fr. Heß, ins Leben gerufen. Dem Plädoyer, Tod und Sterben nicht aus dem Leben zu verbannen, schließen sich die Schilderungen der Pfarrerin Marion Kohl-Eckardts an. Ihr Text gewährt einen Einblick in den Alltag einer Klinikseelsorgerin, die Sterbende und Angehörige begleiten muss und sich mit ihrer Tätigkeit in der Tradition Elisabeths mit deren Verständnis vom Dienst am Kranken sieht.

Dr. Ulrike Enke, Wettenberg

Carsten Lind: „Arbeiter im Weinberg des Herrn“. Die evangelischen Pfarrer in der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt 1567-1730 (Quellen und Forschungen zur Hessischen Geschichte 150), Pfungstadt 2006, 288 S., 24,00 Euro, ISBN 978-3-88443-304-1

Die bei Peter Moraw entstandene, mitunter durchaus mit Esprit verfasste Dissertation schlägt ein spannendes und wichtiges Kapitel der Frühneuzeitforschung auf. Am Bei-

spiel der Pfarrerschaft in der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt untersucht Lind, wie tragfähig die in der frühneuzeitlichen Geschichtsforschung mehr oder weniger inzwischen etablierten, durchaus aber auch nicht unumstrittenen und diskutierten Paradigmen der Sozialdisziplinierung, Konfessionalisierung, Professionalisierung und Modernisierung sind. Der von ihm in den Blick genommene Zeitraum 1567 bis 1730 ist dabei in doppelter Weise legitimiert: Zum einen ist 1567 gewissermaßen das Geburtsjahr der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt, zum zweiten wird - über die landesgeschichtliche Perspektive hinaus - dieses Jahr in der Literatur als Beginn der Konsolidierung der neuen Geistlichkeit betrachtet. Das Ende der Periode wird von Lind wiederum aus zwei Gründen auf das Jahr 1730 gesetzt: In dieser Zeit macht das Ende der pietistischen Strömungen Platz für neue geistliche Bewegungen, nicht zuletzt auch an der Landesuniversität Gießen; und schließlich treten gravierende Veränderungen in der Pfarrerschaft erst zwischen der zweiten Hälfte des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhundert auf.

Den territorialen Spezifika widmet sich das erste Hauptkapitel. Lind trägt hier die nötigen Hintergrundinformationen etwa über die Bevölkerungszahl und die Möglichkeiten der wirtschaftlichen Nutzung zusammen, auf deren Folie verständlich wird, welchen Gegebenheiten die Pfarrerschaft begegnen musste. Dass ein enger Zusammenhang

zwischen diesen Alltagsmomenten und der theologischen, insbesondere der seelsorglichen Arbeit besteht, liegt auf der Hand, wird indes namentlich in der kirchenhistorischen Forschung nicht immer ausreichend bedacht. Das zweite Kapitel leistet einen ähnlichen Dienst, indem es sich mit der Frage nach der Struktur und Organisation der Institution Kirche beschäftigt. Damit ist der gewissermaßen der äußere Rahmen abgesteckt, innerhalb dessen dann mit dem dritten Kapitel der Blick endgültig auf die Pfarrerschaft eröffnet wird. Zunächst untersucht Lind in diesem Zusammenhang unter dem Titel „Der Weg ins Pfarramt“ die soziale und geographische Herkunft, die Ausbildung und die berufliche Tätigkeit vor Übernahme eines Pfarramtes. Dabei zeichnet sich ab, dass der Anteil der Pfarrer, deren Väter bereits Pfarrer gewesen sind, stetig zunimmt und - so Lind - „[d]ie Mechanismen sozialer Abschließung [...] zur Wirklichkeit“ kamen (66). Ob man diesen Schluss in dieser Pointierung so vorschnell ziehen kann, bleibt allerdings fraglich. Was die geographische Herkunft betrifft, so sei eine deutlichere Differenzierung zwischen der Obergrafschaft und den Oberfürstentum festzustellen, wobei letzteres den Bedarf an Pfarrern in weiten Teilen aus eigener Kraft decken konnte; dafür macht Lind u.a. die Nähe zur Landesuniversität verantwortlich. Der weitaus überwiegende Teil der Pfarrerschaft hat ein wissenschaftlich-theologisches Studium vorzuweisen, ein Gutteil war Mitglied der

vom Landgrafen Philipp ins Leben gerufenen Stipendiatenanstalt, die allerdings eher der leiblichen als der geistigen Versorgung der Stipendiaten diene und so weder zahlenmäßig noch inhaltlich-theologisch die Pfarrerschaft stark beeinflusste. Im Kontext dieser Fragestellung offenbart sich indes eine kleine Schwäche der Untersuchung: die Hintanstellung der theologischen Elemente. So fragt Lind anhand eines Beispiels, was einem Bewerber den Weg ins Pfarramt geebnet hat und gelangt dann zu der Feststellung: „Nicht zu vernachlässigen ist auch eine Herkunft aus einer Theologenfamilie. Sowohl Bewerber als auch Gutachter erwähnen diesen Punkt in ihren Schreiben. In der Moderne fände sich schwerlich der Hinweis auf die Qualifikation eines Bruders des Bewerbers in den Akten, wenn es um die Besetzung einer Stelle geht.“ (109) Abgesehen davon, dass es auch in der Moderne (was immer genau darunter zu verstehen ist) kein Hindernis ist, wenn ein Bewerber aus einer theologisch vorgebildeten und/oder in der Kirche engagierten Familie stammt, so darf man doch für den untersuchten Zeitraum nicht vergessen, wie wenig selbstverständlich eine wissenschaftlich-theologische Ausbildung insgesamt immer noch ist und wie wichtig daher ein auf anderem Wege erworbener, alltäglicher Umgang mit theologischen Sachverhalten und eine Übung in der praxis pietatis. Dies berücksichtigt Lind zu wenig; freilich kann dies nicht durch statistische Daten erfasst werden und die Quellen sagen natürlich

dazu wenig. Doch hätte eine Hinzuziehung theologischer Werke - von Dogmatiken bis Predigten - der Zeit möglicherweise den Blick erweitert. Die Bemerkungen, die Lind dazu macht (etwa S. 109-11), loten dieses Feld nicht genug aus, hier hätte etwa eine Auswertung der Bibliothek des Pfarrers Philipp Draudt tiefere Einblicke gewähren können. Nach einer aufschlussreichen Betrachtung der Besoldung der Pfarrer folgt eine zwar mitunter recht amüsante, im Ganzen aber doch wenig aussagekräftige Beschäftigung mit den Konflikten zwischen Pfarrer und Gemeinde. Die gesammelten Beispiele hätten wiederum stärker theologisch ausgewertet werden müssen, um die Frage „War der Pfarrer ein Außenseiter?“ wirklich klären zu können. Obwohl es Lind durchaus plausibel gelingt, das in der Forschung gängige Bild zu-rechtzurücken, welches die Frage mit einem recht klaren „Ja“ beantwortet, steht doch die nötige Differenzierung noch aus. Die Untersuchung schließt mit Bemerkungen zur Dienstaufsicht und Fortbildung sowie zum Amt des Superintendenten. Beide Kapitel vervollständigen das Bild der Pfarrerschaft in ihrer äußeren Gestalt, sagen aber wiederum wenig zum theologischen Gehalt.

Das Resümee kehrt zur Ausgangsfrage zurück, wie tragfähig schlussendlich die Paradigmen der Professionalisierung, der Konfessionalisierung, der Sozialdisziplinierung und der Modernisierung sind. Lind äußert auf der Basis seiner Unter-

suchungsergebnisse, von denen er begründet annimmt, sie unterschieden sich von denen zu anderen Territorien nicht wesentlich, eine gesunde und fruchtbringende Skepsis: „Wer auf die Frühe Neuzeit Theorien und Vorstellungen anwendet, die am 19. Jahrhundert gewonnen wurden, zwingt sie in ein Prokrustesbett. Die Frühe Neuzeit ist nicht das Musterbuch und nicht die Vorsattelzeit der Moderne. Sie ist in erster Linie sie selbst.“ (264) Dies ist ein bemerkenswerter Schlussstrich unter so manche unerquickliche Debatte und regt an, neu über Sinn und Unsinn von Epocheneinteilungen und vor allem über deren äußere und innere Begründung nachzudenken. Dass Lind in diesem Kontext der theologischen Begründung nicht weiter nachdenkt, wie mehrfach erwähnt, ist schade, aber angesichts der Fülle der äußeren Beobachtungen verständlich und daher weniger als „Tadel“ denn als Anregung verstanden, an dieser Stelle die von Lind reichlich gesponnenen Fäden aufzunehmen.

Prof. Dr. Athina Lexutt, Gießen

Christopher Ernestus: Tagelöhner, Zunftmeister, Stadtschreiber. Städtisches Leben im 16. und 17. Jahrhundert im Spiegel einer Marburger Bürgerfamilie (Marburger Stadtschriften zur Geschichte und Kultur 81). Rathaus-Verlag, Marburg 2005, 404 S., ISBN 3-923820-81-X

Mitte der 1530er Jahre war Marburg geistiger Mittelpunkt eines Landes,

das für knapp zwei Jahrzehnte sogar „europäische Bedeutung“ (Karl. E. Demandt) erlangt hatte, nämlich als Hessen unter Landgraf Philipp dem Großmütigen den entscheidenden Beitrag zum politischen Sieg der Reformation gegen den Kaiser leistete. Während Kassel als fürstliche Residenz diente, war hier 1527 die älteste protestantische Universität gegründet und 1529 das Marburger Schloss vom Landgrafen zum Schauplatz des berühmten „Religionsgespräches“ gewählt worden.

Im Vergleich zu anderen Epochen gibt es über das städtische Leben in Marburg während des 16. und 17. Jahrhunderts bislang wenig Quellenstudien. Um so mehr ist daher der vorliegende Band der „Marburger Stadtschriften zur Geschichte und Kultur“ zu begrüßen, in dem Christopher Ernestus tiefe Einblicke in das städtische Leben von der Reformationszeit bis in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges aus der Perspektive einzelner Menschen aus mehreren Generationen einer Familie - Tagelöhner, Zunftmeister und Stadtschreiber - gewährt, die den unteren und mittleren Schichten der Stadtbevölkerung angehörten. Der Wuppertaler Autor, Diplomingenieur und Berufsschullehrer, hat dabei einen ungewöhnlichen Weg beschritten, indem er einige seiner ältesten Vorfahren gründlichst erforscht hat: den städtischen Tagelöhner Ludwig Ernst (um 1515/18-1567/1568), den Schneidermeister Dietrich Ernst (um 1535/40-1611), den Stadtschreiber Dietrich Ernst (1575/1636), der sich nun Theodori-

cus Ernestus nennt (in Wetter in Hessen und Gemünden an der Wohra), sowie dessen Söhne und Töchter. Herausgekommen ist dabei weit mehr als eine einfache Genealogie, indem Christopher Ernestus im Verlauf von mehr als 20 Jahren die Einzelschicksale der erwähnten Familienmitglieder an Hand vieler sehr unterschiedlicher Quellen aus rund zwei Dutzend verschiedener Archive rekonstruiert hat, insbesondere mit Hilfe von Steuerlisten, Ratsprotokollen, Gerichtsprotokollen und -akten, Stadtrechnungen, Zinsrechnungen, Urkunden sowie städtischer und landgräflicher Akten. Neben detaillierten Einblicken und bisher unveröffentlichten Erkenntnissen über das Bauwesen, die städtischen Institutionen, das Leben in den Zünften, die Geschichte des „Marburger Kirchentumults“ von 1605 und das Verhalten von Bürgern nach dem Herrschafts- und Konfessionswechsel im Dreißigjährigen Krieg bietet er eine Vielzahl neuer Informationen, die insbesondere

- die Verdienstmöglichkeiten eines städtischen Tagelöhners, der mit den städtischen Bauarbeiten allein seinen Lebensunterhalt nicht bestreiten konnte,
- die „non positi“, eine in den Steuerlisten genannte Gruppe von Marburger Einwohnern,
- die Entwicklung einiger der unteren städtischen Ämter (Stadtmaurer, Stadtzimmermänner, Gosener, Rufer, Siegener, Fronvögte, Unterstadtknechte),

- die Besitzgeschichte einer Reihe von Marburger Häusern, darunter auch die frühe Geschichte städtischer Brauhäuser,
- die Lokalisierung der 4 Stadtviertel (Quartiere) in einer Karte, sowie
- die Tätigkeit des Marburger Schneidersohns Cunrad Steinmetz (Lapicida) als Pastor in Virland (heute Estland) Ende des 16. Jahrhunderts betreffen.

Christopher Ernestus bringt in dem spannend zu lesenden Buch, das durch mehr als 140 Schwarzweiß-Abbildungen illustriert wird, seiner Leserschaft das gewöhnliche Leben in einer Stadt der frühen Neuzeit anschaulich näher. Darüber hinaus bietet die mit einem soliden Anmerkungsapparat ausgestattete Veröffentlichung, die sich durch ein Register der Personen, Orte, Straßen, Gebäude und Flurnamen optimal erschließen lässt, auch für Kenner der Marburger Stadtgeschichte (sowie Wetter und Gemünden) eine Vielzahl von Neuigkeiten.

Hubert Kolling, Bad Staffelstein

Thea Altaras: Synagogen und jüdische Rituelle Tauchbäder in Hessen - was geschah seit 1945?, Verlag Langewiesche Nachf. KG, Königstein/Ts. 2007, 432 S., 39,80 Euro, ISBN: 978-3-7845-7794-4

Thea Altaras beabsichtigte mit dem nun vorliegenden Band eine Zusammenführung und Aktualisierung ihrer beiden vorangegangenen Bücher zu Synagogen (1988) und Mikwen (1994) in Hessen. Es war ihr nicht mehr möglich das Vorhaben zu Ende zu bringen, sie verstarb

am 28. September 2004. Die Fertigstellung bis zur Veröffentlichung übernahm ein Redaktionsteam, das u.a. die aufwändige Arbeit der Bildredaktion durchführte.

Der Umfang des Bandes ist erwartungsgemäß groß. Insgesamt 432 Seiten sind in drei Teile gegliedert: Die Einführung widmet sich auf etwa 100 Seiten einerseits Begriffs-erklärungen mit reicher Bebilderung, der Analyse von Lage und Erscheinungsbild der Synagogen im Ort sowie der Frage nach Bauaufgabe, Architekten und Bauherren.

Der zweite Teil mit umfangreichem Katalog zu Synagogen und Mikwen bildet mit 294 Seiten den Schwerpunkt. Eine Liste am Ende des Buches erschließt die dort behandelten Orte. Gegliedert ist sie alphabetisch nach Altkreisen und Großgemeinden innerhalb heutiger Regierungsbezirksgrenzen. Diese eigenwillige Systematik wurde durch die Autorin vorgegeben und durch das bearbeitende Redaktionsteam beibehalten. Die Objekte werden über kurze Texte zu Ortslage, Architektur und Baugeschichte vorgestellt. Wo Hinweise zu Mikwen bekannt sind, werden sie präsentiert. Zeichnungen, Pläne (z.T. aus Archivalien, z.T. von Altaras selbst gefertigt) und Fotos ergänzen diese Beschreibungen. Durch die z.T. dünne Quellenlage und einen unterschiedlichen Bearbeitungsstand fällt die Dokumentation der einzelnen Objekte unterschiedlich umfangreich aus.

Der Schlussteil als dritter Abschnitt bietet ein Glossarium, den Verzeichnisanhang (mit Orts-, Quellen-

und Literaturnachweis) und das Ortsregister (s.o.). Wie im ersten Band zu den ehemaligen Synagogen wurde auch bei dem vorliegenden versucht, die 1938 bzw. vorher zerstörten oder aufgelassenen Synagogen und Mikwen mit zu erfassen. So ergibt sich immerhin die außerordentliche Zahl von insgesamt rund 375 behandelten Objekten. Allerdings ist über Einleitung oder andere Hinweise nicht klar nachvollziehbar, warum einzelne, heute nicht mehr bestehende, bereits vor 1938 verkaufte oder während der Pogromnacht zerstörte Synagogen innerhalb des Katalogteils erwähnt werden (z.B. Treis a.d.L.) und andere nicht (z.B. Butzbach).

In seinem Vorwort zum aktuellen Band hebt der Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege in Hessen, Prof. Dr. G. Weiß, zu Recht den Verdienst des ersten Bandes hervor, der dazu beitrug die hessischen Synagogen unter Denkmalschutz zu stellen. Manche Gebäude wurden erst aufgrund dieser Publikation erkannt und konnten daraufhin sachgemäß saniert, dauerhaft gesichert und einer i.d.R. sinnvollen Nutzung zugeführt werden. Allerdings gibt es ebenso viele leider nicht erwähnte Gegenbeispiele, die nach wie vor auf Sanierung oder bauliche Sicherung und einen ihrem Status als Baudenkmal entsprechenden Schutz warten (z.B.: Pohl-Göns, OT von Butzbach, Nieder-Mockstadt und Staden beide OT von Florstadt). Offen bleibt, wie die staatliche Denkmalpflege der Aufgabe zur Bewahrung oder zumindest

Dokumentation dieser baulich zu sichernden Denkmale nachkommen kann.

Immerhin ist eine umfassende Darstellung der Synagogengemeinden mit ihren wichtigsten baulichen Zeugnissen (Friedhöfe, Mikwen und Synagogen) sowie der Geschichte der jüdischen Gemeinden geplant, die als Zusammenarbeit der Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen und der Hessischen Denkmalpflege seit Beginn dieses Jahres als Projekt „Synagogen in Hessen“ begonnen wurde. Vielleicht ist auch dieses Unternehmen ein Effekt der Publikationen von Thea Altaras.

Großprojekte der beschriebenen Art bergen immer die Gefahr von Unvollständigkeit und mangelnder Aktualität. Dies räumen auch die Herausgeber ein. Mit dem Hinweis auf die möglichen Fehlstellen wird entsprechender Kritik vorgebeugt.

Die Redaktion des Buches hat sich dankenswerterweise darum bemüht, eine klare Dokumentation zu Abbildungen (mit Datumsangabe) und Texten (mit z.T. aktueller Literaturangabe) zu liefern. So erhalten die Interessierten immer eindeutige Hinweise über den letzten Bearbeitungsstand. Bei Durchsicht des Katalogteils fallen durch diesen sauberen Nachweis die noch nicht aktualisierten Objekte ins Auge.

Schade ist, dass die Synagogen der Heimatstadt der Autorin, Gießen, nur unvollständig dokumentiert sind. Es fehlen Abbildungen und Erläuterungen zu der Synagoge, der

orthodoxen Israelitischen Religionsgesellschaft, Steinstraße 8, und der Synagoge der liberalen Israelischen Religionsgemeinde in der Südanlage, die beide im Zuge der Pogromnacht zerstört wurden. Ein Verweis auf das 1998 erschienene Werk von Altaras „Stätten der Juden in Gießen“ wäre an dieser Stelle sinnvoll gewesen. Ausführlich behandelt wird die jüngste Gießener Synagoge mit Gemeindezentrum im Burggraben. Durch anhaltendes Wirken der Familie Altaras konnte das ehemalige Synagogengebäude aus Wohra, Landkreis Marburg-Biedenkopf, nach Gießen transloziert und nach Neuaufbau 1995 eingeweiht werden. Sie ist heute Mittelpunkt eines lebendigen Gemeindelebens der jüdischen Gemeinde Gießen.

Trotz aller kritischen Anmerkungen: das Werk bietet für interessierte Leserinnen und Leser eine wichtige Grundlage, die Architektur und Geschichte der hessischen Kulturräume des Judentums eingehend zu studieren. Durch die reiche Bebilderung werden beschriebene Sachverhalte geklärt und die Verweise auf Literatur im Anhang bieten Angebote, entstandenen Fragen nachzugehen.

Susanne Gerschlauer, Staufenberg

Hanno Müller, Friedrich Damrath, (Mitarb.): Juden in Steinbach, Din-A-4, Paperbag, 188 S., davon 59 S. s-w-Abbildungen, 12 Euro, Verlag Ehgart & Albohn, Steinbach 2008, ISBN 978-3-940856-04-3

Die nunmehr vierte Fassung der erstmals 1988 vorgelegten Publikation über die Steinbacher Juden fällt wesentlich umfangreicher in Text und Bild aus als die ersten drei der als Broschüren erschienenen Versionen.

Der vorliegende Band ist in neun Kapitel eingeteilt. Die ersten beiden behandeln das erste Erscheinen von Juden in Oberhessen bis zur Ersterwähnung von Steinbacher Juden in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts sowie deren wirtschaftliche und soziale Lebensumstände bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts.

Die Kapitel drei und vier spiegeln das Leben innerhalb der Steinbacher Synagogengemeinde. Dabei kommt der Behandlung von Gründung und Organisation der Gemeinde mit Informationen zur Synagoge und Schule mit kaum vier Seiten eher wenig Gewicht zu. Wie verlief das religiöse Leben? Wie war das Verhältnis zur christlichen Gemeinde? Zu solchen und ähnlichen Fragen fehlen hier klare Hinweise, die sich die Leser und Leserinnen mühsam aus den übrigen Kapiteln zusammentragen müssen. Intensiver beschäftigte sich der Autor aus genealogischer Perspektive ausgiebig mit der Familiengeschichte der verstorbenen Steinbacher Juden. Dabei fehlen nicht die Schilderung der Zerstörung des Friedhofs während des Nationalsozialismus sowie seine Vernachlässigung bis hin zu Umnutzungsvorhaben als Neubaugebiet durch die Kommune in den 1960er Jahren.

Mit rund 40 Seiten den größten Umfang nimmt das fünfte Kapitel zur Familienforschung ein. Es wird in Kurzfassung Zeitpunkt von u.a. Geburt, Heirat und Tod der einzelnen Familienmitglieder vorgestellt, Lebensdaten werden verknüpft mit Informationen aus den unterschiedlichen Archivalien (z.B. Beruf, Wohnort, Vermögen). Daten zu Nachkommen vervollständigen das Bild.

Das Schicksal vieler Familien kann dadurch über mehr als ein Jahrhundert nachgezeichnet werden. Allerdings fehlen wesentliche Anmerkungen zum weiteren Leben bis hin zum Dasein unter der nationalsozialistischen Diktatur. Offenbar war es nicht Anspruch des Autors, entsprechende Informationen mit in sein Buch aufzunehmen. Ein Verweis auf das Gedenkbuch der Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933-1945, Koblenz 1986, und die Kurzliste mit den 10 in Steinbach geborenen und mehrheitlich vor 1933 verzogenen jüdischen Steinbachern, die alle in Konzentrationslagern in Osteuropa umgebracht wurden, reicht eigentlich nicht aus (S. 40). So müssen sich Interessierte selbst um Hinweise auf das Schicksal der Steinbacher Juden nach 1933 bemühen.

Mit einem umfangreichen Register (Orte und Berufe) endet der Hauptteil mit Kapitel sechs. Es schließt sich mit dem siebten Kapitel das Quellen- und Literaturverzeichnis an. Im Anhang, Kapitel acht, finden sich umfangreiche Statistiken, die

Einblicke in die Sozialstruktur Steinbachs liefern.

Vielleicht etwas unzusammenhängend und an anderer Stelle passender einzubringen, folgt ein Unterkapitel über Viehhandelsprotokolle im Landkreis Gießen. Hierüber ist vom Autor jüngst ein entsprechender Beitrag erschienen (MOHG Nr. 92, 2007).

Den umfangreichen Schluss des Bandes bildet das neunte Kapitel mit rund 60 Seiten Abbildungen: Dokumente und Fotos, die stumme Zeugen des Zusammenlebens innerhalb der dörflichen Gemeinschaft Steinbachs sind. Gezeigt werden z.B. Belege aus Archivalien zu den ersten in Steinbach lebenden Juden oder Fotos jüdischer Bürger in Steinbach. Eine Besonderheit sind Fotos der ehemaligen Mikwe im Keller des Hauses Rathausplatz 24. Leider scheint es keine Einzelabbildung der ehemaligen Synagoge im Garbenteicher Weg 1 zu geben. Sie ist nur schemenhaft auf einem Gruppenfoto erkennbar (S. 162).

Bezeichnend für die Arbeitsweise des Autors ist die akribische Untersuchung der Archivalien, die auf Stimmigkeit der angegebenen Daten abhebt. Diese Herangehensweise unterscheidet sich wohltuend von anderen familienforscherischen Arbeiten.

Das Bestreben, Formen des dörflichen Zusammenlebens im 19. Jahrhundert für heutige Leser und Leserinnen nachvollziehbar zu machen, äußert sich u.a. am Beispiel der Darstellung der Sozialstruktur in

Form von Statistiken. Es wird z.B. berichtet, dass nur Gießen und Großen-Buseck von allen Gemeinden des Landkreises Gießen mit ihrem Anteil an jüdischen Bewohnern an der Bevölkerung um die Mitte des 19. Jahrhunderts höher lagen als Steinbach. Die in Steinbach lebenden Juden stellten zudem um die Jahrhundertmitte mit 10% den höchsten prozentualen Anteil an der Gesamtbevölkerung (S. 6).

Die Publikation ist ein wichtiger Beitrag zur regionalen Geschichte und lesenswert für alle, die sich mit der Vergangenheit der jüdischen Steinbacher beschäftigen möchten.

Susanne Gerschlauer, Staufenberg

Bruno W. Reimann: Avantgarden des Faschismus. Studentenschaft und schlagende Verbindungen an der Universität Gießen 1918-1937. Analyse. Frankfurt am Main u.a. 2007, 215 S., 29,80 Euro. ISBN 978-3-631-55610-8

Der Soziologe Bruno Reimann, bekannt durch seine kritischen Beiträge zur Geschichte der Gießener Universität während der Zeit des Nationalsozialismus, hat unter dem Titel „Avantgarden des Faschismus. Studentenschaft und schlagende Verbindungen an der Universität Gießen 1918-1937“ einen neuen Band zur studentischen Geschichte der Weimarer Republik und des „Dritten Reichs“ vorgelegt. In einem historisch-politischen Überblick und einer detaillierteren Auswertung des „völkisch-nationalen

Diskurses“ in einzelnen Gießener Studentenverbindungen will er belegen, dass die Korporationen als „Vortrupps und Seitengänger des Nationalsozialismus“ eine zentrale Funktion auf dem Weg zum Hochschulsystem des Dritten Reichs einnahmen.

Nach dem Ersten Weltkrieg orientierte sich die Studentenschaft unter der traumatischen Erfahrung der militärischen Niederlage vielfach am Leitbild des „Frontkämpfers“, der die „erste politische studentische Avantgarde der Weimarer Republik“ bildete (S. 51). Die Rechtskonservativen sammelten sich im Hochschulring Deutscher Art und im Deutsch-völkischen Schutz- und Trutzbund, völkisch-antidemokratischen Gruppierungen von maßgeblichem Einfluss auf die politische Landschaft an der Hochschule. Bereits im April 1923 entstand in Gießen die erste Ortsgruppe der NSDAP, die indessen schon wenige Tage nach ihrer Konstituierung mit der Partei in ganz Hessen verboten wurde. Als die Frontgeneration Mitte der 20er Jahre die Universitäten verließ, hinterließ sie eine Form von „Apolitie“, die aber nach Reimann bald wieder beseitigt war. Ab etwa 1927 kam es zu einer Repolitisierung und der Gründung von Studentengruppen in allen politischen Lagern. So wurde 1929 durch Burschenschafter (vor allem Alemannen) eine Hochschulgruppe des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes (NSDStB) gegründet und im November des Jahres durch den Senat genehmigt.

Sie erreichte bereits 1931 die Mehrheit der AStA-Mandate und bemühte sich um die Durchsetzung ihres Totalitätsanspruchs, die ihr, nach Reimann auch mithilfe der Korporationen als „organisierte[r] Vorhut und Speerspitze der braunen Studentenbewegung“ (S. 97), nach der „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten letztlich auch gelang.

Tatsächlich war die Haltung der einzelnen Korporationsverbände trotz der - oft nur unwillig vollzogenen - Annäherung in Waffenring und Erlanger Verbände- und Ehrenabkommen zu Beginn der 20er Jahre viel weniger homogen, als Reimann das suggeriert. Gewiss kam den schlagenden Korporationen für die politischen Prozesse innerhalb der Studentenschaft eine tragende Rolle zu. Die spätere Interaktion mit den Nationalsozialisten war aber keineswegs Konsens, und die von Reimann ins Feld geführte Liaison der korporationsgestützten Großdeutschen Arbeitsgemeinschaft mit dem NSDStB (S. 120f.) erscheint durch die nachfolgende Eskalation des Konflikts zwischen Gießener Senioren-Convent (SC) und NSDStB, insbesondere in der Auseinandersetzung mit den NS-Hochschulgruppenführern Bernhard Edler von Graeve und Hans-Jürgen Adam in einem anderen Licht. Zu den grundsätzlichen Kritikpunkten an der Arbeit gehört, dass sie gerade solche Aspekte ignoriert. Das ist wohl auch auf mangelnde Quellenkenntnis zurückzuführen, denn Reimann hat hier nicht einmal die Überlieferung des Universitäts-

archivs herangezogen; entsprechende Nachweise sucht man jedenfalls vergebens. Zentrale Aspekte wurden auch an anderer Stelle einfach unterschlagen. Auffällig ist etwa, dass die Rolle des Vertreter-Convents der Turnerschaften (VC) nicht thematisiert wird, der mit Hans-Jürgen Adam (Turnerschaft Arminia) immerhin einen exponierten Vertreter an der Spitze der Studentenschaft stellte und im Dezember 1934 neben der Deutschen Sängerschaft und der Deutschen Burschenschaft treibende Kraft hinter der Bildung des Völkischen Waffenrings war.

Nur anderthalb Seiten widmet Reimann der Ausgrenzung der Juden und dem Kampf gegen die jüdische Verbindung Staufia; kein Wort verliert er über die Durchführung der Arierbestimmungen in den Korporationen. Sie beschränken sich auf den lapidaren Hinweis, dass „viele schlagende Verbindungen [...] bereits lange vor 1933 einen [...] Arierparagraphen“ hatten (S. 150). Keine Zeile über die Umsetzung der entsprechenden Bestimmungen bis 1934 und die unterschiedliche Interpretation des Begriffs „jüdisch versippt“, die schließlich zur Spaltung des Allgemeinen Deutschen Waffenrings führte. Mit den Erinnerungen des Starkenburgers Willy Ritter Liebermann von Wahlendorf (Erinnerungen eines deutschen Juden 1863-1936, München/Zürich 1988) liegt zudem gerade aus Gießen ein seltenes Zeugnis aus der Perspektive eines Betroffenen vor, und in den Akten des Kösener Ver-

bandsarchivs ist die die Durchführung der Arierbestimmungen betreffende Korrespondenz nahezu vollständig überliefert.

Die undifferenzierte und lückenhafte Darstellung fordert dazu auf, die Quellen der Studie kritisch zu prüfen. Von den zeitgenössischen Veröffentlichungen hat Reimann neben dem Gießener Anzeiger und dem internen Blatt der Alemannen in erster Linie die 1939 herausgegebene Chronik des Corps Teutonia herangezogen, die mit über 50 Nennungen im Anmerkungsapparat weit vor anderen Werken rangiert. Forschungsgeschichtlich und im Hinblick auf die Rezeption der Ereignisse durch unmittelbar Beteiligte ist das Werk durchaus interessant. Bei NS-Traditionsquellen wie dieser hätte man sich aber eine etwas ausführlichere Quellenkritik und Rücksicht auf Entstehungskontext und Intention des Textes gewünscht. Der Vorwurf an die Korporationen, sie würden andere Quellen „unter strikter Kontrolle“ halten, weil „vermutlich [...] alles noch viel schlimmer war“ (S. 133), kann leicht als Polemik entlarvt werden. Die Archive des Kösener Senioren-Convents-Verbandes (im Institut für Hochschulkunde, Universität Würzburg) und der Deutschen Burschenschaft (Depositum im Bundesarchiv Koblenz) zum Beispiel sind der Öffentlichkeit durchaus zugänglich. Reimann hat keines der großen Verbandsarchive genutzt. Das gilt im gleichen Maße für die Verbändepresse, deren kriti-

sche Sichtung der Arbeit durchaus gut getan hätte.

Anhand des Literaturverzeichnisses lässt sich diese Aufzählung von Desiderata nahtlos fortsetzen. Reimann führt immerhin elf eigene Veröffentlichungen auf, es fehlen aber selbst grundlegende Arbeiten wie die Habilitationsschrift von Michael Grüttner (Studenten im Dritten Reich, 1995) oder Rosco G. S. Webers „Die deutschen Corps im Dritten Reich“ (dt. 1998) mit einem von Wolfgang Wippermann zusammengestellten ausführlichen Überblick über den damaligen Stand der Forschung. Reimanns Vorwurf an Autoren aus den Reihen der Korporationen, sie betrieben „Verleugnung, Beschönigung und Relativierung“ (S. 12), wird durch seine dürftige Quellen- und Literaturrecherche konterkariert.

Die gesamte Darstellung wirkt oberflächlich, einseitig und entbehrt - wie im Falle des Austritts der späteren „Alten Burschenschaft“ aus der DB - oft des nötigen Hintergrundwissens. Das gilt nicht nur für überverbandliche Institutionen wie die Deutsche Studentenschaft und den Allgemeinen Deutschen Waffering, sondern auch für die Situation in Gießen selbst. Eine sachlich-kritische Analyse ist auf dieser Basis schwer möglich. Trotz seiner offenbar jahrelangen Arbeit (der zugehörige „Quellenband“, ein buntes Sammelsurium von Presseartikeln und wenigen anderen Textzeugnissen, erschien immerhin schon 2002) hat Reimann damit zur For-

schung leider wenig Substantielles beizutragen.

Florian Hoffmann, Hannover

VI. Aus dem Vereinsleben

Zusammen gestellt von Dagmar Klein (Schriftführung)

Die Exkursionen und Vorträge der Jahre 1991-1999 sind in MOHG 84/1999 publiziert, zusammen gestellt vom damaligen Schriftführer Prof. Dr. Hans-Heinrich Kaminsky; die von 1999/2000-2004 sind in MOHG 89/2004 publiziert, seitdem fortlaufend in den Jahressbänden.

1. OHG-Vorträge 2007/08

2007

- | | | |
|------------------|--|---|
| 10. Okt.
2007 | Theater vor dem Theater - Aus der Frühzeit des Gießener Theaterspiels | Dr. Ludwig Brake,
Stadtarchivar Gießen |
| 24. Okt.
2007 | 800 Jahre Hl. Elisabeth: Die Ausgrabung 1970/71 als Schwerpunkt der Marburger Ausstellung | Dr. Rainer Atzbach,
Archäologe Marburg |
| 07. Nov.
2007 | 800 Jahre Hl. Elisabeth: Die Ausgrabungen 1995-2007 im Umfeld der Elisabeth-Kirche in Marburg | Dr. Christa Meiborg,
Landesamt für Denkmalpflege Marburg |
| 28. Nov.
2007 | Musen hinter Festungsmauern - Universität und Stadt Gießen in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts | Dr. Carsten Lind, Uni-
versität Gießen |
| 12. Dez.
2007 | Reaktion und Reform - Der Gießener Universitätskanzler Justin von Linde im Vormärz | Dr. Michael Breitbach,
Universität Gießen |

2008

- | | | |
|------------------|---|---|
| 16. Jan.
2008 | Stadt und Universität auf dem Weg zum Dialog in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts | Dr. Ludwig Brake,
Stadtarchivar Gießen |
| 30. Jan.
2008 | Frischer Wind. Wie Luftpumpe und neue Medizin nach Gießen kamen: Michael Bernhard Valentini | Dr. Ulrike Enke, Uni-
versität Gießen |
| 06. Feb.
2008 | Emily Freifrau von Fritsch – Hilfschwester im Gießener Lazarett während des 1. Weltkriegs | Dr. Jutta Failing,
Kulturwissenschaft-
lerin Gießen/Frankfurt |

- | | | |
|------------------|---|--|
| 27. Feb.
2008 | Mäzenatentum in Gießen – Detektivarbeit zum Fall Gail | Prof. Dr. Hans-Joachim Weimann,
Forstdirektor a.D.
Biebertal |
| 12. Mrz.
2008 | Lahnau-Waldgirmes - Eine römische Stadtgründung zur Zeit des Kaisers Augustus | Dr. Armin Becker,
Römisch-Germanische
Kommission Frankfurt |

2. OHG-Exkursionen 2007

H = Halbttag, G = Ganztag, T = Tage

- | | | |
|---|--|---|
| 17. Mai
2008
(G) | Kassel: „König Lustik!? Jérôme Bonaparte und der Modellstaat Königreich Westphalen“ | Prof. Dr. Helmut Berding und Dr. Michael Breitbach |
| 21. Juni
2008
(H) | Grünberg: Stadt- und Museumsführung | Dr. Ludwig Brake |
| 17. Aug.
2008 (T) | Darmstadt: Alter Friedhof und Mathildenhöhe
<i>Ausgefallen wegen zu geringer Anmeldungen.</i> | Dagmar Klein und Dr. Brigitte Cornelius
(Freundeskreis Alter Friedhof) |
| 30. Aug.
2008
(H) | Villmar: Lahnmarmor in Steinbruch und Museum
<i>Ausgefallen wegen zu geringer Anmeldungen.</i> | Manfred Blechschmidt und Dagmar Klein |
| 14. Sept.
2008
(Teilnahme variabel) | Tag des offenen Denkmals: Thema Archäologie und Bauforschung: Archäologische Stätten im Landkreis Gießen
<i>Ausgefallen wegen Erkrankung des Referenten</i> | Manfred Blechschmidt |

3. Ehrungen für langjährige Mitgliedschaft

Seit der Mitgliederversammlung 2003 wird die langjährige Mitgliedschaft mit einer Urkunde gewürdigt. Am 14. Mai 2008 wurden geehrt für:

25 Jahre Mitgliedschaft (20):

Hilde und Günter Arnold, Ilse und Helmut Bellof, Stephan Bender, Gertrud Bork, Helga Fischer, Dr. Marianne Gilbert, Dr. Helene W. Haibach, Dora Ommert, Adolf Sauerwald, Dr. Gerd Schwarz (alle Gießen), Ilse Reinholz-Hein (Buseck), Gertrud und Wilfried Roth (Lich), Marie-Luise Westermann (Linden), Michael Müller (Lollar), Winfried Schunk (Butzbach), Gerulf Herzog (Dexheim), Dr. Eva-Marie Felschow (Wetzlar)

30 Jahre Mitgliedschaft (27)

Marie Becker, Ernst Behm, Stephanie Berger, Volker Bouffier, Marie Elisabeth Conner, Sigrid Euler, Norbert Fischer-Schlemm, Roswitha Führer, Dr. Otto Gärtner, Dr. Bernhardt Höpfner, Anneliese und Günter Katzfuß, Willi Müller, Dr. Ingrid Oesterle, Margarete und Dr. Siemer Oppermann, Annelore und Werner Rinn, Karola Rühl, Dr. Ingrid Weg-Rupp (alle Gießen), Klaus Engelbach (Braunfels), Ehrengard und Heinrich-Jürgen Rumpf, Waltraud und Dr. Eberhardt Thomas (Buseck), Hans Görnert (Görlitz), Rudolf Richter, Dieter Wagenknecht (Wettenberg)

Zu **Ehrenmitgliedern** wurden ernannt:

2007: Prof. Dr. Peter Moraw (Gießen)

2008: Dr. Jürgen Leib (Wettenberg) und Karl-Otto Unruh (Laubach)

V. Presseberichterstattung

Über die OHG-Vorträge im Winterhalbjahr 2007/08

Lessing schickt den Hanswurst in den Ruhestand

Vortrag „Theater vor dem Theater“ von Ludwig Brake beim Oberhessischen Geschichtsverein - Studentische Liebhaber

Der Vortrag „Theater vor dem Theater - Aus der Frühzeit des Gießener Theaterspiels“ von Stadtarchivar Dr. Ludwig Brake eröffnete am Mittwochabend im Netanya-Saal des Alten Schlosses die Vortragsreihe des Oberhessischen Geschichtsvereins in diesem Winterhalbjahr. Zum Doppeljubiläum Stadttheater und Justus-Liebig-Universität wollte sich das Stadtarchiv mit einem Thema einbringen, das auch eine breitere Öffentlichkeit interessiere, sagte Brake.

Die Theatergeschichte vor dem Theaterbau ist letztmalig 1932 zum 25-jährigen Bestehen des städtischen Musentempels untersucht worden. Daher hat Brake gemeinsam mit Eckhard Ehlers sich dieses Themengebietes angenommen. Die Ergebnisse der aufwendigen Detailrecherchen, wie die Auswertung von Gießener Zeitungen, wurden mit vielen illustrierenden Bildprojektionen im Vortrag vorgestellt. Überdies erschien eine Dokumentation („Theater vor dem Theater“ von Brake und Ehlers).

Die Geschichte des Theaterspiels ist eng verknüpft mit der Universität. Die Anfänge allerdings liegen in der Dunkelheit, da keine Quellen erhalten sind. Man geht aber davon aus, dass im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts die ersten Theatertruppen, wie Commedia dell'arte-Truppen, in Gießen

Station machten, da sich in dieser Zeit im deutschen Reich ein weltliches Theaterleben entwickelte.

Die Ansprüche der Schauspieler und des Publikums waren nicht besonders hoch; oft begnügte man sich mit einer Podiumsbühne, meistens im Freien, und einem Zwischenprospekt. Die Universität aber ist die eigentliche Keimzelle des Gießener Theaterlebens. So führte zu Fastnacht Konrad Bachmann, Lehrer am Paedagogium, mit seinen Schülern auf dem Markt biblische Historien auf, wie es damals Sitte war. Zur Einweihung der Universität 1607 leistete eben dieser Lehrer seinen Beitrag: „Der Raub der jungen Sachsenprinzen“ wurde mit Studenten am 9. Oktober aufgeführt unter Anwesenheit von Landgraf Ludwig, dem das Stück gefiel. Im 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts haben die Aufführungen von Studenten sowie Gastspiele von Schauspiel- und Gauklertruppen die Theaterlandschaft der Universitätsstadt bestimmt.

Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts bildete einen Schwerpunkt in den Ausführungen des Vortragenden. Es war die Zeit, in der Lessing, der Verfasser der „Hamburgischen Dramaturgie“, den Hanswurst in den Ruhestand schickte. Gießen wurde von den rund 50 Theaterkompanien mit 1000 Mimen, die seit 1850 durch

Deutschland zogen, nur sporadisch gestreift. Brake führte dies unter anderem auf ein fehlendes Hofleben zurück. In der Nachbarstadt Wetzlar, wo das Reichskammergericht ansässig war, gastierten dagegen regelmäßig Ensembles.

Der Professor der Dichtkunst und Poesie Christian Heinrich Schmid (1746 bis 1800), ein profunder Kenner des Metiers und eine Persönlichkeit von überregionaler Bedeutung, war prägend für das Gießener Theaterleben. Das studentische „Liebhaber-Theater“ rief er gemeinsam mit seinem Studenten Friedrich Christian Laukhard 1778 ins Leben. Gemäß dem Aufklärer Lessing setzte sich Schmid, wie auch Laukhard, für die „sittliche Läuterung“ durch Erregung von Furcht und Mitleid und der Entfaltung und Entwicklung von Charakteren auf der Bühne ein. Schmid legte sich sogar mit Goethe wegen dessen „Götz von Berlichingen“ an, worauf ihn der Dichturfürst in einem Brief als „der Scheißkerl in Gießen“ bezeichnete.

Rosenwunder war nur Legende

Dr. Rainer Atzbach sprach beim Oberhessischen Geschichtsverein

Trotz der vielen Festlichkeiten anlässlich der Geburtstage von Theater und Universität in der eigenen Stadt versäumt es der Oberhessische Geschichtsverein nicht, auch der bedeutendsten Frauengestalt des deutschen Mittelalters seine Reverenz zu erweisen. Der erste von zwei Vorträgen, die den 800. Geburtstag der Heiligen Elisabeth würdigen, fand am Mittwochabend im Netanya-Saal des Alten Schlosses statt. Der Referent Dr. Rainer Atzbach hatte sich das

Des Weiteren erfuhren die Zuhörer etwas über die verschiedenen Spielstätten. Bis 1611 wurden auf dem Marktplatz die Schauspiele dargeboten, danach wurden Aufführungen in den Räumen der Universität und dem neu errichteten Collegiumsgebäude möglich. Im Marstall, zwischen Neuem Schloss und Collegiumsgebäude gelegen, wurde später einige Jahrzehnte lang gespielt. Seit dem 19. Jahrhundert dienten Gaststätten (Loos'scher Felsenkeller) und Hotels (Hotel Einhorn am Lindenplatz/Ecke Walltorstraße) als Aufführungsorte.

Auch eine Beschreibung des ersten Theaterbesuchs des 12-jährigen Alfred Bock (1859 bis 1932) im Leib'schen Saal gab Brake zum Besten: Neben dem Saal befanden sich zahlreiche Stallungen, die voll waren, wenn Viehmarkt abgehalten wurden. Die Exklamationen der Schauspieler wurden oft vom Gebrüll der Kühe, Ochsen und Kälber begleitet.

Tanja Löchel (tjl); erschienen am 12.10.2007 im Gießener Anzeiger

Thema „800 Jahre Heilige Elisabeth: Die Ausgrabungen 1970/71 als Schwerpunkt der Marburger Ausstellung“ gewählt.

Dr. Atzbach hob hervor, dass bereits das Geburtsdatum der späteren Heiligen nicht gesichert sei und der 7. Juli 1207 anhand der Information, dass sie im Alter von 24 Jahren verstarb, errechnet worden sei. Auch für ihren Geburtsort käme man lediglich auf Verdachtsorte, neben einer Stadt in Nordungarn kämen dafür sowohl

das heutige Budapest wie das slowakische Bratislava/Pressburg in Frage. Gesichert ist hingegen, dass die ungarische Prinzessin im zarten Alter von vier Jahren, reich ausgestattet als spätere Braut des Thüringer Landgrafen Ludwig, auf die Wartburg bei Eisenach kam.

Der Referent unterstrich, dass alle zeitgenössischen Berichte über Elisabeth unter dem Aspekt des Heiligsprechungsverfahrens zu sehen seien, doch könne ihre 1221 geschlossene Ehe mit Ludwig IV. durchaus im Sinne der klassischen Minne als Liebesheirat gewertet werden. 1226 leistete Elisabeth Konrad von Marburg ein Gehorsamsgelübde, was sie auch zu Keuschheit (im Falle der Witwenschaft) und „gerechter Speise“ verpflichtete, was bedeutete, dass ihre Nahrung nur „gerechter“ Herkunft sein dürfte. Dies habe dazu geführt, dass Elisabeth bei Hofe nicht selten als „Besserwisserin“ verstanden wurde, was 1227 zur Eskalation der Spannungen führte.

Ihr Verhältnis zu Konrad von Marburg werde oft im Sinne einer völlig überzeichneten Schwarz-Weiß-Darstellung gesehen, wozu nicht zuletzt überlieferte Berichte von Geißelungen durch ihren geistigen Führer verführten. Geißelung sei aber Tradition in allen großen Religionen und diese seien auch durch Elisabeths Dienerinnen vorgenommen worden.

Nach dem Tod ihres Mannes auf dem Kreuzzug habe Konrad für Elisabeth noch eine Abfindung von 2000 Mark für sie ausgehandelt, was heute wenig erscheine, aber den Wert eines Landgutes gehabt habe, und die Nutzung eines Grundstücks in Marburg erreicht. Elisabeth hatte schon vor ihrer

Marburger Zeit von sich reden gemacht, als sie 1226 während einer Hungersnot in Thüringen am Fuß der Wartburg ein Hospital gründete und darin – für eine Adlige unerhört – selbst mitarbeitete.

In Marburg wurde Elisabeth in ein graues Gewand eingekleidet, arbeitete als „Schwester in der Welt“ und verschenkte nach und nach ihren ganzen Besitz. Das von ihr gegründete Hospital weihte sie dem heiligen Franziskus. Sie verstarb 1231 in der Nacht vom 16. auf den 17. November, wurde vier Tage aufgebahrt, wobei eine große Menschenmenge von ihr Abschied nahm, sich bei der Suche nach Reliquien aber nicht nur an ihren Gewändern, sondern auch an ihrem Körper vergriff. Konrad ließ eine Steinkirche über ihrem Grab errichten, gezielt hatte er auf ihre baldige Heiligsprechung hingearbeitet.

Der Referent verwies darauf, dass unter 700 Berichten zur Heiligsprechung 163 von Wundern an ihrem Grab berichten, von Wundern zu ihren Lebzeiten aber keine Rede ist. Daher müssten die schönsten Berichte wie die vom Kreuz-, Mantel- oder Rosenwunder in eine spätere Zeit und das Reich der Legende verwiesen werden.

Nicht ganz ohne Besonderheiten ist auch die Geschichte der Ausgrabungen von 1970/71, die dem damaligen Studenten Ubbo Mozer übertragen worden waren. Ausgewertet wurden die Funde erst ein Jahr vor dem Jubiläum. Als gesichert kann gelten, dass freigelegte Reste eines Ständerbaus aus Elisabeths Zeit stammen, dessen Restauration die Besucher per Computeranimation nachvollziehen konnten. Eine Herdstelle aus Elisa-

beths Zeit lässt auf ein Wohnhaus schließen, an der Außenseite angeschmorte Kacheln lassen darauf schließen, dass nach einer ersten elenden Notunterkunft Elisabeth über die innovative Technik des Kachelofens verfügen konnte. Detaillierte Angaben zum Konradbau, der Ausrichtung des Hospitals und der Grabtumba, zum Prozessionsweg und den

Erkenntnissen aus den Gräbern eines Friedhofs des 13. Jhs. beendeten einen brillanten Vortrag und steigerten die Erwartungen bis zum gemeinschaftlichen Ausstellungsbesuch.

Hans-Wolfgang Steffek (hw); erschienen am 27. Oktober 2007 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

Verschiedene Sagen werden durch Befunde eindeutig widerlegt

Dr. Christa Meiborg referierte beim Oberhessischen Geschichtsverein und bereitete auf die heutige Exkursion vor

Eine nahezu perfekte Vorbereitung für die Exkursion des Oberhessischen Geschichtsvereins nach Marburg am heutigen Samstag bot besagter Verein mit dem Vortrag von Dr. Christa Meiborg zum Thema „800 Jahre heilige Elisabeth in Marburg: Die Ausgrabungen 1995 bis 2007 um die Elisabethkirche in Marburg“ am Mittwochabend im Netanyasaal des Alten Schlosses. Natürlich waren nicht nur Teilnehmer an der Exkursion gekommen, um dem Vortrag der Berufsarchäologin zu lauschen, der inhaltlich direkt an den Vortrag von Dr. Rainer Atzbach anknüpfte, der vor 14 Tagen über die älteren Grabungen und ihre Ergebnisse referiert hatte.

Die Referentin erklärte eingangs in ihrem mit reichhaltigem Bildmaterial unterstützten Vortrag, dass die Grabungen erst im September beendet worden seien und daher noch längst nicht alle Ergebnisse vorlägen. Während die Elisabethkirche als Grabstätte der 1231 verstorbenen Heiligen von Anfang an als Baudenkmal bekannt war, habe man ihre Bedeutung als archäologisches Denkmal erst in den letzten Jahren erkannt. Nach der Übertragung des noch von der Heili-

gen gegründeten Franziskushospitals an den Deutschen Orden habe sich die um das Hospital gebildete Gemeinschaft erst 1809 aufgelöst.

Bestattungen im Bereich der Kirche wurden bereits 1970/71 in Zusammenhang mit der Umgestaltung des Ketzerbaches gefunden, die Ausgrabungen 1997 im inneren Bereich der Kirche förderten zahlreiche weitere Bestattungen zutage, brachten aber auch neue Erkenntnisse zum Vorgängerbau und zur Baugeschichte.

Weitere Grabungen in Verbindung mit der Neugestaltung des Kirchenvorplatzes mit entsprechender Bewegung des Untergrunds setzten 2006 ein, wobei sich die Archäologen bewusst waren, dass eine ganze Reihe baulicher Überreste erwartet werden konnten. Diese Erwartungen stützten sich, wie die Referentin ausführte, auf einen Plan, der das Aussehen der Anlage um 1734/35 in vielen Einzelheiten dokumentiert, von Damian Hugo Graf von Schönborn im Auftrag des Ordens angelegt wurde und nach ihm als „Schönborn-Plan“ bekannt wurde. Für diesen Plan wurde das gesamte Areal nebst den einzelnen Gebäuden vermessen und in einem

Atlas zusammengestellt. Der Plan, der auch nach heutigen Maßstäben als sehr exakt gelten kann, lässt erkennen, dass der Ordensbezirk von einer mächtigen Mauer umgeben war und am Haupteingang durch einen Torturm gesichert wurde.

Die Grabungen 2006 im Nordwesten des Areals bestätigten zunächst die Existenz eines großen Speichergebäudes, in den Plänen des 18. Jahrhunderts als Kornspeicher bezeichnet, nach der oralen Tradierung „Firma-speicher“ genannt. Dieser wurde laut Referentin in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts oder im 15. Jahrhundert erbaut, hatte die Außenmaße von 13,6 mal 45 m und war eine massive Anlage mit drei Geschossen und Keller mit Kreuzgratgewölbedecke. Während der Speicher bereits 1839 abgerissen wurde, wurden die Kellergewölbe erst in den 1950er-Jahren eingeschlagen und verfüllt. Gefunden wurden auch Fundamente

der mächtigen Umfassungsmauer und die Überreste von zwei weiteren Gebäuden, einem Traufwasserkanal und einer weiteren Trennmauer südwestlich der Kirche.

Ausführlich ging die Referentin auf einen Friedhof ein, der sich direkt südlich der Trennmauer vor der Westfassade der Elisabethkirche befand, etwa 130 Quadratmeter Ausdehnung hatte und zwischenzeitlich völlig in Vergessenheit geraten war. Freigelegt wurden auch die Fundamente der Westfassade der Elisabethkirche, wobei die Befunde verschiedene Sagen eindeutig widerlegen konnten, etwa die, dass die Kirche in sumpfigen Gelände auf Eichenpfählen errichtet wurde oder das Fundament so weit in die Tiefe ragte wie die Türme der Kirche in den Himmel.

Hans-Wolfgang Steffek (hw); erschienen am 10. November 2007 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

Mit der Stadtwache hatten die Studenten einen konkreten Gegner

Dr. Carsten Lind hielt beim Oberhessischen Geschichtsverein einen Vortrag über Universität und Stadt Gießen in der ersten Hälfte des 17. Jahrhundert

Nach zwei Vorträgen, die dem Jubiläumsjahr der heiligen Elisabeth gewidmet waren, wandte sich Dr. Carsten Lind auf Einladung des Oberhessischen Geschichtsvereins im Netanyahu-Saal des Alten Schlosses am Mittwochabend dem 400. Geburtstag der Gießener Universität zu. Er sprach zum Thema „Musen hinter Festungsmauern – Universität und Stadt Gießen in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts“.

Der Referent stellte zunächst dar, dass Gießen in der frühen Neuzeit dem Besucher nicht unbedingt als geeig-

neter Universitäts-Standort erschienen wäre, da es an Herbergen mangelte, kein Gewerbe für den gehobenen Bedarf existierte, die Märkte ohne Fernwirkung waren, allenfalls grobes Tuch als Gießener Produkt bekannt war und nicht einmal eine Apotheke vorhanden war. Auch als Bildungsstätte hatte die Festungsstadt gerade einmal eine Lateinschule zu bieten, und die Einwohnerschaft bestand zum großen Teil aus Handwerkern, Ackerbürgern und Soldaten mit ihren Familien. Allerdings erfolgte die Einrichtung eines Gymnasium illustre 1605, zwei Jahre später zur Hochschule

erhoben, auch nicht aus Vernunftgründen, sondern war direkte Folge des unveröhnlichen religiösen Gegensatzes zwischen den landgräflichen Vettern Ludwig V. von Hessen-Darmstadt und Moritz von Hessen-Kassel, der die Marburger Universität 1605 in den Dienst des calvinistischen Glaubens stellte. Damit sah sich der Darmstädter der Möglichkeit beraubt, lutherische Pfarrer auszubilden.

Nicht zuletzt aufgrund des Rates von Superintendent Vietor, der als Standort einer lutherischen Universität eine Lanze für Gießen brach und dem Landgrafen riet, „ein solch herrlich monumentum dem vaterland zu schaffen“, setzte sich Gießen als Standort gegenüber Darmstadt und Alsfeld durch. Als erstes Gebäude entstand 1611 am Brandplatz das Kolleggebäude, der Landgraf wies neues Baugelände für Hochschullehrer und Handwerker („Neue Bäu“) aus. Doch „nicht nur die Eule der Minerva und die Musen“ nahmen in der Stadt Quartier, sondern auch die Studenten, die bei den Einwohnern Zimmer mieteten und Tischgemeinschaften bildeten, wobei Edikte des Landgrafen von 1612 und 1619 notwendig wurden, waren doch in der 1. Kategorie der Tischgenossen Essen von sechs bis acht Gängen durchaus üblich, was neben dem Getränkekonsum und den anderen Kosten manchen Studenten in die Schuldenfalle trieb.

Zudem wusste der Referent zu berichten, dass sich manche der häufig zwischen 14 und 16 Jahren alten Studiosi aufführten wie junge Adlige, da ihnen Degen und Waffenbesitz in der Stadt ebenso erlaubt waren wie die Jagd in den fürstlichen Wäldern.

Zudem hatte die Universität den Status einer selbstständigen Körperschaft neben der Stadt, sodass der Rektor auch mit der Gerichtsbarkeit betraut sein konnte, wie etwa 1618 in Zusammenhang mit einem Todesfall nach einem Duell „wegen einer leichtfertigen Dirne“.

Häufig kam es, wie Dr. Lind humorvoll zu berichten wusste, zu Auseinandersetzungen mit der Bürgerschaft, denn das nächtliche Leben begann meist dann, „wenn sich die Bürger ihre Schlafmütze aufgesetzt hatten“. Nächtliche Aktionen unter Alkoholeinfluss „der unbeweibten jungen Männer“ erfüllten den Tatbestand des „Tumultierens“ bis hin zum Einwerfen von Scheiben bei unlieb-samen Zeitgenossen ohne Rücksicht auf Rang und Namen. Das eskalierte noch mehr, als eine Stadtwache eingerichtet wurde, die eigentlich die Bürger schützen sollte. Stattdessen hatten die Studenten jetzt einen konkreten Gegner gefunden.

Da die Existenz der Gießener Universität 1623 durch die Rückgabe der Marburger Universität ans Luthertum nicht mehr erforderlich schien, folgten 26 hochschullose Jahre für Gießen. Der Stadt hatte die Hochschule Wohlstand, neue Bauwerke und bessere Infrastruktur wie etwa die Pflasterung von Kirchenplatz und Vorplatz des Kollegengebäudes beschert. Als sich die Landgrafen 1649 einvernehmlich auf je eine eigene Landesuniversität einigten, hatte sich Gießen wieder der Konkurrenz von Darmstadt zu stellen und setzte sich erneut durch, wobei neben Sparpotenzial selbst Argumente eine Rolle spielten wie die, dass der Lahnfisch besser als der Rheinfisch sei oder in

Darmstadt zwar der Wein besser sei, die Gießener Studenten aber meist aus den „Bierlanden“ kämen.

Hans-Wolfgang Steffek (hw); erschienen am 01. Dezember 2007 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

Er vereinte große Ämterfülle auf sich

Oberhessischer Geschichtsverein: Dr. Michael Breitbach sprach über den Universitätskanzler von Linde

Mit einem Vortrag über den Universitätskanzler Justin von Linde setzte am Mittwochabend im Netanyasaal des Alten Schlosses der Oberhessische Geschichtsverein seine Vortragsreihe fort. Der Referent, Vereinsvorsitzender Dr. Michael Breitbach, ist seit 1995 Kanzler der Justus-Liebig-Universität und als solcher ein Nachfolger im Amt des Justin von Linde ist.

Breitbach bezeichnete den 1797 in Brilon Geborenen als einen Mann, der heute allenfalls noch den mit Universitätsgeschichte Befassten vertraut sei. Dies sei umso ungewöhnlicher, da er einerseits Partner solch bedeutsamer Männer wie Metternich und Liebig war, andererseits eine unglaubliche Ämterfülle auf sich vereinigte. Nach einem Studium der Rechts- und Staatswissenschaft folgte bereits 1821 die Habilitation in Bonn, 1823 wurde von Linde außerplanmäßiger, 1826 ordentlicher Professor an der Gießener Universität. Seinen Forschungsschwerpunkt hatte er auf die Lehre von den Rechtsmitteln im Zivilprozess gelegt, wobei er ein ausgeprägtes Misstrauen gegenüber modernen Rechtskörperschaften entwickelte.

1829 wechselte von Linde ins Hessen-Darmstädtische Ministerium, behielt sich aber ausdrücklich die Rückkehr an die Gießener Hochschule vor. Als Geheimer Staatsrat im Innenministe-

rium war von Linde auch Mitglied der Legislative, „oberster Demagogenverfolger“ und nicht zuletzt oberster Aufsichtsbeamter für die anstehenden Reformen der Schulen und Hochschulen. Die Gießener Universität musste von der enzyklopädischen zur Forschungsuniversität umgestaltet werden, zumal Kritik von „hirnloser Paukerei“ und „Ausschweifungen der Studenten“ berichtete. Wie Breitbach hervorhob, nahm von Linde gewissermaßen eine „Verstaatlichung des Schulwesens“ vor, indem er die Schulen aus der kirchlichen Bindung und kommunalen Verstrickungen löste. Von Linde unterwarf alle Reformen dem Maßstab der „sozialen Nützlichkeit“ und sah als Zweck der Universitäten die Förderung der Bildung und sozialen Brauchbarkeit, begriff also die Aufgabe der Hochschulen als „Vorbereitungsschulen für Kirchen- und Staatsämter“.

Ausgesprochen positiv wertete der Referent von Lindes Verdienste bei der Entwicklung der Forschungsuniversität durch Stärkung der empirischen Naturwissenschaften und deren weiterer Differenzierung, Überwindung der nachreformatorischen Familienuniversität und Emanzipation der Naturwissenschaften vom Anhängsel der Medizin. An der 1830 eingerichteten katholischen Fakultät der Theologie und damit der Herauslösung aus dem Mainzer Priester-

seminar hatte der Kanzler, dem ein Zeitgenosse bescheinigte, er „habe sich wie nur wenige Gelehrte ins praktische Leben zu finden gewusst“, ebenfalls einen entscheidenden Anteil.

In seiner Berufspolitik war von Linde an Forscherpersönlichkeiten mit Erfahrung interessiert und verwarf die Forderung, dass Professoren „Landeskinder“ sein mussten, da er Universitäten als Eigentum des gemeinsamen deutschen Vaterlandes ansah. Der Staat war nicht nur zum Finanzier der Universitäten geworden, sondern baute auch seinen Einfluss aus, indem er den Universitäten Privilegien nahm. Ausgesprochen positiv wertete der Referent den Ausbau der Chemie in den 1830er-Jahren und damit auch die Sicherung des Verbleibs von Liebig in Gießen.

Als sich Professoren zunehmend in der Bürgerschaft engagierten

Stadtarchivar Ludwig Brake über die nicht ungetrübte Beziehung zwischen Stadt und Uni

Über die sich intensivierenden Beziehungen zwischen Stadt und Universität Gießen im 19. Jahrhundert referierte Stadtarchivar Dr. Ludwig Brake am Mittwochabend in der Veranstaltungsreihe des Oberhessischen Geschichtsvereins (OHG) im Netanya-Saal des Alten Schlosses. Bindeglied dieser beiden Sphären seien die zahlreichen neu entstandenen Vereine gewesen. Diese Thematik sei weitgehend Forschungsneuland, bemerkte Brake.

Der Stadtarchivar bezog sich in seinen Ausführungen vor allem auf Fakten, die der Historiker Dr. Wilhelm Bingsohn für die Ausstellung des Stadtarchivs zum Uni-Jubiläum „Johanni-

Sein zweites Gesicht zeigte der Kanzler von Linde als unbedingter Verfechter der Metternich'schen Politik in dem als „unruhiges Pflaster“ geltenden Gießen. Politisch Auffälligen wurde der Zugang zu einem Staatsamt verweigert, die Sympathisanten Weidigs wurden suspendiert, die Geisteswissenschaften litten besonders unter dem entstandenen „Klima geistiger Unfreiheit“. So nahm die zunehmende Liberalisierung des Vormärz auch von Lindes Vorstellungen ins Visier der Kritik, so dass der Mann zu resignieren begann, 1846 seinen Abschied einreichte und 1847 auch das Amt des Universitätskanzlers aufgab.

Hans-Wolfgang Steffek (hw); erschienen am 15. Dezember 2007 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

terkreuz und geflügelter Löwe. Stadt und Uni Gießen auf dem Weg zum Dialog - 1850 bis 1920“ zusammengetragen hatte. Eingangs schickte er noch die Bemerkung voraus, dass das gerade zu Ende gegangene Jubiläumsjahr der Universität unter dem Motto stand „was wäre die Stadt ohne die Uni“, man könne aber auch umgekehrt sagen: „Die Stadt ist die Voraussetzung, dass die Uni überhaupt entstehen konnte“.

Trotzdem war das Verhältnis sowohl in sozialer als auch in rechtlicher Hinsicht Jahrhunderte lang von Distanz geprägt. Dies hatte unter anderem einen juristischen Grund, denn Studenten und Hochschulange-

hörige unterstanden einer anderen Rechtsprechung als die Stadtbevölkerung. Im 19. Jahrhundert begann sich eine Kooperation zu entwickeln. Die Professoren, die meistens aus anderen Gebieten zugereist waren, begannen als Staats- und Stadtbürger zu handeln.

Den soziokulturellen Hintergrund hierfür bildete der Wandel von der ständischen zur städtischen Gesellschaft. So lösten auch die Vereine - in Gießen waren das zu Beginn des 19. Jahrhunderts unter anderem der Konzertverein, das Dienstagskränzchen, der Gesellschaftsverein - die alten ständischen Verbände ab. Die Vereine erstreckten sich auf kulturelle Belange, Zerstreuung und Mildtätigkeit. Im Zuge der 48er Revolution blühten auch politische Vereine auf. 1861 wurde der erste Geschichtsverein in Gießen gegründet. Er war eine Art Regionalniederlassung der im Regierungssitz Darmstadt ansässigen Hauptstelle. Dieser Verein hatte keine breite Mitgliederbasis und wechselte im Laufe der Jahre häufig seinen Namen.

Ganz anders verhielt es sich mit dem 1878 ins Leben gerufenen Oberhessischen Verein für Lokalgeschichte, dem Vorläufer des heutigen OHG. Der erste Präsident des Vereins war

Professor Karl Gareis; auch Professor Wilhelm Oncken war aktiv im Verein. Über das Wirken beider Professoren informierte Brake in Folge.

Aber nicht nur in den Vereinen begannen die Hochschulangehörigen sich zu integrieren, sie hielten auch Einzug ins Stadtparlament. So waren die Professoren Albrecht Thaer, Robert Sommer, Georg Gaffky, Ferdinand Fuhr, Magnus Biermer und Wimmenauer politisch aktiv. Der Stadtverordnete Gaffky war überdies auch als Schüler von Robert Koch in Fragen der Hygiene als Gutachter für die Stadt tätig. Auch in Kirchengemeinden engagierten sich vermehrt Hochschullehrer. Das wissenschaftliche Potenzial, das durch die Uni vorhanden war, wurde von der Stadt auch für den Ausbau der Gasleitungen und Kanalisation, dem Bau des Volksbades und anderen städtebaulichen Maßnahmen und Verbesserungen genutzt wie benötigt. Außerdem wäre der Ausbau des Klinikums (Psychiatrie, Medizinische und Gynäkologische Klinik) ohne Kooperation zwischen Universität und Stadt nicht denkbar gewesen.

Tanja Löchel (tjl); erschienen am 18. Januar 2008 im Gießener Anzeiger

Frischer Wind aus Valentinis Luftpumpe

Dr. Ulrike Enke sprach im Oberhessischen Geschichtsverein über ein Kapitel aus der Universitätshistorie

Mit einem medizinhistorischen Thema setzte Dr. Ulrike Enke am Mittwochabend im Netanyasaal des Alten Schlosses den Schlusspunkt unter die thematisch dem Universitätsjubiläum gewidmeten Vorträge

des Oberhessischen Geschichtsvereins. In ihrer Einführung verwies Dr. Eva-Marie Felschow darauf, dass die Referentin durch die Vorbereitungen für das Jubelfest der Hochschule angeregt wurde, sich mit dem Mediziner Michael Bernhard Valentini zu be-

fassen. Enke erklärte zu Beginn ihrer mit faszinierendem Bildmaterial angeereicherten Ausführungen und der anstehenden „tollen Tage“ darauf, dass es sich bei ihrem Vortrag „Frischer Wind. Wie Luftpumpe und neue Medizin nach Gießen kamen“ keineswegs um einen Faschingsscherz handele.

Sie ordnete zunächst den Werdegang des am 26. November 1657 in Gießen geborenen Michael Bernhard Valentini, Sohn des Universitätspedells Velten, der später die latinisierte Namensform Valentinus annahm, in die Zeit der Frühaufklärung ein. Der Dozent lehrte vom Katheder aus. Mit Hippokrates, aber auch Paracelsus, Galen und Avicenna wurden die Medizinstudenten vertraut gemacht. Die erste öffentliche Sektion in Gießen fand 1609 statt, 1615 wurde „eine Weibsperson aus Nidda“ vor zahlendem Publikum sezirt. Nach und nach aber wurde die Buchgelehrsamkeit durch Anschauung, Beobachtung und Vergleich ergänzt, die empirische Forschung gewann an Gewicht, dem erkennenden Geist fiel im Sinne Descartes' eine Schlüsselposition zu. Von englischen Universitäten und der im niederländischen Leiden, die Valentini nach seinem Studium und ersten Berufserfahrungen im Zuge einer Gelehrtenreise aufsuchte, verbreitete sich ein freierer Geist in der Forschung, wobei Heidelberg und Marburg führend waren, frei nach Lichtenbergs Satz: „Man muss etwas Neues machen, um etwas Neues zu sehen.“

Bereits 1683 bewarb sich der im Universitätsmilieu aufgewachsene Valentini, dessen Vater das Buch „Der höfliche Student“ verfasst hatte,

um eine Professur in Gießen im Bereich Medizin.

Die Referentin verwies darauf, dass bei seiner Studienreise nicht zuletzt auch Neugier als Motiv für Valentini eine Rolle spielte, ein Begriff, der im Unterschied zu heute in der Zeit des 17. Jahrhunderts durchaus positiv besetzt war und als Reisemotiv akzeptiert wurde. In Leiden faszinierte den angehenden Gießener Hochschullehrer neben Mikroskopen, Barometern oder der Camera obscura und Laterna magica in erster Linie die Musschenbroeksche „Luftpumpe“. In London traf Valentini zwar nicht direkt mit Landgraf Ernst Ludwig zusammen, der dort gleichzeitig weilte, erhielt aber ein Empfehlungsschreiben nach Paris und konnte Kontakte knüpfen, die für seine Berufung auf die Professur für Naturphilosophie 1687 in Gießen hilfreich waren.

Valentini nahm Kontakt zu Musschenbroek auf und bat um ein Exemplar der Luftpumpe, das er auch erhielt und das eine beachtliche Summe kostete.

Geschickt nutzte der Wissenschaftler diesen Gegenstand als Attraktion für seine Vorlesungen und verkürzte damit den Rückstand auf die Universität Marburg, die bereits ein ähnliches Instrument besaß. Anhand eines Gemäldes von Joseph Wright „Das Experiment mit dem Vogel in der Luftpumpe“ erläuterte die Referentin die Faszination der Vakuumpunkte im Bereich von „Luft, Lebewesen, Leben und Tod“. Otto von Guericke mit seinen Magdeburger Halbkugeln und Blaise Pascal hatten die kirchliche Ansicht „natura abhorrit vacuum“ bereits widerlegt, aber der Experi-

mentator konnte sein Publikum immer noch fesseln, auch wenn die Luftpumpe zurzeit der Entstehung des Wrightschen Gemäldes längst etabliert war. Valentinis regelmäßige Vorlesungen zur Experimentalphysik in den 1690er Jahren hatten aber den Reiz des Neuen und Anteil am Karriereprung Valentinis 1697, der ihm nicht nur das ersehnte Ordinariat in der Medizin brachte, sondern ihn auch noch zum Rektor aufsteigen ließ.

Die Experimente zeigten nicht nur, dass Luft Druck ausüben kann, zur Verbreitung von Schall und Feuer dient, sondern auch, dass ohne sie das Leben schnell zu Ende gehen kann. Als Versuchstiere dienten wohl Vögel, Fische, Wespen, Fliegen, wohl auch Frösche. Enke bezeichnete die Luft- und Vakuumpumpe als para-

digmatisch für eine neue Form der Erkenntnis, statt im Buch wurde im „Buch der Natur“ gelesen.

Sie bescheinigte Valentini die Rolle eines Vorreiters im empirischen Forschungsbereich. Dies bezeichnete sie als umso erstaunlicher, da Valentini aufgrund seiner Abstammung aus einem Lindener Bauerngeschlecht eigentlich kaum eine Karrierechance an einer „Familienuniversität“ hätte haben dürfen und die Gießener Universität selbst bei wohlwollender Betrachtung kaum über die Rolle des Schlusslichts im Vergleich der Universitäten des 17. Jahrhunderts hinausgekommen sein dürfte.

Hans-Wolfgang Steffek (hw); erschienen am 02. Februar 2008 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

Blick auf Lazarettalltag im Ersten Weltkrieg in Gießen

Kunsthistorikerin Jutta Failing erinnert an couragierte Krankenschwester Freifrau von Fritsch

Die Kunsthistorikerin und Autorin Dr. Jutta Failing griff mit ihrem Vortrag „Emily Freifrau von Fritsch - Hilfschwester im Gießener Lazarett während des Ersten Weltkriegs“ am Mittwochabend im Netanya-Saal im Alten Schloss in der Veranstaltungsreihe des Oberhessischen Geschichtsvereins ein Thema auf, das insgesamt sehr selten behandelt wird. Am Beispiel der adeligen, vom Hof Schmitte in Rodheim (Biebertal) stammenden freiwilligen Krankenschwester erhellte Failing auch die Situation der weiblichen Kriegskrankenpflege in Gießen in den Jahren von 1914 bis 1918. Die ebenfalls aus Rodheim stammende Referentin hielt den zahlreichen Vortragsbesuchern zunächst blauweiß karierte Bettwäsche hin,

denn dieses sei der Textilinbegriff für das Reservelazarett. Lebendig erläuterte sie im Folgenden, wie die Frauen als Krankenschwestern in die männlich dominierte Welt des Krieges eindringen, allerdings in einer typisch weiblichen Rolle.

Anhand von Postkarten wurde gezeigt, dass die Kriegskrankenschwestern zu einem Teil der Kriegspropaganda wurden und ein verklärender Mythos von der „Schwester Kamerad“ und deren „treuer Pflege“ entstand. Die freiwilligen Hilfschwwestern und Helferinnen im ersten Weltkrieg arbeiteten ehrenamtlich und stammten aus der Ober- und Mittelschicht.

Emily von Fritsch (geboren 1868 als Freiin van der Hoop) heiratete 1891 den etwa 20 Jahre älteren Husarenrittmeister und großherzoglich-sächsischen Kammerherrn Friedrich Freiherr von Fritsch und lebte in Kassel und im großbürgerlichen, kunstsinnigen Weimar.

Zu Kriegsbeginn 1914 kehrte die 46-jährige gestandene Frau und Mutter zweier Kinder alleine zurück in die Heimat und trat den Dienst im Reservelazarett II in Gießen an. Wie jede Hilfsschwester absolvierte sie zuvor einen dreimonatigen Lehrgang. Die Reservelazarette in und bei Gießen waren der Windhof in Heuchelheim, der Steinsgarten in Gießen, die ehemalige Turnhalle an der Nordanlage Ecke Steinstraße (heute Feuerwehr), das Katholische Schwesternhaus in der Liebigstraße, das Evangelische Schwesternhaus in der Johannesstraße, die Landesheil- und Pflegeanstalt und die Provinzialsiechenanstalt. In diesem 1903 fertig gestellten Gebäudekomplex, heute sind dort die Institute der Juristen und Wirtschaftswissenschaftler untergebracht, arbeitete Emily von Fritsch. Sie pflegte körperlich Versehrte, die zum Teil das Lazarett verlassen durften.

Die Hilfsschwester gingen dann mit ihnen ins Theater oder unternahmen Spaziergänge. Pfingsten 1916 hatte die Freifrau sogar einige Verwundete auf ihr Hofgut eingeladen. Nach der

Genesung gingen die Soldaten sofort zurück an die Front.

Failing hatte aus dem Familienarchiv der Freifrau zahlreiche Dankesschreiben dabei, die die ehemals Verletzten ihr zusandten. Fast durchgängig lautete die Anrede „Liebe Mutter“: Dies schien so eine Art Titel der Emily von Fritsch gewesen zu sein, so Failing. Der ausführliche Wortvortrag wurde durch viele Bilddokumente ergänzt: So sah man auf einem Foto die couragierte Frau auf einem Fahrrad, andere zeigten sie mit Verletzten im Lazarett. Dass sie viele Verdienstkreuze erhielt dokumentierte eine weitere Fotografie.

Am Ende resümierte Failing, dass Emily von Fritsch ein standesgemäßes Leben führte: Sie organisierte den Haushalt, erzog die Kinder standesgemäß, repräsentierte vorbildlich den Gatten und die karitativen Tätigkeiten war die einzig mögliche Art, auch im weitesten Sinne berufstätig zu sein. Ihr Mann wurde in einer der letzten Kriegswochen verwundet und starb in den Masuren. Emily von Fritsch wurde in Rodheim beigesetzt. Eine schneeweiße Marmorbüste, die bereits in Weimar entstand, schmückt das Grabmal.

Tanja Löchel (tjl); erschienen am 08. Februar 2008 im Gießener Anzeiger

Mäzen Gail aus Bewusstsein verdrängt

Lokalhistoriker Hans-Joachim Weimann fährt schweres Geschütz gegen Oberhessisches Museum auf

Mit kriminalistischem Spürsinn trug Prof. Hans-Joachim Weimann Fakten zusammen, die zum einen aufzeigten,

wie einer der bedeutendsten Gießener Mäzene, nämlich der Geheime Kommerzienrat Dr. h.c. Wilhelm Gail (1854 bis 1925), aus dem Bewusstsein

der Stadtbevölkerung verdrängt wurde und wird. Zum anderen würdigte der Referent die großen Verdienste des Stifters und Förderers. Der Vortrag mit dem Titel „Mäzenatentum in Gießen - Detektivarbeit zum Fall Gail“ fand im Netanya-Saal des Alten Schlosses in der Vortragsreihe des Oberhessischen Geschichtsvereins statt.

Das Thema zog viele Besucher an, an deren Fantasie und Spürsinn Weimann appellierte, da seine Entdeckungs- und Enthüllungsarbeit natürlich auch viele Fragen aufwarf, denen über den Vortrag hinaus in Folge nachgegangen werden sollte. Der Vortragende illustrierte seine Ausführungen überdies mit reichlichem Bildmaterial sowie humorvoll mit Zeichnungen des Detektivs Nick Knatterton.

Zu Beginn äußerte Weimann sich zur Publikation „125 Jahre Oberhessisches Museum. Altes Schloss 1980 - 2005“, erschienen 2006. Lediglich sechs Seiten des 117 Seiten starken Buches handeln von der Museums-geschichte: „Von Vergesslichkeit getroffen sind aber der Oberhessische Geschichtsverein und auch der Mäzen Wilhelm Gail“. Einmal würde dieser erwähnt. Der Passus umfasse vier Sätze, in denen neun Fehler seien. Er monierte ferner die Amnesie in Bezug auf den Museumsnamen, denn der richtige Name lautet „Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen“: So werden die Sammlungsbestände im Alten Schloss im Museumsvertrag von 1912/13 mit 70 000 Goldmark bewertet. An dieser Summe haben der Kommerzienrat Gail mit 35 000 Mark, der Geschichtsverein mit 20 000 Mark und die Stadt mit 15 000

Mark Anteil. Nimmt man noch das von Gail gestiftete Völkerkundenmuseum, das 1910 im Turmhaus des Schlosses eröffnet wurde, und die späteren Bereicherungen der Sammlungen hinzu, kommt man für die Gail'schen Museumsstiftungen auf weit mehr als 100 000 Goldmark. Heute entspricht dieser Betrag mehr als zwei Millionen Euro.

Vergessen worden sei der Namensbestandteil „und Gail'sche Sammlungen“ aber auch schon unter dem Direktorat (1933 bis 1938) von Privatdozent Dr. Heinrich Richter. Richter wurde bekannt durch altsteinzeitliche Funde bei Treis an der Lumda. Die Grabungen in den Jahren 1925 und 1926 wurden aber vor allem von Wilhelm Gail finanziert. Als nicht sehr dankbar gegenüber seinem Förderer bezeichnete Weimann die Namensunterschlagung. Eine weitere Frage, der nachgegangen wurde, bezog sich auf die vier Metallbüsten (Georg Büchner, Ludwig Börne, Carl Vogt, Wilhelm Liebknecht) vor dem Alten Schloss. Allen diesen sei gemeinsam, dass sie Gießen verlassen hätten. Die Mäzene aber fehlten noch; denkbar wären unter anderem Heichelheim, Bock und Gail, so Weimann.

Verluste und verschollene Exponate waren ebenfalls ein Thema. 1917 wurde die „Arnsburger Madonna“, eine 117 Zentimeter hohe Schnitzfigur, eher 14. als 15. Jahrhundert, für die Gail'schen Sammlungen erworben. In den 30er Jahren sei sie sorgfältig restauriert worden; seit der Nachkriegszeit sei sie verschwunden, so Weimann. Gail stiftete zum 300-jährigen Jubiläum der Universität eine römische Nachbildung des griechi-

schen Kopfes des Philosophen Metrodor, einem Schüler von Epikur. Bis zum Kriegsende, so vermutete der Referent, müsse er sich im Keller des Alten Schlosses befunden haben. Die Büste sei verschwunden und habe sich dann im Besitz eines Friedberger Sammlers befunden, der sie als Tauschobjekt an das Wetteraumuseum weitergegeben habe. Zum 44. Jubiläum habe das Museum den Metrodor nach Gießen ausgeliehen.

Ferner wies Weimann auf eine heutige nachlässige Museumsdidaktik in Gießen hin. Anhand von Beispielen erläuterte er unzureichend oder falsch beschriftete Ausstellungsstücke. Die Schändung des Grabmals Gail vor

dem Himmelfahrtstag 2006 wurde ebenfalls ausführlich angesprochen (dem steinernen Bildnis des älteren Bruders Wilhelm Gails, Georg, wurde der Kopf abgeschlagen). Alles in allem bot der Abend sehr viel Stoff, der nach weiteren Recherchen oder Stellungnahmen verlangt.

Der Forstwissenschaftler Prof. Weimann war langjähriger Mitarbeiter und Direktor der hessischen Forsteinrichtungsanstalt in Gießen. Er ist in einer Fülle von Vereinen tätig und engagiert sich im Freundeskreis Gail'scher Park in Rodheim.

Tanja Löchel (tjl); erschienen am 29. Februar 2008 im Gießener Anzeiger

Römer an der Lahn

Dr. Armin Becker sprach über Waldgirmes

Der Not gehorchend, nicht der Erkenntnis, dass erfahrungsgemäß die meisten Besucher der Vorträge des Oberhessischen Geschichtsvereins bei archäologischen Themen zu verzeichnen sind, hatte man sich am Mittwochabend in der Kunsthalle versammelt, um sich von Dr. Armin Becker im Vortrag über „Lahnau-Waldgirmes – Eine römische Stadtgründung des Kaisers Augustus“ über den neuesten Stand der aus den Grabungen gewonnenen Erkenntnisse informieren zu lassen.

Becker ging zunächst auf die geographische Lage von Waldgirmes auf einer Terrasse über der Lahn ein und verwies auch auf die günstige Situation des Platzes im Schnittpunkt eines Wegenetzes der römischen Lager im Lipper Land und im Wetterautanus-Bereich. Im benachbarten Dorlar befand sich ein Marschlager,

von dem aber ausschließlich die Umwehrgung Spuren hinterlassen hat, aber keine feste Innenbebauung. Ein kleines Marschlager ist, wie der Referent in seinem durch aufschlussreiches Bildmaterial in modernster Präsentationstechnik ergänzten Vortrag feststellte, auch für Waldgirmes nachweisbar. Die römische Stadt selbst wurde auf einem großen eisenzeitlichen Gräberfeld angelegt, das typisch germanische Gräber enthält und von etwa 200 v. Chr. stammt.

Als hilfreich für die Datierung der Stadtanlage erwiesen sich insbesondere Münzfunde, die im Vergleich mit Fundorten wie etwa Kalkriese und Haltern, beide etwa zeitgleich mit Waldgirmes, den Schluss erlaubten, dass die Römerstadt an der Lahn um 4 v. Chr. gegründet und nach der Varusschlacht gegen Ende des Jahres 9 n. Chr. aufgegeben wurde. Die Umwehrgung habe dem typischen Bild

einer römischen Anlage zu dieser Zeit entsprochen, mit zwei Türmen sowie innerem und äußerem Spitzgraben, wobei bei den langen Gräben in 90 cm Abstand Pfosten errichtet wurden. Becker hob die beiden Vorteile dieser Bauweise ausdrücklich hervor: Zum einen konnte die gesamte Anlage relativ schnell errichtet werden, zum zweiten war sie für in Belagerungstechnik eher ungeübten Völkern wie die Germanen nur schwer zu nehmen.

Durch den Vergleich mit einem nahezu zeitgleichen Fund aus dem schweizerischen Oberwinterthur konnte eine erste öffentliche Wasserleitung in Waldgirmes für die Zeit von 4 v. Chr. bis 9 n. Chr. nachgewiesen werden. Weniger Funde als erhofft brachte ein Brunnenschacht von sechs Metern Tiefe mit Holzverschalung aus Spaltbohlen, die dafür aber eine exakte Datierung erlaubten, da die dafür benötigten Bäume im Winter von 4 auf 3 v. Chr. gefällt wurden. Auch wenn die Ergebnisse der Pollenanalyse noch ausstehen, konnte der Referent doch anhand von gefundenen Olivenkernen den Beweis antreten, dass deren Export ins raue Germanien offensichtlich funktionierte.

Durch Vergleich mit Legionslagern vom Typ Haltern sowie den Siedlungen des Typs „vicus“ mit Streifenhäusern machte der Vortragende deutlich, dass Waldgirmes ein ganz anderer Plan zugrunde lag. Kasernen fehlen, aber auch eine reine Streifenanordnung existiert nicht. Vielmehr fällt eine blockartige Bebauung entlang der Straßen auf, mit einem Porticus zur Straße hin, die nach Ansicht Dr. Beckers stark an die Bebauung römischer Städte erinnert.

Anschließend lernten die Besucher verschiedene Gebäudetypen aus Waldgirmes kennen, etwa den Speicherbau auf erhöhtem Boden, zwei weitere Bauten mit fast identischem Grundriss, wohl nach der Straße hin offene Schuppenbauten, und als den hier wichtigsten Gebäudetyp die Atriumhäuser. Die waren, so der Referent, für Germanien eher selten und dienten in Militärlagern als Unterkunft für hohe und höhere Offiziere.

Die besondere Aufmerksamkeit der Archäologen gilt einem großen Platz, der an ein Forum erinnert, mit Hinweisen auf einen Innenhof mit Flügelbauten und einer Art Basilika mit Anbauten. Hier könne etwas wie ein Stadtratsgebäude vermutet werden. Mit großer Wahrscheinlichkeit könne man auch von der Existenz mindestens einer großen Reiterstatue im Innenhof ausgehen.

Abschließend ging Dr. Becker auf die römische Germanienpolitik ein, wobei er die für Waldgirmes belegte Infrastruktur als typisch für den Vorläufer einer Provinzialisierung einstufte und sich kritisch zur Ansicht äußerte, wonach die Germanienpolitik des Augustus gescheitert sei.

Hans-Wolfgang Steffek (hw); erschienen am 08.03.2007 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

Der OHG dankt dem
- **Gießener Anzeiger**
www.giessener-anzeiger.de
und der
- **Gießener Allgemeinen Zeitung**
www.giessener-allgemeine.de
für die Möglichkeit der Onlinepublikation.

Autorinnen und Autoren dieses Bandes:

Prof. Dr. Friedrich Karl Azzola, Fichtenstraße 2, 65468 Trebur

Manfred Blechschmidt, Am Zehntfrei 5, 35398 Gießen

Johanna Beil, Hauptstr.14, 79104 Freiburg i.Br.

Dr. Ludwig Brake, Rosenpfad 8, 35396 Gießen

Jascha Braun, Dunckerstraße 13, 10437 Berlin

Dr. Armin Becker, c/o Römisch-Germanische Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts, Palmengartenstraße 10-12, 60325 Frankfurt

Prof. Dr. Karl Dienst, Pfungstädter Straße 78, 64297 Darmstadt-Eberstadt

Prof. Dr. Günter Dörfel, Zauckeroder Straße 5, 01159 Dresden

Dr. Jutta Failing, c/o Grabenstraße 15, 35444 Biebertal

Dr. Eva-Marie Felschow, Am Lotzengraben 21 A, 35584 Wetzlar-Naunheim

Fiona Fritz, Schulstraße 24, 35418 Buseck

Dr. Peter Gruhne, Obere Hauptstraße 1, 55278 Hahnheim

Volker Hess, Gießener Straße 69, 35460 Staufenberg,
v@tagebergen.de

Herbert Keller, Steinkaute 2, 35396 Gießen

Dagmar Klein, Talstraße 10, 35435 Wettenberg, dk135435@web.de

Samantha Kröck, Pestalozzistraße 1, 35435 Wettenberg

Sabine Kühn, Daubringer Straße 25, 35457 Lollar

Dr. Sigrid Oehler-Klein, Hermann-Hesse-Weg 2, 97276 Margetshöchheim

Dr. Matthias Recke, c/o Professur für Klassische Archäologie an der
Justus-Liebig-Universität, Otto-Behaghel-Straße 10 D, 35394 Gießen,
Matthias.Recke@archaeologie.uni-giessen.de

Hans Reeh, Lindenstraße 5, 35435 Wettenberg

Andreas Schmidt, Hainweg 7, 35435 Wettenberg

Karl Heinrich Stamm, Charlottenburger Straße 19, 37070 Göttingen

Prof. Dr. Hans-Joachim Weimann, Friedlandstraße 5, 35444 Biebertal

OBERHESSISCHER GESCHICHTSVEREIN

Mitgliedsbeitrag: 15,00 € jährlich für Einzelmitglieder
20,00 € für Familienmitgliedschaft

Konten: Sparkasse Gießen
BLZ 513 500 25, Kto. Nr. 200 508 512
Volksbank Gießen
BLZ 513 900 00, Kto. Nr. 457 701

Die Mitgliedschaft berechtigt:

1. Zum Bezug der jährlich erscheinenden „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins“. Die persönliche Abholung im Stadtarchiv ist erwünscht. Die spätere Zustellung ist mit Porto-kosten verbunden.
2. Zum freien Eintritt zu allen Vorträgen und bevorzugter Teilnahme an den Exkursionen des Oberhessischen Geschichtsvereins.

Für Form und Inhalt der Aufsätze in den „Mitteilungen“ sind die Verfasser verantwortlich. Manuskripte werden in folgender Form erbeten: unformatierte Texte als Word-Datei auf CD (oder Diskette) abgespeichert und ein Ausdruck. Sofern Abbildungen vorgesehen sind, bitte diese nummerieren und die entsprechende Stelle im Text markieren. Die Abbildungen möglichst gescannt (300 dpi) und auf CD.

Anschrift: Oberhessischer Geschichtsverein Gießen e.V.
Stadtarchiv, Postfach 11 08 20, 35353 Gießen
Adresse: Oberhessischer Geschichtsverein Gießen e. V.,
Stadtarchiv, Rodheimer Straße 33, 35398 Gießen
Telefon: 0641/6940661, Fax: 0641/6940663
eMail: stadtarchiv@giessen.de
Redaktion: Manfred Blechschmidt, Michael Breitbach,
Eva-Marie Felschow, Susanne Gerschauer
und Dagmar Klein

Der Schriftentausch wird von der Universitäts-Bibliothek Gießen, Otto-Behagel-Straße 8, durchgeführt.

An alten Jahrgängen der „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins“ sind noch vorhanden und können über die Geschäftsstelle im Stadtarchiv, Postfach 11 08 20, 35353 Gießen, bezogen werden:

Nr. 40/1955	2,50 €
Nr. 41/1956	2,50 €
Nr. 43/1959	2,50 €
Nr. 44/1960 Festschrift Prof. Dr. Rauch	2,50 €
Nr. 46/1962	2,50 €
Nr. 47/1963	2,50 €
Nr. 48/1964	2,50 €
Nr. 49/50/1965	2,50 €
Nr. 51/1966	2,50 €
Nr. 52/1967	2,50 €
Nr. 53/54/1969	2,50 €
Nr. 55/1970	2,50 €
Nr. 56/1971	2,50 €
Nr. 57/1972	2,50 €
Nr. 60/1975	2,50 €
Nr. 62/1977 Festschrift Dr. Herbert Krüger	2,50 €
Nr. 63/1978 Festschrift 100 Jahre OHG	2,50 €
Nr. 65/1980	2,50 €
Nr. 66/1981	2,50 €
Nr. 67/1982	2,50 €
Nr. 76/1991	2,50 €
Nr. 79/1994	2,50 €
Nr. 80/1995	2,50 €
Nr. 81/1996	2,50 €
Nr. 82/1997	2,50 €
Nr. 83/1998	2,50 €
Nr. 84/1999	17,40 €
Nr. 85/2000	13,20 €
Nr. 86/2001	10,30 €
Nr. 87/2002	14,00 €
Nr. 88/2003	9,30 €
Nr. 89/2004	14,50 €
Nr. 90/2005	14,00 €
Nr. B1 Beiheft „Amerika-Haus“	10,00 €
Nr. 91/2006	14,50 €
Nr. 92/2007	14,50 €
Nr. 93/2008	14,50 €

Ältere Jahressbände werden öfter für wissenschaftliche Institutionen gesucht. Der Verein bittet seine Mitglieder um Abgabe von „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins“ Nr. 1-79.

